



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

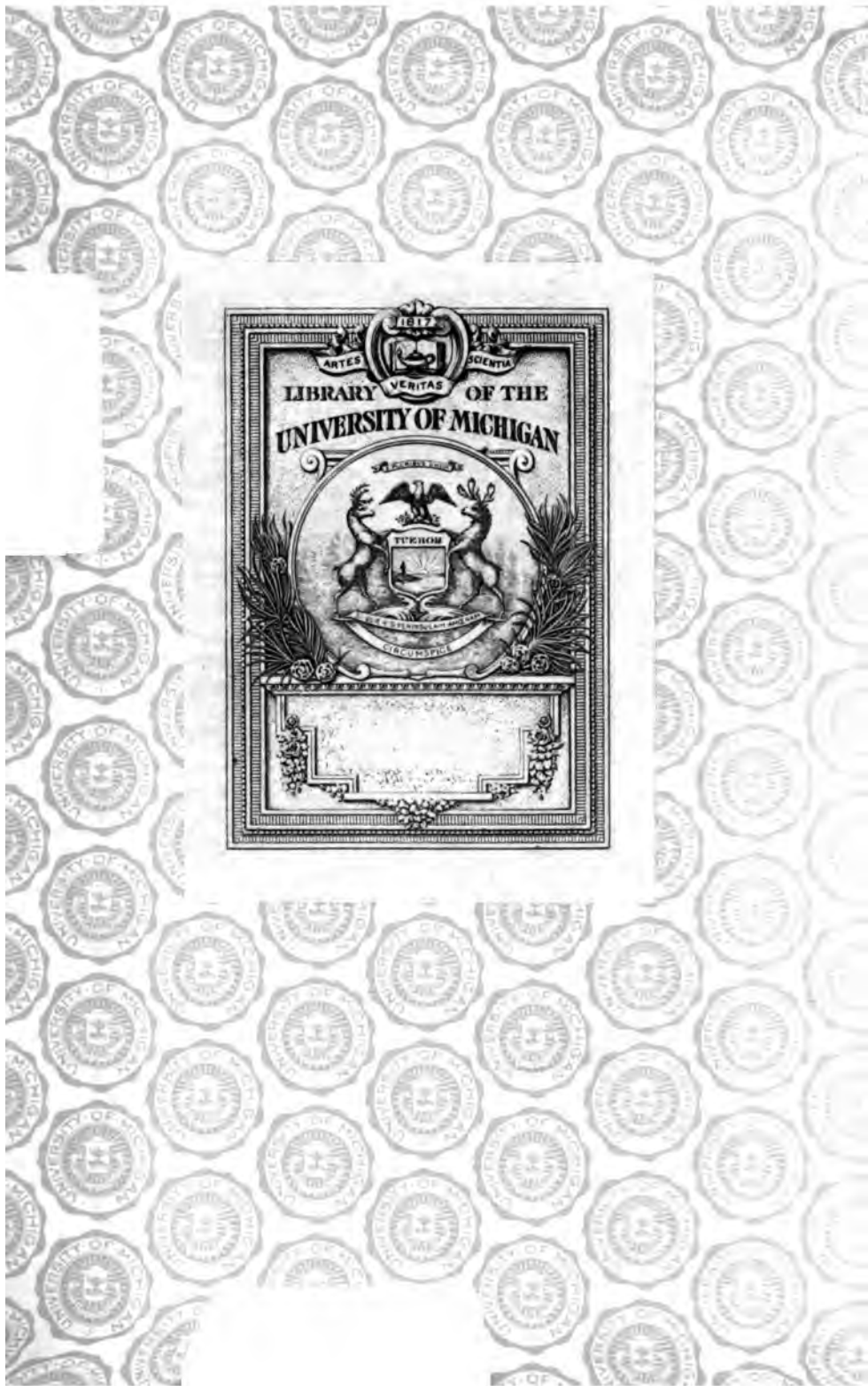
We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

1,178,073





W65

WIENER STUDIEN.

Zeitschrift für klassische Philologie.

Schriftleiter :

H. v. Arnim, E. Hauler und L. Radermacher.

XLVI. Band. — Jahrgang 1928.

**Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht und der
Emergency Society for German and Austrian Science and Art.**

Erstes und zweites (Wilamowitz-) Heft.

Wien 1929.

OSKAR HÖFELS, I. WALFISCHGASSE 14.



Dr.
Jenova!
Harr.

ULRICH VON WILAMOWITZ-
MOELLENDORFF

ZUR FEIER
DES
80. GEBURTSTAGES

IN VEREHRUNG
GEWIDMET

VON DER SCHRIFTFLEITUNG
DER
»WIENER STUDIEN«.

603
W65

WIENER STUDIEN.

Zeitschrift für klassische Philologie.

Schriftleiter:

H. v. Arnim, E. Hauler und L. Radermacher.

XLVI. Band. — Jahrgang 1927/28.

Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht und der
Emergency Society for German and Austrian Science and Art.

Erstes Heft.

Wien 1928.

OSKAR HÖFELS, I. WALFISCHGASSE 14.

Beiträge zur lateinischen Philologie bittet man an Professor Dr. Edmund Hauler (Wien, IX., Währinger Gürtel 88), solche zur griechischen an Professor Dr. Hans v. Arnim (XIX., Hardtstrasse 10) oder an Professor Dr. Ludwig Radermacher (XVIII., Hermann-Puchberggasse 7) zu senden.

Inhaltsverzeichnis

zu den

WIENER STUDIEN

(Band XLVI, Heft 1)

Abhandlungen:

Hans v. Arnim, Zu W. Jägers Grundlegung der Entwicklungsgeschichte des Aristoteles	1
Albin Lesky, Hellos-Hellotis, II.	48
Adelgard Perkmann, Streitszenen in der griech.-röm. Komödie III.	68
Karl Mraz, Randbemerkungen zu Lucilius' Satiren	78
Richard Holland, Beiträge zum Verständnis der Maecenaselegien III.	85

Miszellen:

Ludwig Radermacher, Zu Aristophanes' Vögeln	92
F. Hiller v. Gaertringen, Marcus-Mamercus	93
Mauriz Schuster, Der <i>passer</i> Catulls	95
Artur Biedl, Ein übersehenes Fragment des Messalla Corvinus	100
C. Weyman, Similia zu Vergils Hirtengedichten VI, Ekloge VIII (Fortsetzung)	101
Edmund Hauler, Zu den neuen Bruchstücken der Stadtchronik von Ostia	102
Vorträge des <i>Eranos Vindobonensis</i> in der Zeit 1927/28	106

Die „Wiener Studien“ erscheinen wegen der außergewöhnlich erhöhten Herstellungskosten vorläufig in 2 Halbjahrsheften mit dem auf etwa je 6–7 Druckbogen verringerten Umfang. Der Bezugspreis dieses Bandes ist für Österreich mit S 12.—, für Deutschland und das Ausland mit Mk. 7.50 bestimmt. Honorare können derzeit nicht gezahlt werden, doch erhält jeder Verfasser 20 Sonderabzüge seines Beitrages kostenlos beigestellt. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung oder der Verlag entgegen.

Diesem Heft liegt ein Prospekt über „Die Antike, Zeitschrift für Kunst und Kultur des klass. Altertums“ bei, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Zu W. Jaegers Grundlegung der Entwicklungsgeschichte des Aristoteles.

W. Jaeger hat in seinem glänzenden Aristotelesbuche (Weidmannsche Buchh. 1923) der Aristotelesforschung einen neuen Weg zeigen wollen, indem er durch Unterscheidung früher und später Schichten in der ‚Metaphysik‘ für eine Geschichte der philosophischen Entwicklung des Aristoteles den Grund zu legen unternahm. Die Bewunderung, die seine Leistung als Ganzes verdient, und die Erkenntlichkeit für die von ihm empfangene Anregung und positive Belehrung enthebt aber die Mitforscher nicht der Pflicht, zu prüfen, ob das von ihm gelegte Fundament fest und zuverlässig ist. Wenn ich in den folgenden Ausführungen einige Bedenken begründe, die mir bezüglich dieser Grundlegung aufgestiegen sind, so glaube ich, damit nicht als Gegner ihm gegenüber, sondern als Mitarbeiter an seine Seite zu treten.

W. Jaeger nimmt an, daß die ‚Urmetaphysik‘, zu der er ABGE (dies nur teilweise) M cp. 9. 10 N rechnet, von Aristoteles unmittelbar nach Platons Tode während seines Aufenthaltes in Assos verfaßt und vor den dort versammelten akademischen Schulgenossen vorgetragen worden sei. Im besonderen soll dies für das Buch A gelten, in dessen cp. 9, der berühmten Kritik der platonischen Ideenlehre, Jaeger wegen des darin verwendeten „Wir = Stiles“ die „innerakademische“ Auseinandersetzung über die Ideenlehre zu erkennen glaubt, durch welche Aristoteles seinen öffentlichen Angriff auf diese im zweiten Buch des Dialogs *περί φιλοσοφίας* und seinen durch diesen gegebenen endgiltigen Austritt aus der platonischen Schule vorbereitet habe. Die Datierung des Buches A der Metaphysik wird bei Jaeger nur auf dessen cp. 9 begründet. Für dieses Kapitel „kommt nur ein ganz bestimmter, unwiederholbarer Augenblick im Leben des Aristoteles in Frage. Platon selbst lebt nicht mehr: das geht aus dem mehrfach wiederholten Imperfektum, worin von ihm gesprochen wird, eindeutig hervor. Die Art, wie die platonischen Argumente für die Existenz ‚abgetrennter‘ Ideen hier angeführt

werden, — setzt den dauernden Umgang der Hörschaft mit dieser Frage voraus. — Voraussetzung dieser Ideenkritik ist also ein Kreis platonischer Philosophen. — Einen solchen hat Aristoteles nach Platons Tode außer in Athen, das er bald verließ, nur einmal, in Assos um sich gehabt und dann niemals wieder (S. 177).“ „Der charakteristische Wir-Stil im ersten Buch beweist, daß dieses zu einer Zeit geschrieben worden ist, wo Aristoteles selbst noch als Platoniker und bisheriger Anhänger der Ideenlehre auftreten konnte (S. 176).“ Die Ideenkritik von A cp. 9 ist also auf ein bestimmtes Jahr, das Jahr 347, datiert. Diese Datierung gilt „zunächst für das ganze erste Buch, dessen Einheitlichkeit unantastbar ist und das deshalb als Ganzes unter die für jenen Teil geltenden chronologischen Schlußfolgerungen fällt (S. 179).“ Weiter sucht dann Jaeger zu zeigen, daß auch das Buch B, das Buch der Probleme, weil auch in ihm 997 b 3 und 1002 b 12 der Wir-Stil angewendet werde, aus derselben Zeit wie das Buch A stamme, also zur Urmetaphysik gehöre. Weiter wird dann noch das ganze Γ und E cp. 1, weil sie die vier ersten Probleme des B zur Lösung bringen, zur Urmetaphysik gerechnet, ferner noch M cp. 9 und 10 und das ganze N. Die ganze Konstruktion beruht allein darauf, daß Buch A wegen seines neunten Kapitels als auf das Jahr 347 datiert angesehen wird. Auf Met. A folgte der Dialog *περὶ φιλοσοφίας*, in dessen zweitem Buch auch eine Kritik der Ideenlehre, aber nicht mehr ‚innerakademisch‘, sondern vor der breitesten Öffentlichkeit gegeben wurde, und Aristoteles selbst als Gründer eines neuen philosophischen Systems auftrat. Nicht lange nach diesem Dialogwerk denkt sich Jaeger die Eudemische Ethik, die ihm als die ‚Urethik‘ gilt, entstanden und auf diese läßt er, ebenfalls noch in der assischen Periode die „Urpolitik“ folgen. Diese Konstruktion hat zur notwendigen Folge, daß mindestens die ersten Bücher der Physik, die Schrift *περὶ φυσικῶν ἀρχῶν*, weil auf ihre Lehre von den vier Ursachen der ganze Gedankengang von Met. A aufgebaut ist und sie auch ausdrücklich als τὰ Φυσικά zitiert wird, in die Zeit vor Platons Tod hinaufdatiert werden muß. Ob dies innere Wahrscheinlichkeit hat, will ich vorläufig nicht fragen, sondern nur auf die Tatsache hinweisen, daß das zweite Buch der Physik den Dialog *περὶ φιλοσοφίας* und das Buch A der Metaphysik τὰ Ἠθικά zitiert, die wenn wir zunächst an der Jaegerschen Auffassung der Eudemischen als der Urethika festhalten, natürlich nur diese sein können. Wie W. Jaeger sich mit diesen Zitaten abfindet, die der von ihm

statuierten Reihenfolge der Schriften widersprechen, geht aus seinem Buche nicht hervor. Er erwähnt sie überhaupt nicht. Man kann nur vermuten, daß er sie zu den interpolierten Zitaten rechnet, die ja in den aristotelischen Schriften nicht selten sind. Es wäre aber doch wohl rationeller gewesen, dies auszusprechen und zu begründen. In seinem früheren Aristotelesbuch, „Studien zur Entstehungsgeschichte der Metaphysik des Aristoteles“ S. 120 schrieb er die Worte: „Wer in der Metaphysik, Ethik, Politik Zitate übersieht oder gar athetiert, sägt den Ast ab, auf dem er sitzt“. In seinem zweiten Aristotelesbuch S. 309 warnt er vor dem Versuch, auf die Verweisungen in den physikalischen Schriften eine Hypothese über die Reihenfolge ihrer Abfassung aufzubauen. „Was man so gewinnt, ist bestenfalls die von Aristoteles selbst am Schluß seiner schriftstellerischen Tätigkeit beabsichtigte pädagogische und sachliche Folge, niemals jedoch ein Einblick in seine Entwicklung oder auch nur in die successive Abfassung der einzelnen Schriften.“ Weiter erwähnt er in diesem Zusammenhang S. 310, daß nicht „aus einer Erwähnung der Ethik in der Metaphysik jedesmal auf die Priorität der angeführten Schrift oder ihres Inhalts geschlossen werden kann, wenn man nicht die Art der Benutzung und die Form des Zitats genau untersucht und die Möglichkeit in Betracht zieht, daß eine frühere oder spätere Fassung als die uns erhaltene zitiert wird“. Ich glaube, daß die beiden Zitate, deren Berücksichtigung ich bei Jaeger vermisste, das der Ethik in Met. A und das des Dialogs *περί φιλοσοφίας* in *Φυσ. ἀκρ. B*, beide nicht nur von Aristoteles selbst stammen, sondern auch dem ursprünglichen Text der zitierenden Schrift angehören und keinesfalls als Zusätze bei einer späteren Wiederholung der Vorlesung in den Text hineingekommen sein können.

Das Zitat der *Ἠθικά* Met. A cp. 1. 981 b 25: εἰρηται μὲν οὖν ἐν τοῖς Ἠθικοῖς τις διαφορὰ τέχνης καὶ ἐπιστήμης καὶ τῶν ἄλλων τῶν ὁμογενῶν· οὐ δ' ἔνεκα νῦν ποιούμεθα τὸν λόγον, τοῦτ' ἔστιν, ὅτι τὴν ὀνομαζομένην σοφίαν περὶ τὰ πρῶτα αἰτία καὶ τὰς ἀρχὰς ὑπολαμβάνουσι πάντες, ὥστε καθάπερ εἰρηται πρότερον, ὁ μὲν ἐμπειρος τῶν ὁποιοῦν ἔχόντων αἰσθήσιν εἶναι δοκεῖ σοφώτερος ὁ δὲ τεχνίτης τῶν ἐμπειρῶν, χειροτέχνου δ' ἀρχιτέκτων, αἱ δὲ θεωρητικαὶ τῶν ποιητικῶν μᾶλλον. ὅτι μὲν οὖν ἡ σοφία περὶ τινος αἰτίας καὶ ἀρχῆς ἐστὶν ἐπιστήμη, δῆλον. Der Satz, daß die σοφία sich auf die πρῶτα αἰτία und die ἀρχαί bezieht, eine ἐπιστήμη τῶν πρῶτων ἀρχῶν καὶ αἰτίων θεωρητική ist, bildet das Ziel der ganzen Untersuchung über die σοφία, mit

der das Buch A der Metaphysik beginnt, aber der Beweis für diesen Satz ist mit den oben ausgeschriebenen Schlußsätzen des 1. Kapitels noch nicht zum Abschluß gebracht, sondern vollendet sich erst im 2. Kapitel. Das 1. Kapitel schließt mit dem Satze: ὅτι ἡ σοφία περὶ τινῶν αἰτίας καὶ ἀρχῶν ἐπιστήμη ἐστίν. Daß diese τινῶν αἰτίαι die πρῶτα sind, wird im 2. Kapitel bewiesen. Wenn also in den ausgeschriebenen Worten, in unmittelbarem Anschluß an das Ethikzitat, bereits die πρῶτα αἰτία als von allen Menschen anerkannter Gegenstand der σοφία genannt werden, so ist dies nur eine vorwegnehmende Bezeichnung des Zieles der Argumentation, zu dem diese erst im 2. Kapitel gelangt. Indem Aristoteles, um von seinen Hörern besser verstanden zu werden, ihnen im voraus das Ziel angibt, dem seine folgende Beweisführung in cp. 2 zustrebt, erinnert er sich, schon in der Ethik den begrifflichen Unterschied der σοφία von ἐπιστήμη, φρόνησις, νοῦς, ἐπόλησις, τέχνη, wenn auch aus anderem Gesichtspunkt, behandelt zu haben. Er will daher den beherrschenden Gesichtspunkt hervorheben, durch den sich seine jetzige Darlegung von der früheren der Ethik unterscheidet. Es ist daher klar, daß der Satz εἶρηται μὲν οὖν ἐν τοῖς Ἰδιτικοῖς — τῶν ὁμογενῶν nicht als späterer Zusatz, sei es des Aristoteles selbst, sei es von fremder Hand, ausgesondert werden kann, wenn man nicht auch die folgenden Worte: οὐ δ' ἕνεκα τῶν ποιούμεθα τὸν λόγον bis mindestens ὑπολαμβάνουσι πάντες, richtiger bis τῶν ποιητικῶν μᾶλλον mit zu dem späteren Zusatz rechnet. Denn die Glieder des Gegensatzes εἶρηται μὲν ἐν τοῖς Ἰδιτικοῖς — οὐ δ' ἕνεκα τῶν ποιούμεθα τὸν λόγον sind genetisch von einander nicht zu trennen. Diese Ausdehnung des späteren Zusatzes ist aber unannehmbar, weil dann der ursprüngliche Text des 1. Kapitels und damit des ersten Teils der Beweisführung des eindrucksvollen Abschlusses durch die Rekapitulation entbehrt hätte. Auch wäre schwer einzusehen, was den Verfasser bewogen haben könnte, in der zweiten Auflage von Met. A auf die inzwischen entstandene Ethik in einem solchen Zusatz Bezug zu nehmen, leichtverständlich dagegen ist es, wenn die Ethik nicht lange vor Met. A vorgetragen worden war, daß Aristoteles seine Hörer auf die Verschiedenheit des jetzigen Leitgedankens von dem des Abschnitts der Ethik hinweisen wollte. Das Zitat der Ethik in Met. A 981 b 25 ist also ursprünglich und im Zusammenhang verwurzelt und berechtigt uns zu dem Schluß, daß dem Buche A der Metaphysik die ‚Urethik‘ schon vorausgegangen war. War diese, wie Jaeger meint, die Eudemische, so

läßt sich die Deutung von Met. A als vorbereitende innerakademische Auseinandersetzung mit der Ideenlehre Platons nicht mehr aufrecht erhalten. Denn als er die Eudemische Vorlesung hielt, hatte Aristoteles die Ideenlehre schon πολλοῖς τρόποις καὶ ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις καὶ ἐν τοῖς κατὰ φιλοσοφίαν untersucht und bekämpft, und setzt diese Untersuchungen als seinen Hörern bekannt voraus. Da aber, nach dem von mir geführten Nachweis, die sogenannte Große Ethik aus früherer Zeit als die Eudemische stammt und da auch in ihr die in dem Metaphysikzitat gemeinte Erörterung über die dianoëtischen Tugenden p. 1196 b 34 — 1197 b 10 sich findet, so kann das Zitat auf diese bezogen werden. Namentlich die Stelle über die σοφία 1197 a 23 — 30 könnte gemeint sein: ἔστιν γὰρ ἡ σοφία καὶ περὶ τὰς ἀρχάς καὶ τὰ ἐκ τῶν ἀρχῶν ἤδη δεκνύμενα, περὶ ἃ ἡ ἐπιστήμη· ἡ μὲν οὖν περὶ τὰς ἀρχάς, τοῦ νοῦ αὐτῆ μετέχει, ἡ δὲ περὶ τὰ μετὰ τὰς ἀρχάς μετ' ἀποδείξεως ὄντα, τῆς ἐπιστήμης μετέχον ὥστε δῆλον ὅτι ἡ σοφία ἐστὶν ἐκ τε νοῦ καὶ ἐπιστήμης συγκειμένη. Die Verschiedenheit dieser mit Nic. Z 1141 a 16 — 20 übereinstimmenden Begriffsbestimmung der σοφία von der Äußerung über sie in Met. A 981 b 27 ὅτι τὴν ὀνομαζομένην σοφίαν περὶ τὰ πρῶτα αἰτία καὶ τὰς ἀρχάς ὑπολαμβάνουσι πάντες ist kein Widerspruch, sondern beruht nur darauf, daß von den beiden Elementen, die nach den Ethikstellen die σοφία in sich vereinigt, in der Metaphysikstelle dem Zusammenhang gemäß nur die eine hervorgehoben wird, nämlich ihre Beziehung auf die πρῶτα αἰτία und ἀρχαί. Eben deswegen zitiert der Philosoph die Ethikstelle, um zu betonen, daß es ihm hier, im Gegensatz zu jener, nur auf die πρῶτα αἰτία als spezifischen Gegenstand der σοφία ankommt. Das Zitat ist also verständlich und angemessen, wenn es sich auf die Stelle der Gr. Ethik bezieht, aber natürlich ist die Beziehung auf die entsprechende, für uns verlorene Stelle der Eud. nicht ausgeschlossen, durch die das Buch Met. A in viel spätere Zeit hinabgeschoben würde. Nur die Beziehung auf Nic. Z dürfen wir a priori ausschließen. Aus den historischen Anspielungen in der Gr. Ethik ergibt sich, wie ich in meiner Abhandlung über die drei aristotelischen Ethiken (vgl. auch Rh. Mus. NF 76, S. 140 f.) gezeigt habe, daß diese Vorlesung in der uns erhaltenen Fassung aus den Anfängen der athenischen Lehrtätigkeit des Philosophen, dem Jahre 334, stammt. Aber der scheinbar sich ergebende Schluß, daß dieses Jahr den terminus post quem für Met. A bilde, ist deswegen nicht stichhältig, weil wir mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß

jene historischen Anspielungen auf Mentor und Dareios bei einer Wiederholung der Vorlesung hinzugefügt wurden, diese selbst aber aus erheblich früherer Zeit stammte. Daß diese Vorlesung mehrfach gehalten wurde, habe ich Rh. Mus. 76 S. 240 daraus geschlossen, daß die Ἡδονή-Abhandlung, wo sie jetzt steht, einen ursprünglichen festgeschlossenen Zusammenhang zerreißt, also für einen bei Wiederholung der Vorlesung eingeschalteten Abschnitt zu halten ist. Es kann also der Grundstock der Gr. Ethik recht wohl früher entstanden sein. Einen terminus post quem für sie bildet aber, wie ich in der Abhandlung „Das Ethische in Aristoteles' Topika“ (Wiener Sitzungsber. 205, 4) gezeigt habe, das 2. Buch der Rhetorik, da die in ihm enthaltene Behandlung der vier Affekte νέμεσις, ἔλεος, φθόνος, ἐπιχαιρεκακία zeigt, daß es zur Zeit ihrer Abfassung dem Aristoteles noch ganz fernlag, so wie er es in allen drei Ethiken tut, diese Affekte in das Schema ὑπερβολή, ἔλλειψις, μεσότης wie in ein Prokrustesbett einzuspannen, da er hier φθόνος und ἐπιχαιρεκακία noch ganz richtig als eng zusammengehörig und Äußerungen eines und desselben Ethos behandelt, nicht als ὑπερβολή und ἔλλειψις.

Soviel scheint mir also aus dem Ethikzitat in Met. A sich zu ergeben, daß dieses Buch und die ganze Urmetaphysik Jaegers nicht in die Zeit unmittelbar nach Platons Tode gesetzt werden kann. Über den Wir-Stil in cp. 9, auf den W. Jaeger die Datierung des Buches ausschließlich begründet, werde ich später handeln und zeigen, daß er für die Datierung, die Jaeger vertritt, keine ausreichende Grundlage bietet.

Ich wende mich nun dem zweiten, von Jaeger nicht erwähnten Zitat zu, dem Zitat des Dialogs περὶ φιλοσοφίας im zweiten Buch der Physik B 194 a 35f: διχᾶς γὰρ τὸ οὐ ἕνεκα εἰρηται δ' ἐν τοῖς περὶ φιλοσοφίας. Ich glaube, daß auch dieses Zitat als im Zusammenhang feststehend und von Aristoteles selbst herrührend anerkannt werden muß. Daß es sich auf den Dialog περὶ φιλοσοφίας bezieht, ist evident. Denn dieser wird von allen Autoren, die ihn zitieren, in dieser Form zitiert, die also eindeutig gewesen sein muß, sodaß wir sicher sein können, daß es außer dem bekannten, auch von Jaeger eingehend behandelten dreibändigen Dialog περὶ φιλοσοφίας keine andere Schrift des Aristoteles gegeben hat, die mit den Worten: ἐν τοῖς περὶ φιλοσοφίας zitiert werden konnte. V. Rose konnte dieses Zitat natürlich nicht als Zitat des Dialogs anerkennen und darum fehlt es in seiner Fragmentsammlung. Auch bei Jaeger in seiner Inhaltsrekonstruktion des Dialogs περὶ φιλοσοφίας

wird es nicht erwähnt, ebensowenig an der Stelle seines Buches, wo er die Schrift *περὶ φυσικῶν ἀρχῶν* bei Platons Lebzeiten, also lange vor dem in ihr zitierten Dialog entstanden sein läßt. Daß das Zitat in der Physik nicht interpoliert ist, ergibt sich schon daraus, daß die späteren Peripatetiker nach Andronikos keinesfalls ein Dialogzitat interpoliert haben würden, da sie nur noch die Lehrschriften studierten und als maßgebend anerkannten; die älteren dagegen wieder, seit Lykon, die Physik nicht studierten. Aber auch Aristoteles selbst kann das Zitat nicht nachträglich, etwa bei einer späteren Wiederholung der Physikvorlesung, hinzugefügt haben. Denn ohne das Zitat ist der Gedanke nicht verständlich. Was mit den zwei Arten des οὐ ἔνεκα gemeint ist, konnten die Hörer wirklich nur verstehen, wenn sie sich an die zitierte frühere Erörterung in *περὶ φιλοσοφίας* erinnerten. Wie es in der Physikstelle heißt: *διχῶς γὰρ τὸ οὐ ἔνεκα εἴρηται δ' ἐν τοῖς περὶ φιλοσοφίας*, so heißt es *Eth. Eud. 1249b 15 διττὸν δὲ τὸ οὐ ἔνεκα διώρισται δ' ἐν ἄλλοις*. Also auch in der *Eud. Ethik* wird für dieselbe Unterscheidung auf eine frühere, in einer andern Schrift (oder in mehreren andern) gegebene Erörterung verwiesen. Auch *de an. β 415b 2* heißt es: *τὸ δ' οὐ ἔνεκα διττὸν, τὸ μὲν οὐ τὸ δ' ᾧ* und ebenda *b 20 διττῶς δὲ τὸ οὐ ἔνεκα, τὸ τε οὐ καὶ τὸ ᾧ* und dieselbe Unterscheidung scheint gemeint *Met. Α 1072b 1 ὅτι δ' ἔστι τὸ οὐ ἔνεκα ἐν τοῖς ἀκινήτοις ἢ διαίρεσις διηλοῖ (ἔστι γὰρ τινός καὶ) τινὶ τὸ οὐ ἔνεκα, ᾧν τὸ μὲν ἔστι τὸ δ' οὐκ ἔστι.) κινεῖ δὲ ὡς ἐράμενον, κινουμένῳ δὲ τᾶλλα κινεῖ*. Diese beiden Stellen enthalten kein Zitat, wie die in *Phys. B* und *Eud.* Dafür geben sie selbst eine Andeutung über den Unterschied der beiden Arten des οὐ ἔνεκα. Die eine Art wird durch den Genitiv οὐ (in *Met. Α τινός*), die andere durch den Dativ ᾧ (in *Met. Α τινὶ*) gekennzeichnet. Daß in der *Metaphysik*stelle *τινός καὶ* vor *τινὶ* ausgefallen ist, beweist der Plural ᾧν. Diesem ᾧν mußte die Nennung beider Glieder der *διαίρεσις* vorausgegangen sein. Der Dativ bedeutet den subjektiven (vorgestellten) Zweck, der Genitiv den objektiven, der durch die teleologische Naturordnung jedem Dinge gesetzt ist. So erklären sich die Worte: *ᾧν τὸ μὲν ἔστι, τὸ δ' οὐκ ἔστι*. Der erste Bewegter in *Met. Α* soll als οὐ ἔνεκα im objektiven Sinne erwiesen werden, als οὐ ἔνεκα τινός, nämlich τοῦ κόσμου; in demselben Sinne ist in der *eud.* Stelle der νοῦς und seine ἐνέργεια für die φρόνησις das οὐ ἔνεκα (τέλος) ihrer Betätigung; in *de anima* wird an der ersten Stelle *415b 1* das Ewige und Göttliche

als das οὐ ἔνεκα alles Lebenden, φυτά und ζῷα, genannt: πάντα γὰρ ἐκείνου ὀρέγεται καὶ ἐκείνου ἔνεκα πράττει, ὅσα πράττει κατὰ φύσιν; an der zweiten Stelle de anima 415 b 20 ist die Seele das οὐ ἔνεκεν der beseelten Wesen, das objektive Ziel, das die Natur in ihnen erreicht. Immer handelt es sich, in allen drei Stellen um das daseiende τέλος τινός, welches κατὰ φύσιν von dem betreffenden Wesen erstrebt wird. Entsprechend sind in der Physikstelle 194 a 35, wo sich das διχῶς γὰρ τὸ οὐ ἔνεκα an die Worte: ἐσμεν γὰρ πῶς καὶ ἡμεῖς τέλος anschließt, wir d. h. der Mensch als objektiver Naturzweck angesehen, sodaß der Mensch berechtigt sei, alle übrigen Naturwesen als Stoff für seine Zwecke zu gebrauchen. So ergibt sich also für uns der Sinn der Physikstelle nur durch die Vergleichung mit den Parallelstellen, für die Schüler des Aristoteles war sie nur verständlich, wenn sie die zitierte Stelle des Dialogs περὶ φιλοσοφίας kannten. Darin liegt der Beweis für meine Ansicht, daß das Zitat nicht nur von Aristoteles selbst herrührt, sondern auch zum ursprünglichen Textbestande gehört. Ist aber dies der Fall, so läßt sich Jaegers Ansicht nicht aufrecht erhalten, daß die Schrift περὶ φυσικῶν ἀρχῶν noch bei Platons Lebzeiten verfaßt worden sei, der Dialog περὶ φιλοσοφίας dagegen nach Platons Tode und nach Met. A. Mit der Datierung des Dialogs durch Jaeger bin ich einverstanden, nicht aber mit seiner allzufrühen Ansetzung des ersten Hauptteils der Physik. Dieser ist auf Grund des eben besprochenen Zitates nach περὶ φιλοσοφίας anzusetzen. Wenn man diese für das ganze aristotelische System grundlegende Vorlesung bei Platons Lebzeiten gehalten denkt, so bleibt für eine Weiterentwicklung der aristotelischen Philosophie, zumindest ihrer Grundgedanken, wie sie Jaeger nachweisen will, nicht mehr viel Raum. Die Lehre von den vier Ursachen in Phys. B setzt voraus, daß Aristoteles die Ideenlehre schon völlig aufgegeben hatte, und aus mehreren Stellen der beiden ersten Bücher geht hervor, daß Aristoteles, als er die Vorlesung über die Prinzipien der Natur hielt, bereits die neue Metaphysik, die er an Stelle der Ideenlehre setzen wollte, mindestens in ihren Grundzügen konzipiert hatte. Nachdem Aristoteles Phys. A cp. 9 den Unterschied seiner Lehre von der Materie von der platonischen und ihre Überlegenheit über jene dargelegt hat, schließt er das Kapitel und zugleich das ganze Buch A p. 192 a 35 mit den Worten: περὶ δὲ τῆς κατὰ τὸ εἶδος ἀρχῆς, πότερον μία ἢ πολλαὶ καὶ τίς ἢ τίνες εἰσὶ, δι' ἀκριβείας τῆς πρώτης φιλοσοφίας ἔργον ἐστὶ διορίσασθαι, ὥστε εἰς ἐκεῖνον τὸν καιρὸν

ἀνακείσθω. περὶ δὲ τῶν φυσικῶν καὶ τῶν φθαρτῶν εἰδῶν ἐν τοῖς ὕστερον δεκνυμένοις ἐροῦμεν. Diese Worte verweisen die genaue Untersuchung über die Formursache, die der vorausgegangenen über die ὄλη entsprechen würde und als ihr Gegenstück von den Hörern erwartet wird, in die für später in Aussicht genommene Behandlung der πρώτη φιλοσοφία, die als eine von der Physik verschiedene Wissenschaft schon ganz ebenso wie später gegen sie abgegrenzt wird. In der Fortsetzung der Physikvorlesung (sie ist mit den ὕστερον δεκνύμενα gemeint) sollen nur die φθαρτὰ εἶδη behandelt werden, was im Buche B tatsächlich geschieht. Wenn wir die als Gegensatz zu den φθαρτὰ hinzuzudenkenden ἀφθαρτα εἶδη mit der Frage im ersten Teil des Satzes: πότερον μία ἢ πολλαὶ καὶ τινες (scil. κατὰ τὸ εἶδος ἀρχαί); in Beziehung bringen, so ergibt sich, daß Aristoteles jedesfalls auch an die Gottheit als oberste Ursache dieser Art denkt. Denn die Form der Fragestellung zeigt, daß jedesfalls eine oberste, unvergängliche Form angenommen wird, wenn auch nicht zu ersehen ist, ob neben (unter) ihr andere stehen. Es ist also die neue Metaphysik schon konzipiert, die die platonische transscendente Ideenwelt durch die eine transscendente unkörperliche Wesenheit ersetzt. Es kommt mir sehr unwahrscheinlich vor, daß Aristoteles dies bei Platons Lebzeiten in der Akademie vorgetragen hat. Jedesfalls ist es schwer vereinbar mit Jaegers Deutung des „Wir = Stils“ in Met. A cp. 9. Denn wenn Aristoteles noch nach Platons Tode sich so sehr zur Akademie rechnete, daß er von der Ideenlehre sagte: „wir lehren u. s. w.“, so müßte man bei Platons Lebzeiten eine noch größere Zurückhaltung gegenüber der Ideenlehre von ihm erwarten. Ich finde also durch den Inhalt bestätigt, was ich vorher aus dem Zitat des Dialogs περὶ φιλοσοφίας in Phys. B geschlossen habe, daß die Vorlesung über die Prinzipien der Natur später ist als der Dialog περὶ φιλοσοφίας und nicht bei Platons Lebzeiten gehalten sein kann. Dieser Eindruck bestätigt sich auch weiterhin, wenn z. B. in B cp. 2 p. 193 b 35 nachdem dargelegt ist, daß der Mathematiker von Punkten, Linien und Ebenen nicht handelt, insofern sie πέρατα an Naturkörpern sind, sondern sie von diesen absondert, wodurch die Wahrheit seiner Lehrsätze nicht beeinträchtigt wird, so fortgefahren wird: λανθάνουσι δὲ τοῦτο ποιοῦντες καὶ οἱ τὰς ιδέας λέγοντες. τὰ γὰρ φυσικὰ χωρίζουσιν ἴπτον ὄντα χωριστὰ τῶν μαθηματικῶν. Die arithmetischen und geometrischen Begriffe könne man ohne Bewegung und ohne Materie denken, physische Körper dagegen, wie Fleisch, Knochen, Mensch, nicht.

Dies konnte Aristoteles nur sagen, wenn er sich schon völlig von dem χωρισμός der Idee losgesagt, und an Stelle der platonischen transscendenten Idee seine Lehre vom ἐνυλον εἶδος gesetzt hatte. Er konnte es in einer Vorlesung nur aussprechen, wenn auch seinen Hörern dieser sein Standpunkt im allgemeinen bekannt war, und sicherlich nicht in der Akademie vor einem aus treuen Anhängern Platons bestehenden Hörerkreis. Er hätte hier nicht den Wir-Stil anwenden und etwa sagen können: λανθάνομεν δὲ τοῦτο ποιῶντες καὶ ἡμεῖς οἱ τὰς ἰδέας λέγοντες· τὰ γὰρ φυσικὰ χωρίζομεν ἴττον ὄντα χωριστὰ τῶν μαθηματικῶν. Am Schluß des zweiten Kapitels 194 b 11, wird die Frage μέχρι πόσου τὸν φυσικὸν δεῖ εἰδέναι τὸ εἶδος; dahin beantwortet: der Physiker müsse vom εἶδος nur wissen, τίνος ἕνεκα ἕκαστον (nämlich jedes einzelne Naturwesen) καὶ περὶ ταῦτα ἃ ἔστι χωριστὰ μὲν εἶδει, ἐν ἴλη δέ. ἄνθρωπος γὰρ ἄνθρωπον γεννᾷ καὶ ἥλιος, πᾶς δ' ἔχει τὸ χωριστὸν καὶ τί ἔστι, φιλοσοφίαις τῆς πρώτης διορίσαι ἔργον. Der Satz ἄνθρωπος ἄνθρωπον γεννᾷ wird von Aristoteles nicht nur in der Physik, sondern auch in Met. ΘΑΝ immer in einem dem χωρισμός der Idee feindlichen Sinne gebraucht, um daran zu erinnern, daß nicht das χωριστὸν, sondern das ἐνυλον εἶδος die diesem εἶδος gleichnamigen vielen Naturwesen ins Dasein ruft, das χωριστὸν εἶδος Platons also ungeeignet ist als Bewegungsursache irgendein Werden in der Natur zu erklären. Unter dem χωριστὸν (scil. εἶδος), dessen Verhalten und Wesenheit zu bestimmen als Aufgabe der πρώτης φιλοσοφίας bezeichnet wird, kann man nur die reine, ganz immaterielle Form d. h. die Gottheit verstehen. Es ist also schon hier der Gegenstand der πρώτης φιλοσοφίας ebenso bestimmt, wie in der von Jaeger rekonstruierten ‚Urmetaphysik‘. Wo Aristoteles in Phys. B cp. 7 beweisen will, daß die Physik alle vier Ursachen, auch die Zweckursache, zur Erklärung der Natur zu verwenden hat, sagt er, daß die drei nichtstofflichen Ursachen dabei oft in eine zusammenfallen 198 a 24: ἔρχεται δὲ τὰ τρία εἰς τὸ ἓν πολλάκις. τὸ μὲν γὰρ τί ἔστι καὶ τὸ οὐ ἕνεκα ἓν ἔστι, τὸ δ' ὄθεν ἢ κίνησις πρώτον τῶν εἶδει ταῦτο τοῦτοις· ἄνθρωπος γὰρ ἄνθρωπον γεννᾷ. Es folgen die Worte *ibid.* 27: καὶ ὅλας ὅσα κινούμενα κινεῖ, ὅσα δὲ μὴ, οὐκέτι φυσικῆς· οὐ γὰρ ἐν αὐτοῖς ἔχοντα κίνησιν οὐδ' ἀρχὴν κινήσεως κινεῖ, ἀλλ' ἀκίνητα ὄντα· διὸ τρεῖς αἱ πραγματεῖαι ἢ μὲν περὶ τὸ ἀκίνητον, ἢ δὲ περὶ κινούμενον μὲν ἀφάρτων δέ· ἢ δὲ περὶ τὰ ρηατὰ, die ich für eine in den Text eingedrungene, den Gedankenzusammenhang störende Randbemerkung halte. Denn

1. lassen sich die Worte: καὶ ὅλων ὅσα κινούμενα κινεῖ syntaktisch zu dem vorausgehenden Satz nicht in Beziehung bringen, 2. ist die Bemerkung über die drei πραγματεῖαι ohne Beziehung zu der Absicht, die Aristoteles hier verfolgt, nämlich zu beweisen, daß die Physik auch das οὐ ἔνεκα, das διότι βέλτιον οὕτως nachzuweisen hat, wenn sie über das διὰ τί einer Naturtatsache erschöpfend Rechenschaft geben will. Dafür ist die Dreiteilung belanglos. Denn die πραγματεία, die vom κινούμενον μὲν, ἀφθαρτον δὲ d. h. vom Himmel und den Himmelskörpern handelt, ist ein Teil der Physik. Die Unterscheidung der φθαρτά von den ἀφθαρτα, auf der die Dreiteilung mitberuht, ist im Gedankenzusammenhang nicht begründet, 3. daß die Dinge ὅσα μὴ κινούμενα κινεῖ nicht Gegenstand physikalischer Betrachtung sein können, weil sie ohne ein Bewegungsprinzip in sich zu haben die Bewegung verursachen, widerspricht dem Satz I. 35: διτται δὲ αἱ ἀρχαὶ αἱ κινούσασαι φυσικῶς, ἧν ἢ ἑτέρα οὐ φυσικὴ· οὐ γὰρ ἔχει κινήσεως ἀρχὴν ἐν αὐτῇ. τοιοῦτον δ' ἐστὶν εἴ τι κινεῖ μὴ κινούμενον, ὥσπερ τὸ τε παντελῶς ἀκίνητον καὶ τὸ πάντων πρῶτον καὶ τὸ τί ἐστὶ καὶ ἡ μορφή. τέλος γὰρ καὶ οὐ ἔνεκα ὥστε ἐπεὶ ἡ φύσις ἔνεκά του, καὶ ταύτην (scil. τὴν οὐ φυσικὴν αἰτίαν) εἰδέναι δεῖ καὶ πάντως ἀποδοτέον τὸ διὰ τί. Denn in ihm wird ja gerade bewiesen, daß auch die ἀκίνητος αἰτία, obgleich sie selbst nicht φυσικὴ ist, dennoch φυσικῶς κινεῖ und deswegen von dem Physiker gewußt werden muß. — Wenn man diese Worte 198a 27 — 31 als Einschiebsel ausschaltet, so schließt sich an die Bemerkung über das häufige Zusammenfallen der drei immateriellen Ursachen gleich: ὥστε τὸ διὰ τί καὶ εἰς τὴν ὕλην ἀνάγοντι ἀποδίδεται καὶ εἰς τὸ τί ἐστὶ καὶ εἰς τὸ πρῶτον κινήσαν und indem dann weiter das πρῶτον κινήσαν in zwei Unterarten eingeteilt wird, in das welches κινούμενον κινεῖ ἔχον κινήσεως ἀρχὴν ἐν αὐτῷ und in das ἀκίνητον, welches als Zweck Bewegung hervorruft, wird auf dem geradesten Wege das Ziel der Argumentation erreicht. Was nach Ausschaltung des Einschiebsels übrig bleibt, dürfen wir als den ursprünglichen Physiktext ansehen und für dessen Datierung benützen. Da zeigt sich nun unbestreitbar, daß τὸ παντελῶς ἀκίνητον καὶ τὸ πάντων πρῶτον, welches εἶδος, οὐ ἔνεκα und ἀρχὴ τῆς κινήσεως in sich vereinigt, ohne jede Erläuterung eingeführt, also als eine den Hörern bereits bekannte Größe vorausgesetzt wird. Ist es nach Jaegers Urteil wahrscheinlich, daß Aristoteles schon bei Platons Lebzeiten diese Metaphysik als bekannt voraussetzen konnte? Mir scheint

darin eine Bestätigung für die spätere Entstehung des ersten Teiles der Physik zu liegen, die wir schon aus dem Zitat des Dialogs *περί φιλοσοφίας* erschlossen haben. Die Physik ist das grundlegende Werk der aristotelischen Philosophie. Als er es schrieb, war diese im Grundriß fertig. Wer es in die Zeit setzt, wo Aristoteles noch in der Akademie Platons Schüler war, der kann den *Wir-Stil* in *Met. A* cp. 9 nicht dadurch erklären, daß Aristoteles jetzt erst, nach Platons Tode, im Begriff war, sich von der bisher auch von ihm festgehaltenen Ideenlehre loszulösen. Die Physik ist später entstanden als der Dialog *περί φιλοσοφίας*, der auch schon (darin stimme ich Jaeger zu) nach Platons Tode geschrieben sein muß, weil er vor der breitesten Öffentlichkeit die Lostrennung des Aristoteles von Platons Lehre und Schule bekundet. Noch später aber muß *Met. A* fallen, weil es zugeständenermaßen auf *Phys. B* fußt, auch die Ethik schon in einer Fassung voraussetzt, die an der zitierten Stelle der ältesten uns erhaltenen Fassung, der Großen Ethik, ganz ähnlich war und, wie ich oben gezeigt habe, später war als das 2. Buch der Rhetorik. Denn wenn, wie das Zitat beweist, schon in dieser Ethik die sogenannten dianoëtischen Tugenden behandelt wurden, die als solche und um ihrer selbst willen gar nicht in die Ethik hineingehören, so geschah dies doch natürlich, ganz wie in den erhaltenen Fassungen, um den Begriff der *φρόνησις* durch die Vergleichung mit den übrigen herauszuarbeiten, und dies wieder geschah nur, weil es die *φρόνησις* war, die nach Aristoteles Lehre schon damals das *μέσον πρὸς ἡμᾶς* abzugrenzen berufen war, auf dem alle ethischen Tugenden beruhen sollten. Diese Ethik hatte also schon als ihr grundlegendes Prinzip das der *μεσότης* zwischen *ὑπερβολή* und *ἔλλειψις*, welches der früharistotelischen Ethik noch fremd war, wie ich in der Abhandlung über „das Ethische in Aristoteles *Topika*“ bewiesen habe. Später als die Grundlegung dieses ethischen Systems muß *Met. A* entstanden sein.

Aber ist denn nicht durch Jaeger erwiesen, daß wegen des *Wir-Stils* in cp. 9 nur ein ganz bestimmter, unwiederholbarer Augenblick im Leben des Aristoteles als Abfassungszeit von *Met. A* in Frage kommt? Ich glaube durch meine bisherige Erörterung schon bewiesen zu haben, daß gerade dieser Augenblick als Abfassungszeit nicht in Frage kommt. Daraus erwächst mir natürlich die Pflicht zu zeigen, daß der ‚*Wir-Stil*‘ in *Met. A* cp. 9 auch anders und so erklärt werden kann, daß er uns nicht mehr zu den aus andern Gründen unannehmbaren Folgerungen Jaegers bezüglich der frühen

Abfassung des Buches Met. A nötig. Aber ehe ich auf diesen Punkt eingehe, muß ich noch auf eine andere Schwierigkeit hinweisen, die mir gegen Jaegers Hypothese zu sprechen scheint.

Der erste Teil des Buches Met. K bis 1065 a 26 ist bekanntlich eine kürzere Parallelfassung zu den Büchern BΓE, die mit den Worten: τοῦ τοιοῦτου δ' ἀτακτα καὶ ἄπειρα τὰ αἰτία den Schluß des E erreicht. Das vierte Kapitel des E ist in den Zeilen 1065 a 21 — 26 besonders kurz wiedergegeben, aber doch so, daß die Entsprechung nicht bezweifelt werden kann:

K 1065 a 21 τὸ δ' ὡς ἀληθὲς ὄν καὶ μὴ ὄν ὡς ψευδὸς καὶ) κατὰ συμβεβηκὸς τὸ μὲν ἔστιν ἐν συμπλοκῇ τῆς διανοίας καὶ πάθος ἐν ταύτῃ· διὸ περὶ μὲν τὸ οὕτως ὄν οὐ ζητοῦνται αἱ ἀρχαί, περὶ δὲ τὸ ἕξω ὄν καὶ χωριστόν· τὸ δ' οὐκ ἀναγκαῖον ἀλλ' ἀόριστον, λέγω δὲ τὸ κατὰ συμβεβηκὸς· τοῦ τοιοῦτου δ' ἀτακτα καὶ ἄπειρα τὰ αἰτία.

E 1027 b 18 τὸ δὲ ὡς ἀληθὲς ὄν καὶ μὴ ὄν ὡς ψευδὸς, ἐπειδὴ περὶ σύνθεσιν ἔστι καὶ διαίρεσιν — 29 ἐπεὶ δὲ ἡ συμπλοκὴ ἔστιν καὶ ἡ διαίρεσις ἐν διανοίᾳ, ἀλλ' οὐκ ἐν τοῖς πράγμασι, τὸ δ' οὕτως ὄν ἕτερον τοῦ κυρίως — — 33 τὸ μὲν ὡς συμβεβηκὸς καὶ τὸ ὡς ἀληθὲς ὄν ἀφετέον, τὸ γὰρ αἰτιον τοῦ μὲν ἀόριστον, τοῦ δὲ τῆς διανοίας τι πάθος, καὶ ἀμφοτέρω περὶ τὸ λοιπὸν¹⁾ γένος τοῦ ὄντος, καὶ οὐκ ἕξω δηλοῦσιν οὐσάν τινα φύσιν τοῦ ὄντος.

Mit den Worten 1065 a 26 τὸ δὲ ἕνεκά του ἐν τοῖς φύσει γιγνομένοις beginnen Auszüge aus der Physik, zunächst bis zum Schluß des 8. Kapitels aus Phys. B 196 b 21 — 197 a 35, weiter im 9. Kapitel aus Phys. Γ 200 b 26 — 202, 21, im 10. Kapitel aus Phys. Γ 204, 3 — 206, 8, im 11. Kapitel aus Phys. E. Warum ein Herausgeber nach dem Tode des Aristoteles diese Physikexcerpte an diesen Platz gestellt hat, für den sie nicht passen, wird sich wahrscheinlich niemals ermitteln lassen. Sie sind für unsere Untersuchung ohne Bedeutung. Dagegen ist uns von höchstem Interesse die im K enthaltene kürzere Parallelfassung der Bücher BΓE, die sicherlich, wie auch Jaeger annimmt, nicht ein nachträglicher Auszug aus diesen, auch nicht ein Vorentwurf zu ihnen ist, sondern aus einer älteren Metaphysikvorlesung stammt. Die Fassung K zeigt nämlich, abgesehen davon, daß sie viel weniger ausführlich ist, inhaltliche Abweichungen gegenüber BΓE, die man entwicklungsgeschichtlich verwerten kann. Auch dieser Fassung ging, wie der Fassung BΓE das A, eine Einleitung voraus. Das zeigen gleich die Eingangsworte 1059 a 18: Ὅτι μὲν ἡ σοφία περὶ ἀρχῆς ἐπιστήμη τις ἔστι δηλονότι ἐκ τῶν πρώτων, ἐν οἷς διηπόρηται πρὸς τὰ ὑπὸ

¹⁾ τὸ λοιπὸν *vix sana*.

τῶν ἄλλων εἰρημένα περὶ τῶν ἀρχῶν. Diese Einleitung hatte jedenfalls im allgemeinen denselben oder doch mindestens einen sehr ähnlichen Inhalt, wie unser A. Wir besitzen also im K eine ältere Fassung der Metaphysik, die mehr Anrecht auf den Namen ‚Urmetaphysik‘ hat als der von Jaeger so benannte Complex ABΓEMN. Schon diese ältere Fassung setzt die Physik voraus und zitiert sie wiederholt. Ebenso wie diese müßte sie aber, nach Jaegers Voraussetzungen, bei Platons Lebzeiten verfaßt sein, weil sie früher ist als der Complex BΓE, den Jaeger in die Zeit unmittelbar nach Platons Tode setzt. Denn er denkt sich ja BΓEN unmittelbar nach A verfaßt, sodaß der Schluß aus dem Wir-Stil in A cp. 9 auch für diese Bücher Geltung hat. Auch sie gehören, nach Jaeger, dem ‚unwiederholbaren Augenblick im Leben des Aristoteles‘ an, wo er noch als Platoniker und bisheriger Anhänger der Ideenlehre auftreten konnte und einen Kreis platonischer Philosophen in Assos als Hörerschaft um sich versammelte. Wenn der Fassung K das Buch A in seiner überlieferten Form als Einleitung vorausging, wie Jaeger S. 222, 2 aus K 1059 b 3 schließt, so müßte der chronologische Schluß aus dem Wir-Stil in A cp. 9 auf das K ausgedehnt werden; für BΓE dagegen könnte er dann nicht gelten, da diese Bücher um mehrere Jahre später verfaßt sein müßten. Enthielten dagegen die πρώτοι λόγοι, auf die im Anfang von K zurückverwiesen wird, die Ideenkritik des Kap. 9 nicht, so müßte die Fassung K vor dem ‚unwiederholbaren Augenblick‘, d. h. bei Platons Lebzeiten verfaßt sein, als Aristoteles noch in Athen Mitglied der Akademie war. Das ist aber unmöglich, weil Aristoteles K 1059 b 3 ganz derb und ohne Vorbehalt sagt: τὰ μὲν οὖν εἶδη ὅτι οὐκ ἔστι διφλόνη¹⁾ ὅμας δ' ἀπορίαν ἔχει, κἂν εἶναι τις αὐτὰ θῆ, διὰ τί ποτε u. s. w. Das ist m. E. ein Ton, der bei Platons Lebzeiten, in einer in der Akademie selbst vor Platonschülern gehaltenen Vorlesung, unmöglich von Aristoteles angeschlagen werden konnte. Es wäre sonderbar, wenn Aristoteles in der Akademie, als Platon lebte, so rücksichtslos gesprochen, in Assos dagegen durch den Wir-Stil betont hätte, daß er bis vor kurzem selbst Anhänger der Ideenlehre gewesen sei. Jaeger ist der Ansicht, daß Buch A durch B ohne längere Unterbrechung fortgesetzt wurde und beruft sich dafür auf

¹⁾ Daß dies in einer Aporie gesagt wird, beweist nicht, daß eine Widerlegung der Ideenlehre vorausgegangen war. Die Aporien enthalten nur plausible Meinungen, die vor der (im Sinne des Aristoteles) wissenschaftlichen Erörterung von den Meisten oder von den Autoritäten gehegt werden.

zwei Stellen des B, in denen auch noch der Wir = Stil angewendet werde. Die erste steht 997 b 3 ὡς μὲν οὖν λέγομεν τὰ εἶδη αἰτία τε καὶ οὐσίας εἶναι καθ' αὐτάς εἴρηται ἐν τοῖς πρώτοις λόγοις περὶ αὐτῶν. Mir scheint, daß hier der Plural λέγομεν sich auf Aristoteles selbst und auf seine eigene Lehre, nicht auf die platonische Form der Ideenlehre bezieht. Aristoteles hat eben die Frage aufgeworfen: πότερον τὰς αἰσθητὰς οὐσίας μόνας εἶναι φατέον ἢ καὶ παρὰ ταύτας ἄλλας; καὶ πότερον μοναχῶς ἢ πλείω γένη τετύχηκεν ὄντα τῶν οὐσιῶν, οἷον οἱ λέγοντες τὰ τε εἶδη καὶ τὰ μεταξὺ, περὶ ἃ τὰς μαθηματικὰς εἶναι φασιν ἐπιστήμας; Er hat also eben die platonische Lehre mit οἱ λέγοντες und φασι als fremde Lehre in der dritten Person angeführt. Wenn nun in dem folgenden, von Jaeger benützten Satz statt der dritten die erste Person (λέγομεν) eintritt, so kann unmöglich immer noch Platon und seine Schule gemeint sein. Daß die εἶδη αἰτία und οὐσία καθ' αὐτάς (also nicht κατὰ συμβεβηκός) sind, ist in gewissem Sinne auch nach der aristotelischen Lehre richtig; nur behauptet er, daß sie nicht χωριστά sind. Das Mißverständnis, als bezögen sich diese Worte ὡς μὲν οὖν λέγομεν u. s. w. auf die Lehre Platons, würde vermieden, wenn man, statt ὡς, πῶς läse. „In welchem Sinne ich die εἶδη für Ursachen und Wesenheiten an sich halte, ist im Anfang der Abhandlung über sie (d. h. wahrscheinlich in der Schrift περὶ εἰδῶν) dargelegt.“ Wegen des περὶ αὐτῶν kann man die πρώτοι λόγοι nicht auf das A der Metaphysik beziehen. Obgleich περὶ αὐτῶν grammatisch nicht als Attribut zu λόγοις gehört, ist doch der Sinn derselbe, als wenn ἐν τοῖς περὶ αὐτῶν λόγοις dastünde. Erst mit den Worten: πολλαχῆ δ' ἐχόντων ἀτορίαν wendet er sich der Kritik der platonischen Lehre zu: οὐδενὸς ἦτον ἀτοπον τὸ φάναι μὲν εἶναι τινὰς φύσεις παρὰ τὰς ἐν τῷ οὐρανῷ, ταύτας δὲ τὰς αὐτάς φάναι τοῖς αἰσθητοῖς, πλὴν ὅτι τὰ μὲν αἰδία, τὰ δὲ φθαρτά. Jaeger übersetzt: „Unter den mancherlei Schwierigkeiten der Lehre erregt besonderen Anstoß unsre Annahme, es gebe neben den Himmelskörpern noch gewisse Wesenheiten u. s. w.“ Das ist aber ein Versehen. Die Wesenheiten ἐν τῷ οὐρανῷ sind nicht die Himmelskörper, sondern sämtliche im Kosmos enthaltene Wesen im Gegensatz zu den Ideen Platons, die nirgends im Raume, also auch nicht im Kosmos sind. Vgl. de caelo 278 b 18 ἐτι δ' ἄλλως λέγομεν οὐρανὸν τὸ περιεχόμενον σῶμα ὑπὸ τῆς ἐσχάτης περιφορᾶς· τὸ γὰρ ὅλον καὶ τὸ πᾶν εἰώδαμεν λέγειν οὐρανόν. Es ist also παρὰ τὰς ἐν τῷ οὐρανῷ, wie Bonitz

im Index richtig erklärt, gleich *παρὰ τὰς αἰσθητάς*. Denn ὅσον αἰσθητόν ἐστι, περιεῖληφεν ὁ καλούμενος οὐρανός. Nun erst wird im Folgenden die platonische Lehre von den εἶδη, sofern sie von der aristotelischen abweicht, ins Auge gefaßt. Die Worte, die das Wir enthalten, beziehen sich noch auf das, was Platon und Aristoteles gemeinsam ist. Daß die εἶδη οὐσίαι καθ' αὐτάς sind, gilt auch dann, wenn sie nicht χωριστά sind. Wenn sie nur in Verbindung mit der Materie οὐσίαι wären, dann wären sie οὐσίαι κατὰ συμβεβηκός. Sie sind aber nach Aristoteles καθ' αὐτάς, ihrem eigenen Wesen nach οὐσίαι. Sonst könnte ja auch Gott keine οὐσία καθ' αὐτόν sein. Auch wo er von seiner Formursache spricht, gebraucht Aristoteles öfter den Plural εἶδη. Die zweite Stelle in B, wo Aristoteles im Wir-Stil von den εἶδη spricht, 1002 b 12, ist ebenso zu erklären. In dem ersten Satz: ὅλως δ' ἀπορήσειεν ἂν τις διὰ τί καὶ δεῖ ζῆτεῖν ἄλλ' ἄττα παρὰ τε τὰ αἰσθητὰ καὶ τὰ μεταξύ, οἷον ἂ τίθεμεν εἶδη bezieht sich das Wir nur auf die Annahme von εἶδη überhaupt, die dem Aristoteles mit Platon gemeinsam ist. Die Aporie betrifft die Frage, ob die εἶδη, die Aristoteles sowohl wie Platon annimmt, mit Plato aufgefaßt werden sollen als neben den sinnlich wahrnehmbaren und den mathematischen, also als χωριστά bestehende Wesenheiten oder mit Aristoteles als an den Stoff gebunden mit Ausnahme einer einzigen. An der späteren Stelle b 22 εἰ μὴ ἐστὶ παρὰ τὰ αἰσθητὰ καὶ τὰ μαθηματικά ἕτερον ἄττα, οἷα λέγουσι τὰ εἶδη τινές, οὐκ ἐστὶ μία ἀριθμῶ καὶ εἶδει οὐσία οὐδ' αἱ ἀρχαὶ τῶν ὄντων ἀριθμῶ ἔσονται ποσαὶ τινες ἀλλὰ εἶδει steht nicht mehr das ‚wir‘, sondern dritte Person: οἷα λέγουσι τὰ εἶδη τινές. Hier bezieht sich das οἷα auf die spezifisch platonische Annahme des getrennten Daseins der Ideen neben den sinnlich wahrnehmbaren und den mathematischen Wesenheiten. Deswegen hätte Aristoteles hier nicht in der ersten Person Pluralis sprechen können. Dagegen war diese in dem Anfangssatz des Kapitels berechtigt, da zu den τίθέντες εἶδη auch er gehört. Dasselbe gilt von den Stellen M cp. 9 1086 b 16 und N cp. 4 1091 a 21, in denen Jaeger ebenfalls die Verwendung des ‚wir‘ aus der Annahme erklärt, daß Aristoteles hier noch als Platoniker rede, und dadurch bestätigt findet, daß M cp. 9, 10 und N in dem bestimmten, unwiederholbaren Augenblick entstanden sein müßten, wo Aristoteles noch der Akademie und doch nicht mehr der Akademie angehörte. Wenn man, heißt es im M, die Ideen nicht als gesonderte Wesenheiten und als Einzeldinge setzt, so hebt man ‚die Wesenheit‘

(Singular) in dem Sinne, wie wir eine annehmen möchten, auf ἀναίρησει τὴν οὐσίαν, ὡς βουλόμεθα λέγειν). Auch Aristoteles nimmt eine Wesenheit κατ' ἔξοχὴν an, eine, die die oberste Ursache alles Seins ist. Diese bezeichnet an unserer Stelle der Singular τὴν οὐσίαν. Mit vollem Recht konnte Aristoteles sich, wie den Plato, zu denen rechnen, die die οὐσία als ewige, oberste Ursache alles Daseins nicht aufheben wollen. Diese πρώτη οὐσία ist εἶδος, οὐ ἔνεκα, ἀρχὴ κινήσεως und als οὐ ἔνεκα, auch τὸ ἄριστον. Sie ist das πρῶτον ὄν, das als πρῶτον auch καθόλου ist, ohne dadurch die Eigenschaft eines χωριστόν zu verlieren. Die Stelle im N 1091 a 21 bezieht sich auf dieselbe οὐσία, sofern sie τὸ ἄριστον ist. In seiner Kritik der Lehre des Speusippos fragt Aristoteles, ob denn irgendeines der von diesem Philosophen angenommenen Elemente des Seienden mit dem Guten identisch sei: πότερον ἐστὶ τι ἐκείνων, οἷον βουλόμεθα λέγειν αὐτὸ τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ ἄριστον, ἢ οὐ, ἀλλ' ὑστερογενῆ. „Wir Platoniker“, so erläutert Jaeger diesen Gedanken des Aristoteles, „setzen an die Spitze der Philosophie und den Anfang der Welt das Gute an sich (αὐτὸ τὸ ἀγαθόν) oder höchste Gut (τὸ ἄριστον), Speusippos dagegen betrachtet die Welt unter dem Gesichtspunkte einer Evolution des Guten und Vollkommenen, das in allmählichem Werden sich durchringt, bis es schließlich am Ende des Prozesses sich selbst verwirklicht. Aristoteles fühlt sich in dieser grundlegenden Frage der Weltanschauung als den echteren Platoniker, da er zwar nicht wie Platon das Gute an sich, aber das ens perfectissimum als Prinzip an den Anfang setzt und alle Bewegung von diesem ausgehen läßt.“ Dies ist einleuchtend, aber es beweist m. E. nicht, daß Aristoteles dies nur in Assos geschrieben haben kann, wo er sich noch nicht von der platonischen Schule getrennt hatte. Der Wir-Stil ist hier nur auf das angewandt, was gemeinsame Überzeugung aller echten Platoniker und des Aristoteles selbst, auch nach seiner Trennung von der Akademie, war. Der Unterschied des aristotelischen ens perfectissimum von der platonischen Idee des Guten ist nicht sehr groß. Denn auch jenes ist sowohl εἶδος als οὐσία als τὸ ἄριστον. A 1075 a 11 kann Aristoteles mit Bezug auf dasselbe fragen: ποτέρως ἔχει ἢ τοῦ ὅλου φύσις τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ ἄριστον, πότερον κεχωρισμένον τι καὶ αὐτὸ καθ' αὐτό, ἢ τὴν τάξιν ἢ ἀμφοτέρως ὡσπερ στράτευμα. Hiervon unterscheidet sich der Ausdruck im N nur dadurch, daß dem ἀγαθόν das charakteristische platonische αὐτό hinzugefügt ist. Man kann also schwerlich

sagen, daß hier wie, nach Jaeger, in A cp. 9 Aristoteles Lehren, die er verwirft, durch das ‚wir‘ als die seinigen anerkennt, weil er sie bisher selbst vertreten hatte.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Stellen mit Wir-Stil in BMN um des Wir-Stils willen nicht notwendig in Assos in dem bestimmten, unwiederholbaren Augenblick geschrieben sein müssen. Das K zeigt nirgends den Wir-Stil, obgleich man ihn da, wenn Jaegers Hypothese richtig wäre, vor allem erwarten müßte. Das K, die eigentliche ‚Urmetaphysik‘, ist vor Met. BGE verfaßt. Daß auch Jaeger K vor BGE entstanden denkt, sagt er deutlich S. 216: „Es ist offenbar eine Nachschrift dieses Teils der Metaphysik aus einem früheren Entwicklungsstadium“. Das Problembuch B macht ihm wegen seiner „noch ganz platonischen Fragestellung“ einen altertümlichen Eindruck, aber K ist noch weit strenger und altertümlicher. Ich verstehe zunächst, daß sich dieses Urteil auf die ursprüngliche Fassung des B bezieht, die noch nicht durch spätere Bearbeitung „dem neuen, auch das materielle Sein mitumfassenden Aufbau der Metaphysik“ angepaßt war, auf das Buch B, das sich nach S. 181 ganz „mit Sicherheit auf die ältere Fassung der Metaphysik zurückführen läßt“ und „in einem Zuge mit dem ersten geschrieben“ ist (wo die ältere Fassung als die ‚Urmetaphysik‘ verstanden wird, zu der auch GE cp. 1 M cp. 9 N gehören sollen). Denn wenn Jaeger meinte, das K sei altertümlicher nur als die für die spätere Fassung überarbeitete Gestalt des B, so würde er sich anders ausgedrückt haben. Daß B ganz in einem Zuge mit A geschrieben sei, schließt Jaeger lediglich aus den beiden Stellen des B, die den Wir-Stil aufweisen. Wenn aber diesem B unter anderem auch N folgen sollte, das ja nach Jaeger auch durch den ‚Wir-Stil‘ als zur älteren Fassung gehörig sich erweist, dann kann in dem diese Fassung einleitenden A die Ideenkritik des cp. 9 nicht enthalten gewesen sein und der Beweis dafür, daß B in einem Zuge mit A geschrieben war, wird hinfällig. K dagegen, das wegen 1059 b 3 auf ein die Ideenkritik enthaltendes Einleitungsbuch gefolgt sein soll, zeigt nirgends den ‚Wir-Stil‘. Soll ich dagegen verstehen, daß K nur älter sei als die überarbeitete Fassung des B, die nur trotz der Überarbeitung noch so altertümlich ist (S. 218, 1), so kann man nicht sagen, daß K aus einem früheren Entwicklungsstadium als BGE stammt. Es läge dann näher, alle Altertümlichkeiten des K als in der ursprünglichen Fassung von BGE auch vorhanden gewesen anzunehmen und K dem Lehrgehalte nach, abgesehen von der verkürzten Form,

den ursprünglichen Büchern BΓE gleichzusetzen und alle Abweichungen, die sie jetzt dem K gegenüber zeigen, auf ihre Überarbeitung zurückzuführen. Von dieser Auffassung scheint Jaeger auszugehen, wenn er S. 218 schreibt: „Vergleichen wir K 1 – 8 Punkt für Punkt mit der späteren Fassung BΓE, so erweist sich die Anpassung der älteren Einleitung an den neuen, auch das materielle Sein mitumfassenden Aufbau der Metaphysik als das durchgehende Motiv aller Änderungen, die Aristoteles in BΓE vorgenommen hat.“ Es ist dann K nur scheinbar selbständig gegenüber der ausführlicheren Fassung und kann recht wohl ein Auszug aus ihr sein, der vor ihrer Überarbeitung gemacht ist.

„Es läßt sich jedoch zeigen,“ fährt Jaeger S. 222 fort, „daß auch die ältere Fassung der Einleitung (K 1 – 8) noch nicht die ursprüngliche Form der Metaphysik ist.“ Weil sich nämlich im K neben der Auffassung der Metaphysik als Wissenschaft vom Unbewegten, Ewigen und Transcendenten auch die Auffassung finde, daß sie vom $\acute{\alpha}\nu\tau\acute{\iota}\theta\epsilon\omicron\nu$, vom Seienden als solchen, zu handeln habe, also zwei Auffassungen, die einander widersprechen und nicht aus demselben geistigen Schöpfungsakt hervorgegangen sein können und deren erstgenannte, die mehr theologisch=platonische, als ursprünglicher gelten müsse, schließt Jaeger, müsse dem K ein noch früheres Entwicklungsstadium der aristotelischen Metaphysik vorausgegangen sein, in dem die erste der beiden Auffassungen, die theologische, allein herrschte. Diese Entwicklungsstufe vertritt, nach Jaeger, das Buch Λ , das also, wenn ich ihn recht verstehe, noch früher als K entstanden sein muß und, wenn früher als K, dann natürlich vor dem ‚unwiederholbaren Augenblick‘ in Assos, den wir bisher als Geburtsstunde der ‚Urmetaphysik‘ anzusehen aufgefordert wurden, also bei Platons Lebzeiten. Physik AB würde dadurch natürlich in noch ältere Zeit hinaufgeschoben, da ja das Λ diese Bücher voraussetzt, insofern es dem physikalischen Bewegungssystem den ‚ersten Bewegter‘ als Spitze aufsetzt und ihm dadurch den Abschluß gibt. Sodann beweist Jaeger, daß das Buch Λ aus dem Buche N geschöpft habe. Denn es zeige frappante Übereinstimmungen in Gedanken und Wortlaut mit diesem, bei denen N zweifellos das Original, Λ der entlehrende Teil sei. Also Λ geht dem K voraus, K den Büchern BΓE, diese wieder dem N (denn dieses setzt ja schon die Tilgung der Ideenkritik des A voraus, die K und B noch vorfanden) und N wieder dem Λ . Es muß hier W. Jaeger ein Versehen unterlaufen sein. Wenn Λ aus N geschöpft hat, also später als N geschrieben ist, dann kann es un-

möglich ein früheres Entwicklungsstadium der metaphysischen Theorie des Aristoteles repräsentieren als das K, das aus einer früheren Zeit stammt als die dem N sicherlich (auch nach W. Jaeger) vorausgegangenen Bücher ABΓE cp. 1. Es muß also entweder W. Jaegers Ansicht, Λ habe aus N geschöpft, falsch sein oder seine Meinung, Λ repräsentiere ein früheres Entwicklungsstadium der metaphysischen Ansichten des Aristoteles, als das K. Ich entscheide mich aus Gründen, die ich später darlegen werde gegen die Priorität von Λ vor K. Ich gebe nämlich nicht zu, daß im K (und im Γ und E) bezüglich des Gegenstandes der Metaphysik Contamination zweier widersprechender Auffassungen anzuerkennen ist, die aus zwei verschiedenen geistigen Schöpfungsakten stammen müssen. K ist später verfaßt als Physik B, Phys. B, wie das Zitat beweist, nach *περί φιλοσοφίας*, dieser Dialog sicher schon nach Platons Tode, und BΓE, wegen der von Jaeger nachgewiesenen, philosophisch erheblichen Änderungen, längere Zeit nach K, also gewiß viel später als 347. Diese Erwägungen nötigen uns, noch einmal zu prüfen, ob für den Wir-Stil in Met. A cp. 9, der im Unterschied von den Stellen in BMN nicht auf die Plato und Aristoteles gemeinsamen Überzeugungen, sondern auf die von Aristoteles bekämpfte Lehre Platon's vom *χωρισμός* der Idee angewendet wird, nicht eine andere Erklärung möglich ist als die W. Jaegers, die auch mir, ich gestehe es, ursprünglich einleuchtete.

W. Jäger hat schon in seinem früheren Buche über die „Entstehungsgeschichte der Metaphysik“ überzeugend nachgewiesen, daß das Schlußkapitel des A 933 a 11–27 eine Dublette zu cp. 7 998 a 18–b 19 darstellt. Beide Kapitel fassen das Ergebnis der in den Kapiteln 3–6 enthaltenen Erörterungen der älteren Lehren über die Principien alles Seienden in ganz ähnlicher Weise zusammen, cp. 7 998 a 22: *ὅτι τῶν λεγόντων περὶ ἀρχῆς καὶ αἰτίας οὐδεὶς ἔξω τῶν ἐν τοῖς περὶ φύσεως ἡμῖν διωρισμένων εἶρηκεν, ἀλλὰ πάντες ἀμυδρῶς μὲν, ἐκείνων δὲ πως φαίνονται διγγάνοντες* (dies wird dann bis b 19 in einer nach den vier Ursachen gegliederten Darlegung bewiesen), cp. 10 *Ὅτι μὲν οὖν τὰς εἰρημένας ἐν τοῖς φυσικοῖς αἰτίας ζητεῖν εὐόκασιν πάντες καὶ τούτων ἐκτὸς οὐδεμίαν ἔχομεν ἂν εἰπεῖν, δῆλον καὶ ἐκ τῶν πρότερον εἰρημένων. ἀλλ' ἀμυδρῶς ταύτας καὶ τρόπον μὲν τινα πᾶσαι πρότερον εἶρηται, τρόπον δὲ τινα οὐδαμῶς* (dies wird dann bis a 24 *εἶρηκεν* auf die jugendliche Primitivität der noch unreifen Philosophie zurückgeführt und an der unzureichenden

Verwertung des Logosprinzips durch Empedokles exemplifiziert). Jede Rekapitulation pflegt bei Aristoteles dem Übergang zum nächsten Punkt zu dienen. So auch hier. Kap. 10 schließt mit dem Satze: *περὶ μὲν οὖν τῶν τοιούτων δεδήλωται καὶ πρότερον ὅσα δὲ περὶ τῶν αὐτῶν τούτων ἀπορήσειεν ἂν τις, ἐπανέλθωμεν πάλιν*. τάχα γὰρ ἂν ἐξ αὐτῶν εὐπορήσαιμὲν τι πρὸς τὰς ὑστερον ἀπορίας. Dem entsprechen am Ende von cp. 7 die Worte: *πῶς δὲ τούτων ἕκαστος εἴρηκε καὶ πῶς ἔχει περὶ τῶν ἀρχῶν, τὰς ἐνδεχομένας ἀπορίας μετὰ τοῦτο διέλθωμεν περὶ αὐτῶν*. Der Gegenstand, zu dem durch die Rekapitulation übergeleitet wird, soll also beidemal die Erörterung gewisser Aporien sein. Nach cp. 10 sind diese Aporien vorbereitenden Charakters. Sie sollen für die Lösung der späteren Aporien etwas leisten und mit den späteren Aporien können nur die bekannten aus B bzw. K gemeint sein. Auf welchen Gegenstand aber sollen sich diese vorbereitenden Aporien beziehen? In Kap. 10 heißt es: *περὶ μὲν οὖν τῶν τοιούτων δεδήλωται καὶ πρότερον ὅσα δὲ περὶ τῶν αὐτῶν τούτων ἀπορήσειεν ἂν τις ἐπανέλθωμεν πάλιν*. Hier kann sich *περὶ τῶν αὐτῶν τούτων* nur auf einen ähnlichen und nah verwandten Gegenstand wie *τῶν τοιούτων* beziehen, welches jedesfalls Neutrum ist, nicht auf die älteren Denker bezüglichen Masculinum. Denn diese kommen ja in cp. 10 nur wenig vor und könnten auch nicht im Anschluß an das über Empedokles Bemerkte als *οἱ τοιοῦτοι* bezeichnet werden. Sondern den Gegenstand der Aporien bilden *τὰ τοιαῦτα* d. h. Fragen wie kurz vorher über die unklare Rolle des Logosprinzips bei Empedokles eine erörtert wurde, allgemeiner ausgedrückt: über die mangelhafte Verwertung der vier Ursachen, die nach Phys. B in der Physik bei jeder Erklärung physischen Seins, Werdens und Vergehens anzuwenden sind durch die älteren Denker. Diese vier Ursachen, nicht die älteren Denker, sind der Hauptbegriff des ganzen cp. 10, auf sie sollte sich die weitere Erörterung beziehen, die in dem Überleitungssatze am Schluß angekündigt wird, auf sie bezieht sich auch *περὶ τῶν αὐτῶν τούτων*, das ebenfalls Neutrum ist. Das *τῶν τοιούτων* bezieht sich auf die unklare und verschwommene Berücksichtigung der vier Ursachen durch die älteren Denker, die in cp. 3—6 bereits dargelegt ist (*δεδήλωται καὶ πρότερον*), die Worte *περὶ τῶν αὐτῶν τούτων* dagegen beziehen sich auf die mit der adaequaten (nicht mehr unklaren) Darstellung der Vierursachenlehre verbundenen Aporien. Ihre Erörterung sollte die Vorbereitung bilden für die der *μετα-*

physischen Aporien im B oder K. Das μέν in περι μέν οὖν τῶν τοιούτων a 24 ist ja nur eine Wiederaufnahme des μέν im ersten Satze des Kapitels a 11, welches auch auf die Worte (ὅτι) τούτων ἐκτός οὐδεμίαν ἄν ἔχοιμεν εἰπεῖν sich mitbezieht, die schon zeigen, daß es auch in dem mit δέ eingeführten correlaten Gliede a 25 um Aristoteles' eigene Stellung zur Vierursachenlehre und ihren Schwierigkeiten sich handelt. —

Auch am Ende des 7. Kapitels, zu dem das 10. Kapitel, wie W. Jaeger richtig gesehen hat, eine Dublette ist, wird zur Erörterung von Aporien übergeleitet durch den Satz πῶς δὲ τούτων ἕκαστος εἴρηκε καὶ πῶς ἔχει περι τῶν ἀρχῶν, τὰς ἐνδεχομένας ἀπορίας μετὰ τοῦτο διέλθωμεν περι αὐτῶν. Wer dies schrieb, der verstand περι αὐτῶν masculinisch = ‚über die älteren Denker‘. Denn περι αὐτῶν läßt sich von τούτων ἕκαστος nicht trennen. Er meinte also, daß eine weitere Kritik der in cp. 3–6 besprochenen Denker folgen sollte, und eine solche folgt ja auch tatsächlich, in cp. 8 die der eigentlichen φυσιολόγοι und des Empedokles und Anaxagoras und der Pythagoreer, in cp. 9 Plato's. Aporien in dem gewöhnlichen aristotelischen Sinne sind es nicht, die in diesen zwei Kapiteln vorgebracht werden, d. h. keine Alternativfragen, in denen beide Teile der Alternative namhafte Vertreter gefunden haben, für beide Teile sich beachtenswerte Gründe anführen lassen und die Lösung des Widerspruchs erst noch zu finden bleibt, wie es die Aporien in B und K sind, sondern Widerlegungen vom Standpunkt der aristotelischen Lehre aus. Ich halte nicht für wahrscheinlich, daß es der Plan des Aristoteles war, die Widerlegung Plato's den Aporien des B als Vorbereitung voraufzuschicken. Denn letztere entwickeln ja unter anderem auch die Schwierigkeiten, die sowohl mit der Annahme wie mit der Leugnung der Ideen verbunden sind. Sie kämen post festum, wenn der Leser schon als überzeugter Gegner der Ideenlehre an sie heranträte. Erst nach den Aporien konnte die Widerlegung der Ideenlehre und der Aufbau der eigenen Metaphysik des Aristoteles selbst folgen. Der Umstand, daß im M der Hauptteil der Ideenkritik aus Acp. 9 (nur mit Tilgung des Wir-Stils) wiederholt wird, an der Stelle des Lehrganges, wo sie wirklich am rechten Platze ist, bestätigt, was wir a priori postulieren. Auch W. Jaeger urteilt, daß M in der Form, in der wir es lesen, nur auf ein A ohne Ideenkritik folgen konnte. Aber er meint trotzdem, daß die Ideenkritik zum ursprünglichen Bestande des A gehört habe und erst in der späten Fassung der Metaphysik-

vorlesung, der das M angehöre, getilgt gewesen sei. Mir scheint es umgekehrt wahrscheinlicher, daß Aristoteles gerade in der ursprünglichen Fassung derselben, wo er noch selbst mit den Problemen der Ideenlehre rang, die Widerlegung der Metaphysik seines großen Vorgängers (und der Nachfolger desselben in der Akademie) und seine eigene Umgestaltung derselben aus dem gleichen Mutterschoße gewissermaßen, aus dem durch die Aporien umgepflügten geistigen Erdreich sich wollte losringen lassen. Wenn er das wollte, durfte er aber nicht schon in der Einleitung seiner großen Vorlesung über die πρώτη φιλοσοφία die Ideenlehre kurzerhand abtun. Ist nun Met. A, wie ich nicht zweifle, als Einleitung dieser großen Vorlesung gedacht und bestimmt gewesen, durch BΓE oder K fortgesetzt zu werden, dann kann es die Ideenkritik, die jetzt sein cp. 9 füllt, ursprünglich nicht enthalten haben. Es ist aber auch der Überleitungssatz am Schluß von cp. 7, der an die Widerlegung der älteren Denker in cp. 8.9 heranführen will, in seiner Fassung so unklar, daß Zweifel an seiner Echtheit kaum abzuweisen sind: πῶς ἕκαστος τούτων εἶρηκε καὶ πῶς ἔχει περὶ τῶν ἀρχῶν, das sind die Fragen, über welche angeblich die möglichen Meinungsgegensätze durchgegangen werden sollen. Die erste dieser beiden Fragen, πῶς ἕκαστος τούτων εἶρηκε, würde uns, wenn wirs nicht wüßten, sicherlich nicht erwarten lassen, daß eine Widerlegung aller dieser Ansichten folgen werde. Πῶς εἶρηκε bedeutet: in welchem Sinne hat er es gesagt? was hat er damit gemeint? wie ist er darauf gekommen, es zu sagen? aber gewiß nicht: hat er richtig oder falsch gesprochen? und ebenso wenig: warum ist, was er gesprochen hat, falsch? Man muß auch bedenken, daß cp. 3–6 bereits eine Kritik aller dieser Denker enthalten, aus der zu entnehmen ist, daß keiner derselben über die πρώται αἰτίαι und ἀρχαί richtige Auskunft gegeben hat. Wenn wir also das πῶς εἶρηκε τούτων ἕκαστος; in dem Sinne „wie steht es mit der Richtigkeit jeder dieser Lehren?“ verstünden, so fehlte der erforderliche Abstand gegen das Vorausgegangene. Die zweite Frage aber: πῶς ἔχει περὶ τῶν ἀρχῶν; ist unverständlich und wird, wie man sie auch verstehe, durch die folgenden Widerlegungen nicht beantwortet. Was ist Subjekt zu πῶς ἔχει περὶ τῶν ἀρχῶν? Etwa ἕκαστος τούτων? Dann wäre der Sinn: wie verhält sich jeder von ihnen bezüglich der Prinzipien? Das paßt weder in den Zusammenhang, noch würde ein Grieche sich so ausgedrückt haben. Ebenso wenig kann man den Satz als subjektlosen verstehen: wie verhält es sich in betreff der Prinzipien? Auch so wäre die Ausdrucksweise

sehr sonderbar: und außerdem wäre das wieder eine Frage, die durch das Folgende nicht beantwortet wird. Auch kann man nicht sagen, daß im Folgenden ἐνδεχόμεναι ἀπορίαι durchgegangen werden. Ἄπορία ist nach Top. 145 b 2 eine ἰσότης ἐναντίων λογισμῶν. Wo wird im cp. 8 u. 9 eine solche nachgewiesen? Ich glaube daher, daß der ganze Überleitungssatz nicht von Aristoteles selbst stammt, sondern von einem Herausgeber, der für die fehlenden Aporien, die er am Schluß von cp. 10 versprochen fand, einen Ersatz schaffen zu können glaubte durch eine unter den Papieren des Aristoteles gefundene, aber sicher nicht für diese Stelle der Metaphysikvorlesung bestimmte Widerlegung der metaphysischen Lehren der Vorgänger. Er erkannte natürlich die Dublette und schaltete seinen Zusatz hinter dem ersten der beiden Parallelkapitel ein, übernahm aber in seinen selbstgeformten Überleitungssatz aus dem am Schluß von cp. 10 die Benennung ἀπορίαι, obgleich sie für das, was er zusetzte, nicht paßte. Aristoteles hatte sich, wie sein Schriftenverzeichnis zeigt, mit den Lehren mehrerer der älteren Naturphilosophen in besonderen Schriften auseinandergesetzt. Es ist sehr glaublich, daß sich unter seinen Papieren auch eine solche alle der Reihe nach kritisierende Darstellung fand, die der Herausgeber an dieser Stelle in das Buch A einzuschalten für zweckmäßig fand. Was die Ideenkritik des cp. 9 betrifft, so war das ein Gegenstand, den Aristoteles wieder und wieder in dialogischen und nichtdialogischen Schriften behandelt hatte, bevor er seine große Metaphysikvorlesung hielt. Was wir in Met. A cp. 9 und zum Teil gleichlautend im M darüber lesen, ist m. E. ein Excerpt aus mehreren dieser Schriften. Unter diesen befanden sich auch Dialoge, in denen Aristoteles sich selbst mit Genossen des platonischen Kreises über die Ideenlehre disputierend einführte. Da war es angemessen für ihn, von der Ideenlehre als ‚unserer‘ Lehre zu sprechen, angemessener als vor Studenten. Höchst wahrscheinlich tat er dies im 2. Band περὶ φιλοσοφίας, vielleicht auch in anderen Dialogen. Als er nun eine Zusammenstellung (συναγωγή) des Wesentlichen aus allen diesen ‚ideenkritischen‘ Darstellungen, zunächst nur für sich selbst, zu gelegentlichem Gebrauch anfertigte, da übernahm er in sein Excerpt aus den Dialogen den ‚Wir-Stil‘, als er aber später dieses Excerpt in das M übernahm, änderte er die erste Person überall in die dritte.

Den „Wir-Stil“ daraus zu erklären, daß Aristoteles, vor einem Kreise von Platonikern redend, sich noch selbst als Platoniker fühlte, wäre m. E. nur dann möglich, wenn der „Wir-Stil“ in der

ganzen Ideenkritik des cap. 9 folgerichtig durchgeführt wäre und auch in der früheren Besprechung der platonischen Lehre in cap. 6 das noch fortdauernde Zugehörigkeitsgefühl des Aristoteles zur platonischen Schule irgendwie zum Ausdruck käme. Aber in cap. 6 spricht Aristoteles nur in 3. Person von Plato und seiner Lehre, und in cap. 9 wird anfänglich ebenfalls in 3. Person von der Ideenlehre gesprochen: οἱ δὲ τὰς ιδέας αἰτίας τιθέμενοι πρῶτον μὲν ζητοῦντες τῶνδὲ τῶν ὄντων λαβεῖν τὰς αἰτίας ἕτερα τούτοις ἴσα τὸν ἀριθμὸν ἐκόμισαν· — σχεδὸν γὰρ ἴσα ἢ οὐκ ἐλάττω τὰ εἶδη ἐστὶ τούτων, περὶ ἧν ζητοῦντες τὰς αἰτίας ἐκ τούτων ἐπ' ἐκείναι προήλθον. Erst von b 8 an setzt der Wirstil ein. In dem Abschnitt b 8 — 17 steht dreimal die 1. Person Plur. (9 δείκνυμεν, 11 οἰόμεθα, 16 φαμεν), dagegen wird in b 17 — 22 wieder in 3. Person gesprochen, obgleich dieser Abschnitt mit dem vorausgehenden b 8 — 17 eng zusammengehört: ὅλως τε ἀναιροῦσιν οἱ περὶ τῶν εἰδῶν λόγοι ἢ μᾶλλον εἶναι βούλονται οἱ λέγοντες εἶδη τοῦ τὰς ιδέας εἶναι. Warum steht hier nicht βουλόμεθα? In dem Abschnitt b 22 — 991 a 2 steht nur einmal am Anfang die 1. Pers. Plur.: ἔτι δὲ κατὰ μὲν τὴν ὑπόληψιν, καθ' ἣν εἶναι φαμεν τὰς ιδέας, οὐ μόνον τῶν οὐσιῶν ἐσθαι εἶδη, ἀλλὰ πολλῶν καὶ ἐτέρων· — 27 κατὰ δὲ τὸ ἀναγκαῖον καὶ τὰς δόξας τὰς περὶ αὐτῶν — τῶν οὐσιῶν ἀναγκαῖον ιδέας εἶναι μόνον. Die Gegenüberstellung der ὑπόληψις, καθ' ἣν εἶναι φαμεν τὰς ιδέας und der δόξαι αἱ περὶ αὐτῶν ist sehr merkwürdig und streng genommen nur verständlich, wenn die δόξαι αἱ περὶ αὐτῶν, die sich auf die Art des Teilhabens der Sinnendinge an den Ideen beziehen, nicht von denselben „Wir“ gehegt werden wie die ὑπόληψις, die zur Setzung der Ideen geführt hat. Wenn das „Wir“ Aristoteles selbst und die rechtgläubigen Platoniker, seine Hörer, meinte, so müßte man erwarten, ebensogut diese δόξαι wie jene ὑπόληψις diesen „Wir“ zugeschrieben zu finden. In dem vorausgehenden Abschnitt b 8 — 17 werden nicht nur die τρόποι καθ' οὓς δείκνυμεν ὅτι ἐστὶ τὰ εἶδη, die der ὑπόληψις, καθ' ἣν εἶναι φαμεν τὰς ιδέας entsprechen, sondern auch die Beschränkung der εἶδη auf gewisse Gegenstände, die den δόξαι αἱ περὶ αὐτῶν entspricht, mit „wir“ eingeführt. Überhaupt aber wiederholt der mit ἐτι δὲ b 22 eingeführte Abschnitt 991 a 2 mit nur wenig veränderter Auffassung und Ausdrucksform denselben Gedanken, der schon 990 b 8 — 17 ausgesprochen war. Beidemale handelt sich um die Frage, von welchen Gegenständen Ideen angenommen werden sollen. In dem früheren

Abschnitt wird gezeigt, daß aus den Beweisen, die ‚wir‘ für das Dasein der Ideen anführen, sich Ideen auch von Gegenständen ergeben, von denen ‚wir‘ keine annehmen. Nach den Beweisen ἐκ τῶν ἐπιστημῶν (wie sie Alexander im Commentar zu unserer Stelle aus der Schrift περὶ ἰδεῶν anführt) müßte es von allen Dingen, die Gegenstände von ἐπιστήμαι sind, Ideen geben, nach dem Beweis aus dem ἐν ἐπὶ πολλῶν, auch von den ἀποφάσεις; nach dem κατὰ τὸ νοεῖν τι φθαρέντος auch von den φθαρτά; nach den ἀκριβέστεροι τῶν λόγων auch von den Relationen (τὰ πρὸς τι). Das sind alles Gegenstände, ὧν οὐκ οἴομεθ' εἶδη εἶναι. An der späteren Stelle sind es nicht die einzelnen Beweise für das Dasein der Ideen, sondern die ὑπόληψις, der zufolge wir ihr Dasein annehmen, ist es, die uns nötigt, auch von Nichtsubstanzen Ideen anzunehmen. Die weitere Ausführung zeigt, daß die ὑπόληψις auch die Begriffe ἐπιστήμη und νόημα, auf denen jene Beweise beruhten, in sich enthält: καὶ γὰρ τὸ νόημα ἐν οὐ μόνον περὶ τὰς οὐσίας, ἀλλὰ καὶ κατὰ τῶν ἄλλων ἐστίν, καὶ ἐπιστήμαι οὐ μόνον τῆς οὐσίας εἰσίν, ἀλλὰ καὶ ἐτέρων. Ich halte es für undenkbar, daß in einem einheitlich concipierten, ursprünglichen Gedankengang Aristoteles diese beiden Abschnitte, die zweimal auf so wenig verschiedene Weise dasselbe besagen, durch einen dritten (b 17 — 22) getrennt, hätte aufeinander folgen lassen. Ich schließe daraus, daß dieser ideenkritische Abschnitt in Met. A cp. 9 aus verschiedenen älteren, mit ziemlich engem Anschluß an den Wortlaut dieser Vorlagen, zusammengestellt ist. Weil in diesen z. T. der „Wir-Stil“ herrschte, namentlich in Gesprächen, in denen sich Aristoteles mit rechtgläubigen Platonikern über die Ideenlehre disputierend und erst im Begriff sich von dieser loszusagen, einführte, darum erscheint auch in A cp. 9 in manchen Abschnitten der „Wir-Stil“, in anderen wieder nicht. Ist dem so, so kann man aus ihm nicht schließen, daß das ganze Buch A oder gar die ganze Jaegersche Urmetaphysik in dem einmaligen, unwiederholbaren Augenblick in Assos müsse geschrieben sein.

Auf der ganzen folgenden Spalte der Berliner Ausgabe 991 a findet sich das „Wir“ nicht wieder, sondern erst 991 b, in einem Abschnitt, der sich wieder deutlich als dem vorausgehenden aus anderer Vorlage beigefügter Zusatz zu erkennen gibt. Von 991 a 8 an wird ausführlich dargelegt, daß die Annahme getrennt von der Sinnenwelt daseiender Ideen für die Erklärung der Sinnenwelt nichts leistet 1. οὔτε γὰρ κινήσεως οὔτε μεταβολῆς οὐδεμιᾶς ἐστίν

αἰτία αὐτοῖς, 2. οὔτε πρὸς τὴν ἐπιστήμην οὐδὲν βοηθεῖ τὴν τῶν ἄλλων· οὐδὲ γὰρ οὐσία ἐκεῖνα τούτων· ἐν τούτοις γὰρ ἂν ἦν, 3. οὔτε εἰς τὸ εἶναι μὴ ἐνυπάρχοντά γε τοῖς μετέχουσιν. (Denn die Annahme, sie seien den μετέχοντα beigemischt, läßt sich leicht widerlegen.) 4. ἀλλὰ μὴν οὐδ' ἐκ τῶν εἰδῶν ἔστι τᾶλλα κατ' οὐδένα τρόπον τῶν εἰωθότων λέγεσθαι. 5. τὸ δὲ λέγειν παραδείγματα αὐτὰ εἶναι καὶ μετέχειν αὐτῶν τᾶλλα κενολογεῖν ἔστι — τί γὰρ ἔστι τὸ ἐργαζόμενον πρὸς τὰς ἰδέας ἀποβλέπον. Dieser fünfte Abschnitt, in dem noch gegen die Auffassung der Idee als παράδειγμα geltend gemacht wird; daß irgend etwas einer anderen Sache auch gleichartig sein oder werden könne, ohne ihr nachgebildet zu werden, und daß jedes Ding mehrere παραδείγματα haben würde, nämlich Spezies und Gattung, wobei die Spezies, als Abbild der Gattung, Vorbild und Abbild zugleich wäre — dieser 5. Abschnitt reicht bis 991 b 1. Bis hierhin ist der Gedankengang folgerichtig. Nun aber kommt ein Zusatz, der als solcher daran kenntlich ist, daß er etwas schon früher Gesagtes mit anderen Worten wiederholt; ἔτι δόξειεν ἂν ἀδύνατον εἶναι χωρὶς τὴν οὐσίαν καὶ οὐ ἢ οὐσία· ὥστε πῶς ἂν αἱ ἰδέαι οὐσῆαι τῶν πραγμάτων οὐσαι χωρὶς εἶεν. Dieser Satz kann nicht mehr zu Abschnitt 5 gerechnet werden, da er mit den Ideen als παραδείγματα nichts mehr zu schaffen hat, sondern er greift auf Punkt 2 zurück: οὐδὲ γὰρ οὐσία ἐκεῖνα τούτων· ἐν τούτοις γὰρ ἂν ἦν. An diesen Zusatz schließt sich ein weiterer, dadurch von dem ersten verschieden, daß er die getrennt existierende Idee nicht nur als Wesenheit (οὐσία), sondern auch als Bewegungsursache der wahrnehmbaren Dinge eliminiert. Plato sage zwar im Phaidon, αἷς καὶ τοῦ εἶναι καὶ τοῦ γίνεσθαι αἰτία τὰ εἶδη ἔστιν. Aber gegen den zweiten Teil dieser These bestünden zwei Einwände: 1. τῶν εἰδῶν ὄντων ὅμως οὐ γίγνεται τὰ μετέχοντα, ἂν μὴ ἢ τὸ κινήσον. 2. καὶ πολλὰ γίγνεται ἕτερα, οἷον οἰκία καὶ δακτύλιος, ἃν οὐ φαμεν εἶδη εἶναι. ὥστε δηλον ὅτι ἐνδέχεται καὶ τᾶλλα καὶ εἶναι καὶ γίνεσθαι διὰ τοιαύτας αἰτίας οἷας καὶ τὰ ρηθέντα νῦν. Hier also, in diesem Zusatz, der als solcher daran kenntlich ist, daß er, abgesehen von der Bezugnahme auf die Artefacte, nur Gedanken wiederholt, die in dem vorausgehenden geschlossenen Gedankengang 1–5 (siehe oben) auch schon vorgekommen waren — hier taucht der ‚Wirstil‘ wieder auf, der in dem Gedankengang 1–5 nirgends vorkam. Das erklärt sich m. E. am leichtesten daraus, daß Aristoteles aus anderer Vorlage einen ergänzenden Zusatz macht, aus einer

wahrscheinlich dialogischen Vorlage, in welcher der ‚Wir-Stil‘ herrschte. Bis hierher hat Aristoteles die Ideenkritik aus A cp. 9 wörtlich (nur mit Tilgung des Wir-Stils) in das Buch M übernommen. Die nunmehr von 991 b 9–992 a 10 zunächst folgende Kritik der Auffassung der Ideen als Zahlen ist im M durch eine neukonzipierte, viel ausführlichere und tiefer gehende Darstellung ersetzt. Ob wir in der, nach W. Jaegers scharfsinniger Darlegung, älteren Behandlung dieses Gegenstandes, von der uns nur das Prooemium M 1086 a 21 f und das jetzige Buch N erhalten ist, wenn sie uns ganz erhalten wäre, nähere Berührungen mit diesem Teil von A cp. 9 finden würden als in der erhaltenen späteren Behandlung des M, lasse ich dahingestellt. Vom Wir-Stil ist in diesem Teil des A keine Spur vorhanden. Dagegen tritt dieser sogleich wieder in die Erscheinung, wo Aristoteles 922 a 10, zu einem neuen Gegenstand übergehend, Platos Lehre von den ἀρχαί und στοιχεῖα der Ideen = Zahlen zu kritisieren beginnt. Dieser Übergang zu dem neuen Thema ist 992 a 10 so ausgedrückt: βουλόμενοι δὲ τὰς οὐσίας (= die Ideen oder Idealzahlen) ἀνάγειν εἰς τὰς ἀρχὰς μῆκη μὲν τίθεμεν ἐκ μακροῦ καὶ βραχέος, ἐκ τινος μικροῦ καὶ μεγάλου, καὶ ἐπίπεδον ἐκ πλατέος καὶ στενοῦ, σῶμα δ' ἐκ βαθέος καὶ ταπεινοῦ. Der Teil der platonischen Metaphysik, der sich mit den obersten Prinzipien oder Elementen (ἀρχαί, στοιχεῖα) alles Seienden beschäftigt, war in der enarratio der platonischen Metaphysik cp. 6. 987 b 18 so charakterisiert worden: ἐπεὶ δ' αἰτία τὰ εἶδη τοῖς ἄλλοις, τὰ κείνων στοιχεῖα πάντων ἀήθη ὄντων εἶναι στοιχεῖα· ὡς μὲν οὖν ὕλην τὸ μέγα καὶ τὸ μικρὸν εἶναι ἀρχὰς, ὡς δ' οὐσίαν τὸ ἐν· ἐξ ἐκείνων γὰρ κατὰ μέθεξιν τοῦ ἐνὸς τὰ εἶδη εἶναι τοὺς ἀριθμούς· τὸ μὲντοιγε ἐν οὐσίαν εἶναι usw. Zur Kritik dieses Teils der platonischen Lehre geht Aristoteles 992 a 10 über und dieser Teil seiner Kritik reicht bis zum Schluß des Kapitels, wie sich jeder leicht überzeugen kann. Der Wir-Stil aber, dem wir gleich am Anfang dieses Teiles begegneten, herrscht sonst nur noch in den Sätzen 992 a 24 — b 1, die ich hier ausschreiben muß: ὅλως δὲ ζητούσης τῆς σοφίας περὶ τῶν φανεράων τὸ αἴτιον, τοῦτο μὲν εἰάκαμεν· οὐδὲν γὰρ λέγομεν περὶ τῆς αἰτίας ὅθεν ἢ ἀρχὴ τῆς μεταβολῆς, τὴν δ' οὐσίαν οἴομενοι λέγειν αὐτῶν (scil. τῶν φανεράων = αἰσθητῶν) ἑτέρας μὲν οὐσίας εἶναι φάμεν, ὅπως δ' ἐκεῖναι τούτων οὐσίαι, διὰ κενῆς λέγομεν· τὸ γὰρ μετέχειν, ὡσπερ καὶ πρότερον εἶπομεν, οὐδὲν ἐστίν· οὐδὲ δὴ ὅπερ ταῖς ἐπιστήμαις ὁρῶμεν ὄν αἴτιον, δι' ὃ καὶ πᾶς νοῦς καὶ

πάσα φύσις ποιῆι, οὐδὲ ταύτης τῆς αἰτίας, ἣν φαμεν εἶναι μίαν τῶν ἀρχῶν, οὐδὲν ἄπτεται τὰ εἶδη, ἀλλὰ γέγονε τὰ μαθήματα τοῖς νῦν ἡ φιλοσοφία, φασκόντων τῶν ἄλλων χάριν αὐτὰ δεῖν πραγματεῦσθαι. Es fällt auf, daß sich diese wirkungsvollen, im Wir-Stil gehaltenen und fast ganz hiatlosen Sätze nicht auf den speziellen Gegenstand des vorausgehenden Abschnittes, auf das ἔν und die δυάς (=μέγα καὶ μικρόν) als Prinzipien der Zahlen beziehen, sondern ein abschließendes Gesamturteil über die platonische Metaphysik abgeben, während doch im Folgenden Aristoteles fortfährt, die platonischen στοιχεῖα τῶν ὄντων, und zwar ganz ohne Wir-Stil, zu bekämpfen, bis zum Schluß des Kapitels. Das würde sicherlich nicht der Fall sein, wenn nicht, wie ich aus anderen Stellen schon geschlossen habe, die Ideenkritik des cp. 9 aus verschiedenen älteren ideenkritischen Darstellungen in engem Anschluß an deren Wortlaut zusammengestellt wäre, was in der Parallelstelle des M als συνάγειν bezeichnet wird. In der Quelle, aus der 992 a 23 — b 1 herübergenommen ist, herrschte der Wir-Stil, wahrscheinlich war sie ein Dialog, wozu auch der lebendige Stil paßt. Die Stelle stand in diesem als Rekapitulation am Schluß der ganzen Ideenkritik, obgleich sie auch dort an deren letzten Teil, den über die στοιχεῖα τῶν ὄντων, sich angeschlossen. Sie konstatiert das Fehlen der Bewegungsursache und der Zweckursache in der platonischen Metaphysik, sowie die unbefriedigende Auskunft, die sie über die Wesenheitsursache gibt. Das unmittelbar vorausgehende bezog sich auf die ὅλη der platonischen Metaphysik, das μέγα καὶ μικρόν und seine vier Spezialisierungen: 1. πολὺ — ὀλίγον, 2. μακρόν — βραχύ, 3. πλατὺ — στενόν, 4. βαδύ — ταπεινόν, und zu diesem Gegenstand kehrt Aristoteles 992 b 1, gleich nach der oben geschriebenen Stelle zurück.

Ich habe oben gesagt, es müsse noch einmal geprüft werden, ob nicht für den ‚Wir-Stil‘ in Met. A cp. 9 eine andere Erklärung möglich ist als die von W. Jaeger aufgestellte, welche die aus anderen Gründen unannehmbare frühe Abfassung der Bücher ABΓΕ cp. 1 M cp. 9 N in der assischen Periode als notwendige Folgerung nach sich ziehen würde. Ich habe jetzt gezeigt, daß allerdings eine andere Erklärung für den ‚Wir-Stil‘ in der Ideenkritik des Buches A nicht nur möglich ist, sondern sogar durch genaue Analyse des Gedanken-zusammenhanges nahe gelegt wird. Denn 1. spricht alles dafür, daß Aristoteles die Widerlegung der Ideenlehre für eine spätere Stelle des Lehrganges aufsparen wollte, die wir auf Grund der Reihen-

folge der Aporien im K und B bestimmen können, und daß er sie tatsächlich in der ursprünglichen Fassung des N (bzw. im M) erst nach den Büchern BΓE (bzw. K) vorgetragen hat, 2. deuten die Schlußworte von A cp. 10 auf die Absicht, Aporien über die vier in der Physik anzuwendenden Ursachen unmittelbar auf dieses Kapitel, also auch auf seine Dublette, cp. 7, folgen zu lassen, Aporien, welche die metaphysische Aporienreihe in K und B irgendwie vorbereiten sollten und keinesfalls in den Widerlegungen der älteren Philosophen in cp. 8.9 wiedererkannt werden können, 3. daß der Überleitungssatz zu cp. 8.9, der am Schluß des 7. Kapitels steht, wahrscheinlich unecht ist, wodurch bestätigt wird, daß cp. 8.9 nicht von Aristoteles selbst, sondern erst nachträglich von einem Redactor an dieser Stelle des A untergebracht wurden, 4. daß cp. 9 eine συναγωγή der früher von Aristoteles in verschiedenen Schriften gegen die Ideenlehre vorgebrachten Argumente ist, die sich, soweit sie frühe Dialoge waren, des ‚Wir-Stils‘ bedienen. Dadurch wird W. Jaegers frühe Datierung der ‚Urmetaphysik‘ hinfällig. Physik AB sind später als der Dialog *περί φιλοσοφίας*, der seinerseits, wie ich mit Jaeger annehme, frühestens in Assos, jedesfalls erst nach Plato's Tode geschrieben sein kann. Früher als Met. A ist nicht nur Phys. AB, sondern auch die ‚Urethik‘, die in Met. A für einen Lehrpunkt zitiert wird, der schon die Lehre von der *φρόνησις* und ihrem Zusammenhang mit den ethischen Tugenden, also wohl auch die Lehre von der ethischen Tugend als *μέσον πρὸς ἡμᾶς*, *ὡς ἂν ὁ φρόνιμος ὀρίσειε* voraussetzt, die dem Aristoteles noch fremd war, als er das 2. Buch der Rhetorik schrieb, wie ich in der Abhandlung „das Ethische in Aristoteles' Topika“ bewiesen habe. Dieses Buch aber, Rhet. B, ist nach Chaironeia geschrieben. Denn es zitiert 1401 b 32 eine sicher nach Chaironeia gehaltene Anklagerede des Demades gegen Demosthenes. Also ist die ‚Urethik‘, d. h. die älteste Fassung dieses, auf dem *Μεσότης*-prinzip gegründeten Ethikkurses, nach 338 und Metaphysik A noch später entstanden. So ergibt sich, daß wie Met. A so überhaupt der ganze uns erhaltene Torso der Metaphysik, mit Ausnahme wahrscheinlich des K und des Λ und vielleicht auch des N, erst den athenischen Meisterjahren des Philosophen angehören dürfte. Das Verhältnis der drei Ethiken zur Metaphysik und zu ihren früheren und späteren Schichten muß genau untersucht werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich dabei wertvolle chronologische Ergebnisse werden erzielen lassen. Aber statt diesem Problem hier nachzugehen, möchte ich vor-

läufig die oben bereits gestreifte Frage des Gegenstandes der πρώτη φιλοσοφία nach aristotelischer Auffassung untersuchen. Denn auf dieses Problem bezieht sich der Grundgedanke, auf dem W. Jaegers Entstehungsgeschichte der Metaphysik und weiterhin seine Gesamtauffassung der philosophischen Entwicklung des Aristoteles beruht. Ist Gegenstand der Metaphysik das ‚ens perfectissimum‘, die Gottheit, oder das ὄν ἢ ὄν, das nicht, wie jene, eine einzelne Art des Seienden ist, sondern alle Arten desselben, soweit sie eben Seiende sind, umfaßt? Dies ist, für W. Jaegers Auffassung ein Entweder — Oder. Unmöglich könne Aristoteles, meint er, in einem einzigen Schöpfungsakt beide einander widersprechende Auffassungen hervor gebracht und zu einer Einheit verbunden haben, und wenn trotzdem im E sowohl wie im K beide nebeneinander, in einer und derselben anscheinend zusammenhängenden Darlegung auftreten, so glaubt er dies nur dadurch erklären zu können, daß Aristoteles seine frühere theologische und seine spätere ontologische Auffassung des Gegenstandes der Metaphysik erst, ohne ihren Widerspruch zu bemerken, äußerlich in einander geschoben, beziehungsweise miteinander verschmolzen, dann aber nachträglich doch ihren Widerspruch bemerkt und diesen durch einen sichtlich aus dem Zusammenhang herausfallenden „nachträglichen“ Zusatz zu heben versucht habe, wodurch er nur noch sichtbarer geworden sei. Quandoque bonus dormitat Homerus! Man könnte sich diese Auskunft vielleicht noch gefallen lassen, wenn dieser angebliche „nachträgliche Zusatz“ sich nur im K fände und nicht an der entsprechenden Stelle des E (also in der data opera im Sinne der späteren ontologischen Auffassung überarbeiteten Neuauflage, wiederkehrte.

K 7 1064 b 6 ἀπορήσειε δ' ἂν τις πότερον ποτε τὴν τοῦ ὄντος ἢ ὄν ἐπιστήμην καθόλου δεῖ θεῖναι ἢ οὐ. τῶν μὲν γὰρ μαθηματικῶν ἐκάστη περὶ ἓν τι γένος ἀφωρισμένον ἐστίν, ἢ δὲ καθόλου κοινῇ περὶ πάντων. εἰ μὲν οὖν αἱ φυσικαὶ οὐσίαι πρῶται τῶν ὄντων εἰσὶ, κἂν ἢ φυσικὴ πρώτη τῶν ἐπιστημῶν εἴη· εἰ δ' ἐστὶν ἕτερα φύσις καὶ οὐσία χωριστὴ καὶ ἀκίνητος, ἕτεραν ἀνάγκη καὶ τὴν ἐπιστήμην αὐτῆς εἶναι καὶ προτέραν τῆς φυσικῆς καὶ καθόλου τῷ προτέρῳ.

E 1 1026 a 23 ἀπορήσειε γὰρ ἂν τις πότερον ποθ' ἢ πρώτη φιλοσοφία καθόλου ἐστὶν ἢ περὶ τι γένος ἢ φύσιν τινὰ μίαν. οὐ γὰρ ὁ αὐτὸς τρόπος οὐδ' ἐν ταῖς μαθηματικαῖς, ἀλλ' ἢ μὲν γεωμετρία καὶ ἀστρολογία περὶ τινὰ φύσιν εἰσιν, ἢ δὲ καθόλου πασῶν κοινῇ, εἰ μὲν οὖν μὴ ἐστὶ τις ἕτερα οὐσία παρὰ τὰς φύσει συννεσθηκυίας, ἢ φυσικὴ ἂν εἴη πρώτη ἐπιστήμη· εἰ δ' ἐστὶ τις οὐσία ἀκίνητος, αὐτὴ προτέρα καὶ φιλοσοφία πρώτη, καὶ καθόλου οὕτως, ὅτι πρώτη· καὶ περὶ τοῦ ὄντος ἢ ὄν ταύτης ἂν εἴη θεωσῆραι καὶ τί ἐστὶ καὶ τὰ ὑπάρχοντα ἢ ὄν.

Nach W. Jaegers eigener Theorie kann man nur annehmen, Aristoteles habe diesen übelberatenen nachträglichen Zusatz gemacht, als er das K niederschrieb, beziehungsweise vortrug, da ja dies in einem früheren Entwicklungsstadium geschah. Wäre es nun nicht sonderbar, wenn der Philosoph, als er in einem späteren Entwicklungsstadium die Vorlesung wiederholte, auch diesen aus dem Zusammenhang herausfallenden Zusatz, der nur eine aus dem Augenblick geborene Verlegenheitsauskunft gewesen war, konserviert und überdies noch am Schluß hinzugefügt hätte, daß die θεολογία die Aufgabe hat *περὶ τοῦ ὄντος ἢ ὄν θεωρῆσαι καὶ τὰ ὑπάρχοντα ἢ ὄν*. Aber die Voraussetzung ist eben falsch, daß in dieser Darlegung widersprechende Fassungen, eine frühere und eine spätere, kontaminiert seien. Wir finden weder eine frühere noch eine spätere bei Aristoteles, zwischen welchen die kontaminierte als Übergangsstadium in der Mitte stehen könnte, sondern immer nur diese, die wir als wohlwogene Überzeugung des Philosophen anerkennen müssen. Wenn die *πρώτη φιλοσοφία* als die Wissenschaft vom *ἄδιον χωριστόν ἀκίνητον* gekennzeichnet wird, so ist das eine Bezeichnung a parte potiori, die durchaus nicht ausschließt, daß auch andere, sekundäre Seinsarten, insofern sie zu diesem primären Seienden in Beziehung stehen, nach dem sie als *ὄντα* benannt werden, in dieser Wissenschaft besprochen werden. Nur das primär Seiende, die Gottheit, vereinigt in sich die eleatischen Merkmale des wahrhaft Seienden, selbständiges Fürsichsein (*χωριστόν*), Ewigkeit und Unbewegtheit. Die mathematischen Gegenstände teilen mit ihm die Ewigkeit und Unbewegtheit, aber das selbständige Fürsichsein fehlt ihnen. Die Naturwesen, die Gegenstand der Physik sind, teilen mit dem primär Seienden das selbständige Fürsichsein, aber sie sind vergänglich (*φθαρτά*) und veränderlich. Aber auf Grund der Eigenschaften, die sie mit dem primär Seienden gemeinsam besitzen, werden die mathematischen sowohl wie die physischen Gegenstände Seiende genannt und darum kann, was sie sind (*τί ἐστιν*) und welche Eigenschaften sie mit dem primär Seienden teilen (*τὰ συμβεβηκότα αὐτοῖς κατ' ὅσον ἐστὶν ὄντα*) nur in der von jenem handelnden Wissenschaft dargelegt werden. So ist es, nach K 1061 b 18, Sache der *πρώτη φιλοσοφία*, die Prinzipien der Mathematik zu untersuchen, z. B. Axiome, wie: „wenn $a - b = c$ und $a - d = c$, so ist $b = d$ “. Denn sie gelten nicht nur für mathematische Gegenstände, sondern für alles Seiende. Auch die obersten Prinzipien der Logik, die das Sein im Sinne des Wahrseins und das

Nichtsein im Sinne des Falschseins betreffen, gehören in das Gebiet der allgemeinen Seinslehre. Ferner lassen sich alle Gegensatzpaare, die in den speziellen Seinsklassen begegnen, auf die obersten Gegensatzpaare zurückführen, die für alles Seiende als Seiendes gelten, wie Einheit und Mehrheit, Selbigkeit und Verschiedenheit, Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit, Gleichheit und Ungleichheit. Auch über das Wesen des Seienden im Sinne des Zufälligen (συμβεβηκός) kann keine der Spezialwissenschaften, sondern nur die allgemeine Seinslehre Auskunft geben. Endlich kann auch nur sie das Wesen der in den 10 Kategorien bezeichneten Seinsarten darlegen, indem sie zeigt, wie die οὐσίαι mit den obersten Seinsprinzipien, Stoff und Form, δύναμις und ἐνέργεια, in Beziehung stehen und wie sich die den οὐσίαι anhaftenden Seinsbestimmungen, wie Qualität und Quantität, Wo und Wann, Relation, Wirken und Leiden aus diesen ableiten lassen. Es ist die Überzeugung des Aristoteles, daß alle diese Probleme nur gelöst werden können im Zusammenhang mit der Frage nach dem πρώτως ὄν, welches er als αἰδιον χωριστὸν ἀκίνητον bestimmt und als reine stofflose Form, als ἐνέργεια, als Geist und Gottheit. Für ihn gibt es also nur eine Wissenschaft von den obersten Ursachen und Prinzipien, die ohne Widerspruch bald a parte potiori θεολογία, bald Lehre vom ὄν ἢ ὄν genannt werden kann, weil diese beiden Gegenstände für seinen Standpunkt nicht von einander trennbar sind. Das Buch Λ ist kein Dokument einer früheren, reintheologischen Entwicklungsstufe der aristotelischen Metaphysik. W. Jaegers Versuch ihn als solchen zu erweisen, mußte ihn in den oben aufgezeigten Widerspruch verwickeln, daß Λ, dessen Abhängigkeit von N er richtig erkannte, andererseits früher sein mußte als das seiner ganzen ‚Urmetaphysik‘ zeitlich vorausliegende K. Das Buch Λ ist, wie W. Jaeger es richtig gekennzeichnet hat, ein auf kürzesten Raum zusammengedrängter, in sich abgeschlossener Auszug aus der ganzen metaphysischen Doctrin des Aristoteles. Eine ausführliche Untersuchung aller ontologischen Probleme mußte vorausgegangen sein, damit Aristoteles diese lakonische Epitome verfassen konnte. Die Metaphysik mußte bereits in der Form vorliegen, wie wir sie durch die Bücher K und N in Bruchstücken kennen lernen. Diese lag auch schon vor, als Aristoteles seine Gr. Ethik durch die Eudemische Fassung ersetzte. Dies zeigt sich darin, daß Aristoteles Eud. H 1236 a 16 in seiner Freundschaftsabhandlung über das logische Verhältnis der drei Freundschaftsarten zu einander sich folgendermaßen äußert: ἀνάγκη ἄρα τρία φιλίας εἶδη

εἶναι καὶ μήτε καθ' ἐν ἀπάσας μήδ' ὡς εἶδη ἐνὸς γένους μήτε πάμπαν λέγεσθαι ὁμωνύμως· πρὸς μίαν γὰρ τινα λέγονται καὶ πρώτην· ὡσπερ τὸ ἰατρικόν, καὶ (γὰρ) ψυχὴν ἰατρικὴν καὶ σῶμα λέγομεν καὶ ὄργανον καὶ ἔργον, ἀλλὰ κυρίως τὸ πρῶτον, πρῶτον δ' οὗ λόγος ἐν πάσιν ὑπάρχει, οἷον ὄργανον ἰατρικόν, ᾧ ἂν ὁ ἰατρὸς χρῆσαιτο· ἐν δὲ τῷ τοῦ ἰατροῦ λόγῳ οὐκ ἔστιν ὁ τοῦ ὄργανου, ζητεῖται μὲν οὖν πανταχοῦ τὸ πρῶτον· διὰ δὲ τὸ (τὸ) καθόλου εἶναι πρῶτον λαμβάνουσι καὶ (τὸ) πρῶτον καθόλου· τοῦτο δ' ἐστὶ ψεῦδος, ὥστε καὶ περὶ τῆς φιλίας οὐ δύνανται πάντ' ἀποδιδόναι τὰ φαινόμενα οὐ γὰρ ἐφαρμόττοντος ἐνὸς λόγου οὐκ οἴονται τὰς ἄλλας φιλίας εἶναι· αἱ δ' εἰσὶ μὲν, ἀλλ' οὐχ ὁμοίως εἰσίν· οἱ δ' ὅταν ἡ πρώτη μὴ ἐφαρμόττη, ὡς οὖσαν καθόλου ἂν, εἴπερ ἦν πρώτη, οὐδ' εἶναι φιλίας τὰς ἄλλας φασίν. Cf. 1236 b 20 — 26. Wer hiermit Γ 1 1003 a 33 — b 4 und K 3 1060 b 31 — 1061 a 10 vergleicht, der kann nicht verkennen, daß Aristoteles die zunächst für die ὄντα in ihrem Verhältnis zum πρῶτως ὄν ausgebildete Theorie, daß sie weder εἶδη (καθ' ἐν λεγόμενα) noch bloße ὁμώνυμα desselben seien, sondern πρὸς αὐτὸ λέγονται, nachträglich auf das Verhältnis der zwei geringeren Freundschaftsarten zu der πρώτη φιλία übertragen hat. In der Gr. Ethik wird p. 1209a 16 — 37 derselbe Gedanke in einer Form entwickelt, die noch nicht den Einfluß der Metaphysikstelle verrät. Hier fehlt erstens der Begriff der πρώτη φιλία, der in Eud. logisch scharf definiert wird, zweitens fehlt die Angabe, daß die sekundären Begriffe gleicher Benennung weder εἶδη des primären Begriffes noch ihm bloß homonym seien. Es heißt hier a 19 εἰσὶ δὲ αἱ φιλία αὐτα — οὐχ αἱ αὐταί μὲν, οὐ παντελῶς δὲ οὐδὲ ἀλλότριαι ἀλλήλων, ἀλλ' ἀπὸ ταύτου πῶς ἡρημέναι εἰσίν und a 29 οὔτε δι' ὁμωνύμως λέγονται, ἀλλ' οὐκ εἰσὶ μὲν αἱ αὐταί, περὶ ταῦτά δὲ πῶς καὶ ἐκ τῶν αὐτῶν εἰσίν. Drittens ist das Verhältnis der sekundären Begriffe zu dem primären hier durch die ablativischen Praepositionen ἐκ und ἀπό, nicht, wie in Met. und Eud., durch das eine Relation ausdrückende πρὸς bezeichnet. Alle diese Unterschiede zeigen, daß Aristoteles, als er die Gr. Ethik verfaßte, die Natur des hier gemeinten Begriffsverhältnisses gleichnamiger Dinge noch nicht mit der Genauigkeit und Schärfe durchdrungen hatte, die aufzubieten ihn erst die ontologische Darlegung in Met. K wegen ihrer großen Bedeutung für seine Metaphysik veranlaßte. Als er die Eud. verfaßte, war ihm diese Bestimmung des Begriffsverhältnisses noch als πρόσφατον εἶρημα mit energie-

tischer Lust verbunden. Darum verweilt er so unverhältnismäßig lange bei ihr. In Nik. ist sie vergessen und übergangen. Das zeigt, daß Eud. H nicht lange nach Met. K geschrieben ist. Da nun die Gr. Ethik, nach den historischen Anspielungen zu schließen, bis zum Jahre 335/4 noch wiederholt worden ist und noch nicht durch die Eudemische Fassung ersetzt war, so ergibt sich, daß nicht nur letztere, sondern wahrscheinlich auch Met. K in die Anfänge der athenischen Meisterjahre des Philosophen gehört und die spätere Fassung (BGE) um einige Jahre später ist.

Im Buche Z der Metaphysik dagegen, 1029 b 4, wird unverkennbar die Stelle der Eud. Ethik 1236 b 33 — 1237 a 3 zitiert. Ich setze zuerst die Eud. Stelle her, die nicht lange nach der eben benützten Stelle steht: ἐτι δὲ διοριστέον περὶ τούτου μᾶλλον· ἔχει γὰρ ἐπίστασιν, πότερον τὸ αὐτῶ ἀγαθὸν ἢ τὸ ἀπλῶς ἀγαθὸν φίλον καὶ πότερον τὸ κατ' ἐνέργειαν φιλεῖν μεθ' ἡδονῆς, ὥστε καὶ τὸ φιλητὸν ἡδύ ἢ οὐ, ἀμφω γὰρ εἰς ταῦτο συνακτέον· τὰ τε γὰρ μὴ ἀπλῶς ἀγαθὰ, ἀλλὰ κακὰ ἀπλῶς, (ἀν οὕτως) τύχη, φευκτὰ καὶ τὸ μὴ αὐτῶ ἀγαθὸν οὐδὲν πρὸς αὐτόν· ἀλλὰ τοῦτ' ἐστὶν ὃ ζητεῖται, τὰ ἀπλῶς ἀγαθὰ αὐτῶ εἶναι ἀγαθὰ. ἐστὶ γὰρ αἰρετὸν μὲν τὸ ἀπλῶς ἀγαθὸν, αὐτῶ δὲ τὸ αὐτῶ ἀγαθόν· ἂ δεῖ συμφωνῆσαι. καὶ τοῦτο ἡ ἀρετὴ ποιεῖ· καὶ ἡ πολιτικὴ ἐπὶ τούτῳ, ὅπως οἷς μῆπω ἐστὶ, γένηται. Diese Stelle hat den Zweck, zu beweisen, daß in der πρώτη φιλία, die zwischen zwei Tugendhaften besteht, jeder von beiden nicht nur ἀπλῶς ἀγαθός (und deshalb auch ἀπλῶς ἡδύς), sondern auch für seinen Freund ἀγαθός und ἡδύς ist. In der Nik. Ethik spielt diese Lehre, obgleich ein paarmal beiläufig auf sie Bezug genommen wird, nicht mehr die wichtige Rolle, wie in der Eudemischen. Am nächsten kommt der obigen Stelle 1129 b 1 ἐπει δὲ καὶ πλεονέκτης ὁ ἀδικός, περὶ τὰγαθὰ ἐσται, οὐ πάντα, ἀλλὰ περὶ ὅσα εὐτυχία καὶ ἀτυχία, ἃ ἐστὶν μὲν ἀπλῶς ἀεὶ ἀγαθὰ, τινὶ δ' οὐκ ἀεὶ. οἱ δ' ἄνθρωποι ταῦτα εὐχονται καὶ διώκουσιν· δεῖ δ' οὐ, ἀλλ' εὐχεσθαι μὲν τὰ ἀπλῶς ἀγαθὰ καὶ αὐτοῖς ἀγαθὰ εἶναι, αἰρεῖσθαι δὲ τὰ αὐτοῖς ἀγαθὰ. Die Stelle Met. Z 1029 b 4 ff. lautet: ἡ γὰρ μάθησις οὕτω γίνεται πᾶσι, διὰ τῶν ἥττον γνωρίμων φύσει εἰς τὰ γνώριμα μᾶλλον· καὶ τοῦτο ἔργον ἐστίν, ὥσπερ ἐν ταῖς πράξεσι τὸ ποιῆσαι ἐκ τῶν ἐκάστω ἀγαθῶν τὰ ὅλως ἀγαθὰ ἐκάστω ἀγαθὰ, οὕτως ἐκ τῶν αὐτῶ γνωριμωτέρων τὰ τῆ φύσει γνώριμα αὐτῶ γνώριμα. Es ist offensichtlich, daß sie in Erinnerung an die Eudemische, nicht an die Nikomachische Stelle geschrieben ist. Denn

nur in jener findet sich das τοῦτο ἡ ἀρετὴ ποιεῖ, dem τὸ ποιῆσαι in Met. Z entspricht. Der Philosoph will zeigen, daß zwischen dem Ziel des praktischen und dem des theoretischen Strebens eine genaue Entsprechung besteht. Er hätte sicherlich nicht das theoretische Streben durch die Analogie des praktischen seinen Hörern zu veranschaulichen gesucht, wenn nicht die Fassung der Ethik, in der Zusammenfallen des ἀπλῶς ἀγαθόν mit dem αὐτῶ ἀγαθόν als Zweck der ganzen Ethik aufgestellt wurde (ἐπὶ τοῦτῳ ἡ πολιτικὴ), die Eudemische Fassung, ihm und seinen Hörern damals frisch in der Erinnerung gewesen wäre. Hieraus folgt, daß, wie der ältere Metaphysikkurs, zu dem KN gehört, zwischen die Große und die Eudemische Ethik, so der jüngere, zu dem das Z gehört, zwischen die Eudemische und die Nikomachische Vorlesung fällt. Niemand, denke ich, wird verkennen, daß die Anspielung in Met. Z im Zusammenhang festsetzt und nicht ein späterer Zusatz sein kann.

Ich bin also darin mit W. Jaeger einverstanden, daß er ZH für einen der späteren Fassung der Metaphysikvorlesung zugehörigen Bestandteil hält. Ich verstehe aber unter der späteren Fassung die Bücher (A?) BΓEM, von denen aber M wohl erst hinter ZH und mehreren weiteren geplanten Büchern folgen sollte. Ich gebe auch zu, daß die Bücher ZH, insofern sie nicht mehr dem Leitfaden der Probleme folgen und überhaupt nicht BΓE zitieren, diesen gegenüber eine relativ selbständige Stellung einnehmen, als eine selbständige Abhandlung περὶ οὐσίας. Daß sie aber gegenüber BΓE einen veränderten Standpunkt, eine neue Auffassung von Gegenstand und Aufgabe der Metaphysik bekunden, möchte ich nicht zugeben. Aus dem, was ich im vorigen Abschnitt dieses Aufsatzes über die beiden Auffassungen vom Gegenstand der Metaphysik dargelegt habe, über die als Wissenschaft vom primären transcendenten Sein und die als allgemeine Seinslehre, hat sich, glaub' ich, herausgestellt, daß sie einander nicht widersprechen. Abgesehen hievon wäre eine veränderliche Meinung über die Gebietsabgrenzung der Metaphysik gegen die Physik, d. h. über die Frage, ob und inwieweit gewisse Untersuchungen über die κατ' ἐνέργειαν αἰσθητὴ οὐσία in die Metaphysik oder in die Physik hineingehören, noch nicht gleichbedeutend mit einer materiellen Umbildung oder Weiterbildung des metaphysischen Standpunktes des Aristoteles, wie sie Jaeger annehmen möchte. Ich habe im Gegensatz zu Jaeger den Eindruck, daß die Bücher ZH den in BΓE angefangenen Gedankengang, unter Festhalten an dessen Ziel, ein transcendentes Seiendes

nachzuweisen, weiterführen. Wenn der Philosoph dabei ausführlicher als man erwartet mit der αἰσθητὴ οὐσία sich beschäftigt, so tut er das m. E. nicht, weil er diese jetzt als solche, insofern sie materiell und bewegt ist, zum Gegenstand der Metaphysik rechnet, sondern weil er nur so die Voraussetzungen für seine Lehre von dem *ens primum et perfectissimum* schaffen zu können glaubt, was für die Behandlung von δύναμις und ἐνέργεια im Θ und vielleicht auch für die des Einen und Vielen im I ebenfalls gilt.

Was den Anschluß des mit Z beginnenden Teiles an die Einleitung BGE cp. 1 betrifft, so wird dieser durch E cp. 2–4 vermittelt, eine Partie, der in der älteren Fassung K cp. 8 p 1064 b 15 – 1065 a 26 entspricht. W. Jaeger bemüht sich in den Abweichungen, die E in dieser Partie gegenüber K aufweist, Folgerscheinungen des nunmehr beabsichtigten Einschubes der Substanzbücher nachzuweisen. Die Kapitel E 2–4 waren bestimmt an das Buch Z heranzuführen, K cp. 8 – 1065 a 26 dagegen nicht. Aber es ist schwer sich davon zu überzeugen. Denn was würde man denn als Fortsetzung hinter K 1065 a 26 erwarten, wenn hier nicht der Faden abrisse und die Excerpte aus der Physik folgten. Zwei Arten des Seienden, das ὄν ὡς συμβεβηκός und das ὄν ὡς ἀληθές, sind bis zu dem Grenzpunkt a 26 auch schon besprochen und zwar in demselben Sinne wie im E. Mußten nun nicht auch hier die sogenannten Kategorien und die wichtigste unter ihnen die οὐσία und weiterhin vielleicht das ὄν als δύναμις und ἐνέργεια folgen? Am Anfang von K cp. 8 gibt Aristoteles zwar nicht, wie am Anfang von E cp. 2, eine „Aufzählung der in den Büchern Z H Θ zu untersuchenden Bedeutungen des Seienden, die den Plan dieser Bücher enthält“, aber er geht ganz so vor, als ob er auch hier der Reihe nach die verschiedenen γένη τοῦ ὄντος behandeln wollte: σκεπτόν πρῶτον περὶ τοῦ οὕτως ὄντος (scil. τοῦ κατὰ συμβεβηκός). Daß auch hier das Verhältnis der οὐσία zu den übrigen Kategorien besprochen werden sollte, ist nicht nur a priori wahrscheinlich, sondern wird auch dadurch zur Gewißheit, daß die Worte cp. 8 in. ἐπεὶ δὲ τὸ ἀπλῶς ὄν κατὰ πλείους λέγεται τρόπους als Rückverweisung auf cp. 3 in. 1060 b 32 τὸ δ' ὄν πολλαχῶς καὶ οὐ καθ' ἓνα λέγεται τρόπον aufgefaßt werden müssen, dort aber, ebenso wie in Γ cp. 1, ausdrücklich bewiesen war, daß von allen diesen Bedeutungen Rechenschaft zu geben Sache einer und derselben Wissenschaft sei, der Wissenschaft vom ὄν ἢ ὄν, und daß (1061 a 8) τῷ τοῦ ὄντος ἢ ὄν πάθος ἢ ἕξις ἢ διάθεσις ἢ κίνησις ἢ τῶν

ἄλλων τι τῶν τοιούτων εἶναι λέγεται ἕκαστον αὐτῶν ὄν. Ich kann daher Jaeger nicht zugeben, aus K gehe hervor, daß es aus einer Periode stamme, „wo noch unmittelbar auf die Einleitung die Lehre vom Übersinnlichen folgte“.

Die zweite „sichere Spur“ der Tendenz, welche die Um-
arbeitung des K in das E leitete, findet Jaeger darin, daß K 1065 a
24 die in der Parallelstelle E 4. 1027 b 28 enthaltene Voraus-
weisung auf Θ 10 (den metaphysischen Wahrheitsbegriff) fehle, „weil
in der Urmetaphysik ein Buch Θ überhaupt noch nicht existierte“.
Wenn man beachtet, daß an dieser Stelle der zur älteren Meta-
physikvorlesung gehörige Teil des K aufhört und schon mit den
Worten a 26 τὸ δὲ ἐνεκά του die Auszüge aus der Physik
beginnen, so wird man diesem Schluß ex silentio keine Bedeutung
zugestehen können. Der letzte Satz, der noch zum alten K zu
gehören scheint, beginnend a 21 τὸ δ' ὡς ἀληθὲς ὄν και [μή] κατὰ
συμβεβηκός τὸ μὲν ἐστίν ἐν συμπλοκῇ τῆς διανοίας — τὸ δ'
οὐκ ἀναγκαῖον, ἀλλ' ἀόριστον· λέγω δὲ τὸ κατὰ συμβεβηκός
mutet mich sonderbar an, weil vom ὄν ὡς συμβεβηκός schon vorher
lange die Rede war und es nun, verkoppelt mit dem ὄν ὡς ἀληθὲς
und sogar ihm nachgestellt, wie etwas Neues eingeführt wird. Dieser
Satz konnte sich schwerlich so im ursprünglichen Text des K an
das Vorausgehende anschließen. Es kann also aus der Vergleichung
dieser Stelle mit der entsprechenden im E nicht geschlossen werden,
daß Aristoteles inzwischen den Plan geändert und sich zum Einschub
der Lehre von Substanz und Akt entschlossen hatte.

Ebensowenig kann ich W. Jaeger zugeben, daß die Probleme
des Buches B „den Exkurs der Bücher Z — Θ in die allgemeine
Lehre von Substanz und Akt“ nicht vorsehen und diese selbst auf
Schritt und Tritt verraten, daß sie ursprünglich nicht für den metho-
dischen Zweck geschrieben sein können, auf den sie in dem vor-
liegenden Entwurf bezogen sind“ (S. 205), nämlich „die allgemeine
Substanzlehre als Eingangspforte zur Lehre von der immateriellen
Substanz des ersten Bewegers“ zu benutzen. Wenn in Z cp. 2
1028 b 13 als Thema der folgenden Abhandlung die Frage auf-
geworfen wird: πότερον δὲ αὐται μόναι οὐσίαι (scil. τὰ σώματα)
εἰσὶν ἢ και ἄλλαι, ἢ τούτων μὲν οὐδέν, ἕτεραι δὲ τινες, σκεπτέον
und, nach Aufzählung der verschiedenen Lehren über immaterielle
Wesenheiten b 27: περί διη τούτων τί λέγεται καλῶς ἢ μή καλῶς
και τινες εἰσὶν οὐσίαι και πότερον εἰσὶ τινες παρά τὰς αἰσθητὰς
ἢ οὐκ εἰσὶ, και αὐται πῶς εἰσὶ και πότερον ἐστὶ τις χωριστή

οὐσία καὶ διὰ τί καὶ πῶς, ἢ οὐδεμία παρὰ τὰς αἰσθητάς, σκεπτόν ὑποτυπωσαμένοις τὴν οὐσίαν πρῶτον τί ἐστίν, so ist diese Fragestellung in den Aporien des K sowohl wie des B vorbereitet: K 1059 a 38. B 997 a 34 ἐτι δὲ πότερον τὰς αἰσθητάς οὐσίας μόνας εἶναι φατέον ἢ καὶ παρὰ ταύτας ἄλλας καὶ πότερον μοναχῶς ἢ πλείω γένη τετύχηκεν ὄντα τῶν οὐσιῶν. Das Thema der Substanzbücher, wie es in Z cp. 2 formuliert wird, ist genau das, dessen Behandlung man an dieser Stelle erwarten mußte, wenn Aristoteles dem Leitfaden der Probleme folgte. Wenn man mit W. Jaeger annehmen wollte die Bücher Z — Θ seien ursprünglich nicht für den Zweck geschrieben, auf den sie in deren vorliegender Form bezogen sind, so müßte man das ganze 2. Kapitel als nachträglichen Zusatz ansehen. Das wird wohl auch W. Jaeger schwerlich befürworten, wenn er auch die späteren Stellen im Z, die auf den methodischen Zweck der Untersuchung hinweisen, als nachträgliche Zusätze auszuschalten versucht, weil er überzeugt ist, daß im Z von der αἰσθητῇ οὐσίᾳ um ihrer selbst willen gehandelt werde und nicht um der πρώτῃ οὐσίᾳ willen.

So will er 1029 a 33 ὁμολογοῦνται — πρῶτον in Verbindung mit b 3 πρὸ ἔργου — 12 διὰ τούτων αὐτῶν als einen ursprünglich an den Rand des Manuskriptes geschriebenen Zusatz ausscheiden. „Diese Erklärung über die Gründe, sagt er, die Aristoteles veranlassen, die allgemeine Untersuchung über die οὐσία der Lehre vom Übersinnlichen voranzuschicken, steht in allen Handschriften an der falschen Stelle.“ „Die Worte 1239 b 3 — 12 sind in den Anfang der Untersuchung über das τί ἦν εἶναι hineingeraten, wo sie ganz sinnlos sind. Sie setzen die Worte 1029 a 33 fort: ὁμολογοῦνται δ' οὐσίαι εἶναι τῶν αἰσθητῶν τινές, ὥστ' ἐν ταύταις ζητητέον πρῶτον, die auch zu dem Nachtrage gehören. Die ersten Worte des Einschubes waren offenbar noch zwischen die Zeilen des alten Manuskriptes geschrieben worden, sie stehen deshalb in den Handschriften an der richtigen Stelle. Der Rest wurde dann, da für ihn kein Raum blieb, auf ein besonderes Blatt geschrieben“ und der Inhalt dieses Zettels ist dann von dem „ersten Herausgeber“ an falscher Stelle in den Text gesetzt worden. An dieser Darlegung ist sicher richtig, daß sich die Worte b 3 — 12 an die Worte a 33 ὁμολογοῦνται — πρῶτον anschließen sollten, aber fraglich ist es, ob der aus diesen beiden Bestandteilen zusammengesetzte Abschnitt dahin gehört, wo jetzt der erste, oder dahin, wo jetzt der zweite Bestandteil steht. Erstere Auffassung hält W. Jaeger, letztere ich

für die richtige. Kurz vorher hat Aristoteles gesagt, daß er von den drei Arten der ούσία, die er am Anfang des 3. Kapitels unterschieden hatte, ὕλη, μορφή, τὸ ἐκ τούτων, jetzt weder τὴν ἐξ ἀμφοῖν ούσίαν untersuchen wolle, noch die ὕλη, sondern die μορφή (das εἶδος): *περὶ δὲ τῆς τρίτης σκεπτέον· αὐτὴ γὰρ ἀπορωτάτη.* Da aber die Untersuchung in cp. 4 nicht direkt an den Begriff des εἶδος, sondern an den des τί ἦν εἶναι ansetzt, der mit dem des εἶδος nicht ohne weiteres identisch ist, so gehört es sich, daß die Rechtfertigung des Ausgehens von den αἰσθητὰ ούσία auf die Untersuchung über das τί ἦν εἶναι bezogen wird, also erst hinter der Aufstellung des neuen Themas, hinter b 3 θεωρητέον περὶ αὐτοῦ ihren Platz findet. Das τί ἦν εἶναι zuerst an ὁμολογοῦμεναι τινες τῶν αἰσθητῶν ούσία zu untersuchen, das ist das Verfahren, das als Ausgehen von den αὐτῶ γνωριμώτερα gekennzeichnet wird, durch das im weiteren Verfolg auch die φύσει γνώριμα zu αὐτῶ γνώριμα werden sollen. Ist dies richtig, so steht nur das Sätzchen a 33 ὁμολογοῦνται δ' ούσία εἶναι τῶν αἰσθητῶν τινες, ὥστε ἐν ταύταις ζητητέον πρῶτον an falscher Stelle. Es war da wo es hingehört, nämlich hinter θεωρητέον περὶ αὐτοῦ, versehentlich ausgelassen, dann vom Korrektor am Rande nachgetragen worden und ist von da aus von dem nächsten Abschreiber an falscher Stelle in den Text gesetzt worden. Es ist also kein Grund vorhanden, diese für das Gesamtverständnis des Z wichtige Stelle als nachträglichen Zusatz auszuschneiden. Wir dürfen sie, neben cp. 2, als weiteren Beleg dafür buchen, daß Aristoteles im Z von αἰσθητὰ ούσία nur als von ὄντα ἢ ὄντα handelt, um von ihnen aus den Übergang zu der übersinnlichen ούσία zu suchen.

Dasselbe beweist auch die Bemerkung in Z 11. 1037 a 10–17: *πότερον δ' ἔστι παρὰ τὴν ὕλην τῶν τοιούτων ούσιῶν τις ἄλλη καὶ δεῖ ζητεῖν ούσίαν αὐτῶν ἑτέραν τινά, οἷον ἀριθμοὺς ἢ τι τοιοῦτον, σκεπτέον ὕστερον. τούτου γὰρ χάριν καὶ περὶ τῶν αἰσθητῶν ούσιῶν πειρώμεθα διορίζειν, ἐπεὶ τρόπον τινά τῆς φυσικῆς καὶ δευτέρας φιλοσοφίας ἔργον ἢ περὶ τὰς αἰσθητὰς ούσίας θεωρία· οὐ γὰρ μόνον περὶ τῆς ὕλης δεῖ γνωρίζειν τὸν φυσικόν ἀλλὰ καὶ τῆς κατὰ τὸν λόγον (ούσία add. Jaeger) καὶ μᾶλλον.* Daß dieser Hinweis auf den bloß vorbereitenden Charakter der Untersuchung über die sinnliche Realität, weil er locker im Zusammenhang der umgebenden Worte sitze, nachträglich von Aristoteles hinzugefügt zu sein scheine (S. 206), ist eine unbegründete Annahme W. Jaegers. „Der Zusammenhang

der umgebenden Worte“ kann nur bezüglich des Vorausgehenden untersucht werden. Denn wir stehen am Ende eines Hauptteiles der Substanzabhandlung, dem, wenn a 17 — 20 ein späterer Zusatz ist (wie Jaeger schon Entstehungsgesch. S. 57 bewiesen hat), gleich die Rekapitulation folgt. Mit dem Vorausgehenden aber ist der Zusammenhang nicht zu locker. Denn nachdem vorher betont war, daß παντός ὕλη τις ἐστίν, ὃ μὴ ἐστὶ τί ἦν εἶναι καὶ εἶδος αὐτὸ καθ' αὐτό, ἀλλὰ τόδε τι, also z. B. auch der Kreis als καθ' ἕκαστον und τόδε τι eine ὕλη hat, und dann weiter die Seele als οὐσία ἢ πρώτη genannt war, die mit dem Leibe als ihrem Stoff verbunden den Menschen oder das Lebewesen konstituiert, den Menschen generell und den Einzelmenschen, wie Sokrates oder Koriskos, drängt sich die Frage auf, ob die Seele als Einzelwesen (ψυχὴ ἡδε) außer ihrem Leibe noch einen Stoff haben muß, wie der einzelne Kreis: Σωκράτης δὲ καὶ Κορίσκος, εἰ μὲν καὶ ἡ ψυχὴ διττόν, ὡσπερ τὸ καθόλου [τε], καὶ τὸ καθ' ἕκαστον· ὃ μὲν γὰρ ὡς ψυχῆ[ν], ὃ δ' ὡς τὸ σύνολον· εἰ δ' ἀπλῶς ἡ ψυχὴ ἡδε καὶ σῶμα τόδε, πότερον[δ] ἔστι παρὰ τὴν ὕλην τῶν τοιούτων οὐσιῶν τις ἄλλη καὶ δεῖ ζητεῖν οὐσίαν αὐτῶν ἑτέραν τινὰ οἷον ἀριθμοὺς ἢ τι τοιοῦτον, σκεπτέον ὕστερον. So sind m. E. die nach der Überlieferung unverständlichen Worte herzustellen, wodurch der Zusammenhang des von W. Jaeger als Zusatz ausgeschalteten Gedankens mit dem Vorausgehenden verständlich wird. Ich habe die Worte ὡσπερ τὸ καθόλου τε καὶ τὸ καθ' ἕκαστον, die nach διττόν wegen des Homoioteleuton ausgefallen, am Rande nachgetragen und dann an falscher Stelle, hinter καὶ σῶμα τόδε, in den Text geraten waren, wieder an ihre richtige Stelle gesetzt. In Folge der Versetzung dieser Worte, waren weitere Corruptelen entstanden, die Interpolation des τε hinter καθόλου und des δὲ hinter πότερον. Außerdem mußte das beziehungslose οἱ μὲν — οἱ δὲ in ὃ μὲν — ὃ δὲ geändert und statt des in der Luft schwebenden Accusativs ψυχῆν der Nominativ ψυχὴ hergestellt werden. Die Worte: εἰ ἡ ψυχὴ διττόν finden ihre Erklärung aus Stellen wie Met. E 1026 a 5 de an. 403 a 28 part. an. 641 a 21 — b 9, an denen die immaterielle Vernunftseele von der an den organischen Leib als ihre Materie gebundenen unterschieden wird. Die Kenntnis dieser Lehre wird als den Hörern bekannt vorausgesetzt. In dem einzelnen Menschen, Sokrates oder Koriskos, der ein καθ' ἕκαστον ist, verhält es sich mit seiner Seele, wenn man die Richtigkeit der Lehre von der doppelten Seele voraussetzt, ebenso wie es vorher καθόλου, für

den Menschen als Gattungswesen festgestellt war: ἡ μὲν ψυχὴ οὐσία ἢ πρώτη, τὸ δὲ σῶμα ὕλη, ὁ δ' ἄνθρωπος ἢ τὸ ζῷον τὸ ἐξ ἁμφοῖν ὡς καθόλου. Auch in den einzelnen Menschen ist dann der bessere Teil der Seele mit der πρώτη οὐσία identisch und von Materie frei, der geringere dagegen, ψυχὴ ἡδε, der nicht εἶδος αὐτὸ καθ' αὐτό, sondern τόδε τι ist, kann von dem Leibe als seiner Materie nicht getrennt werden und bildet mit ihr das σύνολον. Ist dagegen die Seele nicht διττόν, sondern ἀπλῶς ἡδε, wie das σῶμα ein τόδε τι, so kann die Frage entstehen, deren Erörterung Aristoteles auf später verschiebt, ob diese Seele als τόδε τι nur den Leib zum Stoffe hat, oder noch einen andern Stoff, sodaß sie selbst, auch ohne den Leib, ein σύνολον aus ihrer οὐσία und ihrem (intelligiblen) Stoffe wäre. Diese mehr platonisch-akademische Auffassung verwirft natürlich Aristoteles. Wenn es mir gelungen ist, den Text in Ordnung zu bringen und meine Erklärung richtig ist, dann kann man nicht mehr sagen, daß der Hinweis auf den bloß vorbereitenden Charakter der Untersuchung des Z über die sinnliche Realität wegen seines lockeren Zusammenhanges mit dem Vorausgehenden als nachträglich hinzugefügt erscheine. Habe ich dagegen in der Textkonstitution und Erklärung noch nicht das endgültig Richtige gefunden, so wird doch jeder, der sich um diese weiter bemüht, zugeben müssen, daß dieser Hinweis irgendwie durch die vorausgehende Erörterung über die νοητὴ ὕλη dem Aristoteles nahe gelegt war.

Es hat sich also ergeben, daß die Untersuchung des Z über die αἰσθητὴ οὐσία von vornherein den Zweck verfolgt die spätere Behandlung der übersinnlichen Substanz, der πρώτη οὐσία vorzubereiten. Sowohl das 2. Kapitel des Z, über das sich W. Jaeger leider nicht äußert, beweist dies, wie die beiden späteren Hinweise, die er mit Unrecht als spätere Zusätze zu beseitigen sucht. Ist aber dies richtig, so bilden die Bücher Z—Θ eine normale Fortsetzung der Bücher BΓΕ, die sowohl der Auffassung der Metaphysik als Wissenschaft von der übersinnlichen Wesenheit wie der als Wissenschaft vom ὄν ἢ ὄν καὶ τὰ τούτω ὑπάρχοντα entspricht. Daß diese beiden Auffassungen vom Gegenstand der Metaphysik einander nicht ausschließen, sondern von Aristoteles selbst gleichzeitig gehegt und zu einer einheitlichen Auffassung verbunden wurden, ist, wie wir oben gezeigt haben, durch E cp. 1 und K cp. 7 klar bezeugt. In welchem Sinne die Lehre von der πρώτη οὐσία der von den übrigen γένη τῶν ὄντων die Einheit geben sollte, die die πρώτη φιλοσοφία zu einer durch ihren Gegenstand einheitlichen Wissen-

schaft machte, würden wir deutlicher erkennen, wenn die Untersuchung über die οὐσία zu Ende geführt und nicht ein Torso geblieben wäre.

„Der Teil E 2–4“, sagt Jaeger (S. 211), „stellt in der jetzigen Fassung der Metaphysik das Verbindungsstück zwischen der älteren Einleitung (A–E 1) und dem neuen Hauptteil (Z–Θ IM) dar. Es ist füglich das zuletzt hinzugefügte Stück, in dem Aristoteles zum Hauptteil überleitend den Aufbau des Folgenden skizziert.“ „Wir müssen jedoch verstehen lernen, daß diese Komposition das späte Endstadium des Entwicklungsprozesses ist.“ Wie ist es mit der Annahme, dieses Stück sei das zuletzt hinzugefügte, vereinbar, daß es im K, das nach Jaeger aus einem früheren Entwicklungsstadium stammt, in cp. 8 seine Entsprechung hat?

Auf eine relative Selbständigkeit der Substanzbücher schließt Jaeger daraus, daß das Z 1029 b 1 seinen eigenen Anfang, nicht den des ganzen Metaphysikkurses, mit den Worten ἐν ἀρχῇ διελόμεθα zitiert, und auch das Buch Θ, das als Fortsetzung der Abhandlung ZH gedacht ist, 1045 b 31 den Anfang des Z, nicht des Θ selbst oder des A, mit den Worten: ἐν τοῖς πρώτοις λόγοις zitiert, desgleichen das Θ sowohl wie das I auf ZH als οἱ περὶ τῆς οὐσίας λόγοι zurückverweist. Dies ist ganz richtig. Aber, nach der von W. Jaeger selbst in seiner ‚Entstehungsgeschichte der Metaphysik‘ begründeten Ansicht, schließen relative Selbständigkeit einer Methodos und Beziehung derselben zu einer Gruppe oder Reihe sich fortsetzender Methodoi einander nicht aus. Auch für das Γ und für das E suchte er damals relative Selbständigkeit nachzuweisen.

Wenn Jaeger jetzt, in seinem zweiten Aristotelesbuche, von einem Einschub der Bücher ZHΘ in die Metaphysikvorlesung spricht, der zu dem Zwecke vorgenommen worden sei, „den Aufbau in bestimmter Weise zu ändern“, so scheint er mir seine frühere Ansicht von der Selbständigkeit der Methodoi preiszugeben und zu dem damals von ihm verworfenen Bestreben zurückzukehren, eine nach einheitlichem Plan von Aristoteles verfaßte metaphysische ‚Pragmatie‘ zu rekonstruieren, die ‚Urmetaphysik‘. Diese wird durch den Einschub der Bücher Z–Θ umgebaut und der Umbau betrifft nicht nur die schriftstellerische Darstellung der Lehre, sondern auch deren Inhalt. An Stelle der theologischen, ausschließlich dem Übersinnlichen zugewendeten älteren Metaphysik tritt „eine Lehre von den mannigfaltigen Bedeutungen des Seienden, eine Art ontologischer Phaenomenologie, in der die ältere platonisierende Lehre von der

transcendenten, stofflosen Form zwar noch als Spitze fortexistiert, ohne jedoch den Hauptraum des Interesses noch für sich in Anspruch zu nehmen". Diese Theorie Jaegers setzt offenbar eine ältere metaphysische Pragmatie voraus, die ursprünglich einheitlich ist, in der Lehre von der transcendenten, stofflosen Form ihre Spitze hat und dieser „den Hauptraum des Interesses“ einräumt, dann aber später durch den Einschub der Bücher $Z - \Theta$ so in ihrem Aufbau geändert wird, daß das Hauptinteresse sich den ‚mannigfaltigen Bedeutungen des Seienden‘ zuwendet und zwar allen andern Bedeutungen mehr als der primären, aus der sie abgeleitet werden. Daß eine ältere Pragmatie, wie sie hier angenommen wird, fertig vorlag, ist nicht erwiesen. Daß $Z - \Theta$ hinter die Bücher ABGE gesetzt wurden, ist kein Einschub, der den ganzen Aufbau und die Richtung des Interesses ändern konnte, wenn sie nicht auch vor etwas gesetzt wurden, dem dadurch das Interesse entzogen wurde. Was konnte dies sein? War es die ältere oder die jüngere Form der Bekämpfung der Ideen- und Zahlenlehre, das N oder das M? Stand in der Pragmatie, in die $Z - \Theta$ eingeschoben wurden, das N, dann wäre das M später als der Einschub. Da aber dies, nach Jaegers Theorie, gerade infolge der Aufnahme der Bücher $Z - \Theta$ an die Stelle des N gesetzt wurde, so wäre es nicht mehr berechtigt, von einem Einschub zu reden, sondern nur von einer Fortsetzung der Gruppe ABGE erst durch $ZH\Theta(I)$ und weiterhin durch M. Diese Fortsetzung war aber, nach W. Jaeger, keine folgerichtige. Sie lenkte das Interesse von dem in den Einleitungsbüchern verfolgten Ziel, der Nachweisung eines übersinnlichen Seienden ab und übertrug das Interesse auf die ontologische Phaenomenologie. Diese Behauptung Jaegers scheint mir die früher von ihm betonte Selbständigkeit der einzelnen Methodos ganz zu verleugnen. In einer einheitlichen Pragmatie ist man berechtigt, zu erwarten, daß ihr Hauptgegenstand den „Hauptraum des Interesses“ für sich beanspruche und jeder der übrigen Gegenstände einen seiner Bedeutung proportionalen; dagegen ist diese Forderung nicht berechtigt, wo, wie hier, eine Anzahl ursprünglich selbständiger Methodoi erst nachträglich aneinandergereiht worden sind. Was W. Jaeger Entstehungsgesch. d. Met. S. 172 aus Anlaß des I der Metaphysik über die Methodos als die innere Form der aristotelischen Produktionsart sagt: „Sie ermöglicht eine ganz andere, allseitige Beleuchtung des Gegenstandes als die Form des ‚Kapitels‘ oder ‚Abschnitts‘ in einem größeren ‚Werk‘, das niemals den Spezialgesichtspunkt des Ganzen

zugunsten universellerer Behandlung des Einzelnen aus dem Auge lassen darf“, das paßt auch auf die Methodos ZH, wenn sie das Thema ἡ οὐσία allseitiger beleuchtet als es der Spezialgesichtspunkt des Ganzen (der metaphysischen Vorlesungsreihe), nämlich die übersinnliche πρώτη οὐσία nachzuweisen, erforderte. Sie konnte trotzdem von Aristoteles selbst, wenn schon er eine Reihung vornahm, oder von seinen ersten Nachfolgern, wenn erst sie dies taten, mit gutem Recht an die Reihe ABΓΕ als Fortsetzung angeschlossen werden. Sie handelte ja von der οὐσία als dem πρώτως ὄν. Dabei ist der Singular ἡ οὐσία nicht als Bezeichnung des γένος aufzufassen, das alle Arten von οὐσίαι umfaßt, sondern als das höchste Einzelwesen, das allen anderen οὐσίαι den Namen gibt, wie das Urbild seinen Abbildern. ZH enthalten nur den ersten Anlauf zu diesem Gipfel. Sie erreichen ihn nicht, weil der Philosoph die Untersuchung nicht zu Ende geführt hat. Aber ausgehen konnte er bei diesem Aufstieg nur von der αἰσθητή οὐσία, die hier ganz anders behandelt werden mußte als in der Physik, nämlich so, daß die Praemissen allmählich zubereitet wurden, aus denen sich das Dasein und die Wesenheit des ens perfectissimum als Konklusionen ergeben sollten. Ich glaube daher, daß man weder von einem Einschub dieser Bücher noch von einer durch ihn bewirkten Abwendung der aristotelischen Metaphysik von ihrem höchsten Ziel sprechen kann. Θ und Ι sind auch Anläufe zu demselben Ziel von andern Ausgangspunkten aus, die auch nicht zu Ende geführt sind. Zu Ende geführt würden sie alle bei demselben Gipfel konvergierend zusammengetroffen sein, dem höchsten Wesen, welches jedem der übrigen Dasein, Energie und Einheit gibt.

Anhang. Zur Entstehungsgeschichte der Politik.

Meine Ansicht, daß der Idealstaat der Bücher ΗΘ der ‚Politik‘ dem spätesten Stadium der politischen Theorie des Aristoteles angehört und daß dieser früher das vollkommene Königtum und die vollkommene Aristokratie als zwei mögliche Spielarten der ἀρίστη πολιτεία anerkannt hatte, halte ich trotz des Widerspruchs des Mr. J. L. Stocks D. Litt. Ztg. 1927, S. 1853 und Class. Quarterly XXI p. 177 aufrecht. Auf seine Resension in der D. L. Z. habe ich im Anzeiger der Wiener Akad. d. Wissenschaft 1927 geantwortet. Auch der Aufsatz in Class. Quart. XXI, in dem Mr. Stocks p. 187 als über jeden Zweifel erhabene Tatsache hinstellt, daß ΗΘ dem früheren, ΔΕΖ dem späteren Entwurf angehöre, enthält keinen Beweis für diese Behauptung. Mr. Stocks referiert über meine Theorie, ohne die von mir vorgebrachten Beweise vollständig anzuführen, geschweige denn sie zu widerlegen. Er wirft mir seinerseits vor, ich wolle nicht

seine d. h. W. Jaegers Beweisführung als Ganzes würdigen (He will not face the argument as a whole). Meinen auf den Gedankengang des Schlußkapitels von Γ gestützten Nachweis, daß der zum H überleitende Schlußsatz desselben, weil dem Inhalt des Kapitels selbst widersprechend, nicht von Aristoteles selbst stammen könne, also auch nicht beweise, daß Aristoteles jemals H Θ an Γ in seiner uns erhaltenen Form sich habe anschließen lassen, läßt er nicht gelten. Er nimmt vielmehr diesen überleitenden Schlußsatz des Γ ohne Berücksichtigung meiner Gegengründe als echt-aristotelisch an, obgleich er doch p. 177 selbst zugegeben hatte, daß gegenüber derartigen Übergangssätzen am Ende eines Buches Mißtrauen berechtigt sei und sie immer mit Vorbehalt aufgenommen werden müßten. Er bestreitet auch meinen sowohl auf die Rückverweise im Δ wie auf den Gedankengang des Γ selbst begründeten Nachweis, daß das Γ uns in verstümmelter und überarbeiteter Gestalt erhalten ist, in seiner ursprünglichen und unverkürzten Gestalt aber als *ἀρίστη πολιτεία* jene Beherrschung des Staates durch die oder die n Besten (mit Tugend im philosophischen Sinn Ausgestatteten) aufstellte, die, wenn es einen einzelnen solchen die Gesamtheit aller übrigen Bürger an *ἀρετή* überragenden Mann gibt, zur *παρβασιλεία* führt, wenn eine für die Übernahme der Regierungsgeschäfte ausreichende Menge solcher *ἀριστοί* (eine Klasse, einen Stand von *ἀριστοί*), zur Aristokratie. Er versucht hier eine Tatsache zu leugnen, die sich nun einmal nicht aus der Welt schaffen läßt. Denn Δ 1290 a 24 wird, unter Verwerfung der Ableitung aller Verfassungsformen aus Oligarchie und Demokratie, gesagt: *ἀληθέστερον δὲ καὶ βέλτιον, ὡς ἡμεῖς διέλομεν, δυοῖν ἢ μιᾶς οὐσίας τῆς καλῶς συννεστηκυίας τὰς ἄλλας εἶναι παρεκβάσεις, τὰς μὲν τῆς εὐ κεκραμένης ἁρμονίας, τὰς δὲ τῆς ἀρίστης πολιτείας, ὀλιγαρχικὰς μὲν τὰς συντονωτέρας καὶ δεσποτικωτέρας, τὰς δ' ἀνεμμένας καὶ μαλακὰς δημοτικάς.* Hieraus ergibt sich, daß in dem vorausgehenden Buche, das auch nach Mr. Stocks das Γ war, zwei Formen der „besten Verfassung“ angenommen wurden, die man unter irgendeinem Gesichtspunkt als eine und dieselbe Form auffassen konnte. Dies stimmt vortrefflich auf Königtum und Aristokratie, die, insofern beide *κατ' ἀρετὴν κεχωρηγημένην συννεστάσιν*, nur eine Form darstellen, dennoch aber so verschieden voneinander sind, daß sie nach der ursprünglichen Einteilung der Verfassungen im Γ cp. 7 als zwei verschiedene *ὄρθαι πολιτεῖαι* eingeführt wurden und Aristoteles über den Unterschied beider gehandelt hatte (1289 a 33 *ἔτι δὲ τί διαφέρουσιν ἀριστοκρατία καὶ βασιλεία — διάρισται πρότερον*). Anzunehmen, das *διώρισται* an der zuletzt angeführten Stelle (und das *διέλομεν* in der anderen 1290 a 24) sei von Aristoteles mit Bezug auf eine geplante, aber noch garnicht geschriebene und vorgetragene Erörterung gebraucht worden, ist unmöglich. Es war also im Γ , laut Zeugnis des Δ , eine Darlegung über die zwei Spielarten der besten Verfassung, Königtum und Aristokratie, und über ihre Unterschiede vorhanden gewesen, die jetzt nicht mehr darin steht. Der seltsame Einfall von Mr. Stocks, eine separate Diskussion der Aristokratie sei unnötig gewesen wegen ihrer Identität mit dem Königtum, wird widerlegt durch Aristoteles eigenes Zitat 1290 a 1 *εἴρηται ἐν τοῖς περὶ ἀριστοκρατίας* und durch die Worte 1289 a 33: *τί διαφέρουσιν ἀριστοκρατία καὶ βασιλεία — διάρισται πρότερον*. Was sich so durch Rückschluß aus dem Δ über die Behandlung der Aristokratie im Γ ergibt, das findet willkommene Bestätigung durch die im Γ selbst erhalten gebliebenen Spuren der getilgten Erörterung. Denn wenn wir 1288 a 32 lesen: *ἐπεὶ δὲ τρεῖς φάμεν εἶναι τὰς ὄρθας πολιτείας, τούτων δ' ἀναγ-*

καίον ἀρίστην εἶναι τὴν ὑπὸ τῶν ἀρίστων οἰκονομουμένην, τοιαύτη δ' ἐστίν, ἐν ἣ συμβέβηκεν ἢ ἓνα τινὰ συμπαύτων ἢ γένος ὅλον ἢ πλῆθος ὑπερέχον εἶναι κατ' ἀρετὴν, τῶν μὲν ἀρχεσθαι δυναμένων, τῶν δ' ἀρχεῖν πρὸς τὴν αἰρετωτάτην ζωὴν, so finden wir dieselben zwei Spielarten der „besten Verfassung“ wie im Δ wieder. Denn daß ein einzelner Mann oder ein Geschlecht alle übrigen Bürger zusammengenommen (nicht etwa nur jeden einzelnen) an ἀρετῇ überwiegt, das führt zum wahren Königtum, daß dagegen ein πλῆθος von ἀριστοὶ dieses Übergewicht über die σύμπαντες besitzt, das führt zur wahren Aristokratie. Bei dieser Stelle tappt Mr. Stocks in *Class. Quarterly* 187 noch ebenso im Finstern, wie in seiner famosen Recension in der *D. L. Z.*, wenn er von mir sagt: He notes with surprise that Γ in its concluding paragraph admits the possibility that a πλῆθος may rule by the title of ἀρετῇ. He would eject this, or understand this as a rather large number, because he will not face the argument as a whole. Wie konnte nur Mr. Stocks mich so sehr mißverstehen, daß er meinte, mich hätte diese Nennung des πλῆθος überrascht oder ich möchte sie am liebsten hinauswerfen? Wer, wie ich tat, von der Analyse des ganzen Γ herkam, den konnte es nicht überraschen, hier dieselben beiden Formen der besten Verfassung genannt zu finden, die schon 1284 a 3 – 8 dem Philosophen vorschweben: εἰ δὲ τις ἐστὶν εἰς τοσοῦτον διαφέρων κατ' ἀρετῆς ὑπερβολὴν, ἢ πλείους μὲν ἐνός, μὴ μέντοι δυνατοὶ πλήρωμα παρασχέσθαι πόλεως, ὥστε μὴ συμβλητὴν εἶναι τὴν τῶν ἄλλων ἀρετὴν πάντων μηδὲ τὴν δύναμιν αὐτῶν τὴν πολιτικὴν πρὸς τὴν ἐκείνων, εἰ πλείους, εἰ δ' εἰς, τὴν ἐκείνου μόνον usw. Wenn man mit dieser Stelle die spätere 1284 b 25 vergleicht: ἀλλ' ἐπὶ τῆς ἀρίστης πολιτείας ἔχει πολλὴν ἀπορίαν, οὐ κατὰ τῶν ἄλλων ἀγαθῶν τὴν ὑπεροχὴν — ἀλλ' ἂν τις γένηται διαφέρων κατ' ἀρετῆν, τί χρὴ ποιεῖν; οὐ γὰρ δὴ φαῖεν ἂν δεῖν ἐκβάλλειν καὶ μεδιστάναι τὸν τοιοῦτον. ἀλλὰ μὴν οὐδ' ἀρχεῖν γε τοῦ τοιοῦτου. — λείπεται τοῖνον, ὅπερ εἴκοι πεφυκέναι, πείθεσθαι τῷ τοιοῦτῳ πάντας ἀσμένως, ὥστε βασιλέας εἶναι τοὺς τοιοῦτους αἰδίους, so erkennt man, daß die hier ausgesprochene Verwerfung der Ostrakisierung des an Tugend überragenden Mannes und Forderung, sich seinem Regiment bedingungslos zu unterwerfen, obgleich sie zunächst nur das Königtum angeht, dennoch in logischer Konsequenz zur Anerkennung auch der Aristokratie führen mußte. Denn auch, wo eine Klasse von ἀριστοὶ vorhanden ist, deren Tugendsumme die aller übrigen Bürger überwiegt, darf man dieser Forderung zufolge diese Klasse weder ostrakisieren, noch mit gleichen Rechten wie die übrigen abfinden, sondern muß ihnen gehorchen. Es lag mir also ganz fern, durch die Nennung des πλῆθος ὑπερέχον κατ' ἀρετῆν mich überrascht zu fühlen oder sie athetieren zu wollen. Dieses πλῆθος (gleich den πλείους 1284 a 47) ist nur πλῆθος im Verhältnis zu dem Einen, im Verhältnis zu der Gesamtheit der übrigen Bürger ist es eine Minorität. Hoffentlich wird Mr. Stocks inzwischen selbst schon eingesehen haben, daß sein Versuch, es als τὸ πλῆθος = „die Majorität“ zu deuten und dadurch den Widerspruch zwischen dieser ἀρίστη πολιτεία und der des ΗΘ auszumerzen, mißlungen ist. In der des ΗΘ gibt es keine solche ὑπεροχὴ wie in der des Γ. In jener ist jeder am ἀρχεῖν und am ἀρχεσθαι beteiligt, in dieser sind ἀρχοντες und ἀρχόμενοι dauernd getrennte Klassen. Die Worte: „he will not face the argument as a whole“ treffen also eher auf Mr. Stocks als auf mich zu. Wenn Aristoteles den Begriff ἀριστοκρατία = „Herrschaft der Besten“ im Η in der Richtung hätte strecken wollen, daß er eine Verfassung mitumfaßte, in der alle Bürger gleichmäßig am Regiment beteiligt

sind, warum schrieb er dann 1279 a 39 ἕνα μὲν γὰρ διαφέρειν κατ' ἀρετὴν ἢ ὀλίγους ἐνδέχεσθαι, πλείους δ' ἤδη χαλεπὸν ἠκριβῶσθαι πρὸς πάσαν ἀρετὴν, ἀλλὰ μάλιστα τὴν πολεμικὴν? Warum ließ er nur Königtum und Aristokratie als Spielarten der ἀρίστη πολιτεία zu, nicht aber auch und ganz besonders die dritte seiner ὀρθαὶ πολιτείας, die Politeia κατ' ἐξοχήν? Warum erklärte er statt dessen Nic. Eth. 1160 a 35 τούτων δὲ (scil. τῶν ὀρθῶν πολιτειῶν) βελτίστη μὲν ἡ βασιλεία, χειρίστη δὲ ἡ τιμοκρατία (= πολιτεία) und bewies Pol. Δ 1289 a 38 ff, daß die Tyrannis die schlimmste unter den παρεκβάσεις sei, mit den Worten: ἀνάγκη γὰρ τὴν μὲν τῆς πρώτης καὶ θειοτάτης παρέκβασις εἶναι χειρίστην. Wenn HΘ den Idealstaat der früheren Periode enthält, dann muß man schließen, daß der der späteren Periode Königtum oder Aristokratie war. Denn da sich nach den eben angeführten Stellen nicht bezweifeln läßt, daß Aristoteles irgendwann das Königtum als „beste Verfassung“ gepriesen hat, und da er dies nicht in derselben Periode getan haben kann, in der er die dem Königtum diametral entgegengesetzte „beste Verfassung“ der Bücher HΘ entwarf, so ergibt sich, daß das Königtum diejenige „beste Verfassung“ war, die er, bei Durchführung des am Schluß von Nic. K. entworfenen Planes, auf Grund der Durchforschung aller tatsächlich bestandenen griechischen Verfassungen und der auf ihr fußenden Untersuchungen der Bücher ΔΕΖ als die beste erkannt hatte. Dies ist das Schlußergebnis der von Mr. Stocks aus Manchester verteidigten Theorie, facing the argument as a whole. Ich glaube nicht, daß es sich durchsetzen wird. Denn in ΔΕΖ ist nichts enthalten, was die Ersetzung des Wunschstaates aus HΘ durch einen aristokratisch-königtümlichen begreiflich machen könnte, wohl aber enthalten ΔΕΖ eine hohe Wertung der Politie als der Verfassung der richtigen Mitte und diese, in die ideale Sphäre transponiert, ergibt den Wunschstaat der Bücher HΘ.

Wien.

HANS v. ARNIM.

Hellos – Hellotis.

E. Kalinka hat in einem überaus anregenden Aufsatz¹⁾ darauf hingewiesen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Dodona als Kultstätte in die vorgriechische Zeit zurückreicht und nach Ephoros-Strabo²⁾ ist Dodona ein pelasgischer Ort, was zu der bekannten Anrufung des pelasgischen Zeus von Dodona durch Achill II. XVI 233 stimmt. Der Pelasgername aber stellt einen Sammelnamen für alles das dar, was aus einer nicht mehr verstandenen Vergangenheit in die griechische Kultur hineinreichte. Daß Dodona in der Tat eine der altehrwürdigsten Kultstätten auf dem Boden der Balkanhalbinsel ist, geht aus den Zeugnissen deutlich hervor. Inwieweit wir nun auf diesem Boden zu ältesten Kultelementen vordringen und was wir

¹⁾ Die Herkunft der griechischen Götter, N. Jahrb. XLV (1920), 401.

²⁾ Strabo VII 7, 10.

dann über ihr Wesen und ihre Herkunft aussagen können, das muß sich aus einer Untersuchung der Kultverhältnisse historischer Zeiten ergeben, die uns ja allein zugänglich sind. An Vorarbeiten fehlt es hier nicht.

Am raschesten unterrichtet uns heute die schon einmal herangezogene Arbeit von L. Weniger über altgriechischen Baumkultus. Aus ihr geht die überraschende Gleichartigkeit der ursprünglichen Kultverhältnisse an den berühmtesten Kultstätten Griechenlands schön hervor. In Delphi war es nie aus dem Bewußtsein der Gläubigen verschwunden, daß die älteste Inhaberin des Orakels Gaia, die Erdgöttin, gewesen war, das sagt uns klarer noch als alle Argumente aus Sage und Kult der Prolog der Aischyleischen Eumeniden. Für Olympia verrät uns schon das Gaeon mit dem daran haftenden Kulte Ursprünglichkeit des Kultes der Erdmutter³⁾ und für Dodona, die heilige Stätte, die uns hier beschäftigt, fehlt es nicht an Beweisen, daß die Sache auch dort ehemals nicht anders lag.

Dodona war in historischer Zeit vor allem die Stätte ehrwürdigen Zeuskultes. Daß dieser Gott aber hier eine Vorgängerin hatte, das läßt sich aus mancherlei Momenten unschwer erkennen. Neben den bekannten Nachrichten über das dodonäische Priesterkollegium der Helloi fehlt es nicht an ebenso guten und zahlreichen Zeugnissen für Priesterinnen in Dodona⁴⁾. Die Frage nach der Priorität einer der beiden Gruppen hatte bereits die Alten beschäftigt und wir haben darüber verschiedene Ansichten erhalten. Strabo VII 7, 12 meint nach Apollodor, das Ursprüngliche seien die Priester gewesen und Priesterinnen seien erst dann hinzugetreten, als dem Zeus Dione als Kultgenossin beigegeben wurde. Paus. X 12, 10 hingegen bezeichnet die Priesterinnen in Dodona als die ältesten Prophetinnen, die an Alter sogar noch Phemonoe aus Delphi übertreffen sollen. Die Ansicht Apollodor = Strabos verschlägt natürlich nicht das mindeste für eine Beurteilung des tatsächlichen Sachverhaltes, da sie klarerweise aus der Homerstelle herausgesponnen ist, die nur die Helloi nennt, und andererseits auf der postulatio beruht, Zeus sei im dodonäischen Kulte ursprünglich ohne weibliche Kultgenossin gewesen. E. Meyer⁵⁾ ist in seinen überaus besonnenen

³⁾ L. Weniger *Klio* VII (1907), 145 ff.

⁴⁾ Herod. II 57, Schol. Soph. Trach. 171, Paus. X 12, 10, Strabo VII 7 12, Eur. fr. 1021, Pindar Paean auf den dod. Zeus fr. 58 Schröder.

⁵⁾ *Forschungen zur alten Geschichte* I, Halle 1892, 44.

und fördernden Ausführungen über Dodona zu dem Schlusse gekommen, daß die größere Wahrscheinlichkeit für das höhere Alter der Priesterinnen spreche, mit denen dann natürlich zwangsläufig der ältere Kult einer Göttin verbunden ist. Daß wir es in Dodona tatsächlich mit ursprünglichem Kulte einer weiblichen Gottheit zu tun haben, die wie in Olympia und Delphi eine Göttin der mütterlichen Erde gewesen ist, dafür lassen sich aus dem Lied, das jene Priesterinnen sangen, sowie aus ihrem Namen weitere Argumente schöpfen. Paus. X 12, 10 hat uns das ausdrücklich als alt bezeichnete Kultlied der dodonaeischen Priesterinnen erhalten, das lautete:

Zeὺς ἦν, Zeὺς ἐστὶ, Zeὺς ἔσσομαι ὦ μέγ' ἄλλε Ζεῦ·
Γὰ καρποῦς ἀνίει, διὸ κλήζερε μᾶτερ' αἰαίαν.

Ganz unvermittelt und unverbunden steht hier eine Anrufung des Zeus vor einem Gebetsvers an die Mutter Erde, der die Priesterinnen ihrem Geschlecht nach ursprünglich dienten. Schon die Tatsache, daß sich der Kult der Erdmutter in historischen Zeiten nur in kleinen Resten solcher Art, hier aber mit größter Zähigkeit erhalten konnte, während er sonst auf breitester Linie der Verehrung des Zeus weichen mußte, zeugt für sein höheres Alter. Die Parallelscheinungen an anderen griechischen Kultstätten wie Olympia und Delphi, wo uns ebenfalls Verdrängung weiblicher Gottheiten durch männliche greifbar ist, stützen dies aufs beste. Von nicht geringer Bedeutung ist auch der Name, den die dodonaeischen Priesterinnen führten. Sie hießen Peleiades und führen uns damit auf die große Rolle, die die Tauben in der dodonaeischen Legende und im dodonaeischen Kulte spielten⁶⁾. Diese tritt besonders deutlich in der Gründungssage des dodonaeischen Orakels hervor, wie wir sie bei Herod. II 55 lesen. Danach kam eine Taube nach Dodona geflogen, setzte sich dort auf die Eiche, an der der Kult haftet, und forderte mit menschlicher Stimme die Errichtung eines Orakels, das natürlich dann später als Orakel des Zeus galt. Auch Dion. Hal. und Philostrat wissen an den angeführten Stellen von einer Beziehung der Taube zum heiligen Baume zu erzählen, derart, daß diese auf der Eiche sitzt und von dort Orakel erteilt. Nach dem Scholion zu Il. XVI 234 hat eine Taube den sagenhaften Gründer

⁶⁾ Tauben in Dodona und Bezeichnung der Priesterinnen als solche: Herod. II 55, Dion. Hal. I 14, Paus. X 12, 10, Philostr. Imag. II 33, Soph. Trach. 172, Schol. Il. XVI 234, Od. XIV 327, Serv. Ecl. IX 13, Aen. III 466. Lact. Plac. zu Stat. Theb. III 106.

des Heiligtumes an den Ort der Orakelstätte geführt und nach dem Schol. zu Od. XIV 327 verhindert die Taube im Baume dessen Fällung. Wo wir im griechischen Kultgebiete Tauben im Kult antreffen, gehören sie ursprünglich zu einer Göttin, diese allgemeine Tatsache wird in unserem besonderen Falle aufs erwünschteste durch die in Dodona aufgefundene Statue einer weiblichen Gottheit bestätigt, die in ihrer Linken eine Taube hält⁷⁾. Von systematischen Ausgrabungen auf dem Boden Dodonas ist hier übrigens noch manche Bereicherung unseres Wissens zu erhoffen. Wer bei der großen Bedeutung der Taube im Kult von Dodona an Aphrodite dachte, wie dies H. Ledat in der Publikation der erwähnten Statue tut, der legt sich mit unberechtigter Einseitigkeit auf einen bestimmten Namen fest, aber er hat doch immerhin schon die rechte Richtung eingeschlagen. Wir haben, ohne daß wir nun schon über den Namen auch nur eine Vermutung anstellen könnten, in der Taubengöttin von Dodona eine der vielen Ausstrahlungen jener Taubengöttin vor uns, die auch in der kretisch-mykenischen Kultur eine große Rolle spielte und die Gressmann⁸⁾ letzten Endes auf vorderasiatische Vorstellungen zurückgeführt hat. Die Grundlage für die Rezeption der Taubengöttin war wie in Kreta (vgl. H. Gressmann) auch in Dodona das Vorhandensein eines uralten Mutterkultes, an den sich die aus dem Orient stammende Verehrung einer Taubengöttin wegen der Gleichartigkeit der zugrunde liegenden Vorstellungen von einer mütterlichen Gottheit leicht anschließen konnte. So kam es, daß die Gaia Mater, die uns aus dem Kultlied entgegentritt, mit den heiligen Tauben zusammengebracht wurde. Diese fehlen auch nicht unter den Weihgeschenken⁹⁾, die man in Dodona fand, unter denen übrigens auch die Schlange vertreten ist, die in den dithonischen Kult gehört.

Schließlich gewinnt es mir in diesem Zusammenhang an Wahrscheinlichkeit, daß der große Welcker¹⁰⁾ wieder einmal recht hatte, wenn er den Erdschlaf der Helloi, von dem Homer berichtet, auf

⁷⁾ B. C. H. 461, Pl. IX, X, natürlich wird die Taube auch gelegentlich Zeus gegeben, wie sie ja sein Orakel begründet haben soll. Über eine Zeusbronze mit Taube v. Warsberg, Eine Wallfahrt nach Dodona, Graz, 1893, 100.

⁸⁾ A. R. W. XX 1ff. und D. L. Z. 1919, 116.

⁹⁾ C. Carapanos, Dodone et ses ruines, Paris 1878, Pl. XXI 4–10. Ich halte übrigens auch XXI 3 für eine Taube, hier hält sie eine Schlange in einer Klaue.

¹⁰⁾ Kl. Schr. III 91, A. Dieterich, Mutter Erde² 60. Gegen Welcker Schoemann, Gr. A. II 313, Kern, Dodona, P. — W. Realenz. V 1260.

Inkubation zurückführt, woraus sich ebenfalls eine Erdgottheit als ursprüngliche InhaberIn des Orakels ergäbe, wie dies A. Dieterich formuliert hat: Für Dodona sichern späte Zeugnisse alten Erdkult und es ist eine sehr natürliche Annahme, daß die Sellen, die ihre Füße nicht waschen und auf dem Erdboden lagern, damit der Erde dienen, die auch hier, wie in Olympia, Delphi, Aigai die Orakel selbst gegeben haben wird.

Ohne jedoch auf diesen letzten Punkt größeres Gewicht zu legen, konnten wir mit Weniger feststellen, daß der älteste Kult in Dodona jener Gottheit gehört hatte, die in der ältesten uns auf griechisch-kleinasiatischem Boden greifbaren Religion eine so dominierende Stellung eingenommen hatte, der Gottheit der mütterlichen Erde. Wesentlich ist es für uns hier festzuhalten, daß dieser Mutterkult in Dodona in inniger Beziehung zum Baumkulte stand, denn die große Rolle der Eichenverehrung sichert dieser höchstes Alter und die Zeugnisse, die die Eiche von einer Taube gefunden sein oder diese auf jener sitzen lassen, bestätigen uns, daß dieser Baum ursprünglich der Göttin eigen gewesen war. Daß auch in Olympia und Delphi zusammen mit der Erinnerung an ehemaligen Gaiakult die ebenso uralte Verehrung von Bäumen aufscheint, stützt dieses Ergebnis von einer anderen Seite her.

Der Kult der Erdgöttin tritt in der Regel zusammen mit der Verehrung eines männlichen Gottes auf, der als der Herr der Gewitterkräfte gedacht wird. Das ist in historischer Zeit Zeus, dessen Kult überhaupt zum dominierenden Element in Dodona wurde. Daß Zeus erst mit den griechischen Einwanderern nach Epirus gelangte, versteht sich von selbst und es ist wohl die Frage nicht müßig, ob wir über seine Verehrung und seinen Namen hinaus zu einer älteren Erscheinungsform des männlichen Genossen der Erdgöttin vordringen können. So dürftig das ist, was der Boden von Dodona bis jetzt für die Erkenntnis der Kultverhältnisse hergegeben hat, so gewinnen wir doch andererseits daraus eine wichtige Erkenntnis. Unter den Votivgeschenken, die sich in Dodona fanden, sehen wir auch Doppeläxte¹¹⁾, die in der Zeit ihrer Weihung natürlich Zeus galten. G. Karo¹²⁾ hat mit vollem Rechte auf die merkwürdige Parallele zwischen kretischen und dodonaeischen Kultverhältnissen aufmerksam gemacht, die darin besteht, daß an beiden Orten die weibliche Gottheit häufig mit der Taube verbunden

¹¹⁾ Carapanos, Dodone et ses ruines, 100f. Pl. LIV.

¹²⁾ A. R. W. VII, 134.

erscheint, während neben ihr ein männlicher Gott steht, der unter dem Symbol der Doppelaxt verehrt wird. In der Tat würden uns schon die Motivdoppeläxte von Dodona dazu berechtigen, einiges über ein ältestes höchstes Götterpaar auszusagen, dem wir in Dodona ebensogut begegnen wie in Kreta, allein es gilt zunächst das zur Verfügung stehende Material auszuschöpfen. Wir sind keineswegs gezwungen, unsere Anschauungen lediglich auf dem Fund von Motiväxten aufzubauen, diese dienen nur dazu, in erwünschter Weise das zu erhärten, was wir aus den Trümmern der literarischen Überlieferung gewinnen können.

Die bekannteste Stelle, die sich in der antiken Literatur über den Kult von Dodona findet, ist ohne Zweifel die Anrufung des Achilles an Zeus II. XVI 233 ff.:

Zeῦ ἄνα Δωδωναίε Πελασγικῆ τηλόθι ναίων
 Δωδώνης μεθέων δυσχεμέρου· ἄμφι δὲ σ' Ἴλλοι
 σοὶ ναίουσ' ἔποπται ἀνιπτόποδες χαμαιεῦναι.

Darin wird uns eine Kultgenossenschaft genannt, nach dem Dichter versteht sie das Prophetenamt, deren eigentlicher Name schon im Altertum strittig war. Der Grund zu dem Schwanken zwischen den beiden Lesungen Σελλοί und σ' Ἴλλοι war die verschiedene Auffassung der Buchstabengruppe ΣΕΛΛΟΙ für einen dem Empfinden der Leser wie der Ausleger nicht mehr lebendigen Namen. Aristarch hat sich für die Lesung Σελλοί entschieden und diese ist in unseren üblichen Homertext gedrungen. Pindar hingegen las nach einem gleich anzuführenden Scholion Ἴλλοι und von der einschlägigen Polemik der Grammatiker ist uns manches Bruchstück erhalten, das hier vorzulegen zu weit führen würde. Dies umso mehr, als die ganze Angelegenheit längst für entschieden gelten kann. E. Meyer¹³⁾ hat gezeigt, daß es sich bei den beiden überlieferten Namensformen keineswegs etwa um eine ältere und eine jüngere Form handle, sondern daß nur eine der beiden in Betracht kommen kann. In diesem Falle ist aber nicht Aristarch zu folgen, der von einer falschen Anlehnung des Namens an den Fluß Selleeis bei Epyra in die Irre geleitet wurde, sondern es ist dem zu fordernden Sinne gemäß zu lesen ἄμφι δὲ σ' Ἴλλοι: um dich herum wohnen die Helloi, deine Propheten. Diese Argumentation, die aus dem folgenden eine weitere Stütze gewinnen soll, mußte hier wiederholt werden,

¹³⁾ Forschungen zur alten Geschichte I Halle 1892, 41f. Ihm haben sich mit Recht Bölte P. — W. Realenz. VIII 195 und Aug. Fick K. Z. XLVI 1914, 113 angeschlossen.

da sich die falsche Lesung voraussichtlich noch eine Zeit lang in unseren Homertexten behaupten wird und sogar H. Diels in seinem schönen Vortrag¹⁴⁾ über Zeus nur noch von den Σελλοί spricht.

Nun leitete sich diese Kultgenossenschaft der Helloi von einem mythischen Stammvater namens Hellos ab und dieser Ableitung kann zweierlei zu Grunde liegen: entweder haben wir es in Hellos mit einem Eponym zu tun, der sekundär aus dem Namen der Kultvereinigung Helloi herauskonstruiert wurde, oder aber wir müssen in ihm eine Gestalt des lebendigen Kultes erblicken, die ihren Namen an ihre Priester abgegeben hat und, selbst längst vergessen, schließlich nur mehr in diesen weiterlebte. Um in diesem ganz wesentlichen Punkte zu einer Entscheidung zu gelangen, müssen wir die Überlieferung zu Rate ziehen.

Schol. II. XVI 234 (A, D) Πίνδαρος Ἑλλοὶ χωρὶς τοῦ σ, ἀπὸ Ἑλλοῦ τοῦ δρυτόμου, ὃ φασὶ τὴν περιστέραν πρώτην καταδείξει τὸ μαντεῖον und Philostr. Im. II 33, 1 Ἡ μὲν χρυσῇ πέλεια ἔστ' ἐπὶ δρυὸς ἐν λογιῶσι ἢ σοφῇ καὶ χρησμοί, οὗς ἐκ Διὸς ἀναφθέγγεται, κείται δ' οὗτος ὁ πέλεκυς, ὃν μεδίκευ Ἑλλὸς ὁ δρυτόμος, ἀφ' οὗ κατὰ Δωδώνην οἱ Ἑλλοί.

Da tritt uns aus alter Kultlegende fürs erste ganz befremdlich und rätselhaft ein Holzfäller Hellos entgegen, der als mythischer Gründer des Orakels gilt. Verständlicher wird uns die Sache sofort, wenn wir überlegen, daß das zum Baumfällen gebräuchliche Werkzeug die Doppelaxt gewesen ist, wie uns ein Blick in Blümmers Technologie und Terminologie belehrt¹⁵⁾. Nun klingt aber die Gestalt des mythischen Holzfällers Hellos noch in ganz überraschend deutlicher Weise in einem epirotischen Märchen nach, das in Jannina, also an der Stelle des alten Dodona, erzählt wurde¹⁶⁾. Uralte Züge gerade in epirotischen Märchen zu finden, darf uns nicht wundernehmen, unlängst erst hat Malten¹⁷⁾ in seinem schon genannten Bellerophonatesaufsatze gezeigt, mit welcher verblüffender Treue einzelne Züge des Pegasosmythos in einem neu-epirotischen Märchen wiederkehren, das übrigens, wie mich Prof. Radermacher belehrt, in einer größeren Gruppe von Märchenerzählungen (vor allem von ungarischen und slavischen) steht, die von einem Flügelpferde berichten. Und aus einem anderen Gebiete hat Radermacher¹⁸⁾ ein

¹⁴⁾ Abgedruckt A. R. W. XXII ff. das Zitat S. 4.

¹⁵⁾ II 203, vgl. auch P. W. Realenz. XXIII. Hbb. 291.

¹⁶⁾ I. G. v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen II, Nr. 75.

¹⁷⁾ A. a. O. 142.

¹⁸⁾ W. St. XXXVI 320f.

schönes Beispiel für die Treue in der Bewahrung alter Volksüberlieferung im Märchen beigebracht.

Das bei Hahn abgedruckte Märchen aus Jannina wurde bereits von A. B. Cook und B. Schweitzer¹⁹⁾ zur Rekonstruktion der Gestalt des Hellos verwendet und zwar mit Recht, wie eine kurze Analyse der für uns wichtigen Motive zeigen soll. Hierfür ist es nötig, den Eingang des Märchens hierherzusetzen:

„Es war einmal ein Priester, der ging mit seiner Frau in den Wald, um Holz zu schlagen. Dort fanden sie einen Holzhauer und mit diesem ging die Frau tiefer in den Wald. Der Priester aber machte sich daran, mit seinem Beile einen Holzbirnbaum zu fällen. Er hieb so lange, bis nur eine Spanne breit übrig war und wartete nun, daß seine Frau käme, um diesen Rest zu hauen. Der Baum war aber so dick, daß er nicht mehr hielt und von selber umfiel. Und wie das geschehen war, so kam eine Bärin daraus hervor und sagte zu dem Priester: „Du sollst bei mir schlafen“. „Schweige,“ versetzte der Priester, „ich bin ein heiliger Mann und darf so was nicht tun!“ „Das ist mir einerlei, tue, was ich dir sage“, sprach die Bärin und sah dazu so grimmig drein, daß der Priester sich fürchtete und ihr, wohl oder übel, den Willen tat. Und als er wegging, eilte er so sehr, daß er sein Beil vergaß. Darauf gebar die Bärin ein Kind, das kräftig heranwuchs, weil es aber den anderen Bärenkindern nicht glich, so schalten es diese Bastard. Da fragte eines Tages der Junge seine Mutter, ob dem so sei, wie seine Brüder sagten. Und diese antwortete: „Du hast das Beil zum Vater“. Der Junge zieht nun aus, um mit Hilfe des Beiles seinen Vater zu suchen, er findet ihn und bleibt zunächst bei diesem. Sein unersättlicher Hunger aber veranlaßt den Vater, ihn zu einem Bäcker zu geben, von wo er schließlich zum König gelangt. Hier zeigt er seine Kraft, indem er 60 Maultiere mit selbstgefälltem Holz beladet und als der König, um sich des gefährlichen Gesellen zu entledigen, ihn gegen hundsköpfige Dämonen aussendet, überwindet er diese und kehrt mit ihren Schätzen zurück.

Wir haben hier eine Erzählung vor uns, die jener weitverbreiteten Gruppe von Geschichten angehört, die man als Märchen vom starken Hans bezeichnet. Über diesen Typus vergleiche man E. Cosquin²⁰⁾ und vor allem E. Panzer²¹⁾ in seiner überaus instruktiven Analyse. Die umfassendste Materialübersicht bieten natürlich Bolte und Polivka in ihren Anmerkungen zu Grimm Nr. 90. Stets handelt es sich um ein Menschenkind von ungewöhnlicher Stärke, die sich in allerlei Gewaltleistungen äußert. Alle Versuche, den Gefährlichen zu beseitigen, scheitern an seiner Kraft, die ihn schließlich zu Ehre und Reichtum führt. Die übernatürlichen Kräfte des Helden werden nun sehr oft mit tierischer Abstammung begründet

¹⁹⁾ A. B. Cook in einem mir leider nicht unmittelbar zugänglichen Vortrage in *Transact. III. Intern. Congr. Hist. Rel.* II 189, Schweitzer, *Herakles*, 49.

²⁰⁾ *Contes populaires de Lorraine* zu Nr. 14, 46, 69.

²¹⁾ *Stud. z. german. Sagengesch.* I, *Beowulf*, München 1910, 44–66.

und da haben wir es mit einem einleitenden Motiv zu tun, das eigentlich in einem anderen Märchentypus heimisch ist, der aber, wie dies Panzer in seinem *Beowulf* schön zeigt, mit dem Märchen vom starken Hans mannigfachen Motivaustausch eingegangen ist. Es handelt sich um das Märchen vom Bärensohn, das von einem ungewöhnlich starken Burschen erzählt, der mit einigen wunderlichen Gesellen zusammen eine Unterweltfahrt unternimmt, gefangene Prinzessinnen befreit und alle Gefahren, nicht zum letzten den Verrat seiner Genossen, siegreich überwindet. Auch hier wieder bieten Cosquin, Panzer und Bolte-Polivka²⁵⁾ Ausgezeichnetes.

Im Rahmen dieser Arbeit interessiert uns nur die in beiden Märchengruppen häufige Einleitungsformel, die den Helden tierischer Abstammung sein läßt, und auch von ihr natürlich nur das, was in der Erzählung aus Jannina von der gewöhnlichen Formulierung abweicht und auf besondere Überlieferung schließen läßt. Da ist nun an Hand der zitierten Materialsammlungen leicht festzustellen, daß in all den vielen Erzählungen, in denen der Held ein Bärenkind ist, die Sache so liegt, daß eine arme Frau — meist will sie ihrem im Walde arbeitenden Manne Essen bringen — unterwegs von einem Bären überfallen und zur Mutter gemacht wird. Gewöhnlich entführt der Bär die Frau in seine Höhle, aus der sie erst durch die Kraft ihres heranwachsenden Kindes befreit wird, um so mit dem Burschen wieder zu ihrem Gatten zu kommen. Ganz auffallend ist nun die Umkehrung dieses Motives in dem Märchen aus Jannina, das den Mann zum Vergewaltigten und eine Bärin zur Mutter macht. In der oben ausgeschriebenen Fassung ist es deutlich zu sehen, wie diese abweichende Formulierung des Einganges mit der gewöhnlichen Erzählung von der Schwängerung der Frau durch einen Bären einen merkwürdigen Ausgleich eingegangen ist. Die Frau, die für unser Märchen völlig gleichgültig ist, wird doch erwähnt und muß, um das Folgende zu ermöglichen, erst dadurch beiseite geschafft werden, daß sie mit einem Holzhauer, der zufällig unterwegs angetroffen wird, tiefer in den Wald hineingeht. Diese für die Technik des Märchens völlig unerhörte Art, in der Einleitung Personen einzuführen, die weder später noch einmal auftreten noch sonst irgend eine Bedeutung für die Handlung haben, findet hier ihre einleuchtende Erklärung in der Nachwirkung der allgemeinen Fassung von der von einem Bären geschwängerten

²⁵⁾ Cont. pop. zu Nr. 1, *Beowulf* S. 1—246, Anm. zu Grimm Nr. 91, vgl. auch R. Köhler, *Kl. Schriften* I 543.

Frau, die hier durch eine ganz besondere Formulierung der Geburts-
geschichte verdrängt wurde²³⁾.

Das griechische Märchen ist aber in seinem ersten Teile auch
sonst noch reich an Zügen, die ihm innerhalb unserer Gruppe eine
Sonderstellung anweisen. Während es sich sonst meist um arme
Holzhauerleute handelt — ein Holzhauer wird neben der Frau des
Priesters auch hier im Anfange erwähnt — erscheint im Märchen
von Jannina ein Priester als Vater des Knaben. Wie schlecht er in
die geläufige Fassung der Geschichte paßt, zeigt seine Weigerung,
den Beischlaf auszuüben, für die er sich auf seine Würde als
heiliger Mann beruft. Von ganz besonderer Bedeutung aber ist für
uns, wie im folgenden bald klar werden soll, die für unser Märchen
singuläre Bedeutung, die der Baum für die Zeugung des Knaben
hat. Die Bärin wohnt in dem Baume — sie ist sein numen —
erst durch den Axtschlag des Priesters wird sie veranlaßt, aus
diesem herauszukommen, und wenn sie später dem Jungen erklärt,
das Beil sei sein Vater, so spricht daraus ganz deutlich die Vor-
stellung, daß der Schlag der Axt in den Baum als der eigentliche
Zeugungsakt empfunden wird.

Schließlich darf noch auf den merkwürdigen Umstand auf-
merksam gemacht werden, daß die eigentlichen Taten des Helden
in kürzester Form abgetan werden, während die seltsame Geschichte

²³⁾ Im Gegensatz zu der reichen Fülle von Märchen, die menschliche
Mutter und Bärenvater zeigen, findet sich ein Mann mit einer Bärin gepaart
ganz selten, außer in unserem noch in einem Märchen aus Bosnien, das Anthro-
pophyteia III 284 abgedruckt ist und Schweitzer entgangen zu sein scheint. Hierzu
tritt allerdings noch eine Erzählung der englischen Gesta Romanorum von
einem Kaiser, der einer Bärin im Walde begegnet und mit ihr zwei Söhne und
eine Tochter hat. Die Erzählung ist in deutscher Übersetzung bei Wesselski,
Märchen des Mittelalters (Berlin 1925) S. 156 f. Nr. 57 abgedruckt. Die älteste
Spur dieser Geschichte, deren Besonderheit auch Wesselski betont (s. dessen Anm.),
scheint bei Aristoteles Frg. 504 Rose vorzuliegen. Danach erzählte man auf Ithaka,
also in einer Gegend, die von Dodona nicht weit abliegt, daß der kinderlose
Kephalos vom Orakel (doch wohl von dem dodonaeischen) die Weisung erhalten
habe, sich mit dem ersten weiblichen Wesen, das ihm begegne, zu vereinigen. Dies
war nun eine Bärin, die den Arkeisios gebar. Auffallend auch hier die Bärin als
Mutter, daß die Geschichte aus dem Namen des Arkeisios einfach herausgesponnen
wurde, ist wenig wahrscheinlich, weil sie zweifellos auf europäischem Boden irgend-
wie urlebendig war. In allen drei Fällen fehlen die für Jannina charakteristischen
Züge wie Priester, Baum und Axtschlag, im bosnischen Märchen handelt es sich
um einen Handwerker, der im Hochgebirge von einer Bärin überrascht wird. Man
wird aber nicht fehl gehen, wenn man für die Umkehrung des Bärenmotives Mög-
lichkeit eines Zusammenhangs mit dem epirotischen Märchen annimmt.

von seiner Zeugung hier, anders als in den übrigen Märdhen dieser Gruppe, dem Erzähler die Hauptsache ist. Die von den übrigen Fassungen völlig abweichenden Züge des ersten Teiles unserer Geschichte, die gerade am Orte des alten Dodona erzählt wird, zeigen uns, daß sich hier mit größter Zähigkeit eine Erinnerung an jenen „Holzfäller“ Hellos erhalten hat, der uns aus der alten Überlieferung eben noch faßbar ist. Schweitzer hat bereits den Schluß gezogen, daß wir es mit späten und spätesten Nachklängen des Kultes eines Doppelaxtgottes zu tun haben und der archäologische Befund, der uns die Votivdoppeläxte in Dodona zeigt, liefert hierfür die erwünschteste Bestätigung.

Nun kann auch Antwort auf die Frage gegeben werden, ob der Hellos, der hinter den Helloi steht, lediglich ein aus ihrem Namen konstruierter Eponym oder ob er eine alte Gottheit mit ehemals lebendigem Kult ist, deren Namen seine Diener führten. Zweifellos ist das Letztere der Fall. So spärlich auch die Überlieferung für einen Kultort fließt, von dem schon das spätere Altertum nur wenig wußte, so genügt sie doch andererseits, um uns von drei Seiten her die Verehrung einer Doppelaxtgottheit deutlich zu machen: die Funde, die Nachrichten der Alten von einem *δρυτόμος* und der Nachklang im epirotischen Märdhen legen dafür Zeugnis ab, daß hinter unserem Hellos ein Herr der Doppelaxt steht, der dann natürlich Zeus weichen mußte.

Auch für Dodona hat sich somit aus den Trümmern der Überlieferung ein altes Götterpaar gewinnen lassen: die Erdmutter, der der heilige Baum eigen ist, und neben ihr ein männlicher Gott, an Bedeutung hinter ihr zurücktretend, der unter dem Symbol der Doppelaxt verehrt wurde. Hellos, diesen Namen konnten wir für den Doppelaxtträger gewinnen, lebt nicht nur in der Erinnerung des epirotischen Märdhens als Baumschläger fort, er führt auch in der antiken Überlieferung ausdrücklich den Namen *δρυτόμος*. Das bringt uns darauf, daß er nach heiliger Legende seine Axt in den Baum schlug, eine Vorstellung, die keineswegs etwa durch diesen einzelnen Fall als belegt gelten will, sondern die uns im alten griechisch-kleinasiatischen Kulturkreis in mannigfachen Brechungen vor Augen tritt. Zu Grunde liegt ihr der Gedanke, daß der Blitz, der ja durch die Labrys versinnbildlicht wird, gleichzeitig auch die zeugende Kraft des Himmelsgottes darstelle²⁴⁾, wie ja auch der

²⁴⁾ Dieterich, Mutter Erde³ 92 f. Ähnliche Vorstellungen Mannhardt, *Baumkult* 486.

Regen mitunter als Samen gilt, die in den Baum der Göttin geschlagene Blitzaxt versinnbildlicht die Vereinigung der beiden göttlichen Gewalten, den *ἱερός γάμος*. Später wurde der Schlag mit der Axt mißverstanden und unter dem Eindrucke der geltenden Sakralgesetze als Frevel mißdeutet, wie dies B. Schweitzer²⁵⁾ schön an zwei griechischen Sagen gezeigt hat: an dem Thessalerkönig Erysidhthos, der seine Axt in die heilige Schwarzpappel oder Eiche der Demeter schlägt und dafür mit unerträglichem Heißhunger bestraft wird, und an Halirrhothios, der sich bei dem Versuche, die heiligen Ölbäume der Akropolis mit dem *πέλεκυς* zu fällen, selbst damit erschlägt. An und für sich könnte man dabei ja lediglich an Sagen von bestrafem Baumfrevel denken, aber daß hier wirklich alte Kultvorstellungen der besprochenen Art zu Grunde liegen, das zeigt uns eine Münze aus Myra in Lykien²⁶⁾, die für unsere Untersuchung schon einmal einen wichtigen Beleg lieferte. Wir sehen auf ihr den heiligen Baum der Göttin, gekennzeichnet dadurch, daß deren Standbild in der Krone des Baumes steht. Zu dessen beiden Seiten sehen wir Männer, die mit erhobener Doppelaxt auf den Baum einhauen. Aus dem Fuße des Baumes fahren zwei Schlangen gegen die Männer los. Eine zweite Münze²⁷⁾ aus Aphrodisias in Karien, also aus einem Gebiete, in dem der Kult eines Doppelaxtgottes in historischer Zeit noch völlig lebendig war, zeigt eine ganz parallele Darstellung: der heilige Baum ist hier durch eine Einfriedung als solcher gekennzeichnet (oder haben wir es mit einem davorstehenden Altar zu tun?), links von ihm steht ein Mann mit erhobener Doppelaxt, die Darstellung rechts ist verrieben. Die Schlangen auf den Münzen von Myra zeigen uns, daß wohl auch hier das Einschlagen der Doppelaxt in den heiligen Baum als bestrafte Frevel empfunden wurde, wenn wir aber an die eigentliche Bedeutung der Doppelaxt denken, die speziell in karischen Kulte eine so große Rolle spielte, dann werden wir wohl diese Auffassung als spätere Umdeutung bezeichnen und mit A. B. Cook²⁸⁾ an die Blitzaxt denken dürfen, die als Sinnbild der Befruchtung in den heiligen Baum der Erdgöttin fährt. Die spätere

²⁵⁾ Herakles 52f., dort auch die Belege.

²⁶⁾ Imhoof-Blumer, Tier- und Pflanzenbilder X 42.

²⁷⁾ ebda. X 43.

²⁸⁾ vgl. Anm. ¹⁹⁾, verlockend ist es, diese Vorstellung in kretischen Säulen wiederzufinden, in denen Doppeläxte stecken (Evans BSA X 42), doch soll dies bei der Problematik des Pfeilerkultes lieber aus dem Spiele bleiben.

Auffassung des Vorganges als Frevel steht in genauer Parallele zu der Überlieferung von dem Frevel des Königs Salmoneus, der den Donner nachahmte, wo man längst uralten Wetterzauber als Grundlage erkannte.

Es ist nun sehr bemerkenswert und, soweit ich sehe, bis jetzt den Bearbeitern unseres Gegenstandes entgangen, daß uns auch für Dodona eine ganz ähnliche Sage überliefert ist, in der die versuchte Fällung des Baumes als Frevel gefaßt wird, gleichzeitig aber ganz deutlich mit Kultlichem verbunden ist. Ich setze die Überlieferung hierher, die wir bis zu den Epirotika des Proxenos zurückverfolgen können und die im Schol. Od. XIV 327 erhalten ist:

ποιμὴν νέμων πρόβατα ἐν τοῖς τῆς Δαδώνης ἔλεσι τοῦ πέλας ὑφέλιετο ποιμῆνιν καλλίστην καὶ εἰρξας εἰς τὴν σφετέραν αὐτὴν ἐρύλασεν. ὄθεν τὸν δεσπότην, φασί, ζῆτεῖν παρὰ τοῖς ποιμέσι τὰ κεκλημένα πρόβατα, μὴ εὐρόντα δὲ ἐρωτᾶν τὸν θεὸν τίς ἐστὶν ὁ κλέψας. τότε πρῶτον, φασί, τὴν δρῦν φανῆν ἀφείναι, ὅτι τῶν ἀκολουθοῦντων ὁ νεώτατος. ἐξέτασαντα δὲ τὸ λόγιον κυρεῖν παρὰ τῷ ποιμένι νεωστὶ βοσκήσαντι τῷ χωρίῳ. ἀκόλουθοι δὲ λέγονται οἱ ποιμένες. ἦν δὲ τὸ ὄνομα Μαρδύλας ὁ κλέψας. τοῦτον λέγεται προσοργισθέντα τῇ δρυὶ θελῆσαι αὐτὴν ἐκκόψαι νύκτωρ. πελειάδα δὲ ἐκ τοῦ στελέχους ἀνακόψασαν ἐπιτάξαι μὴ τοῦτο δρᾶν. τὸν δὲ δευματοθέντα μηκέτι τοῦτο τολμήσαι, μὴ διγείναι τοῦ ἱεροῦ τοῦτου δένδρου, οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ διὰ τὸ τόλμημα μνηστῆσαι αὐτῷ τοὺς Ἑπειώτας. ὄθεν καὶ λαβόντας δίκην ταύτην εἰσπράξασθαι τῆς ἀπ' αὐτοῦ ὑπομονῆς τὸν μάντιν προάγει.

Der Bericht enthält mancherlei des Interessanten. Die Taube ist auch hier zur Eiche in nahe Beziehung gebracht, aber sie sitzt hier nicht auf dem Baume, sondern sie taucht aus dessen στέλεχος, also aus dem unteren Stammteile über der Wurzel auf, was ganz auffallend an Hesiod fr. 134 (Rz.) V. 8 erinnert, wo es heißt ναῖον δ' ἐν πυθμένι φηγοῦ, eine Stelle zu der später einiges zu bemerken sein wird. An dieser Stelle wird besonders deutlich, was schon von anderer Seite her erkennbar geworden war: der heilige Baum hat seinen Besitzer gewechselt, dort wo eine sicher uralte Überlieferung die heilige Taube der Göttin wohnen läßt, dort hat später Zeus seinen Sitz, der als Phegonaios im Baume haust. Ganz seltsam ist auch der Name des Frevelers, der seine Axt in den Baum hauen will, Mardylas oder wie Q schreibt Mandylas, ein Name, mit dem wir weiter nichts anfangen können, der aber sein ungriechisches Gepräge deutlich zur Schau trägt und lebhaft an kleinasiatische Namen erinnert. Von großer Bedeutung ist das Ende des Berichtes, allerdings läßt uns hier der von Dindorf gebotene Text leider arg *im Stiche*. Das Fehlen eines Subjektes für προάγει macht den Satz

in dieser Fassung unverständlich, weshalb wohl auch die in Roschers Lexikon gebrachte Übersetzung unserer Stelle vor der *crux* vorsichtig abbricht. Allein das, was wir bei Dindorf lesen, genügt doch, uns zu einer Rekonstruktion des Sinnes, vielleicht auch zu einer solchen der Form, gelangen zu lassen. Die Epiroten waren schon über das Unternehmen an sich, wenn es auch vereitelt wurde, in Zorn geraten. Daher verhängen sie — dies wird aus dem ersten Teile des fraglichen Satzes vollkommen klar — über Mardylas eine Strafe. Im zweiten Teile wird ein μάντις genannt und da es ja das μαντεῖον vor der ganzen Geschichte noch gar nicht gegeben hatte, denn nach ausdrücklichem Bericht ließ damals die Eide zum erstenmal ihre Stimme ertönen, kann es sich nur um die Einsetzung des Priestertums handeln. Diese muß aber gleichzeitig in einem Zusammenhange zu der über Mardylas verhängten Strafe stehen, da wir nach dem ersten Teile des Satzes nähere Ausführungen darüber unbedingt erwarten dürfen. So ergibt sich folgender Sinn: Mardylas wird zur Strafe für den an dem heiligen Baume versuchten Frevel dazu verurteilt, für ein Priestertum zu sorgen, das so als Sühneinstitution gedacht wurde. Von diesen Überlegungen aus gelange ich zu folgender Lesung, die mit geringfügigsten Änderungen der Überlieferung eine Fassung ergibt, die dem geforderten Sinne entspricht und sich mit dem Scholiastengriechisch gut verträgt: ὅθεν καὶ λαβόντας δίκην ταύτην εἰσπράξασθαι τῆς ἀπ' αὐτοῦ ἀπογονῆς τὸν μάντιν προάγειν. τῆς . . . προάγειν wäre also als exegetischer Infinitiv zu δίκην zu verstehen. Wer der Deutlichkeit halber nach λαβόντας ein Objekt verlangt, der möge sich αὐτόν ergänzen. Befremden könnte es vielleicht erregen, daß der Frevler Mardylas so selbst zum Ahnherrn des Priestergeschlechtes wird, doch fällt dies Bedenken, wenn wir die Schaffung dieses Priesteramtes eben als Sühne für den versuchten Frevel auffassen und die ganze Geschichte bekommt so erst als Aition für die Schaffung des dodonaeischen Priestertums ihren rechten Sinn. Andererseits geht aber die vorgetragene Auffassung unserer Stelle ganz ausgezeichnet mit jener Überlieferung zusammen, die an die Spitze des dodonaeischen Priestergeschlechtes den Holzfäller Hellos stellt und uns noch im neuepirotischen Märchen den Axtschlag in den Baum zeigt. Jedenfalls gehört die Erzählung vom Hirten Mardylas zusammen mit den Sagen von Erysidhion und Halirrhothios, zusammen mit den kleinasiatischen Münzen und liefert uns so einen neuen Beweis für das Fortleben der alten Vorstellung von der in den *heiligen Baum* geschlagenen Doppelaht, die nach

Philostr. Im. 33, 1 in Dodona aufbewahrt wurde, einen neuen Beweis gleichzeitig auch dafür, daß der Kult des Gottes, dem die dodonaeischen Priester dienten, der Kult eines Gottes der Labrys war.

Die Doppelaxt war uns auf Kreta im Zusammenhang mit der Verehrung eines in Stiergestalt gedachten Himmelsgottes vor Augen getreten. Lassen sich auch in Dodona Spuren der Verehrung eines solchen stiergestaltigen Gottes nachweisen? Sie fehlen nicht und sind immerhin so reichlich, wie wir es nur angesichts dessen erwarten können, was wir bei dem heutigen Stande der Forschung für die Erhellung der dodonaeischen Kultverhältnisse zur Verfügung haben. Das auffallendste, gleichzeitig aber auch am schwierigsten zu bewertende Zeugnis sind vier von den 23 in den Ruinen von Dodona gefundenen Votiväxten. Von ihnen sagt Carapanos S. 101: »Elle a la forme d'une tête de taureau avec des cornes«. In der Tat tragen sie nicht die Form der Doppelaxt, sondern gleichen nach der Abbildung bei Carapanos einem stilisierten Rinderkopf mit deutlich geschwungenen Hörnern. Ich nannte dies Zeugnis schwierig zu bewerten, da alles, was uns zur Verfügung steht, eine scheinbar recht schematische Zeichnung bei Carapanos mit den paar Worten in seinem Text ist. Wer mit den Hilfsmitteln moderner Reproduktionstechnik arbeiten kann, wird da vorsichtig. Allein, was wir sonst noch an Zeugnissen für die Rolle des Stieres in Dodona haben, stützt die Deutung der angeführten Äxte durch Carapanos, die sich ja tatsächlich sofort beim Beschauen seiner Abbildung aufdrängt, aufs beste, so daß wir in der Tat die merkwürdigen stierkopfförmigen Votiväxte von Dodona als interessante Parallele zu der ganz anders hergestellten, aber doch wesensgleichen Vereinigung von Stierkopf und Doppelaxt betrachten dürfen, die uns bei der Besprechung kretischer Kultverhältnisse begegnete. Was wir aus Dodona an Votivtieren erhalten haben, ist wirklich nicht mehr als eine kleine Handvoll. Unter ihnen mußten wir früheren Ortes Taube und Schlange als besonders bedeutungsvoll für den Kult der Erdgöttin bezeichnen. Für das, was gegenwärtig zur Frage steht, ist es sehr wesentlich, daß unter den Votivtieren auch der Stier nicht fehlt²⁹⁾. Schließlich haben für uns, die wir von kretischen Münzen unseren Ausgang nahmen, besonderes Interesse jene Münzen der Republik Epirus, die sichtlich dodonaeische Kultvorstellungen als Inhalt der Münzbilder zeigen³⁰⁾. Die Mehrzahl

²⁹⁾ Carapanos Pl. XX 4, 6.

³⁰⁾ *Head, H. N.* 324.

dieser Münzen trägt auf der Vorderseite den Zeuskopf entweder allein oder in Vereinigung mit einem weiblichen Kopfe. In letzterem Falle haben wir es natürlich mit dem dodonäischen Zeus und Dione zu tun, im ersteren mit dem Gotte allein. Auf der Rückseite der Münzen begegnen wir drei verschiedenen Darstellungen, die mit einander abwechseln und nach dem bisherigen Verlauf der Untersuchung als mythologische Synonyma bezeichnet werden dürfen, was auch dadurch zum Ausdruck kommt, daß alle drei Darstellungen von einem Kranze Eichenlaubes, also des Laubes vom heiligen Baume in Dodona, umrahmt sind. Das einmal finden wir das Blitzbündel, das anderemal einen anstürmenden Stier mit umgewendetem Haupte und zum dritten wieder den Adler. Es ist wohl überflüssig, bei dem Wechsel zwischen Stier und Adler an unsere kretischen Münzen zu erinnern, die uns ein ganz ähnliches Nebeneinander der zwei verschiedenen Hypostasen eines im Wesen konstanten Gottes zeigten. Es wäre hier der Einwand möglich, daß wir es bei dem dodonäischen Stier mit dem gemeinindogermanischen Wasserdämon in Stiergestalt zu tun hätten, den uns L. Radermacher gezeigt hat, eine Vorstellung, für die sich gewiß gerade in Nordgriechenland Belege finden lassen. Daß aber der Stier, der uns in Dodona in Votivgeschenken und auf epirotischen Münzen entgegentritt, anderer Art, daß er wesensgleich ist mit dem kretischen Himmelsstier, das beweist uns neben der seltsamen Vereinigung von Axt und Stierkopf, die bei einem Wasserdämon sinnlos wäre, eine ebenfalls bei Head a. a. O. genannte Münze³¹⁾, die auf ihrer Vorderseite den Stier zeigt, während ihre Rückseite das Blitzbündel trägt. Der Wechsel, in dem auf den epirotischen Münzen Blitz, Adler und Stier auftreten, ist außerordentlich reizvoll zu beobachten, diese Elemente kreisen gleichsam um die Gestalt des dodonäischen Zeus, der auf allen Münzen außer der letztgenannten wiederkehrt, desselben Zeus, dem man noch in historischer Zeit die Votivaxt darbrachte.

Auf Grund zweier Kultelemente, der Taube und der Doppelaxt, die sich in Dodona wie in Kreta vorfinden, hat schon G. Karo³²⁾ auf die nahe Verwandtschaft der Kultverhältnisse an beiden Orten aufmerksam gemacht. Gestützt auf die Ergebnisse der vorhergegangenen Umschau können wir hier diese Behauptung auf ganz wesentlich erweiterter Basis wiederholen, wobei besonders auf die

³¹⁾ Abgebildet bei Carapanos Pl. LXII 7.

³²⁾ A. R. W. VII 134.

Übereinstimmung hingewiesen werden soll, die zwischen den Vorstellungen besteht, die wir von den Münzen aus Gortyn ablesen konnten, und jenen, die wir in Dodona fanden: Zentrum des Kultes ist da und dort in alter Zeit die Erdmutter gewesen. Da und dort war ihre Verehrung mit dem Kulte des heiligen Baumes verbunden. An beiden Orten sehen wir der mütterlichen Göttin zur Seite einen Gott, der in Gortyn ganz ausdrücklich als Stier dargestellt wird, während sich in Dodona diese Vorstellung an einzelnen Zügen in Motivgaben und auf Münzen verriet. Der Stiergott gebietet als Himmelsgott vor allem über den Blitz, der in Kreta als Doppelaxt gedacht wird. Diese Doppelaxt kehrt in Weihgeschenken aus Dodona wieder und wahrscheinlich dürfen wir in einigen dieser Motivaxte mit Carapanos eine Vereinigung von Stierkopf und Axt erblicken, die lebhaft an Zusammenstellungen ähnlichen Sinnes in kretischen Altertümern gemahnt. Und nun soll auf Grund der gewonnenen Erkenntnisse über eine Kombination geurteilt werden, die einzelne Gelehrte ganz gelegentlich mit zwei, drei Worten schon gemacht, andere wieder in ebenso kurzer Weise ohne Angabe der Gründe von der Hand gewiesen hatten. E. Maaß hatte in seinen »Griechen und Semiten auf dem Isthmos von Korinth«³³⁾ Hellotis mit dem Namen der dodonaeischen Selloi oder Helloi zusammengebracht, eine Vermutung, die bald darauf den Beifall R. Dussauds³⁴⁾ fand und die Escher in seinem Europaartikel in der Realenzyklopädie einige Jahre später ohne Nennung seiner Vorgänger wiederholte. Ablehnend verhielten sich dieser Zusammenstellung gegenüber Weicker in seinem Artikel Hellotis in der Realenzyklopädie und Gruppe in seiner Mythologie 1206, 3. Bei all den angeführten Äußerungen handelt es sich um Behauptungen, die auf eine Stütze durch sachliche Argumente so gut wie völlig verzichteten. Eine gründliche Betrachtung der beiderseits mit dem Namen Helloi und Hellotis verknüpften Kultvorstellungen soll uns die Möglichkeit geben, auf Grund sachlicher Erwägungen über die Zusammengehörigkeit der beiden Namen zu urteilen.

Wie uns eben noch ein kurzer Rückblick lehrte, ist die Übereinstimmung zwischen den ältesten Kultverhältnissen Gortyns, wie sie vor uns an Hand der Münzen erstanden, und denen Dodonas eine auffallende und bis in Einzelheiten gehende. Versprengte Notizen bei antiken Schriftstellern genügten eben, um uns einen alten

³³⁾ Berlin 1903, 7.

³⁴⁾ *Revue arch.* IV Serie, Tome IV, 1904, 232.

Namen der später als Europa verehrten Erdgöttin sowie der Stadt Gortyn erkennen zu lassen: Hellotis. Andererseits reichten unsere Zeugnisse für Dodona doch so weit, um uns hinter der Kultgemeinschaft der Helloi einen Hellos zu zeigen, einen Gott der Doppelaxt, der neben der Erdgöttin mit ihrem heiligen Baume stand und später durch Zeus verdrängt wurde. Sprachlich ist gegen die Zusammenstellung der beiden Namen nichts einzuwenden, sachlich aber spricht die auffallende Gleichheit der Kultverhältnisse an beiden Orten so stark für sie, daß sie nach Ansicht des Verfassers jedem Zweifel entrückt ist. Von einem uralten Götterpaare, das jedenfalls in den zu Grunde liegenden Vorstellungen in vorgriechische Zeit zurückreicht, ist uns in Gortyn der Name der Göttin erhalten geblieben, während wir in Dodona noch den Namen einer männlichen, derselben Kultgruppe angehörigen Gottheit erkennen konnten. So gehören denn auch tatsächlich Hellotis und Helloi zusammen, freilich nicht so unmittelbar, wie Maaß glaubte, sondern auf dem Umwege über ein Götterpaar Hellos = Hellotis.

Die vorstehenden Ausführungen wollen aber nicht etwa dahin mißverstanden werden, daß sie nun mit dem Gesagten einen Hellos auch in Gortyn für erwiesen hielten. Natürlich ist nach allem, was wir gesehen haben, der Himmelsgott, den wir auf Gortyn neben der Erdmutter fanden, wesensgleich mit dem alten, in Dodona hinter Zeus sichtbar gewordenen Gotte. Daß er aber deshalb auf Kreta auch den Namen Hellos geführt habe, soll keineswegs behauptet werden. Besser als daß wir ganz allgemein von einem Götterpaare sprechen, formulieren wir das bisherige Ergebnis vielleicht überhaupt folgendermaßen: Erkennbar wurde uns eine uralte Göttin der mütterlichen Erde, die in innigem Zusammenhange mit Baumkult in Dodona ebenso verehrt wurde wie in Gortyn und die dort Hellotis hieß. Ihr war ein Himmelsgott gesellt, der in Dodona den Namen Hellos führt, was uns nun berechtigt für diesen Ort — aber auch nur für diesen — das Namenspaar Hellos = Hellotis zu erschließen.

Der Sinn dieses Vorbehaltes wird sofort klar, wenn wir die beiden Namensformen Hellos und Hellotis gegeneinander abwägen: Hellos ist sichtlich eine griechische Bildung, die zu einem Namen Hellotis gehört, den wir früher aller Wahrscheinlichkeit nach vorgriechischer Schicht zuweisen durften. Der Weg, auf dem diese Ableitung entstand, entzieht sich heute sicherem Urteile, doch ist der Vorschlag Eschers a. a. O. sehr erwägenswert, an eine Kurzform aus Hellotos zu denken, ein Vorschlag, der auch durch das Vor-

kommen eines korinthischen Personennamens Hellotios empfohlen wird. Von der Rolle, die Hellotis in Korinth spielt, wird später die Rede sein.

Der Umstand nun, daß Hellos Hellotis gegenüber sekundäre Ableitung zu sein scheint, geht aufs beste mit der gegenseitigen Stellung der Muttergöttheit und ihres männlichen Partners in ältestem Kulte zusammen. Während die Muttergöttheit menschlich gedacht wird, bleibt der Himmelsgott Beilfetisch oder Tier, tritt an Bedeutung hinter der Göttin zurück. An seinem Namen haftet nicht dieselbe religio wie an dem der großen Mutter, er wird wohl überhaupt nur als Tier oder als Ding benannt worden sein. Die ersten griechischen Siedler aber, die später den patriarchalischen Kult des Zeus zum Siege führten, benannten ihn mit einem Namen, der ihn als den gleichberechtigt neben der Muttergöttin stehenden Gatten bezeichnen sollte. So wurde denn zu Hellotis ein Hellotos gebildet, woraus dann die Kurzform Hellos entstand.

Die vorgetragene Vermutung über die sprachlichen Grundlagen der Zusammengehörigkeit der beiden Namen bleibt natürlich eine Hypothese, ein Versuch zu erklären, wie der Name Hellos neben Hellotis trat, zu dem er nach den vorgetragenen sachlichen Erwägungen zweifelsohne gehört. Es mag aber dem angeführten Erklärungsversuche zur nicht geringen Stütze dienen, daß sich der angenommene Vorgang geradezu vor unseren Augen, nun freilich in einer ganz anderen Schicht wiederholt. Die griechische Religion fußt auf dem Patriarchat, sie stellt an die Spitze ihres Kultes Zeus, den Vater der Götter und der Menschen. Es wirkte aber in Dodona die alte Kultgemeinschaft des Himmelsgottes und der Erdgöttin, die nun freilich an zweite Stelle getreten war, noch immer stark genug nach, um das Bedürfnis nach einem weiblichen Gegenstück zu Zeus wachzurufen, als das man nun eine Dione bildete, die nach Kretschmer⁸⁵⁾ nichts weiter ist als eine »Frau Zeus« eine Ableitung aus dem Namen des indogermanischen Himmelsgottes. Hinter Dione steht letzten Endes die uralte große Göttin von Dodona⁸⁶⁾, der Name aber wurde von den Griechen aus dem der dominierenden männlichen Gottheit gebildet, ganz wie ehemals Hellos doch wohl als Ableitung aus dem Namen der Muttergöttin entstanden zu denken ist, als noch sie die erste Stelle einnahm.

⁸⁵⁾ Einleit. in die Gesch. der griech. Sprache, 90.

⁸⁶⁾ Die Alten empfanden Dione mit vollem Rechte als Erdgöttin,
E. M. Διώνη ή αβτή γάρ εστι τή γη.

Daß die in Dodona verehrte Göttin ebenso wie jene in Gortyn, die so ähnliche Erscheinungsformen zeigte, eine Hellotis war, wurde aus der Rolle des Hellos daselbst erschlossen. Und doch braucht die dodonaeische Hellotis nicht völlig auf hypothetischem Wege gewonnen zu werden, wenn es auch an einem direkten Zeugnisse für sie fehlt, was bei der äußersten Dürftigkeit unseres Materiales niemanden weiter wundernehmen wird. In Gortyn ging die Hellotis nach dem ausdrücklichen Zeugnisse der Alten in Europa über, was sich am deutlichsten darin ausspricht, daß ein Fest unter dem Namen Hellotia nunmehr für Europa gefeiert wurde. Treffen wir nun in Dodona, wo wir eine Hellotis erschlossen haben, ebenfalls eine Europa, treffen wir sie noch dazu in ehelicher Verbindung mit Zeus, so erhalten wir dadurch von anderer Seite her eine starke Stütze für die Annahme einer Hellotis, die in Dodona ebenso durch Europa abgelöst wurde wie in Gortyn. Hier behauptete sich der Kult Europas in historischer Zeit, während er in Dodona wieder anderen Gottheiten Platz machen mußte. Daß nun in der Tat die Rolle, die Europa einmal in Dodona spielte, keineswegs eine geringe war, das geht hervor aus dem Zeugnisse des Akestodoros bei Steph. Byz. s. v. Δωδώνη und dem Scholion II. XVI 233 (V), nach denen Dodona seinen Namen von Dodon einem Sohne des Zeus und der Europa hat. Europa galt also als Mutter des Eponymen Dodonas. Erwähnen will ich an dieser Stelle, freilich mit aller nötigen Vorsicht, Eschers Vermutung, daß die Bezeichnung des Landes Europa als Land des Odysseus bei Et. Gud. Zonar. Hes. (letzterer mit selbstverständlicher Änderung) nur auf Epiros gehen könne. In der Tat fehlt es ja an Beziehungen des Odysseus zu diesem Lande keineswegs. So wenig ich im übrigen natürlich den weiteren Konstruktionen Eschers, die auf ein Götterpaar Euryopa-Europa abzielen, folgen will, so wertvoll ist doch andererseits die für Dodona gesicherte Rolle der Europa, die ihrerseits die von ganz anderer Seite her erschlossene Hellotis auf das willkommenste bestätigt.

Graz.

DR. ALBIN LESKY.

Streitszenen in der griechisch-römischen Komödie.

III.

Und nun zu den **Römern!** Die dritte Art der Streitszene, der kein Problem, sondern rein persönliche Meinungsdivergenzen des Alltags zugrunde liegen, hat am stärksten in der römischen Komödie, die ja ein *speculum vitae* bringen will, fortgelebt. Teilweise finden wir die altbekannten Personen wieder, z. B. den sein Geld einfordernden Gläubiger, gewöhnlich in römischen Farben und römischen Verhältnissen angepaßt, so z. B. die ἐξαρτάμενοι, weitaus am häufigsten aber ganz neue, wohl von der heimischen Possenliteratur ausgebildete Typen.

1. Der Gläubiger fordert sein Geld zurück.

Plaut. *Most.* 518 ff. Der Gläubiger *danista* Misargyrides tritt auf und verlangt vom Sklaven Tranio, der gerade in einem Gespräch mit seinem von der Reise heimgekehrten Herrn begriffen ist, den er vom Eintritt in sein Haus, wo der junge Sohn eben zecht, auf jede Weise abzuhalten sucht, das Geld zurück, das er dem jungen Herrn auf Zinsen geborgt hat. So ist der Sklave von zwei Seiten in die Enge getrieben: vom Herrn, der Rechenschaft fordert über die in seiner Abwesenheit geschehenen Dinge, und vom Gläubiger, der nicht länger auf sein Geld warten will. Da er diesen durch *a parte* gegebene Versicherungen nicht befriedigen kann, verlegt er sich, um die Situation zu retten, einfach aufs Leugnen: er kenne ihn gar nicht und schulde ihm überhaupt nichts. Die Folge ist natürlich ein immer lauter werdender größlicher Streit, bis der Herr, endlich aufmerksam geworden, auf die Lügnerzählungen seines Sklaven hineinfällt — und zahlt¹⁾.

¹⁾ Ein einzig dastehender Fall in der Geschichte dieses Motivs, der ihm, genau betrachtet, den eigentlichen Reiz nimmt: ein Gläubiger, der, statt fortgejagt zu werden, sein Geld wirklich erhält, hat für die Volksposse zu leben aufgehört! Der Grund, warum Plautus von der Tradition so abweicht, liegt nicht etwa in einem gewissen Gerechtigkeitsempfinden (dieses Motiv läge bei Terenz nahe), sondern vielmehr darin, daß nicht der Gläubiger, sondern der **Sklave**, der intriguenreiche, freche, unverfronnte *servus*, dem alles gelingen muß, **Held der Szene** ist. Somit ist der Gläubiger in den Hintergrund gerückt, seine Interessen stehen denen des Sklaven nach, er ist nur mehr Folie für die Heldentaten der *prima persona*. Den eigenen Herrn zur Begleichung eines Luftgeschäfts zu veranlassen ist ein viel größeres Kunststück als jemanden davonzujagen. So muß die römische Komödie, die nicht mit simplen Mitteln, sondern Kniffen und Intriguen arbeitet, hier mit der traditionellen Form brechen.

Die Plautinische Gläubigerszene hat nicht mehr den festen, deutlich in 3 Abschnitte zerlegbaren Aufbau ihrer griechischen Vorfahren: frei und unabhängig von der traditionellen Form bringt der römische Dichter das Leben von der Gasse unfrisirt auf die Bühne, voll Witz und Humor und nur bestrebt, die Lacher auf seine Seite zu bringen.

2. Sehr häufig ist ein den Gläubigerszenen verwandtes Motiv in der römischen Komödie vertreten: der um Mahlzeit, Freundin oder beim Einkauf Geprellte fährt auf den wirklichen oder vermeintlichen Betrüger mehr oder minder heftig los.

1. Plaut. Men. 466 ff. Der Parasit Peniculus²⁾, der sich von seinem Patron Menaechmus I. um die versprochene Mahlzeit gefoppt glaubt, geht auf offener Straße, gröblich schimpfend, auf den vom Zechgelage heimkehrenden Zwillingsbruder seines Herrn, Menaechmus II., den er für den andern hält, los, um sich für das nach seiner Meinung ihm zugefügte Unrecht zu rächen. Der ist erst höflich erstaunt, von einem ihm gänzlich unbekanntem Menschen öffentlich insultiert zu werden, beginnt aber alsbald nicht faul die Schmähungen zu erwidern und der Spektakel wird immer ärger. Schließlich muß der Parasit der Gewalt weichen und zieht sich unter der Ankündigung, seines Herrn Aufwand und liederlichen Lebenswandel dessen Gattin zu hinterbringen, zurück.

2. Plaut. Curc. 533 ff. Der Bramarbas Therapontigonus fährt auf seinen *trapezita*, von dem er sich um sein Geld betrogen meint, *non mediocri iratus iracundia* los und kündigt ihm Fürchterliches an, wenn er ihm nicht sofort sein erlegtes Geld zurückzahle. Dieser aber ist sich keiner Schuld bewußt und weiß im übrigen die Drohungen seines Klienten richtig einzuschätzen. Gleichmütig geht er fort und überläßt den Soldaten seiner komischen Verzweiflung. Es folgt die Parallelszene³⁾:

²⁾ Die Figur des Parasiten, die zuerst Epidarm (vgl. K. frgm. 35 mit der eingehenden Charakteristik) auf die Bühne gebracht hat, ist der Aristophanischen Komödie fremd, war aber ein bekanntes und beliebtes Motiv auf griechischen Vasenbildern (vgl. Benndorf, Griechische und sizilische Vasenbilder, T. 44, siehe auch Radermacher, Trachin. Einleit. S. 3 den Streit zwischen Herakles und Eurytos). Doch kommen die Aristophanischen Szenen mit den typischen Bettelgestalten: Wahrsager, Seher, Poet u. a. m., die den Helden um eine Fleischportion anbetteln und gewöhnlich unsanft abgewiesen werden, sehr nahe an den Parasiten heran. Sind diese Gestalten nicht richtige *δειττον ἐξασατάρμενοι*, denen nur die legale Bezeichnung fehlt?

³⁾ Vgl. die Aristophan. Technik bes. in Ach. u. Nub. (s. o.).

3. Plaut. Curc. 557 ff. Unmittelbar darauf verlangt der Soldat in höchster Erregung vom *leno* die Ausfolgung seines *mercimonium*, doch wieder umsonst: wieder hat ein anderer des Soldaten Siegelring vorgewiesen und somit anstandslos das Mädchen mitbekommen. Es folgt ein Höllenspektakel, gespickt mit großartigen Drohungen, bis der *leno*, kühl bis ans Herz hinan, davongeht und den zorn- und radeerfüllten Betrogenen sich selbst überläßt.

4. Plaut. Curc. 610 ff. Endlich ist es dem Soldaten geglückt, des lange gesuchten Betrügers habhaft zu werden, unter den üblichen Drohungen verlangt er vom Parasiten sein Geld und das — anwesende — Mädchen zurück. Doch deren Verlobter erklärt sie als freie Bürgerin⁴⁾, so daß der unvorsichtige Käufer nicht nur um die Kaufsumme betrogen, sondern obendrein der Strafe des Gesetzes verfallen ist. Während der nun folgenden Auseinandersetzung erkennt das Mädchen in ihrem Verlobten ihren eigenen Bruder wieder. Sie wird also dem Soldaten versprochen und eine allgemeine Aussöhnung beschließt die Szene⁵⁾.

5. Plaut. Epid. 475 ff. Durch die Ankunft des Soldaten, der seine Liebste abholen will, kommt der alte Periphanes erst darauf, daß ihn sein Sklave Epidicus schmählich betrogen und eine ganz andere, nämlich die Freundin des *erilis filius*, für die des Soldaten eingekauft hat. In Abwesenheit des Schuldigen läßt er seinen Zorn am Mädchen selbst aus und wirft sie hinaus. Da er jedoch ihre Zither zurückbehält, gerät auch sie in Wut und eilt fort, um ihn bei Gericht zu verklagen.

6. Plaut. Epid. 570 ff. (Parallelszene, aber nicht unmittelbar folgend). Froh, seine Tochter mit Hilfe des geschickten Sklaven Epidicus wiedergewonnen zu haben, muß Periphanes erst durch die Ankunft seiner Gattin zu seinem Entsetzen erfahren, daß er abermals das Opfer eines Betrugs geworden ist. Auch diesmal überhäuft er in Abwesenheit des treuen Dieners das Mädchen selbst mit Vorwürfen und tröstet darauf die weinende Gattin mit der Versicherung, die wirkliche Tochter bald ausfindig machen zu wollen.

7. Plaut. Rud. 1264 ff. Unter großem Geschrei fordert der Sklave Gripus vom *leno* das für die Auffindung des Koffers ver-

⁴⁾ Ein bekannter τόπος in derartigen Situationen.

⁵⁾ Das Bramarbas-Motiv erscheint hier verquickt mit einer jener vielen ἀναγνωρισμοί, die dazu da sind, lästige Schwierigkeiten jederzeit mühelos beiseitigen zu können.

sprochene Talent, aber natürlich umsonst⁶⁾. Spott und Hohn sind die Antwort auf seine Drohungen.

8. **Plaut. Capt. 533 ff.** Zu spät erfährt der alte Hegio, der von seinen beiden Gefangenen den vermeintlichen Sklaven ausgeschiedt hat, damit dieser, in seine Heimat gekommen, des Alten eigenen Sohn aus der Gefangenschaft befreie, daß er einer Täuschung zum Opfer gefallen ist: Herr und Sklave hatten heimlich ihre Kleider getauscht und so hat er ahnungslos den Herrn selbst freigelassen. Des wertvollen Pfandes verlustig, wendet er sich, schwer erzürnt, an den Sklaven, der sich vergeblich bemüht, den Jüngling Aristophontes, der unfreiwillig den Betrug aufgedeckt hatte, als vom Wahnsinn befallen hinzustellen⁷⁾. Nun ist alles offenbar geworden, der alte Hegio ruft seine *lorarii* und läßt in der darauffolgenden Szene den Sklaven fesseln und in die gefürchteten Steinbrüche zur Zwangsarbeit abführen.

Es sind also durchwegs Typen⁸⁾, die in diesen Betrugsszenen die Hauptrolle spielen: der **Parasit** als *δειπνον ἐξαπατάμενος*. Die Schilderung seines fürchterlichen Zornes ist eine glänzende Charakterisierung seines Wesens, gerade in diesem Punkt darf er natürlich keinen Spaß verstehen. Das Motiv tritt hier mit dem Verwechslungsmotiv verknüpft auf, wodurch die Komik noch erhöht wird. Der **ruhmredige Soldat** (Bramarbas), den auch Aristophanes auf die Bühne brachte⁹⁾, und der unter dem Einfluß des Söldnerwesens vielleicht schon von der sizilischen Lustspiieldichtung (Epicharm) vorgebildet sein dürfte¹⁰⁾. Der *senex credulus* und der *servus impudens* (vom noch unverschämtern Kuppler in der Kunst des Betrügens übertrumpft)¹¹⁾, fortwährend wiederkehrende, bei den Römern beliebte Lustspielgestalten.

⁶⁾ *Leno* und *lena* gelten bei Plautus von vornherein als verlogen und eidbrüchig. Besondere diesbezügliche Versicherungen, gewöhnlich vom *leno* selbst gegeben, stehen: Plaut. Pseud. 197, 289, 974 ff., Rud. 346, 651 ff., Curc. 499 ff. und an vielen anderen Stellen. Vgl. meine Arbeit „*Τόποι*“ in der griechisch-römischen Komödie“ in „Mitteil. d. Ver. klass. Philologen“ in Wien, 2. Jg. (1925).

⁷⁾ Dieses Motiv gehörte wohl auch zum Requisit des römischen Komödiendichters, vgl. Men. 701 ff., s. u.

⁸⁾ Eine Ausnahme macht nur die Capt. Szene — wie das ganze Stück (Wilamowitz nennt es *une comédie larmoyante*) — ernst und rührselig gehalten. Hier bringt der Dichter nicht die geläufigen Typen, er sucht neue, individuelle Gestalten zu schaffen, um so eher Mitleid zu erwecken.

⁹⁾ Im Lamachus seiner Acharner, vgl. dazu Ribbeck, *Ἀλαζόνων*.

¹⁰⁾ So Hans Wysk: Der Soldat in der griechisch-römischen Komödie, zitiert von Körte, a. a. O. S. 13.

¹¹⁾ Vgl. das Motiv vom *ὑπεραναιδέεσθαι* in Ar. Equ. 1206.

Die bisher angeführten Szenen wiesen alle eine Form auf: der Betrogene greift den Betrüger, bezw. dessen Stellvertreter an, er ist sozusagen *activ*. Daneben gibt es eine zweite Form dieser Szenen: der Betrogene wird überdies wegen bedenkllichen Ankaufs vor Gericht zitiert, er ist *passiv*.

9. Plaut. Pers. 733 ff. Der *leno* Ballio wird vom Parasiten Saurio, dessen Tochter — eine freie Bürgerin — er als Ausländerin¹³⁾ zu kaufen sich hatte bereden lassen, vor Gericht geladen. Nicht nur den Verlust der Kaufsumme von 60 Minen muß der Unglückliche nun beklagen, er ist obendrein der Strafe der Gesetzes verfallen.

10. Plaut. Poen. 1195 ff. Der junge Agorastocles fordert, sogar ohne Lärm und Geschrei, den Kuppler Lycus, der in seiner Leichtgläubigkeit und Gewinnsucht sich zum Kauf zweier freier Bürgerinnen hatte hinreißen lassen, auf, ihm vor Gericht zu folgen. Dieser ergibt sich resigniert in sein Mißgeschick. Er hat nur den einen Wunsch, nichts mit dem Richter zu tun zu bekommen und zahlt gern seine 300 Philippi Strafe. So wird dieser Konflikt ohne Richter beigelegt, da der Kuppler seinem Kläger und dessen Komplizen gern jedwede Genugtuung zu leisten bereit ist.

11. Plaut. Mil. glor. 1399 ff. Der *miles gloriosus* hat sich in seiner Eitelkeit und Leichtgläubigkeit einreden lassen, eine schöne junge Witwe vergehe in Sehnsucht nach ihm. Kaum hat er aber ihr Haus betreten, fällt der alte Periplectomenes, der sich als ihr Gatte vorstellt (es aber nicht ist), über den Ahnungslosen her und bläut ihn mit Hilfe einiger Sklaven tüchtig durch. Bevor er ihn noch ärger straft, läßt er sich im Gnadenweg herbei, die Verteidigung des Angeklagten anzuhören. Er verpflichtet ihn durch Eidschwur, niemandem der an der Prügelei Beteiligten je dies nachtragen zu wollen, und läßt ihn dann edelmütig frei. Der Soldat bedankt sich noch für die Nachsicht und macht sich aus dem Staube, froh, mit einem blauen Auge davongekommen zu sein.

Wieder sind Typen die Rollenträger: der *leno* als betrogener Betrüger, der dūpierte *miles gloriosus* und die bereits bekannten übrigen.

3. Die Vorwurfsszene. Einer legt einem anderen etwas zur Last oder zwei Personen beschuldigen sich gegenseitig, an einem Vorfall schuld zu sein.

¹³⁾ Diese galt gleichsam als vogelfrei. Jedenfalls war — da Ausländerinnen oft von weither hereingeschleppt wurden — eine Entdeckung ihrer wirklichen Herkunft nicht so sehr zu befürchten.

1. **Plaut. Amph. 551 ff.** Der Feldherr Amphitruo macht seinem Sklaven Sosia, der, ohne Alcumena die Heimkehr ihres Gatten gemeldet zu haben, zurückgekommen ist, heftige Vorwürfe wegen dieses Ungehorsams. Die Verteidigung Sosias, er habe, beim Haus angelangt, sich selbst schon als Wächter dort stehen gefunden, und sein anderes Ich hätte das hinzugekommene nicht hineinlassen wollen, findet bei Amphitruo keinen Glauben. Der Herr wähnt sich von seinem Sklaven zum Narren gehalten *dictis delirantibus*. Als er bereits selbst zu zweifeln beginnt, ob er den Sklaven verurteilen oder ihm die wunderbare Erzählung glauben soll, erreichen beide das Haus.

2. **Mil. glor. 481 ff.** Der alte Periplectomenes schilt den Sklaven Sceledrus gehörig aus, weil er die Bürgerin Philocomasium, seine Pensionärin, auf offener Straße hat festnehmen wollen, in der (im übrigen richtigen) Meinung, seines Herrn *amica*, der er als Aufseher beigegeben worden war, vor sich zu haben. Durch die Bitten des erschreckten Sklaven, der diesen Mißgriff mit der großen Ähnlichkeit zwischen den beiden Frauen, der Angehaltenen und seinem Schützling, zu entschuldigen sucht, erweicht, verzeiht ihm der Greis schließlich und verspricht ihm auch, die Sache seinem Herrn nicht anzuzeigen.

3. **Bacch. 530 ff.** Der junge Mnesilochus klagt Pistoclerus, den er irrümlich für seinen Rivalen in der Liebe hält, mit bitter-ironischen Worten an, das gegebene Versprechen gebrochen zu haben. Denn der Treulose habe das Mädchen, das er für den Freund hätte beschützen sollen, sich selbst angeeignet. Doch dieser führt Mnesilochus zum Hause des Mädchens und zeigt ihm dort ihre Schwester als seine Liebste.

4. **Cas. 591 ff.** Der alte Alcésimus und sein Nachbar Lysidamus geraten in heftigen Streit: während der eine dem andern vorwirft, seine Frau nicht, wie zwischen ihnen verabredet worden war, in sein Haus zu Besuch geschickt zu haben, beklagt sich der andere, daß sie wohl hinübergekommen, von seinem sauberen Nachbar aber nicht eingelassen worden sei. Diesem Geplänkel folgt aber bald die Versöhnung.

5. **Rud. 390 ff.** Ein alter Kuppler macht seinem Kompagnon die heftigsten Vorwürfe, daß er ihm geraten, das Schiff zu besteigen, um einen großzügigen Mädchenhandel anzufangen. Nun stünden sie da: denn das Schiff treibt als Wrack auf den Wellen herum, Geld und Gut liegen am Meeresgrunde. Mit genauer Not sind sie selber

dem Ertrinkungstode entronnen. Zu Bettlern geworden geben sie sich gegenseitig Schuld an ihrem Unglück und verwünschen in komischen Worten den Tag, an dem sie einander kennen gelernt haben.

6. *Poen.* 373 ff. Der junge Agorastocles schilt die ihm folgenden *advocati* aus, weil sie sich seiner Meinung nach viel zu langsam vorwärts bewegten, bekommt jedoch Grobheiten zur Antwort. Nach kurzem komischen Wortgefecht versöhnen sie sich wieder.

7. *Bacch.* 109 ff. Der Pädagog Lydus muß zu seiner Enttäuschung aus dem Mund des jungen Pistoclerus, seines Zöglings, vernehmen, daß dieser zu Hetären gehe, und versucht, ihn gewaltsam davon abzuhalten, aber umsonst: längst ist der Junge der Rute des Lehrmeisters entwachsen, tut, was er will, und schert sich keinen blauen Teufel um die Worte eines — Sklaven.

8. *Bacch.* 405 ff. (Parallelszene, doch erst viel später folgend). Der Pädagog meldet in der Meinung, beim Vater seines Zöglings einen dankbarern Zuhörer seiner Klagen zu finden, diesem in hellem Zorn den liederlichen Lebenswandel seines Sohnes. Doch auch hier predigt er tauben Ohren. Denn in Erinnerung an seine eigene Vergangenheit und Jugend findet der Alte nichts Anstößiges am Treiben seines Sohnes. Erst der junge Mnesilochus entsetzt sich über den Bericht des alten Sklaven, denn er entnimmt ihm, daß sein eigener Freund sein Rivale in der Liebe geworden ist.

9. *Pers.* 328 ff. Die Tochter des Parasiten hält auf dem Weg zum Kuppler ihrem Vater eine hochmoralische Standpredigt, weil er sie, seinem Magen zuliebe, diesem (zwar nur zum Schein, aber immerhin) ausliefern wolle. Nachdem die beiden ein Weildchen über die ethische Stichhaltigkeit dieses Beginns miteinander gestritten, besinnt sich die Tochter plötzlich auf die Pflicht des Gehorsams und verspricht, den Wünschen ihres Vaters voll nachzukommen.

Es lassen sich immer wiederkehrende Typen herausheben:

I. Der Herr zankt seinen Sklaven wegen Ungehorsams¹³⁾ oder ungehörlichen Betragens aus. — II. Der *adulescens amans* beschuldigt seinen vermeintlichen Rivalen, er habe das gegebene Versprechen gebrochen. — III. Einer wirft dem andern vor, er hätte ihn durch seine Ratschläge ins Unglück gebracht, oder ein Versprechen nicht eingelöst. — IV. Der ‚Sittenrichter‘ (Pädagog oder die ehrbare Jungfer) hält sich über den moralischen Niedergang eines Mitmenschen auf.

¹³⁾ Dasselbe Motiv: Menand. Sam. 325 ff.

Und nun zu Terenz! Gläubiger- (1) und Geprelltenszenen (2) findet man bei ihm nicht, dagegen ist die Gruppe der Vorwurfsszenen sehr zahlreich vertreten. Denn mit besonderer Vorliebe behandelt Terenz ethische Fragen, wie in seinen Stücken überhaupt, so auch in den Streitszenen.

10. Terenz And. 607 ff. Der junge Pamphilus, der sich durch die Ratschläge seines Sklaven in eine ihm verhaßte Heirat hineingetrieben sieht, macht dem Unheilstifter, der ihm gerade in die Quere kommt, jammernd Vorwürfe wegen seiner Ungeschicklichkeit. Dieser bekennt, die Sache dumm eingefädelt zu haben, verspricht aber, alles wieder ins Geleise zu bringen¹⁴⁾.

11. Eun. 817 ff. Die Hetäre Thais macht ihrer Sklavin Pythias schwere Vorwürfe, weil sie das ihr anvertraute Mädchen nicht entsprechend behütet habe. Weinend und ihre Schuldlosigkeit betuernd erzählt die Sklavin den Hergang der Sache.

12. And. 625 ff. Der junge Charinus beschwert sich bei seinem Kollegen Pamphilus in bitteren und ironischen Worten, daß er sein Versprechen nicht gehalten habe und nun doch das Mädchen zu seiner Gattin mache, das er kurz vorher ihm überlassen wollte. Doch dieser wälzt jede Verantwortung von sich ab; sein dummer Sklave trage allein die Schuld, daß er sich zu einer ihm selbst höchst zuwidern Heirat gezwungen sähe. Der ebenfalls anwesende Delinquent, verspricht, seinen Mißgriff wieder gut zu machen.

13. And. 872 ff. Der alte Simo gibt vor seinem Sohn seiner lebhaften Mißbilligung darüber Ausdruck, daß dieser *praeter civium morem atque legem et sui voluntatem patris* Gattin und Heim selbständig sich erworben, unter diesen Umständen natürlich *cum summo probro*. Der Sohn will sich zuerst vor dem Vater rechtfertigen, erklärt sich aber, da dieser ihn nicht anhören will, sondern auf seinem Standpunkt verharret, schließlich bereit, Frau und Kind wieder zu verlassen. Als jedoch der Nachbar für den Sohn Fürsprache einlegt, willigt der Vater ein, seine Verteidigung anzuhören.

14. Haut. 562 ff. Der alte Chremes tadelt seinen Sohn mit heftigen Worten, weil er sich beim Gelage der *amica* seines Freundes gegenüber zudringlich benommen habe. Daß es in Wirklichkeit seines eigenen Sohnes Liebste war, ist dem Alten bisher zu hören noch erspart geblieben. Da der Sohn auch gar nichts zu seiner Ent-

¹⁴⁾ Die Terenzischen Gestalten sind von denen des Plautus sehr verschieden: Nie fahren sie einander derb an, sondern sind auch im Streit äußerst maßvoll und gesittet.

schuldigung vorbringen kann, wird er vom Vater unter dem Beifall des Sklaven (Pädagogen) zur innern Einkehr aufs Land beordert. Weinend schickt der Jüngling sich an, dem Befehl, der ihn ja von seiner *amica* trennt, nachzukommen.

15. *Hec.* 198 ff. Der alte Laches ist überzeugt, daß die junge Schwiegertochter nur darum von ihnen fort und wiederum zur eigenen Mutter gezogen ist, weil sie es neben seiner Frau nicht habe aushalten können. Er macht dieser daher schwere Vorwürfe und versichert, wenn jemand das Haus räumen müßte, so sei sie es und nicht ihre Schwiegertochter. Die wirklich schuldlose Gattin verteidigt sich sanft und schüchtern, ohne auch nur im geringsten der Schwiegertochter die Schuld an der Sache beizumessen.

16. *Hec.* 516 ff. Der alte Phidippus macht seiner Gattin Myrrhina heftige Vorwürfe, weil sie die Niederkunft der Tochter so ängstlich vor ihm geheimgehalten habe, natürlich aus keinem andern Grund, wie er glaubt, als um das Kind des ihr unliebsamen Schwiegersohnes ungestört beseitigen zu können. Die auch hier völlig unschuldige Gattin findet es immer noch besser, ihren Mann bei diesem Glauben zu belassen, als ihm den wahren Grund der Verheimlichung des Vorfalles — daß die Tochter vor der Ehe dem Gewaltstreich eines Unbekannten zum Opfer gefallen war — zu enthüllen.

17. *Haut.* 1003 ff. Die alte Sostrata sucht ihren Gatten auf, um ihm wegen seines in ihren Augen herzlosen Entschlusses, den sehr liederlichen Sohn zu verstoßen, lebhaftere Vorstellungen und Vorwürfe zu machen: schon glaube der Arme, er sei gar nicht das wirkliche Kind seiner Eltern, sondern ein angenommener Findling. Doch der Mann verspottet seine bessere Enehälfte und gibt ihr die Versicherung, Mutter und Sohn sähen einander in allen ihren — natürlich schlechten — Eigenschaften so ähnlich, daß wohl bei niemandem Zweifel über ihre unmittelbare Verwandtschaft erwachen könnten.

18. *Ad.* 81 ff. Der alte Demea, der gerade von seinem Landgut auf Besuch in die Stadt kommt, macht seinem hier ansässigen Bruder Micio eine erregte Szene, weil er den älteren Sohn, den er ihm zur Erziehung überlassen, so verziehe: der Junge beginge unter der Vormundschaft seines Oheims einen Streich nach dem andern. Und er erzählt von der jüngsten Missetat, die ihm die Leute auf der Straße zugetragen hätten. Der Bruder verteidigt *seinen Neffen und Adoptivsohn*. Im übrigen macht er den Vor-

schlag, von nun an solle sich jeder um seinen eigenen Zögling kümmern, sein Bruder also nur den jüngeren, im Vaterhaus verbliebenen Sohn beaufsichtigen und sich nicht in die Erziehung des andern einmischen. Der Alte willigt ein und geht aufs Land zurück, voll Grauen über das verdorbene Stadtvolk.

19. Ad. 719 ff. Wiederum kommt Demea vom Land in die Stadt, um wutentbrannt den Bruder aufzusuchen. Ein junges Mädchen, eine attische Bürgerin, hat der nichtsnutzige, dem Stadtbruder anvertraute Sohn verführt und ein Knabe sei auch schon geboren. Als ihm Micio ruhig zur Antwort gibt, er habe davon Kenntnis und sei auch schon im Begriffe, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen, und sich nicht weiter darüber alteriert, stürzt der Bauer, über soviel Nachsicht und Wahnwitz außer sich, hinaus.

20. Ad. 854 ff. Zum dritten und letzten Mal tritt der alte Demea seinem Bruder entgegen, der ihm jetzt für den Verderber beider Kinder gilt: denn auch dem jüngeren Sohn, der bei seinem Vater auf dem Lande streng und genügsam aufgezogen worden war, habe Micio sein Haus zu nichtsnutzigem Tun geöffnet, ohne seinen eigenen Vorschlag, es möge sich jeder nur um seinen eigenen Zögling kümmern, zu befolgen. Doch diesmal gelingt es Micio, den Zorn des Bruders zu beschwichtigen, ja, er erreicht es sogar, daß sich dieser bereit erklärt, der Hochzeit des älteren Sohnes mit jener unbemittelten *civis Attica* beizuwohnen.

Die Terenzischen Vorwurfsszenen unterscheiden sich von den Plautinischen nur dadurch, daß keine der bekannten Typengestalten, wie Parasit, Leno, Miles gloriosus, in ihnen auftreten, wie ja Terenz auch sonst in der Regel Typisierung zu vermeiden sucht und Individualisierung anstrebt. Inhaltlich lassen sich folgende Motive herausholen.

I. Der Herr schilt den Sklaven wegen Ungehorsams oder Dummheit,

II. Der *adulescens amans* beschuldigt den vermeintlichen Rivalen des Wortbruchs,

III. Die Moralpredigt:

1. Der Vater tadelt seinen Sohn wegen ungehörigen Betragens (z. B. wegen eigenmächtiger Heirat),
2. Der Mann zankt seine Frau wegen Unverträglichkeit, Intrigue, Affenliebe zum mißratenen Kinde aus,
3. Zwei Brüder geraten wegen ihrer verschiedenen Erziehungsmethoden in Konflikt.

Höher stehen wohl die Vorwurfsszenen bei Terenz, der die lächerlichen Eigenschaften seiner aus dem Leben gegriffenen Gestalten nicht dem Applaus der Menge preisgibt, sondern bestrebt ist, auch verbessernd, erzieherisch zu wirken. Er bringt teilweise dieselben Themen wie Plautus, mit Neigung zum Moralisieren, teilweise greift er neue heraus: Fragen pädagogischer Natur, die auch schon in jener Zeit die Gemüter bewegt haben müssen, wie in den *Adelphoe*; es ist kein leeres Theoretisieren, Terenz zeigt vielmehr an praktischen, naturwahr geschilderten Beispielen, wohin Intoleranz auf der einen, übertriebene Nachsicht auf der andern Seite notwendig führen müssen.

In den ehelichen Vorwurfsszenen ist bei Terenz die Frau immer der unschuldig = angegriffene, leidende Teil, bei Plautus dagegen hat sie das Übergewicht und das scheint die volkstümliche Ansicht und Form gewesen zu sein: das böse keifende Weib (*uxor maritum male habet, male accipit*). Diese auf volkstümlicher Anschauung beruhende Darstellung ist natürlich von weit besserer szenischer Wirkung.

Wien.

DR. ADELGARD PERKMANN.

(Schluß folgt.)

Randbemerkungen zu Lucilius' Satiren.

I. Oskisches bei Lucilius.

Im *Iter Siculum* (III. Buch), dem das *Iter Brundisium* des Horaz (Serm. I 5) bekanntlich nachgebildet ist, liest man 117 f. (Marx):

*broncus*¹⁾ *novit sanus dente adverso eminulo hic est
rinoceros velut Aethiopus*²⁾.

¹⁾ So Nonius 25, 22 (Merc.), dem wir dieses Bruchstück verdanken. Das Wort lautet auch *brondus* und *brocc(h)us*, s. Marx z. St.

²⁾ Die Fortsetzung *velut Aethiopus*, die bei Priscian G. L. II 217, 8 steht, hat Marx (gegen Lachmann) mit Unrecht weggelassen. Daß sie hierher gehört, ergibt sich unzweideutig aus der Nachahmung des Horaz a. O. 56 f. *equi te esse feri similem dico*; denn daß mit den *equus ferus* das Nashorn gemeint ist, erhellt aus dem folgenden (58 f.): *o tua cornu ni foret exsecto frons*.

Die Stelle stammt aus der Darstellung eines Gladiatorenkampfes, dem Lucilius auf seiner Reise in Kampanien zusah (bei Horaz dafür das Schimpfduett der beiden kampanischen Spaßmacher). Außer diesen Versen gehören hierher noch drei Bruchstücke (119–122 Marx), von denen das erste eine derbe Beschimpfung des Gegners enthält³⁾, während das dritte uns den Sieger vor Augen führt, wie er stolz zurückkommt, den Helm nach kampanischer Sitte nicht nur mit seinen eigenen, sondern auch mit den Federn seines unterlegenen Gegners geschmückt. Daß aber ein kampanischer Gladiator gemeint sein muß, ist klar und daß in dem verdorbenen *novit lanus* ein Ethnikon steckt, haben außer J. Douša (der *obit lanus* vermutete) die Kritiker erkannt. Doch ist *Novi Aeclanus* (Marx: ein Aeclaner in Diensten eines *Novius*) sehr wenig wahrscheinlich, am allerwenigsten die Konjekturen von Turnebus *Bovissanus*, die man gewöhnlich in den Text setzt, denn *Bovissae* liegt nicht in Kampanien, ist auch, wie Marx bemerkt (II S. 55), zu nahe bei Rom, als daß der Dichter schon dort seine Reise hätte unterbrechen wollen. Wenn wir uns nach Städten in Kampanien, die mit N beginnen, umsehen, paßt hier nur *Nofa*, und ich bin überzeugt, daß der Dichter geschrieben hat: *broncu(s) Novitanus* usw. Die Stadt heißt nämlich oskisch *Novla*⁴⁾. Daß Lucilius eine oskische Wortform zu satirischen Zwecken (um den schimpfenden oskischen Gladiator in seiner Sprache zu karikieren) verwendet hat, ist nicht verwunderlich, hat er doch auch sonst oskische Wörter (s. 1249, von Paulus aus Festus eingeführt mit *Pipatio clamor pforantis lingua Oscorum*), ja einmal sogar, was noch viel auffallender ist, eine oskische Deklinationsform (1318 *vasa quoque omnino redimit non sollo dupundi* ‚kein ganzes Geschirr für zwei Groschen‘), nämlich *sollo* (Festus, der uns p. 298 7 M. das Bruchstück erhalten hat, sagt *non sollo dupundi, i. e. non tota*). *Sollo* ist ja Acc. Pl. des Neutr., in welchem (wie im Nomin.) das Oskische die Endung *-a* genau so wie die des Femin. im Singular zu *-o* abgedumpft zeigt (Planta II, S. 83 u. 118, Buck

³⁾ 119: ihn (dich) hat seine (deine) Mutter nicht geboren, sondern mit dem Hintern zur Welt gebracht.

⁴⁾ Das folgt aus dem im *Cippus Abellanus* in mehreren Deklinationsformen überlieferten Ethnikon *Novlan* – (Zvetiaieff, *Sylloge inscr. Osc.* Nr. 56, Z. 5, 7, 23, 25, 38, 40, 47, 55, Planta, *Grammat. d. osk.-umbr. Dialekte* II S. 513 Nr. 127, Buck, *Elementarbuch d. osk.-umbr. Dialekte* S. 127, Nr. 1). Die Schreibung *V*, jetzt im Druck durch *ü* wiedergegeben (*Nüvlan* –), bezeichnet einen o-Laut (Planta I S. 44f., Buck S. 22).

S. 24)⁵⁾. *Novsa* hat natürlich kurzes *o* (das erhellt auch aus den Inschriften), *Nōsa* (Νῶλα) beruht auf Ersatzdehnung. Für die Messung *Nō-vsitanus* boten sich dem Dichter bequeme Analogien in *locū-ples*, *rē-fluo* u. dgl., und was das mit dem Suffix *-itānus* gebildete Ethnikon betrifft, so ist es eine spaßhafte spontane Neubildung des Dichters, der die Tatsache zugrunde liegt, daß diese Verbindung des griechischen Ethnikonsuffixes mit dem einheimisch italischen gerade für die dortige Gegend charakteristisch ist, gewissermaßen ein Symbol der innigen Durchdringung griechischen und italischen Wesens, die gerade in Kampanien zuhause ist: nicht bloß *Neapolitanus*, sondern auch *Salernitanus* und noch im Beginn des Mittelalters *Amalfitanus*⁶⁾. Schließlich möchte ich nicht mit Marx von *dente* an eine Rede beginnen lassen; denn *broncus* (großblefzet) und *dente adverso eminusulo* (mit einem vorstehenden Hauzahn) gehören zusammen, wie aus Nonius a. O. hervorgeht: *bronci sunt producto ore et dentibus prominentibus*; ist eine Lippe vorgezogen, so bedeckt sie die Zähne nicht.

Ein noch auffallenderes Beispiel für die Verwendung oskischer Spracheigentümlichkeiten soll im folgenden besprochen werden:

Ein erst vor wenigen Jahrzehnten aus einem **Vaticanus* (1469, X. Jahrh.), der überaus wertvolle Glossen enthält, bekannt gewordener Vers des Lucilius lautet (Goetz, Rh. Mus. XL 324 f., CGL IV, S. XVIII und VI, S. 11, Lucil. 581):

primum Pacilius tesorophylax pater abzet.

Eingeführt wird die Glosse mit: *Abzet extincta est vel mortua. Lucilius in XXII primum* u. s. w. Der Name *Pacilius*, in den Inschriften ziemlich häufig (Belege bei Goetz, Rh. Mus. a. O.), ist das *gentilicium* zu oskisch *Paakul*⁷⁾ (lat. *Pāculus*). Was bedeutet nun das seltsame *abzet*, das Goetz ein rätselhaftes Wort nennt, in dem Loewe (bei Goetz) ἔσβη, Marx II, S. 217 *absens* erkennen wollte? Man braucht nur von der Paraphrase der Glosse *extincta est vel mortua* auszugehen und einen andern Vers des Lucilius,

⁵⁾ Aus Unkenntnis dieser Tatsache änderte Lachmann, *Lucil.* 1109 *sollo* in *solla*. *Sollōs* „omnes“ erscheint in mehreren Formen auf einer wohl aus Cumae stammenden Bleiplatte: *Planta* II, S. 510, Nr. 119, Buck S. 147, Nr. 40.

⁶⁾ Lucilius nennt den Gladiator bloß mit seinem Ethnikon, wie 149 (aus dem IV. Buch) einen andern einfach *Aeserninus* (der Aeserniner, aus *Aesernia* in *Sannium*).

⁷⁾ *Planta* II, S. 512, Nr. 125 (aus Nola), Buck S. 148, Nr. 43.

*insperato abiit quem unā anginā*⁹⁾ *sustulit horā* (1093), heranzuziehen, um zu begreifen, daß *abzet* mit *abiit* identisch ist⁹⁾. Doch ist *abzet* schwerlich eine rein oskische Form¹⁰⁾, vielmehr will der Dichter die dialektisch = oskische Aussprache des Lateins im Munde des *Pacilius* karikieren. Die Assibilaton des *j* ist wenigstens für einige oskische Dialekte charakteristisch, *Bansae* Lokativ aus *Bantiae* (*Tab. Bant.* Planta II, Nr. 17, Z. 19, 23, 27, 31, Zvetaieff Nr. 142, Buck Nr. 2) und *zicolom dieculum (diem)* im Dialekt von Bantia (ebendort Z. 14¹¹⁾), *Martses* in dem dem Oskischen näher als dem Umbrischen stehenden Marsischen (*pro [fecio]nibus Martses*, *Zvet. Inscr. Ital. med.* Nr. 43, 8, Planta II, Nr. 307). Das *z* in *abzet* ist also stimmhaftes *s* wie in *zicolom*¹²⁾ und es gewinnt nun die Annahme von Thurneysen doch an Wahrscheinlichkeit, daß in der oben zitierten Inschrift aus Corfinium *afded abiit* bedeutet. Auch das *-e-* statt des lat. *-i-* in der dritten Person des Perfekts ist oskisch (z. B. *deded* = *dedit*¹³⁾). Das XXII. Buch der Satiren des Lucilius enthielt Grabinschriften auf verstorbene Bedienstete des Dichters, außer der eben besprochenen ist noch eine erhalten, 579f. Den Pacilius wollte er, wie bereits bemerkt, wegen seiner Aussprache karikieren, der wird *abiit* wie *abzet* (*abiit* — *abjet* — *abzet*) ausgesprochen haben.

⁹⁾ Lehnwort aus ἀγγόνη, daher die Quantität des *i*.

⁹⁾ Zu dieser Bedeutung von *abire* vgl. CIL VI 28044 Grabinschrift *L. Valerio infanti: . . . natus noctis h. VI vixit diebus LXXI abire noctis h. VI*, Phaedr. IV 20, 16 *abiturus illuc quo priores abierunt*, Petron. 42, 5 *abiit ad plures*, Lucan VII 687 *iam pondere fati deposito securus abis* und das griechische οἰχεσθαι Soph. El. 146 τῶν οἰκτρῶς οἰχομένων γονέων; Aias 999 ἐδέξαι . . . ὡς οἰχεῖ θανάων; Phil. 414 ἡ γὰρ χοῦτος οἰχεται θανάων; aber auch in Prosa: Xenoph. Kyrop. III 1, 13 . . . ἀναβοήσασαι ἐδρόπτοντο ὡς οἰχομένου τοῦ πατρὸς καὶ ἀπολωλότων σφῶν ἡδῆ.

¹⁰⁾ In einer pälignischen Inschrift (das Pälignische stand dem Oskischen nahe, s. Planta I, S. 19), gefunden in Corfinium (Zvetaieff, *Inscript. Ital. med. dial.* Nr. 11, Planta II, S. 546, Nr. 254, Buecheler, *Anthol. Lat.* II 1, Nr. 17) heißt es Z. 5f. *praicime perseponas afded* (*d* ist ein tönender Spirant: Planta I, S. 406), doch ist die Bedeutung *in regnum Proserpinae abiit* (Thurneysen, s. Pl. II, S. 660) nicht ganz sicher, denn Buecheler übersetzt *in sedem Proserpinae abdidit* (endgültig aufgegeben scheint die Annahme, *afded* entspreche dem lat. *apte*: Zvet. a. O. S. 70f.).

¹¹⁾ *Zico*. Z. 15, Lokat. sing. *zicel/et* Z. 7.

¹²⁾ Buck, S. 22, § 22.

¹³⁾ Zvet., *Inscr. Osc.* Nr. 19 (Planta II, Nr. 192, Buck Nr. 48) *deded inim priifatted* = *dedit et probavit*, 63, Z. 3 u. 7 (Planta II, Nr. 29, Buck Nr. 4 aus Pompeii) und öfter.

Das Ethos dieses Epigrammes ist etwa so zu werten, wie wenn im alten Österreich ein deutscher Grundbesitzer seinem tschechischen Verwalter folgenden Nachruf gewidmet hätte: ‚Pane Cerny pritsch‘. Aus allen diesen Belegen ergibt sich, daß Lucilius über eine gewisse Kenntnis des Oskischen verfügte, selbstverständlich, denn das Oskische war damals noch eine weit verbreitete Sprache und *Suessa Aurunca*, Lucilius' Heimat, lag selber in oskischer Gegend (siehe Marx I, S. XVIII).

II. Vers 174 – 176 Marx (aus dem IV. Buch):

Quod si nulla potest mulier tam corpore duro | esse, tamen tenero maneat qui sucus lacerto, | et manus uberibus lactanti in sumine sidat, d. h. freilich kann keine Frau einen so festen, strammen Körper haben, aber dafür behält ihr Arm seine saftige Üppigkeit und kann sich die Hand (des liebkosenden Mannes) an ihrem Busen festsetzen (anhalten).

Daß hier ein Vergleich zwischen Knaben und Frauen vorgenommen wird und hieher das ebenfalls aus dem IV. Buch zitierte Frg. 173 gehört *cumque hic tam formosus homo ac te dignus puellus*, hat Marx richtig erkannt. Wir können aber noch einen Schritt weiter gehen. Es wurden offenbar in Form eines ἀγών von zwei „verschieden orientierten“ Liebhabern die Vorzüge der Knaben-, beziehungsweise der Frauenliebe erörtert wie in Lukians *Amores*, in welcher Schrift K. 26 σκληροὶ γὰρ οἱ τῶν μελῶν ἀπανδρωθέντες ὄγκοι zu *corpore duro* stimmt und K. 25 (gegen Ende) γυνὴ μὲν οὖν ἀπὸ παρθένου μέχρι ἡλικίας μέσης . . . εὐάγκαλον ἀνδράσις ὁμίλημα mit *tamen tenero maneat – sidat* eine unverkennbare Ähnlichkeit aufweist.

III. Vers 279 – 281 u. 282 f. Marx (aus dem VII. Buch):

Hanc ubi vult male habere, ulcisci pro scelere eius, | testam sumit homo Samiam sibi, 'anu noceo', inquit, | praecidit caulem testisque una amputat ambo und *Dixi. Ad principium venio. Vetusam atque virosam | uxorem caedam potius quam castrem egomet me.*

Male habere = castigare (Marx) und zu *testam Samiam* verweist derselbe auf Plin. N. H. XXXV 165 *Samia testa Matris deum sacerdotes qui Galli vocantur, virilitatem amputare* und

Martial III 81, 3 *abscisa est quare Samia tibi mentula testa*. Übrigens hat der Dichter m. E. mit *testam* — *testisque* wohl ein Wortspiel beabsichtigt. Es hält jemand eine Rede gegen die Frauen, in der er ein Vorkommnis erwähnt, das sich einmal zugetragen hat, nämlich daß ein Mann, um seine Frau zu strafen, sich selber kastrierte, was dem Sprecher töricht vorkommt, weshalb er seine Rede mit den Worten beendet: „Damit schließe ich¹⁴⁾. Ich kehre zum Ausgangspunkt meiner Rede zurück (ich behaupte dasselbe am Schluß wie zu Anfang): Ich würde eine Frau ‚im gefährlichen Alter‘ lieber umbringen als mich selber kastrieren“. Daß diese mehr als seltsame Art der Rache aus dem Leben genommen ist, lehrt ein analoger Fall, der sich 1925 in Wien zugetragen hat, wo ein Gewerbetreibender, „um sich an seiner Frau zu rächen“, dieselbe Amputation an sich vollzogen hat.

IV. Vers 303 f. Marx (aus dem VIII. Buch):

cum poclo bibo eodem, amplector, labra labellis | fictricis conpono u. s. w.

Nonius zitiert diese Verse zweimal, 257, 37 *Conponere coniungere. Vergilius lib. VIII (486) componens — ora. Lucilius Satyrarum lib. VIII cum poclo* e. q. s. und 308, 17 *Fingere estingere. Vergilius lib. VIII cum poclo* u. s. w., wo, wie Stowasser richtig gesehen hat, zwischen VIII und *cum* ausgefallen ist *illam tereti cervice reflexam mulcere alternos et corpora fingere lingua* (633f.); *Lucilius Satyrarum lib. VIII*. Wenn Nonius diese Verse des Lucilius als Beleg für die Bedeutung *fingere* = *ingere* anführt, so kann *fictrix* nicht heißen, wie Marx meint, *quae ficto suspirat amore* (Lucrez IV 1192), sondern Spenderin von Zungenküssen (καταγλωττίσματα): *labra labellis conpono fictricis*. Es ist eine Gastmahlszene mit Hetären.

V.

In dem interessanten Abschnitt über Orthographie (IX. Buch) ist 352 ff. (M.) überliefert: *A primum songa brevis syllaba. Nos tamen unum | hoc faciemus et uno eodemque ut dicimus pacto | scribemus: pacem placide, Ianum aridum acetum, | Ἄρες Ἄρες Graeci ut faciunt.*

¹⁴⁾ Über *dixi* = εἶρηκα am Schluß von Reden s. Marx z. St.

Zum ersten Vers sind verschiedene Konjekturen gemacht worden, von denen evident richtig bloß die von Ribbeck Rh. Mus. XXIX 130f. vorgenommene Einschlebung eines A nach *longa* ist (unrichtig das von Goetz = Schoell vorgeschlagene, von E. Diehl *Poët. Roman. vet. rel.*, Lucil. frg. 165 angenommene *ab*). Der Anfang des Verses ist heil, das *primum* ist nicht, wie Ribbeck meint, aus dem vorhergehenden Frg. (351 M.: *A primum est, hinc incipiam et quae nomina ab hoc sunt*) irrtümlich wiederholt (weshalb er es durch *geminum* ersetzen will), auch darf man nicht mit Ribbeck und Marx *Aa* schreiben; denn das wäre gerade das Gegenteil von dem, was der Dichter meint, dessen gegen Accius gerichtete Äußerungen¹⁵⁾ besagen: A fürs erste ist eine lange, A ist aber auch eine kurze Silbe, ich will da einheitlich vorgehen, nicht wie Accius die Länge durch *aa* ausdrücken, sondern wie die Griechen ohne Unterschied in der Schrift Wörter mit langem und mit kurzem *a* darstellen. Daran, daß der Dichter A im Vers auch für das kurze *a* als Länge gebraucht, darf man keinen Anstoß nehmen, verwendet er doch im folgenden umgekehrt kurzes *i* sowohl für das kurze als auch für das lange „dünne“ *i*: 359f. *tenues i: pīlam in qua lusimus, pīlum quo pīso, tenues.*

VI.

Den Schluß bilde eine Stelle aus dem berühmten *Concilium deorum* (I. Buch), dessen Inhalt Marx mit bewundernswertem Scharfsinn im wesentlichen ermittelt hat. Er hat auch gesehen, daß die Verse (24f.): *ut contendere possem | Thestiadōs Ledaē atque Ixionies alochoeo* (= Il. Ξ 317 Ἰξιωνίης ἀλόχοιο) Apollo spricht, der erklärt, den Beinamen *Pulcher* abzulehnen, weil er sich mit der Schönheit einer Leda oder Dia nicht messen könne. Richtig ist wohl auch seine Ergänzung von *faciem facie*¹⁶⁾ vor *ut contendere* (Non. 258, 35 *Contendere significat comparare . . . Lucilius* [es folgt unsere Stelle]), allein dann liegt es näher, *meam faciem facie*, wie ich vorschlagen möchte, als *nec studui f. f.* (Marx) zu schreiben.

Graz,

KARL MRAS.

¹⁵⁾ S. Marx zu 348. Accius' Eitelkeit verspottet er 794 (s. Marx zu diesem Verse).

¹⁶⁾ An *faciem* hat schon Lachmann gedacht (28).

Beiträge zum Verständnis der Maecenaselegien.

III.

Eine Weiterbildung des knappen Epigrammstils zur Trauer-
elegie wird wohl erst in der hellenistischen Zeit stattgefunden
haben, obwohl eigentliche Beispiele für solche Leidesergüsse, sei es
des Toten oder anderer ihm Nahestehender in elegischer Form
hier ebensowenig zur Verfügung stehen wie für die sogenannte
subjektive erotische Elegie. Immerhin scheinen einige Spuren in
diese Richtung zu weisen. Auf einen etwas wortreicher ausgeführten
letzten Wunsch läßt schließen das Fragment des Philitas (*Lilje*,
De eleg. in Maec. S. 46f.)

ἐκ θυμοῦ κλαῦσαι με τὰ μέτρια καὶ τι προσήγες.
εἶπειν μεμνησθαί τ' οὐκ ἐστ' ἔόντος ὄμιος,

dem Sinne nach die Mitte haltend zwischen Solons (fr. 21) Ver-
langen und des Ennius Abweisung (Cic. Cat. M. 73). Es enthält
gedrängt die drei Gedanken von Maec. II: 1. Eine Träne für den
Freund v. 13, aber 2. mit Maßen v. 16, 3. dauerndes Andenken
v. 17 ff. Klarer würden wir die Entwicklung überschauen, wenn uns
des Parthenios 'Επικήδεια erhalten wären (Crusius P.-W. VI 113).
Das von Suidas erwähnte und inschriftlich (Kaibel, *Epigr. Gr. ex
lap. coll.* 1089) bezeugte 'Αρήτης ἐπικήδειον τῆς γαμετῆς muß
eben wegen dieser *testimonia* über den Umfang eines Epigramms
hinausgegangen sein, wenn es auch die Form der Anrede an den
Wanderer, die so häufig angewandt wurde, beibehielt (ἀννεμε =
ἀνάγνωθι fr. 1 Mart.), s. Reitzenstein P.-W. VI 99 f. Ebenso mag
das 'Επικήδειον εἰς 'Αρχελαΐδα noch epigrammatisch konzipiert
gewesen sein, elegisch mit einem Iambus, ἀμυσχρόν οὖνομ' ἔσσει
'Αρχελαΐδος (fr. 2 M.), um den Namen anzubringen. Diese Form
ist auch inschriftlich anzutreffen (Kaibel 641, 751, 886), gleichwie die
Betonung des guten Namens, den der Verstorbene hinterläßt, s.
z. B. Büchel. 1085 (*fama*). Engström 238, 341, 5, 360, 5 ff., Kaibel
563, 2, 560, 11 f. (σφροσύνης κῦδος). Offensichtlich um eine Be-
stattung hat es sich gehandelt bei dem elegischen Gedichte des
Parthenios auf Bias. Der erste der beiden daraus erhaltenen Penta-
meter fr. 4 M. Ἰλαος ταύτην δέχνησο πυρκαϊήν kann nur einem
Gebete an einen Gott entstammen, der um gnädige Annahme eines
Brandopfers angerufen wird, nach dem allgemeinen Sprachgebrauche

doch wohl einer Leichenverbrennung¹⁾. Den zweiten Pentameter fr. 5 M. ὄστις ἐπ' ἀνθρώπους ἐξυσεν αἰγανέας hat Meineke auf eine Verwünschung der Waffen gedeutet und auf Bestattung eines gefallenen Kriegers geschlossen, bei der hohen Wertung des Schlachtentodes im Altertum mir nicht sehr wahrscheinlich. Eine allerdings anzunehmende Verdammung der Waffengewalt würde besser passen auf einen Mann des Friedens und Vertreter pazifistischer Ideen, und von hier aus würde ich auf den als Schiedsrichter gefeierten Bias von Priene (s. Crusius P.-W. III 386 ff.) raten. Dem Aisymneten stiftete man nach Diog. L. I 5, 6 einen Heroenkult, und seine Leichenfeier mag ihn als Friedensapostel unter Verurteilung, vielleicht auch Verbrennung der Waffen in anderem als sonst üblichem Sinne, verherrlicht haben. Das war kaum in der allzu knappen Form eines Epigramms zu leisten. Über das Parthenianische Ἐπικήδειον εἰς Αὐξίδεμιν läßt sich nichts ausmachen. Mallet *Quaest. Prop.* 63 hat die beachtenswerte Vermutung geäußert, auch der Εἰδωλοφανῆς fr. 14 M. möge zu den ἐπικήδεια des Parthenios gehört haben und etwa als Traumerscheinung zu deuten sein, die, wie seit des Patroklos Beispiel vielfach belegbar, nachts den Angehörigen sich gezeigt habe. Der Gedanke scheint mir brauchbar, nur könnte man nicht an einen bestimmten Eigennamen denken, sondern müßte einen namenlosen Toten voraussetzen, etwa einen Schiffbrüchigen, wie in der Schattenvision der Ardytasode Hor. C. I 28, der Bestattung heischte. Darauf bringt mich überdies das einzige Fragment ἡμέες Αἰόλιον περιχεύετε. Ich beziehe das Verbum auf eine Bestattung, aber besonderer Art, und stelle in Vergleich das Paetusgedicht des Properz III 7, 25 f.

*Reddite corpus humo, positumque in gurgitis ora
Paetum sponte tua, vilis harena, tegas.*

Hier werden Winde (vgl. v. 57) und Sand angeredet, die Bergung und Beerdigung des im Meere Verunglückten vollziehen sollen. Ich würde das mancherlei Schwierigkeiten bietende Gedicht²⁾ verstehen, wenn man voraussetzte, daß Paetus dem Dichter im

¹⁾ Rohde, *Psych.* I² 30 weist allerdings den Gedanken Jakob Grimms *Kl. Schr.* II 220f.), den Brand der Leiche als ein Opfer aufzufassen, ab, aber nicht nur die offenbar als Opfer gedachten Beigaben bei Verbrennungen, z. B. bei Patroklos II. XXIII 166ff., Misenus Verg. *Aen.* VI 224f. u. a. legen diesen Gedanken nahe, auch der Ausdruck *ara sepulchri* *Aen.* VI 177 führt in diesen Gedankenkreis, s. Norden² z. St. S. 186f.

²⁾ O. Ribbeck erklärte es in seinen philologischen Übungen für *zusammengerückte Bruchstücke* von Gedichten.

Traume erschienen sei und ihn über sein Schicksal unterrichtet hätte, wie Ceyx, dessen Gestalt Morpheus angenommen hat, die Alcyone Ov. Met. XI 650 ff. (vgl. Prop. v. 17 f. *quid cara natanti Mater in ore tibi est?* — Ov. 562 f. *plurima nantis in ore Alcyone coniuux*). Winde sollen den Sand über den Toten wehen und ihn umhüllen. Sein Name Αιόλιος erweckt freilich wenig Vertrauen. Scheute ich nicht eine Namensänderung in einem Bruchstück, würde ich vorschlagen Αιόλιοι und mir darunter die Söhne des Αἰόλος, d. i. eben die Winde vorstellen. Vorher wäre dann der Gedanke zu ergänzen: (*Ich* kann den Freund am fernen Gestade nicht bergen), *ihr* — übet diese Pflicht. Auch fr. 44 δροίτη = σορός mag seinen Platz in einem Trauergedichte gehabt haben. Jacoby, Rh. M. LX 47 hat nach dem Vorgange anderer als Reihe verwandter Dichtungen aufgestellt Λύδη — Βιττίς — Λεόντιον — Ἀρήτη und, da die Λύδη des Antimachos und die Ἀρήτη des Parthenios als ἐπικήδεια bezeugt sind, auf die gleiche Bestimmung der Mittelglieder, der Βιττίς des Philitas und der Λεόντιον des Hermesianax, geschlossen. Für Λεόντιον ist das unwahrscheinlich, eher für Βιττίς denkbar, wenn bei Hermes. 77 f. Βιττίδα μολπάζοντα θοῖν περι πάντα Φιλητῶν ῥήματα καὶ πᾶσαν ῥυόμενον λαλιήν G. Hermanns Konjekturen τρούμενον, die von Wilamowitz, Sappho und Simon. 289, 4 gebilligt wird, das Richtige trifft. Jedes Wort würde dann dem Dichter den nagenden Kummer erneuert haben. Vielleicht soll auch das Epitheton θοή bei Βιττίς den schwarzen Tod andeuten, vgl. das von Wilamowitz a. a. O. 289, 3 herangezogene Ἄιδος θοὸν δόμον, wenn man nicht das rasche Hingerafftwerden darin finden will. Übrigens würde m. E. des Philitas fr. 4 Schneidewin Ἄτραπὸν εἰς Ἄιδεω ἤγνυσα, τὴν οὐκ τις ἐναντίον ἦλθεν ὀδίτης, angeblich aus dem Ἑρμῆς und von Schneidewin dem Odysseus in den Mund gelegt, besser einem Verstorbenen zugewiesen werden, denn Odysseus konnte das gar nicht mit Recht behaupten, weil schon vor ihm manche καταβάσεις und ἀναβάσεις stattgefunden hatten. Antimachos hat schwerlich das Muster für die ἐπικήδεια der Augusteischen Zeit abgegeben, wohl aber für die Λεόντιον des Hermesianax mit ihrer Fülle von Beispielen aus Mythologie und Literaturgeschichte (Wilamowitz 287), eher könnte Philitas auf jene Poesie eingewirkt haben, wenn man seine Verehrung durch Properz in Betracht zieht. Parthenios, der den Philitas gewiß gekannt hat (s. Fab. 2), mag dessen Anregungen durch seine Ἀρήτη, mit welchem Titel wohl am besten die von Suidas

zitierten Ἀρήτης ἐπικήδειον und Ἀρήτης ἐγκώμιον zu einem Werke zusammengeschlossen werden, einem ἐπικήδειον, das *in uice* wie oft ein ἐγκώμιον enthielt (Jacoby a. a. O. 47, 3, anders Martini p. 11), an die Römer vermittelt haben, vor allen an C. Licinius Calvus, von dem ein Gedicht auf den Tod seiner Gattin *Quintilia* Ansehen genoß (s. Marx b. Martini a. a. O.), kaum als einfaches Epigramm vorstellbar. Des Calvus fr. 15 B. *cum iam fulva cinis fuero* und 16 *forsitan hoc etiam gaudeat ipsa cinis* würden, wenn der Elegie auf *Quintilia* entnommen, eine passende Stelle in deren *verba novissima* oder *mandata* eingenommen haben, vgl. Büchel. 965 f. in verwandter Situation.

Als selbständige Elegie scheint die letzte Szene auf dem Sterbebette mit den *verba novissima* außer in unserem Gedichte nicht nachweisbar zu sein. Wohl lassen sich die einzelnen Elemente, aus denen sie entstanden ist, und deren Ursprung aufzeigen, aber das fertige Produkt scheint römischer Rhetorenschulotechnik zu entstammen. Die einzelnen τόποι der Epikeden sind herausgehoben und durch Beispiele erläutert worden von Lillge, *De elegiis in Maecenatem quaestiones*, Breslau 1901, p. 47 ff., der die Abhängigkeit der Maecenaselegien besonders von Augusteischen Dichtern umsichtig nachweist, und Br. Lier, *Topica carm. sepulcrae. Latin.* in *Philol.* LXII (1903) 445 ff. 563 ff. Einzelnes kann noch nachgetragen werden aus den *Carm. epigr. Lat. cont.* Einar Engström, Göttingen und Leipzig 1912. Den alexandrinischen Dichtern werden auch in dieser Hinsicht ihre späten Nachbildner Stoff und Formgebung verdanken, wie z. B. aus den Totenklagen in den griechischen Romanen und bei Nonnos zu erkennen ist. Bei Heliodor. Aeth. II 4 ruft Theagenes an der vermeintlichen Leiche der Charikleia aus: ὦ γλυκεῖα, πρόσφθεγξαι τὰ τελευταῖα καὶ εἰωθότα ἐπίσκεψον, εἴ τι καὶ κατὰ μικρὸν ἐμπνεῖς. Vgl. die letzten Worte der Antheia, die sich vergiftet, b. Xenoph. Ephes. III 6, die Totenklage der Kallirrhoe b. Charit. III 10, IV 1, die letzte Bitte des Chaireas b. Charit. V 10 αἰτοῦμαί σε, Καλλιρρόη, χάριν τελευταῖαν — Theocr. 23, 35 ff. πανύστατον ἀδύ τι ῥέξον — τὸ δ' αὖ πύματόν με φίλασον — κἄν ἀπίης, τόδε μοι τρεῖς ἐπάπυσον· φίλε, κείσαι usw. Verwandte Klagen und Monologe aus byzantinischer Zeit verzeichnet Rhode, *Gr. Rom.* 2 564, 3 b. Theodorus Prodr. 566, 1 b. Nicetas Eugenian. Hier klagt Charikles VI 75 f. ὡς εἰ πρὸ σοῦ φεῦ! ἐκ βροτῶν βᾶς ἀρχόμεν, τάχ' ἂν θανάων ἐζησα, κἄν ζῆν οὐκ ἔδει. 83 ff. ψυχαῖν δυοῖν ἔνωσις καὶ συμφωνία, ἐν πνεῦμα,

νοῦς εἰς, εἰς λόγος καὶ φρὴν μία ἐν πανταχοῦ νόημα δυοῖ καρδίας. IX 48 f. bedauert es Drosilla, daß Kleandros dem Vater kein letztes Abschiedswort habe weihen können. Totenklagen bei Nonnos XI 224 ff. 317 ὁστάτιον καὶ μούνον ὅπως ἕνα μῦθον ἐνίσπη. XV 391 ff. (— Theocr. I 115 ff.), XXIV 196 ff., XLVII 193 ff.). Bezüglich der Maecenaselegien möchte ich, meine Vorgänger ergänzend, hinweisen auf die fast solenne Verwendung irrealer Bedingungs- und Wunschsätze, die den frühzeitigen Tod zum Ausgangspunkte nehmen, vgl. Lier 453 ff. So wünscht Maecen II 3 ff. vor Drusus und seiner Ehetrennung dahingegangen zu sein. Den auffallenden Anfang, die Klage um Drusus, kann man allenfalls so erklären, daß Maecen, selbst kinderlos, den geliebten Stiefsohn seines Freundes, *magnum magni Caesaris istud opus* (vgl. *Consolat. Liv. 39*)⁸⁾, gewissermaßen als eigenes Kind betrachtet, dem er, dem natürlichen Laufe zuwider, im Tode nicht vorausging, sondern folgte. Nichts ist auf Grabsteinen häufiger als die Betonung dieser verkehrten Ordnung der Natur s. Carm. epigr. Lat. Buechel. 521, 548, 555, 556, 818 ff., 1212, 1225, 1404, Engström 33 ff., 308, 311, 353, 376 ff., 406, 425, 446, *Epigr. Gr. ex sap. coll. Kaib.* 115, 334, 373, 664 u. a. (mancherlei bei Lier a. a. O. 456 ff., Lillge 52). Das Verlangen, in den Armen der Lieben zu sterben, spricht sich auch aus in dem Vermissen der Gattin. Die Eheirrung wird von Maecenas nur angedeutet, nicht offen erklärt, mit dem alexandrinischen Kunstgriff der stockenden Rede wie Theocr. I 105. *Callim. fragm. nup. rep.* ed. Pfeiffer 9, 4, p. 32. Der Gegensatz zwischen *pudor* und *amor* v. 8 ist wohl rhetorischer τόπος vgl. Ov. Her. IV 9 f. Met. I 618 f. Aegrit. Perdicae 198 ff. So starb die Demeterpriesterin von ihren beiden Söhnen umfangen Callim. epigr. 40, so sollten der Livia Drusus und Tiberius die Augen zudrücken *Consolat. ad Liv.* 159 f., so verschied der Christ Achillis Carm. epigr. Buech. 707, von Söhnen und Enkeln betreut, vgl. ebda 1133, 1138. Mit *satis est* v. 11 vgl. Kaibel 667, 6, v. 13. Der Tribut der Trauer gebührt dem Toten, wie schon Solon fr. 21 ihn heischt, sie ist nach Anth. Pal. VII 555 b ἀντάξιον der σωφροσύνη (vgl. Kaibel 563, 5 κηδεύσας ἀρετῆς ἀντάξιον ἡμετέρησιν), *lacrimas elicui deo* rühmt sich Drusus *Consolat. ad Liv.*

⁸⁾ So sagt Paulus Corinth. I 9, 1 von den Korinthern οὐ τὸ ἔργον μου ἔπεις ἔστε ἐν κυρίῳ; vgl. auch ebda. 3, 9 θεοῦ γεώργιον, θεοῦ οἰκοδομὴ ἔστε. Schon bei Aesch. Agam. 1404 ff. Klytaimestra Ἄγαμέμνων — τῆσδε δεξιᾶς χερὸς ἔργον.

466, aber das Übermaß wird abgelehnt und verboten v. 16 (Belege b. Lillge 52 ff., b. Engström 371, 5 den aus solchem Zusammenhange entlehnten und zwischen iambische Senare eingeschobenen Hexameter). Dieselbe Gegenüberstellung von Tränensold und Trauermäßigung mit bemerkenswerter Ähnlichkeit im Ausdruck b. Büch. 965 v. 5 (*et quicumque tuis umor labetur ocellis, protinus inde meos defluat in cineres*) — v. 7 (*quid lacrimis opus est?*). 1212, 9 — v. 15 f. (*sum defleta satis, finem decet esse dolori*). — V. 17 ff. Dauerndes Gedächtnis zieht Maecen vor wie andere Tote (hierüber leicht zu vermehrendes Material b. Lillge 54 ff.), z. B. Büch. 179, 385, 6, 596 f., 1216, 1290, Kaibel 559, 525, 681, 687, seinen Namen wünscht er gelegentlich genannt und verspricht seinerseits im Jenseits treues Gedenken. Freunde, die für einander lebten, kann auch der Tod nicht scheiden. Mit dem *certe vivam tibi semper amore* v. 19 ist zu vergleichen etwa Carm. epigr. 1223, 11 *ad super]os iterum vibam te sospite semp[er* (Sohn an den Vater). So wird das Fortleben im Herzen besonders betont bei Gatten z. B. Büch. 545, 739, 3 ff. *discrevit nos vita quidem, se[d] vivet amoris indivisa fides, erit hic quoque copula nobis, coniugio nostro nec mors [d]ivortia ponet*. 1043, 1 f. Kaibel 189, die Bruderliebe Büch. 1370, 1 (*post mortem si vivit amor*), die Freundestreue Büch. 999, 1000, Kaibel 207, 361, 387 (τὸ ζῆν ὁ ζῆσας καὶ θανάων ζῆ [ζῶν] φίλοις), 593, 724, Dankbarkeit einer Freigelassenen Büch. 1009 (*hic aliis obiit, vivit libertae suavis patronus*). Liebe über das Grab hinaus mit wörtlichem Anklang an v. 21 b. Prop. I 19, 11 f. *Illic quicquid ero, semper tua dicar imago: Traicit et fati litora magnus amor*. Die Ungewißheit über die Fortdauer des Bewußtseins nach dem Tode, die sich in v. 21 kundgibt, ist ein Gemeinplatz der Grabschriften, s. z. B. Büch. 428, 14, 542, 545, 576, 1027 f., 1057, 15, 1102, 5, 1147, 1190, 3, 1251, 1323 f., 1328 f., 1339, 7, 1552, 39, Engström 383, 411, *Consol. ad Liv.* 469, Kaibel 700, s. Lillge 71. Fast regelmäßig ist der Zweifel in einen Bedingungssatz gefaßt (so auch Prop. II 34, 53, s. Rohde, Psych. I² 59, 1), nicht die Tatsache mit Sicherheit ausgesprochen wie b. Prop. IV 7, 1, II 13, 42. — V. 27. *Vive diu*⁴⁾, auch zu lesen b. Tib. I 6, 63, Ovid Her. V 27 und Stat. Silv. II 3, 43 (Lillge p. 37), hat viele Analogien in der Gräberpoesie der Römer und sonst vgl. Büch.

⁴⁾ Ich halte diese Formel für die Grundlage des wohlgestalteten, offenbar heidnischen Epigramms bei Engström 310:

83, 194, 447, 6, 502, 10f., 802 (*moriens cum dixerit ipse: vivite felices animae*). 803 ff., 973, 10, 1004, 3, 1011, 5 (langes Leben). 1036, 7, 1041, 7, 1081 ff., 1091, 1095, 9, Kaibel 128, 5, 560, 8, 452 (hohes Alter).

V. 29f. Würdige Nachkommenschaft und Fortblühen des Geschlechts ist ein gern ausgesprochener Wunsch, z. B. für das Haus des Augustus Ov. Trist. II 161 ff. Ex Pont. II 8, 41 ff. — V. 31. In der Sphäre des Trauerfalles ist ein öfters anzutreffender Ausdruck *securus*, naturgemäß zunächst in Bezug auf den Toten selber gebraucht (vgl. Lier a. a. O. 594) Büch. 662, 1, 4, 488, 4, 514, 3, 1032, 3, 499, 1, 529, 1088, 619, 1106, 6, 1183, 3, 1165, 1, Engström 221, 301, aber auch von den Hinterbliebenen 1429: *militiae studiis securo mente vacavi creveruntque mei te moderante Lares*. 1115. Mit Segenswünschen verschiedener Art grüßt wie der Sterbende, so der Tote aus dem Grabe die Lebenden, vgl. Kaib. 560, 8 ζῆθι κάλων τείνας οὐριον εὐφροσυνᾶν. 128, 5, 168, 5 (glückliche Seefahrt). 190 (Erfüllung der Wünsche). 218, 17 (τέρπειν τινά). 237, 8 („segne die Pfade dir Gott“). 248, 13f. ἔρχονται ὀλβίστη[ν] πολὺν τριχί καὶ σὸν ὀδ[ε]ίτα οὐριον εὐδύνοι πάντα Τύχη βίστον (nach Antip. Sid. Anth. Pal. VII 164 vgl. Stadtmüller). 369, 4f., 452, 12 ὄν βαθὺ γῆρας ἔλοι τέκνα τε γηθόμενον, cf. v. 18, 536 ζῶε πάτερ καὶ χαίρε [θ]υγατράσιν ἅς ψονερός τοι δαίμων ἀντ’ ἐμέθεν ὤπασε γηροκόμους. Büchel. 995, 23 ff. (*et faveant votis numina cuncta tuis*). 1256 (*vitam amicis*), 1257 (*parcant fratri sc. dei*), 1271 (*similes cives*), Engström 26, 88, 89.

Die nähere Untersuchung der zweiten Maecenaselegie und ihrer einzelnen Züge und Motive hat immerhin das Bild einer Spielart der römischen und gewiß auch griechischen Poesie ergeben, von der uns ausgeführte Beispiele sonst nicht erhalten sind, wenn auch anzunehmen ist, daß sie weitreichenden Einfluß auf die Gräberpoesie der verschiedensten Zeiten geübt haben.

Leipzig.

RICHARD HOLLAND.

*Vive deo, dum fata sinunt, nam curva senectus
Te rapit et Ditis ianua nigra vocat. — Ostia Ditis*

vielleicht auf einem Soldatengrab Büchel. 806, die ihre Aufschriften gern mit Hilfe von Verg. Aen. III 493 zurechtstutzen s. Büchel. zu 374, 802 ff., 485f. Die Verbindung *vivere, dum* Büchel. 806, 973, 10, 1082. Ein frommer Christ mag, nicht ungeschickt, das *deu* durch *deo* ersetzt haben.

MISZELLEN.

Zu Aristophanes' Vögeln.

Pisthetairos macht dem Wiedehopf den Vorschlag der Gründung eines Vogelstaates (172 ff.), der muß in den Wolken am Himmel errichtet werden (178), denn dies ist der πόλος der Vögel (179). Wieso πόλος, fragt der Wiedehopf, darauf Pisthetairos nach der Überlieferung:

ὡσπερ εἶποι τις τόπος·
 ὅτι δὲ πολεῖται τοῦτο καὶ διέρχεται
 ἅπαντα διὰ τούτου, καλεῖται νῦν πόλος·
 ἦν δ' οἰκίσθητε τοῦτο καὶ φράξῃθ' ἅπασι,
 ἐκ τοῦ πόλου τούτου κεκλήσεται πόλις.

Die Worte ὡσπερ εἶποι τις τόπος sind sprachlich unmöglich. Bei Schroeder steht jetzt im Text eine recht gewaltsame Änderung Cobets: ὡσπερ εἰ λέγοις τόπος. Coulon hat in seiner soeben erschienenen Ausgabe den Vorschlag Dobrees angenommen, der ἄν nach ὡσπερ einschleibt. Die bisher vorgeschlagenen Besserungen berücksichtigen nur den sprachlichen Anstoß, während doch auch der Gedanke klarer entwickelt sein könnte. Denn ein Pol ist nicht schlechthin ein τόπος, er ist das in der Himmelsregion, dort ist er allerdings das, was man auf der Erde τόπος nennt: das ist der Gedanke, den ich vermissen, denn soviel scheint doch einleuchtend zu sein, daß hier himmlische Verhältnisse an den näher liegenden irdischen klargemacht werden sollen. Geht man von diesem Gesichtspunkt aus auf die Suche nach einer Besserung des Textes, so wird es auch möglich, der Überlieferung in engstem Anschluß zu folgen. Denn τις könnte sehr wohl durch Iotacismus entstelltes γῆς sein. Wir brauchen dann weiter noch die Präposition, von der γῆς abhängt, und erhalten sie, indem wir an dem Gedanken festhalten, daß der Fehler durch Iotacismus hervorgerufen wurde. Denn da nicht nur η, sondern auch οἱ wie ι klang, dürfen wir in ὡσπερ εἶποι ein ὡσπερ εἰ πῖ suchen (auch in Vs. 748 wurde ὡσπερ εἰ verkannt). Der Vers hätte demnach zu lauten: ΕΠ πόλος; τίνα τρόπον; ΠΙ ὡσπερ εἰ πῖ γῆς τόπος.

Ich füge hier noch eine Bemerkung an, die sich auf Vers 636f. bezieht. Der Chor sieht den Krieg mit den Göttern sozusagen als gewonnen an, wenn die Vögel und ihre athenischen Berater zusammenhalten. Der Koryphaios bemerkt zusammenfassend:

ἀλλ' ὅσα μὲν δεῖ ῥώμῃ πράττειν, ἐπὶ ταῦτα τεταξόμεθ' ἡμεῖς,
 ὅσα δὲ γνώμῃ δεῖ βουλευεῖν, ἐπὶ σοὶ τάδε πάντ' ἀνάκειται.

Man wird bemerken, daß ῥώμῃ und γνώμῃ im Reim stehen, aber auch πράττειν — βουλευεῖν begegnen sich am Ende je eines

Kolons und vor der Zäsur des Tetrameters, also an der stärkst betonten Versstelle mit Gleichklang des Wortausganges. Ist es Zufall? Man könnte es nur denken, wenn der Dichter nicht zweimal von dem Kunstmittel des Gleichklangs Gebrauch machte. Wir besitzen aber noch ein umfangreiches Bruchstück aus einer Prunkrede, aus dem Epitaphios, den Gorgias zu Ehren der kriegsgefallenen Athener gesprochen hat (ἐγκωμιάζει δὲ τοὺς ἐν πολέμοις ἀριστεύσαντας Ἀθηναίων Dionys. De Demosthene S. 127, 7 Us.-Rad.), dort im Epilog der Rede (wie Diels bemerkt hat) heißt es mit einer sicheren Herstellung von Foss: καὶ δισοῦ ἀσκήσαντες μάλιστα ὧν δεῖ, γνῶμην καὶ ῥώμην, τὴν μὲν βουλευόντες, τὴν δ' ἀποτελοῦντες (Dionys. De Demosthene S. 127, 18 Us.-Rad. Diels, Vorsokratiker³ II 248, 14). Folglich kommt der Reim γνῶμη — ῥώμη wieder, außerdem βουλευεῖν und die Fassung des Ganzen unter den Begriff der unbedingten Notwendigkeit (δεῖ). Ich wage die Vermutung, daß Aristophanes den Gorgias nachahmend schon in den Vögeln zitiert und nicht erst in den Fröschen (1021). Dann gewinnen wir auch hier einen Grund, der verbietet, an das Zitat der Frösche allzu viel Schlussfolgerungen anzuhängen. Für die Wahrscheinlichkeit eines Zitats in den Vögeln spricht noch der Umstand, daß eine Rede auf kriegsgefallene Athener in Athen allgemein bekannt sein mußte, übereinstimmend ist in beiden Fällen ja auch die Anwendung des Gedankens auf einen Krieg.¹⁾ So darf denn wohl sogar ein Wort des zweifellos attizistisch gebildeten Onasander als Erinnerung an Gorgias gelten und als Zeugnis für Wirkung und Nachleben seines Ausspruchs, Strateg. 33, 1 στρατηγοῦ γὰρ γνῶμη πλεον ἰσχύει τῆς ῥώμης· σώματος μὲν γὰρ ἀνδρῶν δράσαι τι μέγα καὶ στρατιώτης δύναται, γνῶμης δὲ προμηθεΐα βουλευεῖσθαι τι κρείττον οὐκ ἄλλοσ.

Wien.

L. RADERMACHER.

Marcus — Mamercus.

Bekanntlich ist *Mamers* die oskische Bezeichnung des Kriegsgottes *Mars* und *Mamercus* das Korrelat zu *Martius*: *Mamercus praenomen Oscum est ab eo, quod hi Martem Mamertini vocant* (Fest. 98, 1), *Mamers Mamertis facit, id est lingua Osca Mars*

¹⁾ Ich will beiläufig bemerken, daß ein derartiges Zitat aus Pindar bei Thucydides VI 13, 1 vorliegt, wie Dr. Joh. Th. Kakridis in unserem Seminar bei der Interpretation der Stelle richtig feststellte, es ist nicht nur Ähnlichkeit des Gedankens. Man vergleiche und urteile selber:

Thucyd. VI 13, 1

μηδ', ὅπερ ἂν αὐτοὶ πάθοιεν, ὑσέρωτας εἶναι τῶν ἀπόντων.

Pindar Pyth. III 19f.

ἀλλὰ τοὶ ἤρατο τῶν ἀπεόντων· οἷα καὶ πολλοὶ πάθον.

Martis, unde et Mamertini in Sicilia dicti, qui Messenae habitant (Paul. ex Festo 99, 24 Th.). Dazu W. Schulze, *Zur Geschichte lat. Eigennamen* 464/5. Nun gab es in Katana einen Tyrannen, der den ausgesandten Truppen des Timoleon eine Niederlage beizubringen wußte, außerdem aber auch Tragödien dichtete und diese Kunst sogar zu einem höhnenden Siegesepigramm benutzte. Plut. Timol. 30, 31; Preger *Epigr.* 115; v. Hiller *Hist. gr. Epigr.* 72. Von ihm heißt es bei Diodor XVI 69 (344 v. Chr.): πρώτον μὲν γὰρ Μάρκος ὁ τῶν Καταναίων τύραννος δύναμιν ἀξιόλογον ἔχων προσέδετο τῶ Τιμολέοντι. Dazu bemerkt Fischer: Μάρκος *libri omnes*; Μάμερκος *Casaubonus cum aliis* (cf. Nepos Timol. 2, Plut. Timol. 13). Und Ziegler *RE* ² X 2474₅₀ ff. bemerkt dazu: „wo der Name in Μάρκος verderbt ist“. Es wird uns schwer, diese Auffassung zu teilen, wenn man ein epigraphisches Zeugnis heranzieht, das freilich, wenn ich nichts übersehen habe, noch nicht verwertet ist, die Liste der Thearodoken des Asklepios von Epidaurus, die Kabbadias *Fouilles d'Épidaure* I 243 schon 1891 herausgegeben, Baunack, Haunssoullier und B. Keil behandelt haben, dann Fraenkel *IG IV* 1504 neu gelesen und kommentiert hat (wo die frühere Literatur). Nach ihm haben sich Boesch *Θεωρός* 1908, 36, G. de Sanctis *R. C. Acad. di Torino* 1912, 1, 2, Swoboda, *Staatsaltertümer* 297^s, A. J. Reinach *Rev. epigr.* I 82; Ziebarth, *25 Jahre griechische Inschriftenforschung* 115 und vermutlich noch manche andere dazu geäußert. Es ist, kurz gesagt, eine geographische Liste von θεαροδοκοί des epidaurischen Gottes. Z. 1—38 der ersten Hauptkolumne enthält Bürger des westlichen Mittel- und Nordgriechenlands, die diese Ehre empfangen, alle ohne Patronymikon, dann kommen aus Syrakus Dion und Herakleides, wie De Sanctis gegen Keil gezeigt hat, aus der kurzen Zeit nach ihrer Rückkehr 356 v. Chr., bevor Dion den Genossen töten ließ und selbst ermordet wurde (354/3), diese mit Vatersnamen, den nunmehr die meisten später aufgeschriebenen führen. Die zweite Nebenkolumne enthält Nachträge aus Sizilien und Italien, aber auch in die erste Kolumne sind solche als Ersatz für die ursprünglichen Namen eingedrungen. Eine von Kabbadias hinzugefundene Stele, in zwei Bruchstücken, läßt diese Erscheinung noch deutlicher hervortreten, doch genügt hier ein Hinweis auf diesen sehr wertvollen Zuwachs. In jenen Zusätzen ist längst bemerkt, Λεοντίνοις Ἰκέτας Νικάνορος, als der Tyrann von Leontinoi, der nach Dions Tode sich aufschwang und um 339 unterging. Bald auf ihn folgt nun Κατάνας Ἀ[ρ.]κίτος (so!) Μάρκου. Bedenken wir, daß in dieser Zeit der Name *Marcus* bei den Griechen gewiß nicht alltäglich war, so kommen wir zu dem Schlusse, daß wir hier einen Sohn des bekannten Tyrannen haben, der 337 v. Chr. durch Timoleon hingerichtet wurde (Beloch, *Griech. Geschichte* III² 1, 589). Natürlich erhielt er die Ehre vor dem Untergange seines Vaters. Die oben erwähnte neue Inschrift führt sogar in die Jahre von 316 ab. Doch hier ist es genug. Wir werden es nunmehr billigen, daß

die Lesung Μάρκος¹⁾ im Texte des Diodor unangefochten bleibt. Die Folgerungen für die Quellen — das Leben des Timoleon beruht für uns im Wesentlichen auf der Darstellung des Timaios (vgl. Beloch a. a. O.) — überlassen wir anderen zu ziehen.

Westend.

F. HILLER v. GAERTRINGEN.

Der *passer* Catulls.

(Zu Catull C. 2 und 3.)

Die neueren Catullerklärer sprechen entweder zögernd oder bedenkenlos die überkommene Ansicht aus, daß unter dem *passer* der zwei an Lesbia gerichteten Gedichte (C. 2 und 3) ein Sperling zu verstehen sei. Zögernd äußert sich W. Kroll in seinem Kommentar S. 3: „Der Sperling, wenn wirklich ein solcher gemeint ist, erfreute sich bei den Alten einer größeren Beliebtheit als bei uns“, während G. Friedrich, Kommentar S. 88, mit Bezug auf Lesbias *passer* sagt: „Jeder andere Spatz (nämlich ausgenommen der Lesbias) würde ihn kalt lassen, ihn bald langweilen“.

Ich möchte es den nachstehenden Ausführungen voranstellen: Es ist gänzlich ausgeschlossen, daß es sich in diesen Liedern Catulls um einen Sperling handle. Mit Recht hat K. Dissel in den Neuen Jahrbüchern XXIII 65 f. die alte Anschauung in Zweifel gezogen: er versteht unter dem *passer* Catulls eine Blaudrossel (auch Blauamsel oder Blaumerle genannt, *Monticola cyanus* L., auch *Zurdus cyanus*) und O. Keller hat sich ihm in seinem Buche „Die antike Tierwelt“ (II 80) angeschlossen. Da Dissels Aufstellung auch heute nicht durchgedrungen ist, möchte ich zur Stützung und weiteren Begründung dieser Annahme Folgendes vorbringen.

Zunächst erscheint es als besonders wesentlich, darauf hinzuweisen, daß die Gattung des *Passer domesticus* (Haussperling) wenig leicht zu zähmen ist und sich auch nie dauernd oder in zutraulicher Weise an den Menschen gewöhnt. Bei O. und M. Heinroth („Die Vögel Mitteleuropas“ I. Bd., Berlin — Lichterfelde 1926) wird mehrfach darauf hingewiesen. Hier ist von der Auffütterung junger Sperlinge und von Erfahrungen mit Jungaufgezogenen sowie vom Verhalten des Sperlings dem Menschen gegenüber die Rede, es heißt daselbst, wie folgt (I 173): „Wir treffen selbst bei recht kleinen Spatzenkindern schon auf große Ängstlichkeit vor allem Unbekannten, d. h. sie halten nicht so ohne weiters die menschlichen Eltern sozusagen für ihr eigen Fleisch und Blut, wie dies offenbar sehr viele minderbegabte Vogelarten tun“, ferner (I 174): „Läßt er

¹⁾ Der Epigraphiker, dem die ältere Schreibung der Inschriften Μάρκος geläufig ist, wird lieber Μάρκος betonen.

(der Pfleger) die Jungvögel (der Sperlinge) beieinander, so schließen sie sich, ihrem Geselligkeitstriebe folgend, aneinander, nicht aber an den Menschen an, man muß sie also einzeln käfigen, und zwar so, daß sie sich durchaus nicht sehen und wenn möglich auch nicht hören können, denn sonst rufen sie sich dauernd, und ihr ganzes Sinnen geht nur darauf hinaus, zueinander zu kommen, ganz im Gegensatz zu den bereits besprochenen Drosseln, Nachtigallen und ähnlichen“. Ferner machte ich selbst die Beobachtung, daß jung gefangene Sperlinge in der Gefangenschaft zum größten Teile bald eingehen, wenn sie sich aber zur Nahrungsaufnahme herbeilassen, dann macht sich bei ihnen nach kurzer Zeit ein nicht zu bändigender Freiheitsdrang in elementarer Weise geltend. Auf feine Beobachtung deutet m. E. auch Heinroths Bemerkung (I 173): „Auch werden Sperlinge im Freien sehr selten so zutunlich wie z. B. Buchfinken und Meisen. Sie wissen trotz aller Gewöhnung an den menschlichen Verkehr stets den rechten Abstand von den sogenannten Herren der Schöpfung zu wahren“. — War demnach der Sperling zur Zähmung nicht in sonderlichem Grade geeignet, so lud auch dieser Vogel kaum hiezu ein, dessen wenig freundliches, ja — wenn wir, ohne zu sitenpredigen, vermenschlichend sprechen dürfen — zänkisches Wesen (man denke z. B. an das Verhalten der Haussperlinge untereinander und an ihr keckes und wildes Treiben gegenüber anderen Vogelarten beim Erhaschen der Nahrung und bei anderen Gelegenheiten) vor allem ein ebenso auffallendes wie typisches Merkmal darstellt. Ferner ist es in der Geschichte der Vogelzucht eine unverändert gebliebene Tatsache, daß die Menschen stets die gleichen Vögel zu zähmen pflegen, und zwar sind dies, worauf schon Dissel (S. 65) mit Recht hinweist, Vögel, die durch die Schönheit ihres Gefieders oder ihres Gesanges zu ihrer Domestikation verlockten. Und diesen Anreiz bot der Sperling einst so wenig wie heute. Ja, man darf ruhig sagen, daß heutzutage ein gezähmter Sperling geradezu eine sehenswürdige Seltenheit wäre, und darf hieraus einen Schluß auf die Vergangenheit ziehen. Aber man könnte vielleicht auch annehmen, daß etwa ärmere Volkskreise diesen so allgegenwärtigen Vogel oft gezähmt hätten, wenn dies ohne bedeutende Mühe zu bewerkstelligen wäre.¹⁾

¹⁾ An eine andere enger verwandte Gattung des *Passer*, etwa an die in Europa und Asien verbreitete schönere Art des kleineren Feld- oder Bergsperlings (*Passer montanus*) oder an den weit selteneren Steinsperling (*Passer petronia*), hat hier niemand gedacht. In der Tat kommen diese Gattungen noch weniger in Betracht, sie weisen jene Eigenschaften, die gegen die Richtigkeit der Annahme entscheiden, daß es sich bei Catull um einen Haussperling handle, zum Teil in noch höherem Maße auf als der *Passer domesticus*. Von Interesse ist übrigens die Angabe bei Heinroth (I 169): „Der mitteleuropäische Haussperling bewohnt fast ganz Europa, selbst bis etwas über den Polarkreis hinaus, geht aber nicht nach Italien“. Daß die Römer den *Passer domesticus* sehr wohl kannten, zeigen mehrere Stellen bei Cicero und dem älteren Plinius, ferner

Nun gibt es aber eine über ganz Südeuropa, Nordafrika und Mittelasien sehr verbreitete Vogelspezies (die der Schreiber dieser Zeilen im Süden der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, besonders in Südtirol, Istrien und Dalmatien, sowohl im Freien als auch in der Gefangenschaft wiederholt beobachten konnte), einen Vogel, der gleichfalls den Namen *passer* führt, dessen freundliches, zutrauliches Wesen ihn dort zu einem sehr beliebten Stubenvogel gemacht hat: es ist dies der *passer solitarius* (der ‚einsame Spatz‘: er liebt nämlich verlassene Stätten): dieser Name ist nur eine andere Bezeichnung für die oben erwähnte Blaumerle (Blaudrossel), die durch ein schieferblaues Gefieder mit matschwarzen Schwingen gekennzeichnet ist.

Wir haben bisher bloß den Beweis zu erbringen versucht, daß es sich bei dem *passer* der Catullischen Gedichte um keine Sperlingsart handeln könne. Es erübrigt noch, außer den von O. Keller a. a. O. vorgebrachten Gründen weitere stichhaltige Argumente für die Hypothese anzuführen, daß es sich hier um einen *passer solitarius* handle. Zum ersten stimmt die munter-neckische Art dieses der Zähmung überaus zugänglichen Singvogels mit der Schilderung, die Catull vom *passer* der Lesbia gibt — man beachte besonders C. 2 von 2 bis 4 und C. 3 von 6 bis 10 —, völlig überein. Dazu kommt, daß man die Stimme eines Sperlings niemals zutreffend durch *pipiare* kennzeichnen kann, und in der Tat wurde sie auch nicht durch dieses onomatopoetische Verb, sondern durch das härtere *titiare* (Anth. 762 ed. Riese) nachgebildet. Hingegen ist *pipiare* für den zutraulichen und weit-aus zarteren Ruf der Blaumerle eine treffende Lautmalerei: das Wort *pipiare* wird übrigens bezeichnenderweise sonst auch für die zarten Kinderstimmen gebraucht: vgl. Tertull. Monog. 16 und Birt, Philol. LXIII 431. Auch ein junges sanftes Vöglein (etwa ein Täubchen) heißt bei Lampridius (Al. Sev. 41): *pipio*. Daß es sich beim *passer* der Lesbia um einen Vogel handeln muß, der sich im gezähmten Zustande wohl und heimisch fühlt, geht auch noch aus anderem hervor. Mit Recht zieht Friedrich (S. 89) einen Kanarienvogel zum Vergleich heran und ich möchte bloß noch bemerken, daß die domestizierte Blaumerle genau so wie der Kanarienvogel auf den diesen Vögeln (zur Neckerei oder in der Absicht, sie in Harnisch zu bringen) hingestreckten Finger mit erregtem Picken losstürmen, wobei sie hohe, zippende Töne vernehmen lassen und mit den Flügeln gleichsam in wilder Kampflust zu schlagen pflegen: vgl. Cat. 2, 3f. Sperlinge werden in der Gefangenschaft niemals so

Priap. * 26, 5 Büch.-Her., s. auch O. Keller a. a. O. II 88 ff. — Aus einem psychologischen Grunde möchte ich hier noch auf zwei Privatgespräche kurz Bezug nehmen. Auf die Frage an zwei junge Damen, ob sie einen gezähmten Sperling als Zimmervogel haben möchten, erhielt der Schreiber dieser Zeilen nachstehende Antwort: „Ach nein! Ein Sperling ist doch kein liebes Tier“. Und von der zweiten Seite: „Ob ich ihn anderen Vögeln vorziehen möchte? Nein, denn ein Sperling ist ja kein Vogel, der sich einschmeicheln würde oder schön ist oder sonst wie“.

vertraulich und fliehen vor einem hingestreckten Finger geradezu zurück. Wenn Friedrich a. a. O. von einem Kanarienvogel sagt ‚er wehrte sich mit dem Schnabel‘, so ist dies etwas mißverständlich ausgedrückt. Der Vogel mimt da bloß ein Kampfspiel, wie ja auch andere Vogelarten (z. B. gezähmte Tauber), ferner Katzen und Hunde mit dem Menschen allerlei Kampfscherze treiben. — Noch andere Gründe widerraten es, den *passer* Catulls für eine Sperlingsart zu halten. Er wird *deliciae* genannt, es heißt von ihm: *mellitius erat* (C. 3, 6). Die Zartheit und sanfte Schmiegsamkeit, die dem *passer* nachgerühmt werden, so daß er gelegentlich mit einer Taube vergleichsweise zusammengestellt wird, eignen wohl durchaus der Blaumerle (deren Gefieder auch an das mancher Tauben erinnert), stehen aber im Gegensatz zu dem spröden Federkleide des Sperlings. Hierher gehören Stellen wie Plaut. Asin. 666 f.: *Dic igitur me passerculum, gallinam, coturnicem, agnellum, haedillum*; *ibid.* 692 f.: *Dic igitur me aniticulam, columbulam, catellum, hirundinem, monerulam, passerculum putillum*, wo diese Wörter vergleichsweise als Liebkosungsausdrücke in tändelnder Rede gebraucht werden (ähnl. auch Plaut. Cas. 138 *meus pullus passer, mea columba*, vgl. Kroll a. a. O. S. 3 und die Zusammenstellung bei Mart. I 109, wo es von Publius' kleinem Liebeshündchen heißt, es sei reiner als ein Taubenkuß, schelmischer als Catulls *passer*): das Wesentliche an diesen Stellen ist, daß sie den *passer* durchaus mit solchen Tieren auf eine Linie stellen, die eine gewisse Weichheit und schmiegsame Sanftheit auszeichnet. Und gerade hieraus wird es verständlich, daß *passer* gerne als Kosewort gebraucht wird, was sich bei einem „kecken²⁾ Spatzen“ (wie wir heute geradezu sprichwörtlich sagen), den, wie erwähnt, keinerlei Weichheit des Geheders charakterisiert, einfach nicht verstehen ließ und Kroll zu der Meinung führte, der Sperling müßte sich im Altertum größerer Beliebtheit erfreut haben als heute. Nein, so war es keineswegs: denn hier handelt es sich um Wesenseigenschaften, die im Grunde zu allen Zeiten die gleichen bleiben und bei Menschen (zumal gleicher Länder und nahverwandter Rasse) die nämlichen Empfindungen wecken. In diesem Sinne ist auch heute im Deutschen, im Russischen, im Magyarischen und in anderen Sprachen das ‚Täubchen‘ als Kosewort gebräuchlich. Und wenn im Griechischen *Struthion* als Hetärenname üblich war (vgl. Kroll, Catullkommentar S. 3), so ist dabei wieder nicht an einen Sperling zu denken. *Στρουθός* (*στρουθός*) bedeutet (ebenso wie *στρουθίων*) in der älteren Zeit und noch lange späterhin nichts weiter als einen kleineren Vogel, z. B. Sperling, Fink, Meise, Baumläufer u. a. Es wäre z. B. ganz verfehlt bei Hom. II. II 311 an einen Sperling zu denken, schon deshalb, weil es keinen Sperling gibt, dessen Gelege

²⁾ Womit ich natürlich nichts Moralisierendes sagen will, derartige unpassende Vermenschlichungen der Tiere (man denke an die „falsche“ Katze usw.) wären unbedingt abzulehnen.

aus acht Eiern (vgl. v. 313) besteht³⁾, im übrigen hat man selbst noch im Spätgriechischen ein Wort wie στρουθιοπιλάστης („Spatzen-drossler“) gebildet und dieses, was hier von ausschlaggebender Wichtigkeit ist, völlig im Sinne von στρουθοδίτρας gebraucht: es besteht sohin gar keine Nötigung, bei dem Hetärenamen Struthion an einen Sperling zu denken⁴⁾, ja es wäre dies, wie die voranstehenden Ausführungen ergeben, unseres Erachtens sogar verfehlt. — Mit Recht weist Dissel darauf hin, daß die Bezeichnung der Blaumerle als *passer* einer frühen Zeit angehören wird (§. 66) und bringt hiefür mehrere Belege vor. Es ließe sich hiezu noch bemerken, daß die Passergedichte Catulls allerlei mundartliche Elemente enthalten (z. B. Deminutiva wie *ocellus*, *sofaciolum*, *turgidulus*, *misellus*, Wörter wie *bellus*, Ausdrücke wie *vobis male sit* oder *bella devorare* usw.) und es darum sehr wahrscheinlich ist, daß auch das Wort *passer* in* seiner weiteren Bedeutung und Anwendung auch auf den *passer solitarius* volkstümlich, mithin auch alter Herkunft ist: darum auch der Gebrauch des Wortes bei Plautus. Der ältere Plinius meint an den zwei Stellen, wo er von *passer* spricht, den Sperling, anders Apuleius, wo (Met. VIII 1, p. 179 Bip.) aus dem Zusammenhange unverkennbar hervorgeht, daß es sich nur um einen Singvogel handeln kann, von dessen schönem Gesange ein Knabe angelockt wird, ihm nachzustellen.

Die Bezeichnung *passer solitarius* begegnet zuerst Psalm. 101 (102), 8 *vigilavi et factus sum sicut passer solitarius in tecto* (so einsam und verlassen: es ist dies charakteristisch für die Ungeselligkeit dieses Vogels, worin er sich vom Haus- und vom Bergsperlinge unterscheidet) und Dissel macht es (§. 66) sehr glaubhaft, daß diese Benennung auf sehr frühe Zeit zurückgehen muß. Der Dichter konnte den Zusatz *solitarius* meines Erachtens umso leichter fortlassen, da eben kein Mensch einen gezähmten Haussperling als Stubenvogel hielt. Conrad Gesner gebraucht in seiner großen *Historia animalium* (1551 ff.) die Bezeichnung *Passer solitarius* regelmäßig und der nämliche Name erscheint in den Schriften der von ihm angeführten Gewährsmänner.

Abschließend noch zwei Details. Keller verweist a. a. O. S. 80 darauf, daß die Blaudrossel bei den Deutschen Südtirols die Bezeichnung „Pascher“ führe, und hält das für eine volksetymologische Bildung („paschen“). Er ist hier zweifellos im Irrtum. Es handelt sich bei diesem Ausdruck um nichts weiter als um eine mundartliche Lautung: die italienischen Südtiroler sprechen nämlich das *s* in sehr vielen Fällen wie *sch* aus, z. B. *posta* (sprich *poschta*), *inteso* (inteschö), *Caruso* (Caruschö) usw. — Von Interesse dürfte es schließlich sein, daß ein deutscher Künstler, Anselm Feuerbach, (was meines Wissens in Philologenkreisen

³⁾ Sondern aus vier bis sechs Eiern.

⁴⁾ Vgl. Kroll a. a. O.

unbekannt blieb) durch die Passerlieder, die er in Theodor Heyses Catullnachbildung kennen lernte, zu drei Schöpfungen angeregt wurde: ‚Lesbia mit dem Vogel‘⁵⁾ (Gemälde im Besitz der Frau Dr. Lobstein, Heidelberg), ‚Lesbia mit dem Vogel‘ (Aquarellentwurf), und ‚Mädchen über einen toten Vogel trauernd‘ (Gemälde), über die zwei ersten Arbeiten vgl. A. Feuerbach von Jul. Allgeyer (2. Aufl. von C. Neumann, 1914) II S. 535 f., über die dritte: A. Feuerbach von Ed. Heyck, S. 15. In allen drei Werken hat Feuerbach keinen Sperling, sondern größere Vogelarten dargestellt.

Wien.

MAURIZ SCHUSTER.

Ein übersehenes Fragment des Messalla Corvinus.

Prob. De nom. GL IV 211, 27: *Pater familias an pater familiae? pater familias ab antiquis dicebatur . . . secutus est et Messala. Sed Sisenna, scriptor historiarum, primus mutasse dicitur pater familiae dicendo. Melius enim genetivo nomen compositum respondet: pater familiae, quam accusativo: pater familias.*

ad l. 2: *'lacuna octodecim fere litterarum membranae ora avulsa sic posset expleri, non pater familiae quos' editor Vindob.*

Das Messalla-Zitat, das in der Parallelüberlieferung bei Charis. p. 137 B (107 K) und p. 153 B (120 K) nicht vorkommt, scheint aus der Schrift *De littera* zu stammen, über die durch Quintilian (I 7, 23 und 35) Kunde haben, vgl. Funaioli, *GraNm. Rom. fr.* I p. 505, der aber unsere Stelle übersehen hat. Denn für *pater familias*, eine so beliebte Wortverbindung, wäre kaum gerade Messalla zitiert worden, wenn dieser es nicht ausdrücklich in seiner Schrift behandelt hätte. Vermittler war vielleicht Plin. *De dubio sermone*, ein Werk, das an der einen Parallelstelle Char. p. 153 B (120 K) zitiert wird und auch sonst vielfach den Probi *De nom. exc.* zugrunde liegt. Näheres hierüber O. Froehde, *Jb. f. cl. Phil.* XIX. Suppl. (1893), 168 – 197.

Viel weniger sicher ist die Zuweisung des Messalla-Zitates bei Mar. Victorin. GL VI 9, 5: *Messalla, Brutus, Agrippa pro sumus simus scripserunt*¹⁾. Dies konnte auch für seine Reden oder übrigen Schriften gelten. Doch ist es nicht unmöglich, daß auch

⁵⁾ Lesbia (ein lebensgroßes Kniestück) ist hier als leichtlebige Mädchen dargestellt, das sich in rüchhaltsloser, übermütiger Munterkeit zu müßigem Zeitvertreib dem harmlosen Spiele mit dem Vogel hingibt.

¹⁾ Funaioli p. 427 bezieht die Stelle auf Messalla Rufus, wohl kaum mit Recht, Goetz Gött. Gel. Anz. 1908, 826 will sie Verrius Flaccus *De orthographia* zuweisen.

hierüber etwas im *Liber de littera s* stand, hat sich Messalla doch dort nicht auf den einen Buchstaben beschränkt, sondern z. B. des alten Cato Sprachgebrauch *dice* und *facie* (für *dicam* und *faciam*) erwähnt (Quint. I 7, 23 = Funaioli fr. 1).

Prag.

ARTUR BIEDL.

Similia zu Vergils Hirtengedichten VI.

Ekloge VIII (Fortsetzung).

58 ff. *Omnia vel medium fiat mare. Vivite, silvae! Praeceptis aërii specula de montis in undas Deferar, extremum hoc munus morientis habeto.* 58. Vgl. Claud. XV (Bell. Gild. I) 523 *efficitur portus medium mare.* — 59. Vgl. Sil. IV 740 *protinus aërii praeceptis rapit aggere montis*; Aen. VIII 221 — *aërii cursu petit ardua montis* (VI 234 *monte sub aërio*); Stat. Achill. II 139 *nunc caput aërii scandentem prendere montis*; Rutil. Nam. II 16 *qua fremit aërio monte repulsa Thetis.* — Amm. Marc. XXII 16, 9 *montium nullas speculas . . . cernentes* (H. Hagendahl, *Studia Ammianea*, Uppsala 1921 p. 9). — Apoll. Rhod. I 1226 *σκοπιῶς ὄρεων*; Gregor. Naz. Carm. lib. II sect. I 32, 8 (1301) *ἠερίης σκοπιῆς.* — 60. Vgl. Val. Flacc. IV 253 *nescius extremum hoc armis innectere palmas (dat famulis)*; Aen. VI 466 *extremum fato quod te adloquor hoc est.* — Lucan. VI 724 *ah miser extremum cui mortis munus inique (eripitur)*; Iuvenc. IV 718 *corpus ad extremum munus deposcere Christi (audet).* — Aen. V 535 *ipsius Andisae longaevi hoc munus habebis*; Lucan. VIII 636 *ius hoc animi morientis habebat.*

62 f. *Vos quae responderit Alpheisiboeus, dicite, Pierides.* Vgl. Hom. II. B 484 ff. *ἔσπετε νῦν μοι Μοῦσαι — οἴτινες ἠγεμόνες . . . ἦσαν*; II 112 f., B 761 *τίς τ' ἄρ τῶν ὄχ' ἄριστος ἔην, σὺ μοι ἐννεπε Μοῦσα.* — 63. *Dicite, Pierides* als erstes Hemistich auch (Tibull.) III 1, 5, Ovid. Fast. II 269, VI 799 (mit nachfolgendem indirektem Fragesatz, die kurze Aufforderung zu zwei Versen erweitert Fast. IV 7 f.). Vgl. Aen. VII 195 *dicite, Dardanidae.* — *εἰπάτε Μοῦσαι* als Versschluß Kallimach. Hymn. IV 82, Nonn. Dionys. XIII 46, XXI 73, XXV 18, XXXII 184.

65 *Verbenasque adole pinguis et mascula tura.* Vgl. Pacian. Paraenes. 5 (p. 108 f. Peyrot) *qui tura mensis adolevere profanis*; Prud. C. Symm. I 222 *geminis adolentur tura deabus.* — *mascula tura* auch Ovid. Med. fac. 94. Vgl. Augustinus, Quaest. in hept. II 42 (p. 113, 29 ff. Zycha) *potuit enim Latine dici 'masculum pecus', quomodo dicuntur mascula tura, genere neutro.*

70 *Carminibus Circe socios mutavit Ulixi.* Vgl. Ovid. Met. XIV 71 (von der *Skylla*) *in Circes odium sociis spoliavit Ulixen.*

74f. *terque haec altaria circum Effigiem duco; numero deus impare gaudet.* 74. *altaria circum* als Versschluß auch Aen. IV 145 (ἀμφὶ δὲ βωμοῖς Anthol. Pal. VI 235, 3). Ebenso *tempora circum* Eclog. VIII 12, *flumina circum* Eclog. IX 40, Aen. IX 679 (ἀμφὶ ῥέεθρον Euphorion fragm. 91 p. 62 Scheidw.); *ovilia circum* Georg. III 537, *limina circum* Georg. IV 188, *Pergama circum* Aen. I 466, *pocula circum* Lucr. I 937, *litora circum* VI 926 u. s. w. — 75. Zur Struktur des zweiten Halbverses vgl. Ilias Lat. 264 *duro Mars milite gaudet.*

78 *Necte, Amarylli, modo et 'Veneris' dic 'vincula necto'.* Vgl. zum Versschluß Alcim. Avit. III 125 *vincula nectent*; III 104, Venant. Fort. Vit. Mart. I 54 *vincula nectens*. Im Iambus Hor. Epod. 17, 72 *frustraque vincla gutturi nectes tuo*. In der Prosa Ambros. De Abrah. I 8, 75 (I p. 551, 9f. Sch.) *nectit filio manibus suis vincula pater*.

80f. *Linus ut hic durescit et haec ut cera liquescit Uno eodemque igni, sic nostro Daphnis amore.* Vgl. Ovid. Met. III 487 ff. *ut intabescere flavae igne levi cerae . . . solent, sic adtenuatus amore liquitur (Narcissus)*; Anthol. Pal. XVI 80, 5f. ἴσα γὰρ αὐτῷ κηρῷ τηκομένῳ τήκεται ἡ κραδίη (nach Ps. 21, 15?). — Lucr. VI 515f. *quasi igni cera super calido tabescens multa liquescit*; Ovid. Ars am. II 85 *cera deo propiore liquescit* (beim Flug des Icarus, dafür Met. VIII 227 *tabuerant cerae*). — Ähnlicher Reim schon Lucr. V 833f. *namque aliud putrescit et aevo debile languet, porro aliud clarescit et e contemptibus exit* und in Prosa z. B. bei Colum. III 2 p. 106 Bip. *deflorescit — mitescit; putrescit — abolescit*; p. 108 *deflorescit — putrescit*; IV 33 p. 195 *inarescit — putrescit*. Über 'leoninische' Reime bei antik-römischen Dichtern s. z. B. Langen zu Val. Flacc. I 39 p. 24, über den Reim in der Prosa s. jetzt das grundlegende Werk von K. Polheim, Die lateinische Reimprosa, Berlin 1925. — 81. *uno eodemque* im Hexameteranfang auch Aen. XII 847, *una eademque* X 487 (doch folgt an beiden Stellen ein Wort mit konsonantischem Anlaut).

München.

C. WEYMAN.

Zu den neuen Bruchstücken der Stadtchronik von Ostia.

Direktor E. Vetter hat in einem gelungenen Aufsatz des IV. Jahrgangs der „Mitteilungen des Vereines klassischer Philologen in Wien“ (1927), S. 47 ff. die von Calza in den *Notizie d. Scavi* 1923, S. 402 ff. herausgegebenen und 1926 von Edw. Flinck (*Eranos Suecanus* XXIV 81 ff.) mitbesprochenen Bruchstücke der Ostienser Chronik eindringend behandelt und sie sowohl zu ergänzen gesucht als auch ohne Zweifel richtig ersehen, daß das größere der zwei Fragmente nicht auf ein uns sonst un-

bekanntes Lokalereignis, sondern auf einen das kaiserliche Haus betreffenden wichtigen Trauerfall sich bezieht. Auf Grund einer von ihm veranlaßten genauen Durchreibung hat er einen gesicherten Text des Bruchstückes, den die Majuskeln wiedergeben, geboten und es unter gewissen Vorbehalten so ergänzt:

-
1. TECTAEST · HOMINum *plus quinquag*
INTA · MĪLLIACANdelis *ardentibus*
OBVIAMPROCESSERunt · magistratus
ÓSTIENSIVM · PVLLA*ti* · infer. egerunt
 5. OPPIDVM · FVIT · ÓRNatum (Freier Raum).
EODEM · ANNOFLamen · Augustal. *primum*
creatus est.

Vetter hat darin (Z. 3 und 5) mit Recht Calzas Ergänzungen *processerunt* und *órnatum* angenommen, dagegen (Z. 4) für dessen unwahrscheinliche Vermutung *pulla(rii)* zutreffend *pulla(ti)* vorgeschlagen. Aus diesem einleuchtenden Ansatz erschloß er, daß es sich um die Einholung einer Leiche handle, die wegen ihrer Erwähnung in der Chronik und der großen Zahl des Trauergefolges der kaiserlichen Familie angehört haben müsse. Da aber mit unserem Bruchstück zusammen noch ein kleineres wohl derselben Spalte angehöriges Fragment gefunden wurde, das den *consul suffectus* des Jahres 6 n. Chr. (*L. No*)*nus Asprenas* erwähnt, wird man auf ein Ereignis geführt, das kurze Zeit vor oder nach 6 n. Chr. stattgefunden haben muß. Dies ist wahrscheinlich der Tod der beiden Enkel des Augustus, von denen *L. Caesar* bekanntlich im Jahre 2 n. Chr. in *Massilia*, *C. Caesar* im Jahre 4 n. Chr. in *Limyra* in Lycien gestorben ist. Vetter hat nun die Stelle auf *L. Caesar* bezogen, weil er meint, daß die Leiche des Prinzen auf dem kürzeren Seewege von *Massilia* nach *Ostia* gebracht worden sei, dieser Umstand habe die Bürgerschaft *Ostias* näher berührt. Er betitelt daher auch seine Abhandlung so: „Das Begräbnis des *L. Caesar* in der Stadtchronik von *Ostia*“.

Trotz der gründlichen Untersuchung muß ich gestehen, daß sie mich nur im allgemeinen überzeugt hat. Mir will scheinen, daß die Beziehung des Fragments auf das Leichenbegängnis des anderen Prinzen *C. Caesar* deshalb vorzuziehen ist, weil dessen Hinscheiden um zwei volle Jahre dem Konsulate des *Nonius Asprenas* näher liegt. Auch braucht man dann den knappen, aber klaren Bericht *Dios* LV 12, 1 (*Xiphil.* 102f.): τοῦ δὲ Λουκίου τοῦ τε Γαίου τὰ σώματα διὰ τε τῶν χιλιάρχων καὶ διὰ τῶν ἐφ' ἑκάστης πόλεως ἀράτων εἰς τὴν Ῥώμην ἐκομίσθη, der für beide Prinzen den gleich ehrenvollen Kondukt durch die verschiedenen Städte, also auf dem

Landwege, bezeugt, nicht mit Vetter als ungenau zusammengefaßt anzusehen. Bei Ankunft der Leiche zu Schiff würde wohl auch der Empfang durch die Obrigkeiten oder die ersten der Bürgerschaft und durch die Menge gleich bei der Ausschiffung erfolgt sein, wie dies nach Tac. Ann. III 1 bei der Ankunft Agrippinas in Brundisium mit der Totenurne des *Germanicus* geschah. Das *obviam procedere* geht doch eher auf ein Entgegenziehen gegen den auf der Straße herankommenden Kondukt. Da die offizielle große Totenfeier in Rom stattfinden sollte, war hier unmittelbar an der Stadtgrenze wohl keine eigene Trauerfeier (Z. 4) oder größere Zeremonie vorgesehen, wie sie z. B. bei der Überführung der Reste des *Germanicus* von Brundisium über die Appische Straße in den daran gelegenen Kolonien stattfand (Tac. Ann. III 2). Der Umstand, daß nach Z. 5 Ostia Trauerschmuck angelegt hatte, spricht m. E. noch nicht dafür, daß der Zug vom Schiffe durch die Stadt geführt wurde, sondern nur für die Teilnahme des Rom so nahen und von ihm verwalteten Hafen- und Vorortes. Denn an der allgemeinen Trauer werden sich so wie bei dem Leichenzuge des *Germanicus* auch von der Heeresstraße abgelegene Städte beteiligt haben (Tac. a. O.: *Etiam quorum diversa oppida, tamen obvii lacrimis et conclamationibus dolorem testabantur*), wie dies auch heute nicht nur in Italien üblich ist. Bei der Wahl des Landweges hätte der Leichentransport des *L. Caesar* Ostia überhaupt gar nicht berührt, aber auch bei dem des *C. Caesar* wird die zahlreiche Bevölkerung dieser Stadt auf der *via Ostiensis* dem wohl auf der *via Appia* herankommenden Kondukt trauernd entgegengezogen sein.

Diese Momente scheinen mir für meine Auffassung zu sprechen. Vielleicht kann auch hinsichtlich der Ergänzungen trotz der starken Verstümmelung der Zeilen ein kleiner Fortschritt erzielt werden. Die Ausfüllung der Lücken durch Vetter erwecken mir Bedenken, da er die Zeilen zu 27 bis 29 Buchstaben auffüllt, während in den anderen gut erhaltenen Bruchstücken der gleichen Chronik die Zahl der Zeichen zwischen 18 und 22 schwankt. Vetter muß sich bei seiner Annahme auf Zeilen mit Konsulnamen berufen, die, wie er selbst zugibt, keinen sicheren Rückschluß auf die einfachen Textzeilen gestatten. Gelingt es, mit der sonst üblichen Zeilenlänge einen passenden Sinn zu erzielen, so dürften wir uns der ursprünglichen Fassung nähern.

Zuerst wird nach dem Muster der Eintragung zum Jahre 37 n. Chr.: *XVII. K. Apr. Ti. Caesar Misen(?) | excessit · III · K. Apr. corpus | in urbe (sic!) perlatum per milites). | III · Non. Apr. f(unere) p(ublico) e(latum) e(st)* das Datum und der Ort des Todes wohl des *C. Caesar* gestanden haben, also etwa in zwei Zeilen *IX. K. Mart. C. Caesar Limyris* (Vell. II 102, 3, -ae Plin., Mela) *excessit* oder (*morbo*) *obiit* unter Hinzufügung der Konsulnamen.

Dann dürfte mit neuem Datum gefolgt sein

- 1.^a *(Ubi funus prope urbis)*
 1. TECTA EST · HOMIN *(um sexag)*
 INTA MILLIA CAN *(tu lugubri)*
 OBVIAM PROCESSE *(runt. Primi)*
 ÓSTIENSIVM PVLLA *(ti ferunt,)*
 5. OPPIDVM FVIT ÓRN *(atum).*

Die Ergänzung von Z. 1^a ist natürlich nur problematisch. Mit *urbis* denke ich im Gegensatz zu *oppidum* an Rom. Einen gewissen Anhaltspunkt für die Ansetzung des übrigen sachlich naheliegenden *funus* glaube ich mit Prof. Dr. Kubitschek darin zu erblicken, daß von dieser verlorenen Zeile an der ansteigenden Bruchlinie über dem O (von *hominum*) noch kleine Spuren von Zeichen, bzw. Spatien zwischen zwei Buchstaben, die am ehesten FV gewesen sind, erspäht werden können. Bei der Kürze des Chronisten wird man die obige knappste Wendung breiteren Fassungen wie *pompa funeris* vorziehen. Statt des Vetterischen Vorschlages Z. 1 f. *plus quinquag|inta millia* habe ich die damals in der Umgangssprache noch übliche hexadische runde Zahl *sexaginta m.* der pentadischen Form vorgezogen (vgl. Wölfflin Arch. IX 184 ff.). Für *can (tu lugubri)* im Sinne von *nenias cantantes* ist es kaum nötig, auf Cic. Leg. II 62, Hor. Carm. I 24, 3, Lucan. VIII 734 und Porphy. zu Hor. Carm. II 20, 21 zu verweisen. In Übereinstimmung mit der Diostelle habe ich (*Primi*) und *ferunt* (ev. *tulerunt*) vermutet. Nimmt man daran Anstoß, daß Z. 3 f. dadurch 23 bis 25 Buchstaben enthalten, so liegt es nahe, an eine Kontignation von NT oder VNT in dem am Satzende stehenden *ferunt* oder von MI in *primi* zu denken oder an *processere*, wodurch auch die genauere Angabe *X primi* ermöglicht würde. Natürlich gibt es manche andere denkbare Lösungsversuche, so (*Plebs*) | *Ostiensium pulla (ta totumq.)* | *oppidum f. o.* usw., wozu an Tac. Ann. II 2 *atrata plebes* (vgl. auch Vetter S. 51) erinnert werden kann. Doch scheint es mir zweifelhaft, ob der Gemeindeschreiber von der ganzen Bevölkerung den bei Tac. auch im Gegensatz zu *trabeani equites* erklärlichen Ausdruck gewagt haben würde, eher könnte er in bekannter lokalpatriotischer Steigerung vom *Pop(ulus) Ost.* gesprochen haben. Hält man das bloße *ferunt* (nämlich *funus*, event. *corpus* oder *urnam*) für zu hart und will man sich mit der bloßen Anwesenheit der Stadtersten in Trauergewändern am Leichenzuge begnügen, so kann, wie gesagt, als verstärkendes Attribut *totumq.* vor *oppidum* treten.

Die obigen Bemerkungen mögen als Versuch betrachtet werden, auf dem von Direktor Vetter m. E. glücklich beschrittenen Wege zur Würdigung und Erklärung des interessanten Bruchstückes etwas weiter fortzuschreiten. Rätsel gibt es noch immer auf!

Vorträge des *Eranos Vindobonensis* in der Zeit 1927/28.

13. Jänner 1927 Prof. Dr. R. Egger, Ausgrabungen und Funde in Kärnten (mit Lichtbildern). — 28. Jänner 1927 Geh.-Rat Prof. Dr. H. v. Arnim, Das Ethische in Aristoteles' Topik. — 10. Februar 1927 Prof. Dr. J. Keil, Die neuen Ausgrabungen in Ephesus. — 24. Februar 1927 Prof. Dr. E. Scripture, Ein Versuch, die Experimentalphonetik auf die griechische Metrik anzuwenden. — 5. Mai 1927 Prof. Dr. A. Wilhelm, Zur Kritik und Erklärung griechischer Texte. — 19. Mai 1927 Prof. Dr. G. Herzog-Hauser, Die religiösen Bestrebungen der syrischen Kaiserinnen. — 2. Juni 1927 Prof. Dr. H. Junker, Über die neuen Grabungen in Ägypten. — 22. Juni 1927 (zusammen mit der sprachwissenschaftlichen Gesellschaft) Prof. Dr. L. Wenger, Aufgaben der juristischen Papyrologie. — 30. Juni 1927 (zusammen mit der sprachwissenschaftlichen Gesellschaft) Professor Dr. P. Kretschmer, Neue Sprachdenkmäler des Altpersischen, Altlateinischen und Germanischen. — 3. November 1927 Prof. Dr. R. Meister und Prof. Dr. E. Gaar, Bericht über die Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Göttingen. — 17. November 1927 Kustos Dr. A. Barb, Neue Forschungen im Burgenlande (mit Lichtbildern). — 1. Dezember 1927 Prof. Dr. B. Saria (Laibach), Das Theater von Stobi (Südserbien, mit Lichtbildern). — 15. Dezember 1927 Professor Dr. A. Schöber, Neues zur Berliner Mänade (mit Lichtbildern).

12. Jänner 1928 Prof. Dr. R. Egger, Ein altchristliches Kampfsymbol (mit Lichtbildern). — 26. Jänner 1928 Kustos Dr. H. Gerstinger, Literarische Inedita der Papyrussammlung Erzherzog Rainer. — 9. Februar 1928 Prof. Dr. E. Reisch, Aufgaben und Ergebnisse der neuen Ausgrabungen in Ephesus (mit Lichtbildern). — 23. Februar 1928 Sektions-Chef Dr. R. Kauer, Zur lateinischen Sprache und Metrik. — 8. März 1928 Sekretär Dr. F. Miltner, Die Siebenschläfergrotte und andere Ergebnisse der ephesischen Ausgrabungen (mit Lichtbildern).

305
W 65

WIENER STUDIEN.

Zeitschrift für klassische Philologie.

Schriftleiter:

H. v. Arnim, E. Hauler und L. Radermacher.

XLVI. Band. — Jahrgang 1928.

Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht und der
Emergency Society for German and Austrian Science and Art.

Erstes und zweites (Wilamowitz-) Heft.

Wien 1929.

OSKAR HÖFELS, I. WALFISCHGASSE 14.

Beiträge zur lateinischen Philologie bittet man an Professor Dr. Edmund Hauler (XV^o),
IX., Forstgasse 18, solche zur griechischen an Professor Dr. Hans v. Arnim
(XIX., Badgasse 19), oder an Professor Dr. Ludwig Radermacher (XVIII., Altesnau)

Inhaltsverzeichnis

zu den

WIENER STUDIEN

(Band XLVI, Heft 2).

Abhandlungen:

	Seite
Albin Lesky, Hellos = Hellotis, III, IV	107
Ludwig Radermacher, Bemerkungen zur Sprache des Sophokles	130
Adelgard Perkmann, Streitszenen in der griechisch-römischen Komödie, IV	139
Else Hofmann, Die literarische Persönlichkeit des P. Terentius Varro Atacinus	159
Karl Prinz, Kritisches zu Senecas Phaedra	176
Konrad Glaser, Klangfiguren in Augustins Briefen	193
Karl Mraz, Nachwort zu den beiden letzten Ausgaben der Chronik des Hieronymus	200
Alfred Kappelmacher, Der schriftstellerische Plan des Boethius	215

Miszellen:

Emil Soffer, Zu Sophokles König Odipus Vers 1128f.	225
Adolf Wilhelm, Lateinische Wörter in griechischen Inschriften	227
Carl Weyman, Similia zu Vergils Hirtengedichten VI, Ekloge VIII.	232
Josef Mesk, Zur Rhetorik bei Tacitus	233
Mauriz Schuster, Tacitus und der jüngere Plinius	234
Alexander Gahr, Nonae	241
Edmund Hauler, Zu Fronto De-orationibus und Ad amicos	242

Die „Wiener Studien“ erscheinen wegen der außergewöhnlich erhöhten Herstellungskosten vorläufig in 2 Halbjahresheften mit dem auf etwa je 6-7 Druckbogen verringerten Umfang. Der Bezugspreis dieses Bandes ist für Österreich mit S 12.—, für Deutschland und das Ausland mit Mk. 7.50 bestimmt. Honorare können derzeit nicht gezahlt werden, doch erhält jeder Verfasser 20 Sonderabzüge seines Beitrages kostenlos beigegeben. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung oder der Verlag entgegen.

Hellos – Hellotis.

III.

Trotz allem mag es vielleicht doch auf den ersten Blick gewagt erscheinen, eine Gestalt wie Hellotis, die uns bislang nur auf Kreta begegnete, nunmehr für eine Kultstätte des griechischen Festlandes zu postulieren. Dieses Bedenken schwindet jedoch so gleich, wenn wir sehen, daß der Kult der Hellotis Griechenland selbst keineswegs fremd gewesen ist und daß er sich gerade an solchen Orten findet, die den Charakter des „Pelasgischen“ deutlich genug erkennen lassen.

Es sollen hier zunächst die Belege für festländisch-griechischen Kult der Hellotis ihren Platz finden:

Et. Magn. 332, 43 Ἑλλωτίς. Ἀθηνᾶ οὕτω καλουμένη ἐτιμᾶτο ἐν Κορίνθῳ· καὶ ἑορτὴ Ἑλλωτία. εἰρηται δὲ Ἑλλωτίς ἢ θεὸς, ὅτι Βελλεροφόντης τὸν Πήγασον ἴκον ἐλὼν κατ' ὑποθήκην καὶ συμμαχίαν τῆς Ἀθηνᾶς ἔχαλίνωσε· καὶ ἀπὸ τοῦ Πείν τὸν ἴκον Ἑλλωτίαν προσηγόρευσεν αὐτήν· καὶ ἱερὸν αὐτῇ ἰδρύσατο· καὶ τὰ Ἑλλωτία ἑορτὴ, ἢ ἀπὸ τοῦ πρὸς Μαραθῶνα ἔλους, ἐν ᾧ ἰδρυται. Πίνδαρος ἱωνικῶ Ζενοφώντος. Dieselbe Nachricht ohne die Notizen über Marathon und Pindar Eud. Viol. 341. — Schol. Pind. Ol. XIII 56: a) Ἑλλωτία δ' ἐπτάκις: τὴν προσηγορίαν φασὶ ταύτην ἔσχηκέναι τὴν Ἀθηνᾶν ἀπὸ τοῦ ἐν Μαραθῶνι ἔλους ἵνθα ἰδρυται. — b) ἄλλως· Τιμάνδρου θυγατέρες τέσσαρες Κορίνθιαι· Ἑλλωτίς, Εὐρυτιῶνη, Χρυσή, Κοτυά. ἀλοῦσης τῆς πόλεως τὴν νέαν τὴν Χρυσὴν ἢ Ἑλλωτίς ἀρπάσσασα εἰσῆλθεν εἰς τὸν ναὸν τῆς Ἀθηνᾶς, ἐνθα περικατάληπτος γενομένη ἔφραξεν ἑαυτὴν εἰς τὸ πῦρ. καθάρσια οὖν ἀγεται τῇ θεῷ, ἅτινα οἱ μετὰ ταῦτα Ἀλέξτου Ἑλλωτία καλοῦσιν. — c) ἑορτὴ τῆς Ἀθηνᾶς ἐν Κορίνθῳ, ἐν ἣ καὶ ὁ ἀγὼν τελείται ὁ καλούμενος λαμπαδοδρομικὸς, ἐν ᾧ ἔτρεχον νεανίαι λαμπάδας κρατοῦντες. αὕτη δὲ ἢ πανηγυρίς εὐρέθη κατὰ μὲν τινὰς ἐπειδὴ τὸν ἴκον τοῦ Βελλεροφόντου ὑπέταξεν ἢ θεὸς τὸν Πήγασον καὶ περιέθηκεν αὐτῷ τὰ χαλινὰ καὶ οὕτως ἔλεν αὐτόν. ἢ διὰ τοῦτο· Δωριεῖς σὺν τοῖς Ἑρακλείδαις ἐπιδήμιοι Πελοποννησίους Κόρινθον χειρωσάμενοι ταύτην τῇ φλογὶ συνέφλεγον. τῶν τοῖνον γυναικῶν ἐν τῇ πορθήσει φευγουσῶν τινὲς ἐξ αὐτῶν ἄμα Εὐρυτιῶνῃ καὶ Ἑλλωτίδι εἰς τὸν τῆς Ἀθηνᾶς εἰσελθοῦσαι νεῶν οὕτω διαφεύξασθαι τὸν κίνδυνον προσεδόκησαν. ὡς δὲ ἦσαντο Δωριεῖς, κατὰ τοῦτων πῦρ ἐπεψψαν. αἱ μὲν οὖν ἄλλαι ἔφυγον, ἢ δὲ Εὐρυτιῶνῃ καὶ ἢ Ἑλλωτίς ἀδελφαὶ τυγχάνουσαι μετὰ παιδίου κατεφλέχθησαν. λοιμοῦ δὲ συμπεσόντος οὐ πρότερον τὸ νόημα

παύσασθαι ἔφη ἡ θεὸς πρὶν ἐξὼλεῖσθαι τῶν παρθένων τὰς ψυχὰς καὶ Ἑλλω-
τίδος Ἀθηναίης ἱερὸν ἰδρῶσθαι καὶ πανήγυριν Ἑλλώτια καλουμένην. καθ
ἦν φησὶν ἐπτάκις νενικηκέναι τὸν Ξενοφῶντα. — δ) ἄλλως ἔν Κορίνθῳ τὰ
Ἑλλώτια ἀγεται τῇ Ἑλλωτίᾳ Ἀθηναίᾳ. τυχεῖν δὲ αὐτὴν ταύτης τῆς προσηγορίας
Κορίνθιοι μὲν λέγουσιν ἐλοῦσαν καὶ χαλινάσασαν παρ' αὐτοῖς τὸν Πήγασον·
οἱ δὲ ἀπὸ τοῦ ἔλους τοῦ περὶ τὸν Μαραθῶνα, ἐν ᾧ ἰδρῶται· οἱ δὲ ἀπὸ Ἑλλω-
τίδος παρθένου.

Von ganz besonderer Bedeutung ist neben diesen Nachrichten
der inschriftlich erhaltene Festkalender der attischen Tetrapolis ¹⁾.
Da heißt es in der Aufzählung der Opfer: Ζ 25 ἡρω παρὰ τὸ
Ἑλλώτιον οἷς Δ|·|·.

Z 34 ff.: τὰδε τὸ ἕτερον ἔτος προτέρα δραμοσόνῃ Ἑκατομβαιῶνος Ἀθηναίᾳ
Ἑλλωτίδι βῶς Γ^αΔΔΔΔ | οἷες τρεῖς ΔΔΔ|·|·|· χοῖρος |·|·|· ἱερώσυνα Π|·|. . .

Z 39 ff.: τὰδε τὸ ἕτερον ἔτος θύεται μετὰ Εὐβουλον ἀρχ[ο]ντα Τετραπολεῦσι
ὑστέρα δραμοσόνῃ | Ἑκατομβαιῶνος Ἀθηναίᾳ Ἑλλωτίδι οἷς Δ|·|·

Z 55: Ἀθηναίᾳ Ἑλλωτίδι χοῖρος|·|·|·.

Die vorgebrachten Belege sind deshalb von großem Werte,
weil sie uns Hellotis nicht lediglich als Gestalt der Sagen sondern
als Empfängerin eines durchaus lebendig gebliebenen Kultes vor-
führen.

Die ausgeschriebenen Stellen zeigen uns gleichzeitig, wie man
in verschiedener Weise die längst nicht mehr verstandene Gestalt
der Göttin an Bekanntes anzuknüpfen suchte. Da ist neben der
Ableitung von einem Sumpfe bei Marathon jene andere nicht
minder törichte, die unsere Göttin mit dem Anteil Athenas an
der Zähmung des Pegasos zusammenbringt. Besonderes Interesse
beanspruchen die in den Pindarscholien mitgeteilten Geschichten,
nach deren einer Hellotis bei der Einnahme Korinths durch die
Dorer in den Flammen des Athenatempels zugrunde ging, während
sie sich nach der anderen Version selbst in das Feuer stürzte.
M. P. Nilsson ²⁾ hat ganz richtig geurteilt, daß wir es bei diesen
sonderbaren Berichten mit einem Aition zu tun haben, hinter dem
der Brauch stand, an dem Feste der Hellotis Puppen im Feuer
zu verbrennen. Dies wurde hier aus dem Grunde angeführt, weil
sich daraus eine merkwürdige, ebenfalls schon von Nilsson ³⁾ ver-
merkte Übereinstimmung mit Bräuchen an den Laphrien ergibt. Die
Laphrien aber gelten einer Laphria, die an Artemis angeglichen
ist, die sich aber auch mit anderen Göttinnen wie Britomartis und

¹⁾ Protz, Fasti Graecorum Sacri Nr. 26, Am. Journ. of Arch. X 1895, 210.

²⁾ Griechische Feste, Lpz. 1906, 95.

³⁾ A. a. O. 94, über die entsprechenden Bräuche bei den Laphrien 223.

Athena verbindet, geradeso wie es einen Zeus, Apollon und Hermes Laphrios gab. Diese Kultbeinamen hat W. Vollgraff⁴⁾ in ansprechender Weise mit der Labrys zusammengebracht und ein vorgriechisches Götterpaar angenommen, dem die Doppelaxt heilig war und das aus Laphrios und Laphria „einer vorgriechischen Dione“ bestand. Diese Laphria wäre also, vorausgesetzt, daß Vollgraffs Aufstellungen zu Recht bestehen, ein Seitenstück zu unserer Hellotis und die Übereinstimmungen in den Begehungen der Hellotien und der Laphrien würden aus dieser Überlegung heraus verständlich. Ob zu den Festen, die als Hellotien bezeichnet werden, auch ein Agon zu Tegea gehört, den man 'Αλώτια nannte und den Paus. VIII 47, 4 erwähnt, so daß 'Αλώτια die arkadische Form zu 'Ελλώτια wäre⁵⁾, will ich dahingestellt lassen.

Bereits oben wurde auf die besondere Altertümlichkeit der beiden Orte aufmerksam gemacht, an denen wir auf griechischem Boden Hellotis begegnen. Korinth trägt einen Namen, der durch sein Suffix als zugehörig gekennzeichnet ist zu jener vorgriechischen Schicht, die sich über den Westen Kleinasiens und über Griechenland in gleicher Weise erstreckt. Marathon hinwiederum gehört zu jener attischen Tetrapolis, für die uns der alte Name 'Υττηνία erhalten ist. Diesen Namen hat Oštir durch seine einleuchtende Zusammenstellung mit etr. *h u θ* = vier als vorgriechisch erwiesen, eine Etymologie, deren weitere Auswertung wir P. Kretschmer verdanken⁶⁾. Marathon als Kultstätte der Hellotis ist aber auch sonst noch für uns von Wichtigkeit, wie dies an einer früheren Stelle dieser Untersuchung bereits angedeutet worden war. In Marathon wurde jener Stier lokalisiert, der in der Herakles- und besonders in der Theseussage eine Rolle spielt. Er ist, wie dies Robert⁷⁾ richtig ausspricht, ursprünglich in Attika heimisch gewesen und erst eine spätere Zeit identifizierte ihn mit dem von Herakles eingefangenen und dann wieder losgekommenen Stiere von Kreta. Wir werden nach allem, was wir bisher sahen, nicht irre gehen, wenn wir die marathonsche Hellotis sowohl wie den dort lokalisierten Stier derselben vorgriechischen Schicht zuweisen, aus der noch der Name 'Υττηνία auf uns gekommen ist, und wenn wir

⁴⁾ Labrys, Rh. Mus. N. F. LXI (1906) 152.

⁵⁾ So bei Schömann-Lipsius II 495.

⁶⁾ Pelasger und Etrusker, Glotta XI 1921, 276.

⁷⁾ Griech. Heldensage, II 678, vgl. auch L. Weber, Androgeos ARW XXIII, 1925, 34.

sagen, daß die enge Verbindung, in der wir auf Kreta Hellotis-Europa mit dem Stier antrafen, sich in dem attischen Kulte in einem örtlichen Nebeneinander widerspiegelt.

Das Heiligtum der Hellotis führte in der Tetrapolis nach dem Ausweise des Steines den Namen Hellotion, woraus sich mit ziemlicher Sicherheit schließen läßt, daß auch das nach den Pindarscholien in Korinth errichtete Heiligtum denselben Namen gehabt haben wird. Nach dem Festkalender der Tetrapolis galt ein Opfer ἥρω παρὰ τὸ Ἑλλάτιον. Es wurde also bei dem Heiligtume der Hellotis auch ein Heros verehrt, der mit ihr in irgend einer Beziehung gestanden haben muß. Nur allzu gerne wüßten wir über diesen Heros Genaueres, da die Vermutung sehr nahe liegt, daß wir es in ihm mit einer Erscheinungsform des männlichen Partners unserer Hellotis zu tun haben, so daß der alte Kultverein der beiden Gottheiten auch hier erhalten wäre, allein in diesem Punkte läßt uns das zur Verfügung stehende Material leider völlig im Stiche.

Und nun noch einige Worte über die Zusammenstellung der Hellotis mit Athena, die zu einer Athena=Hellotis führte, während wir auf Kreta dieselbe Göttin mit Europa ausgeglichen finden, dies ist nun eine Zusammenstellung, die auf den ersten Blick deshalb sonderbar erscheinen könnte, weil Athena doch die jungfräuliche Göttin ist, während Hellotis als mütterliche Gottheit erklärt wurde. Nun steht es aber mit der Jungfräulichkeit Athenas ebenso wie mit der der Artemis: An beiden Göttinnen finden wir Züge, die uns verraten, daß sie ehemals mütterliches Wesen besaßen. Für Athena hat O. Jahn schon vor langem⁸⁾ guten Grund durch zahlreiche Belege geschaffen, die so oft wiederholt⁹⁾ wurden, daß sie hier wohl nicht alle neuerdings vorgebracht werden müssen. Von besonderer Beweiskraft ist wohl die Ἀθηνᾶ μήτηρ in Elis, die von den Frauen um Kindersegen angefleht

⁸⁾ Archäologische Aufsätze, Greifswald 1845, 73 ff.

⁹⁾ In dieser Note sind auch Autoren angeführt, die Jahns Belege vermehrten: E. Gerhard, Akad. Abh. II, Berl. 1868, 107 f., F. Pfister, Reliquienkult, RVV V 10 f., E. Fehrle, Kultische Keuschheit RVV VI 183 f. B. Στραῦς, Ἑφ. ἀρχ. 1886, 179, IX, Sam Wide A. M. XXVI, 1901, 251, v. Prot A. M. XXIX, 1904, 19, Arch. Rel.-Wiss. IX, 1906, 91, Dümmler, P. W. Realenzykl. II 2004 ff., E. Kalinka, N. Jahrb. XLV, 1920, 412 und nun Epitymbion H. Swoboda dargestellt 114 ff., das Problem durch Heranziehung vorgriechischer Vorstellungen außerordentlich fördernd. Interessant ist die Angleichung der arabischen Muttergöttin an Athena auf einem Altar von Corduba Arch. Rel.-Wiss. XXII 127.

wurde (Paus. V 3, 2), aber auch die Sage von der Geburt des Erichthonios, wie jene andere von Apollon Patroios als Sohn der Athena und des Hephaistos redet eine deutliche Sprache. Neuerdings wollte allerdings v. Wilamowitz¹⁰⁾ das alles kurzerhand beiseite schieben und es als Phantasie bezeichnen, in Athena Züge einer mütterlichen Gottheit finden zu wollen. Es ist nun in der Tat nicht zu leugnen, daß uns sowohl v. Wilamowitz wie vor ihm Nilsson wahrscheinlich gemacht haben, daß Athena, die kriegerische Göttin, bereits in dieser Fassung ihres Wesens auf vorgriechischen Glauben zurückgehe. Von dieser Überlegung ausgehend wird man nun wohl in der Tat in Hinkunft die Sache nicht mehr so einfach darstellen dürfen, wie dies bisher meist geschah, daß man nämlich von einer ursprünglich mütterlichen Athena ausgehend, diese erst sekundär in die jungfräuliche Göttin übergehen läßt. Andererseits sind aber jene Züge, die für älteren mütterlichen Charakter der Göttin sprechen, doch so zahlreich und so beweisend, daß es nicht angeht, sie mit v. Wilamowitz einfach beiseite zu lassen. Der Widerspruch, der hier auf den ersten Blick vorzuliegen scheint, besteht jedoch in Wahrheit gar nicht, da wir ja nicht vergessen dürfen, daß eine Erklärung der großen olympischen Göttergestalten, die auf eine ganz bestimmte, andere Vorstellungen ausschließende Wurzel zurückführt, von allem Anfange an verfehlt ist. Gewiß sind wenigstens die meisten dieser Gottheiten Träger einer bestimmten Vorstellung, aber durchaus nicht einer einzigen. Man denke doch nur etwa an Poseidon, der keineswegs allein der Herr des Meeres ist, um einzusehen, daß wir es hier mit sehr komplexen Erscheinungen zu tun haben, die nur historisch aus dem Synkretismus verschiedenster Gestalten und Vorstellungen zu verstehen sind. Mit Recht erinnert L. Radermacher¹¹⁾ daran, eine wie große Rolle Gegensätzlichkeit im Wesen griechischer Götter spielt, und nach ihm ist es nicht auszuschließen, daß die Eigenschaften der Mütterlichkeit und Jungfräulichkeit von allem Anfang an nebeneinander standen. So hat denn in dem Prozeß, der die olympischen Götter über so manche Nebenbuhler siegen und sie so zu den Hauptgöttern griechischen Glaubens werden ließ, Athena auch manche Gottheit in sich aufgenommen, die an dem Orte, wo sie verehrt wurde, als mütterliche Göttin galt. Auf diesem Wege entstand eine Athena, die sich um Kindersegen

¹⁰⁾ Athena, Berl. Sitz.-Ber. 1921, 950.

¹¹⁾ Hippolytos u. Thekla, Wiener Sitz.-Ber. 1916, S. 33, Anm. 1.

kümmerte und in ehelichen Verbindungen gedacht wurde, wie irgend eine andere Göttin, auf diesem Wege kam es auch zur Angleichung der Hellotis, die wir als uralte Muttergottheit erkannten, an die attische und korinthische Athena. Gewiß mag — besonders in Attika — auch das rein lokale Aufeinandertreffen der Kulte zu dieser Vereinigung beigetragen haben, möglich war sie aber letzten Endes doch nur deshalb, weil sich an Athena Züge fanden, die es erlaubten, an sie eine mütterliche, Lebenspendende Gottheit anzugleichen.

Haben uns die erwähnten Züge verstehen lassen, wie es zu einer Athena-Hellotis kommen konnte, so werden sie uns auch die oben bereits erwähnte Tatsache erklären helfen, daß Athena mitunter in einer Verbindung zu männlichen Gottheiten gedacht wird, die zu ihrer jungfräulichen Natur in starkem Widerspruch steht. Besonders wird es uns hier natürlich interessieren, Athena, die ihrerseits eine Hellotis in sich aufnahm, mit Göttern verbunden zu sehen, die die Doppelaxt führen, die sich also alte Doppelaxtgottheiten assimiliert haben.

An dieser Stelle darf wohl die Bemerkung Platz finden, daß sich unter den Weihgeschenken, die der Athena von den Idaliern auf Kypros dargebracht wurden, eine Doppelaxt fand, woraus Schweitzer¹²⁾ den Schluß zog, hier habe Athena ebenfalls eine ältere einheimische Muttergottheit abgelöst.

Von größerer Wichtigkeit sind für uns jedoch in diesem Zusammenhange Kultverhältnisse, die uns in dasselbe Gebiet führen, aus dem uns Athena-Hellotis belegt ist. Im Kerameikos stand der Tempel des Hephaistos und der Athena-Hephaistia und das gleiche Götterpaar tritt uns auch in den Kulturen der Akropolis entgegen. Außerhalb Attikas darf man dieselbe Kultverbindung für Hephaistia auf Lemnos voraussetzen¹³⁾. Bereits früher wurde nun daran erinnert, daß wir in der Legende Züge finden, die zeigen, daß die Vereinigung der beiden Gottheiten im Kulte darauf beruhte, daß man sie ehemals in ehelicher Gemeinschaft dachte. Die Herleitung des Apollon-Patroios würde allein hierfür kaum genügen, da die Sage verhältnismäßig spät belegt ist, allein der Bericht von der Geburt des Erichthonios läßt hinter den sekundären Zügen, die zwischen Athenas Mutterschaft und ihrer Jungfräulichkeit vermitteln sollen, deutlich erkennen, daß Hephaistos ursprün-

¹²⁾ Herakles 38.

¹³⁾ Gruppe, Mythologie 1206, 1.

lich als der Gatte Athenas gedacht wurde. Hephaistos seinerseits führt nun nicht allzu selten die Doppelaxt. Er tut dies vor allem auf Darstellungen der Geburt Athenas aus dem Haupte des Zeus und man könnte da wohl sagen, daß wir es ganz einfach mit dem Werkzeuge zu tun haben, mit dem die Spaltung des Hauptes des Göttervaters bewerkstelligt wurde. Allein Schweitzer¹⁴⁾ hat darauf aufmerksam gemacht, daß wir auf einer schwarzfigurigen Amphora mit ruhig stehenden Göttern die Doppelaxt Hephaistos als förmliches Attribut beigegeben finden, so daß wir anzunehmen haben, Hephaistos habe auch den Kult einer Doppelaxtgottheit in sich aufgenommen, was uns bei seiner kleinasiatischen Herkunft nicht wunder nehmen wird.

So sind es allerletzte, schwächste Brechungen, in denen uns hinter den beiden Kultgenossen Hephaistos und Athena jener uralte und einstens so wichtige Kultverein sichtbar wird, der die große mütterliche Göttin, die Herrin des Lebens, mit dem sie befruchtenden Gotte der Doppelaxt vereinigte.

Derselbe Gedanke hat möglicherweise noch in einer anderen Kultverbindung Athenas sein in historischer Zeit natürlich längst nicht mehr verstandenes Nachleben. Die Verehrung Athenas in ihrer Vereinigung mit der Poseidons ist weitverbreitet und keineswegs etwa nur auf Athen beschränkt¹⁵⁾. Poseidon aber, diese besonders komplexe Gestalt der antiken Mythologie, ist ehemals ein Herr des Blitzes gewesen, denn daran, daß sein Dreizack ursprünglich Blitzsymbol gewesen sei, kann heute kein Zweifel mehr bestehen¹⁶⁾. Gatte der Erdmutter ist er ja auch in seiner Verbindung mit Demeter, die von hier erst klar wird, ebenso wie durch seinen Namen nach Kretschmers Deutung¹⁷⁾ und so schimmert ein Rest dieser Vorstellung wohl auch noch aus seiner Verbindung mit Athena hervor.

Der Glaube an die Erdmutter und den sie befruchtenden Himmelsgott ist uralte und war dereinst überaus mächtig. Das wollte diese Arbeit nicht erweisen, denn es ist ja längst bekannt, dazu wollte sie nur in der Deutung der Hellotis und ihres dodonaeischen Gegenstückes Hellos einen Beitrag liefern. Reizvoll

¹⁴⁾ Herakles 33.

¹⁵⁾ Die Belege bei Gruppe, *Mythologie* 1142, 3.

¹⁶⁾ Nach Usener u. Blinkenberg *Thunder - weapon* neuerlich O. Gruppe *N. Jahrb.* XLI, 1918, 297 und besonders L. Malten *A. J.* XI, 1925, 154.

¹⁷⁾ *Glotta* I 27 f.

ist es zu sehen, wie diese uralte Vorstellung aus den Kulturen der historischen Zeit mit ihren vielfach so völlig geänderten Verhältnissen in kleinen und kleinsten Fragmenten sichtbar wird. Freilich würde es zu weit und allzu leicht auf Irrwege führen, hier jeder Vermutung nachzugehen, um mehr als eine solche kann es sich ja auch bei dem zuletzt über die Kultverbindungen Athenas Gesagten nicht handeln.

IV.

Die große Rolle, die das Götterpaar Erdmutter und Himmels-gott in den ältesten griechischen und, nach allem, was wir sehen, besonders in den vorgriechischen Kulturen spielte, war, wie wir eben sagten, bereits lange erschlossen. So könnte es denn scheinen, als sei die Einreihung der beiden Gestalten Hellotis und Hellos in diesen Zusammenhang kein so weittragendes Ergebnis, daß es die dafür aufgewandte Mühe voll lohnte. Das wäre vielleicht der Fall, wenngleich sich doch mancherlei für kretische und besonders für dodonaische Kultverhältnisse ergeben hat, wenn nicht an den beiden Namen, die bis jetzt den Gegenstand der Untersuchung bildeten, noch so mancher andere hinge, der nun freilich die daran gewandte Mühe vollauf rechtfertigt.

Wir haben zunächst von der von niemandem angezweifelten Tatsache auszugehen, daß der für Dodona bezeugte Hellos und die Priestergemeinschaft der Helloi zusammengehören. Und zwar hat uns der Verlauf unserer Untersuchung gezeigt, daß wir es bei Hellos nicht etwa mit einem sekundär zu den Helloi konstruierten Eponymen, sondern mit einer Gestalt zu tun haben, die einst lebendigem Kulte angehörte. Befremden könnte es allenfalls, daß wir da den Namen des Gottes geradewegs auf seine Verehrer übertragen sehen, und die Kultgenossenschaften der Bakchoi sind eine nicht ganz zutreffende Parallele, da wir es ja hier mit den Verhältnissen orgiastischer Kulte und ihren anderen Bedingungen zu tun haben. Auch an Priester und Priesterinnen, die nach ihrem Gotte Bärinnen, Stiere, Pferde und Bienen heißen, sei nur von ferne erinnert, da es sich hier um Theriomorphismus handelt. Der Name der Helloi in seinem Verhältnis zu Hellos ist in anderer Weise aber unschwer zu erklären. Der Hellos, der sich uns als Herr der Doppelaxt erwiesen hat, nahm, dem Charakter des alten Mutterkultes entsprechend, neben der weiblichen Gottheit eine *untergeordnete* Stelle ein. Bald wurde er aber auch aus dieser

durch den griechischen Zeus verdrängt, der, ihm wesensverwandt, seine ungleich größere Geltung anderen Anschauungen von der gegenseitigen Stellung des männlichen und weiblichen Elementes in unserem Kultverbände verdankte. So mußte Hellos zurücktreten und wurde, ehemals selbst ein Gott, in die Rolle eines mythischen Verehrers des neuen Herrn im dodonaeischen Heiligtum gedrängt, ein Vorgang, der uns aus der antiken Religionsgeschichte zur Genüge vertraut ist, man denke nur an Iphigenia=Artemis. Einst Herr der Doppelaxt wurde er nun zu deren Bewahrer, das ist aus den Zeugnissen deutlich zu ersehen. Als solcher ließ er sie, wie wir bei Philostrate lesen, den folgenden Priestergeschlechtern, die sich nun als Zeusverehrer ganz einfach mit seinem Namen nannten, da er ja, wie uns noch die Überlieferung zeigt, der erste ihresgleichen gewesen war.

Sind wir uns so über den Namen der Helloi und seine Abhängigkeit von Hellos (mittelbar also auch von Hellotis) klar geworden, so fügt sich an den Namen dieser Priestergemeinschaft eine Reihe anderer Namen, die keineswegs hier zuerst mit dem Namen der Helloi in Zusammenhang gebracht werden. Wilamowitz hat Herm. 21, 114 sowie auf der ersten Seite seines Herakles die Σελλοί von Dodona, wie er sie noch schrieb, mit den Ἑλληνες und Ἑλλοπες — so mit jonischer Psilose — zusammengestellt. Er verwendete an der zweiten Stelle dafür eine etymologische Reihe ψελλίζω — σελλίζω — ἔλλος — ἔλλοψι, freilich nicht ohne es gleichzeitig verwunderlich zu finden, daß die Hellenen sich selbst mit einem Worte bezeichnet haben sollen, das sich in dem Sinne mit βάρβαρος deckt. Wichtiger als die Etymologie, die sich sachlich so wenig empfiehlt¹⁸⁾ und wohl von dem Meister selbst heute kaum mehr gehalten werden dürfte, ist die Feststellung der Zusammengehörigkeit der Helloi mit dem Hellenennamen. Auch E. Meyer¹⁹⁾ hält die in Frage kommenden Namen für untrennbar verbunden, wie auch noch in allerjüngster Zeit H. Diels²⁰⁾ die Ἑλληνες sowohl als die Ἑλλοπες zu den Σελλοί, wie er noch nach der Homervulgata schreibt, in Beziehung gebracht hat und H. Güntert²¹⁾ sagt: „Der Volksname

¹⁸⁾ Von den Erklärungen aus ἄλλομαι und ἔλος braucht man wohl keine überflüssigen Worte zu machen.

¹⁹⁾ Griech. Gesch. II 66, Forsch. zur alt. Gesch. I, Halle 1892.

²⁰⁾ Zeus Arch. Rel.-Wiss. XXII, 1923/24, 4.

²¹⁾ Über die Namen Achaier und Hellenen, Wörter und Sachen IX 130.

der Hellenes hängt aber ursprünglich zweifellos zusammen mit dem Namen des hochberühmten uralten Priestergeschlechtes der Helloi“.

Diese Zusammenstellung, die sich sprachlich so ganz unmittelbar aufdrängt, findet nun in den landschaftlichen Verhältnissen der ältesten Zeit, wie sie uns die Historie erschließt, die beste Stütze. Da haben wir zunächst den Namen der Helloper und des Gebietes, das sie bewohnten, der Hellopia. Dafür, daß dieses mit der Gegend von Dodona identisch sei, haben wir einen so unverächtlichen Zeugen wie Hesiod Fr. 134 Rz. Schol. Soph. Trach 1167:

καὶ Ἑλλοπίαν τὴν Δωδώνην νομίζουσιν εἶναι· τὴν γὰρ χώραν οὕτως Ἡοῖδος ὀνομάζει ἐν Ἠοίαις λέγων οὕτως:

Ἔστι τις Ἑλλοπία πολυλήμιος ἢ δ' εὐλείμων
ἀφνευὴ μῆλοισι καὶ εἰλιπόδεσσι βόεσσιν·
ἐν δ' ἄνδρες ναίουσι πολύρρηγες πολυβοῦται
πολλοὶ ἀπειρέσιοι, φῦλα θνητῶν ἀνθρώπων.
5 ἐνθα δὲ Δωδώνη τις ἐπ' ἔσχατῃ πεπόλιστα·
τὴν δὲ Ζεὺς ἐφίλησε καὶ ὄν χρηστέριον εἶναι
τίμιον ἀνθρώποις ²³⁾
. ναίον δ' ἐν πυθμένι φηγοῦ.

Bei Strabon VII 328 lesen wir: Φυλόχορος δὲ φησι καὶ τὸν περὶ Δωδώνην τόπον, ὡσπερ τὴν Εὐβοίαν Ἑλλοπίαν κληθῆναι. Es folgt Berufung auf unsere Hesiodstelle, von der V. 1 und 5 angeführt werden. Auch auf Steph. Byz. s. v. Ἑλλοπία ist zu verweisen: ἐλέγετο καὶ ἡ περὶ Δωδώνην χώρα Ἑλλοπία, ἣς οἱ οἰκίστορες Ἑλλοῖοι καὶ Σελλοῖοι.

Die Ἑλλοπες wird man nun aber von den Ἑλληγες ebensowenig trennen dürfen wie Ἑλλοπία von Ἑλλάς. Von höchster Bedeutung ist da für uns eine Notiz des Aristoteles, die besagt, daß die älteste Landschaft mit dem Namen Ἑλλάς um Dodona gelegen habe. Met. I, p. 352 a

αὕτη (ὑπερβολὴ ὄμβρων) δ' οὐκ αἰεὶ κατὰ τοὺς αὐτοὺς τόπους, ἀλλ' ὡσπερ ὁ καλούμενος ἐπὶ Δευκαλιωνος κατακλυσμῶς· καὶ γὰρ οὗτος περὶ τὸν Ἑλληγικὸν ἐγένετο μάλιστα τόπον, καὶ τούτου περὶ τὴν Ἑλλάδα τὴν ἀρχαίαν. αὕτη δ'

²³⁾ Die Heilung dieser Stelle ist außerordentlich schwierig. Gewiß wird K. Schenkls Konjektur ναίει δ', die ich auch in diesem Falle Valckenaers ναίενδ' vorziehen möchte, dadurch sehr anziehend, daß Zeus selbst Phegonaios genannt wird, obwohl mir bei dieser Auffassung der Stelle immer rätselhaft blieb, warum ihn der Dichter gerade im πυθμίν des Baumes wohnen läßt. Andererseits wird Rzachs Annahme einer Lücke und Beziehung des ναίον auf die dodonaeischen Tauben, die im ausgefallenen Vers erwähnt gewesen sein müßten, doppelt empfohlen. Einmal durch die allgemeine Erwägung, daß die sonst so oft im Zusammenhange mit dem Baume genannten Tauben hier bestens Platz finden, dann aber durch die sicher alte Legende im Schol. Od. XIV 327, wo es ausdrücklich heißt: πελειάδα δὲ ἐκ τοῦ στελέχους ἀνακύψασαν ἐπιτάξαι μὴ τοῦτο δρᾶν. Ich wage es nicht, hierin eine Entscheidung zu fällen.

εἶσιν ἢ περὶ Δωδάνην καὶ τὸν Ἀχελῶνα· οὗτος γὰρ πολλαχού τὸ ρεῦμα μεταβέβηκεν. ἄκουσεν γὰρ οἱ Σελλοὶ ἐνταῦθα καὶ οἱ καλούμενοι τότε μὲν Γραικοὶ τὸν δ' Ἕλληνας. Derselbe Nachricht, die sich als identisch mit der bei Aristoteles erweist, lesen wir Schol. II. Φ 194 (V) ἢ ἀρχαιοτάτη Ἑλλάς περὶ Δωδάνην καὶ Σελλοῦς ἕκειτο, ὅθεν ὁ Ἀχελῶς ἐκρέαν δι Αἰτωλίας εἰς τὸν Ἀμβρακικὸν ἕξει κόλπον.

Nun legte man allerdings den angeführten Zeugnissen wenig Wert bei und schrieb Aristoteles, wofern er der Urheber dieser Notiz ist, einen Irrtum zu. B. Niese²³⁾ meinte, Aristoteles habe die Σελλοὶ und die Ἕλληνας zusammengebracht und lediglich auf Grund dieser Gleichung auch die ältesten Hellenen um Dodona lokalisiert. Diese Annahme einer bloßen Spekulation bei Aristoteles ist seitdem *communis opinio* geworden²⁴⁾, freilich nicht ohne daß sich einzelne Stimmen von Gewicht gefunden hätten, die die Gegend von Dodona als tatsächlichen Wohnsitz der ältesten Hellenen verteidigten. Ich zitiere zunächst Wilamowitz²⁵⁾: „Die Hellenen kennt das alte Epos in Phthia, später sind sie ausgestorben. Daß sie um Dodona zuhause sind, hat aber das Epos gewußt, nur nicht gerade die Ilias, aber die Nosten, denn Neoptolemus zieht nach Epirus“. Auch Fick²⁶⁾ ist der Ansicht, das älteste Hellas sei mit der Umgebung von Dodona identisch. Nach ihm geht Phoinix auf seiner in der Presbeia erzählten Flucht von seiner Vaterstadt Phoinike im Nordwesten von Epirus aus, um nach Phthia zu gelangen. Da er nun auf diesem Wege durch die Gegend von Dodona habe kommen müssen und nach seiner eigenen Erzählung δι Ἑλλάδος εὐρυχώροιο geflohen sei, so sei dieses mit dem um Dodona gelegenen Ἑλλοπία identisch. Gewiß setzen die geläufigen übrigen Zeugnisse für das älteste Hellas dieses nach Thessalien, allein es fehlt, wie wir sehen, nicht an Argumenten dafür, daß Aristoteles in der angeführten Notiz doch mehr als eine haltlose Spekulation vorgetragen hat. Doch wie dem auch immer sei, die Entscheidung der Frage, die uns hier beschäftigt, ob der Hellenenname mit der für Dodona bezeugten Namensgruppe Ἑλλοί, Ἑλλοπερ, Ἑλλοπία zusammengehöre, hängt keineswegs davon ab, ob nun der Name Hellas wirklich ursprünglich in Dodona heimisch gewesen war oder nicht. Wesentlich und allerdings entscheidend ist hier, daß Aristoteles in dem

²³⁾ Hermes XII 413f.

²⁴⁾ E. Meyer, Gesch. d. Altertums II 66, Beloch, Griech. Gesch.² I, 1, 332, 1.

²⁵⁾ Hermes XXI 114, 1.

²⁶⁾ Älteste griech. Stammesverbände, K. Z. XLVI 114.

einen Sinne auf jeden Fall recht hat, daß nämlich die Namen 'Ελλάς und Ἑλληνες letzten Endes auf die Gegend von Dodona zurückführen, mögen sie nun in dieser Form dort schon gebraucht worden sein oder nicht. Dafür spricht der mit Dodona fest verbundene Name Ἑλλοπία, dafür spricht aber auch die Glosse bei Hesych Ἑλλά²⁷⁾ . . . καὶ Διὸς ἱερὸν ἐν Δωδώνῃ. Ob Hella ebenso wie wohl Hellos Kurzform eines verloren gegangenen Namens ist oder ob es direkt zu Hellos gebildet wurde, wage ich nicht zu entscheiden, sicher aber ist jedenfalls, daß es mit Ἑλλοί, Ἑλλός und daher auch mit Ἑλλωτίς zusammengehört. Nun fordert aber A. Fick a. a. O. für den Namen Ἑλλάς eine Vorform Ἑλλα, zu der Ἑλλάς als weibliches Adjektivum ebenso gehöre wie Ἐυνιάς zu Ἐυνία oder Θεσπιάς zu Θεσπιαί. Diese Form steht in der Hesychglosse deutlich vor uns und ist hier ebenso deutlich mit dem Zeusheiligtum in Dodona verbunden²⁸⁾. Bringen uns hier die Namen selbst darauf, daß die thessalische Landschaft Hellas zurückführt auf Dodona, so tuen dies nicht minder Erwägungen allgemeiner Art. Schon längst ist es aufgefallen, daß sich Achill in seinem berühmten Gebete Il. XVI 233 ff. nicht an den Zeus wendet, der auf dem Olymp waltet und den doch sonst die griechischen Helden alle rufen, sondern daß er zu dem Zeus fleht, der Herrscher in Dodona ist, zu dem pelasgischen, dem die altehrwürdige Kultstätte in Epiros gehört. Dieser merkwürdige Sachverhalt hat ja auch das Altertum dazu verführt, neben dem epirotischen Dodona eines in Thessalien anzusetzen,

²⁷⁾ Dem Worte Ἑλλά steht bei Hesych übergeschrieben Ἑλα. Die Betonung, die wir bei Grammatikern und Scholiasten für Ἑλλοί lesen, ist das Ergebnis von alexandrinischen Betonungsgesetzen, die auf Grund ungenügenden Materiales gewonnen wurden. Vgl. Schol. Il. XVI 234. Im Falle Ἑλλοί geht das Gesetz nicht auf Herodian sondern auf Aristarch zurück, der ja auch im Falle Σελλοί: Ἑλλοί entschieden hatte, das werde ich bei anderer Gelegenheit zeigen, da ich über diese Dinge ausführlicher nicht reden will, bevor B. Laums Buch über die alexandrinischen Betonungsgesetze erschienen ist. Jedenfalls wissen wir in Wahrheit ebensowenig etwas Sicheres über die ursprüngliche Betonung von Ἑλλα wie die von Ἑλλοί.

²⁸⁾ Nicht verwenden darf man freilich, wie A. Fick a. a. O. dies tut, die Hesychglosse Ἑλλοί Ἑλληνες οἱ ἐν Δωδώνῃ καὶ οἱ ἱερεῖς und Ἑλλός . . . καὶ Δωδωναῖος. Da liegen Reflexe des Streitens vor, den schon das Altertum kannte, ob die Ἑλλοί bei Homer ein Volk oder ein Priesterkollegium seien. Für uns steht das letztere fest, keineswegs darf man aber die erste Glosse dazu gebrauchen, um zu beweisen, die Dodonaer hätten Ἑλλοί und Ἑλληνες geheißten, mag auch anderes dafür sprechen.

das nun natürlich von dem Thessalier Achilles gemeint sein sollte²⁹⁾. Die Hypothese dieser antiken Autoren ist in neuerer Zeit nie ernstlich in Frage gekommen, uns wird der Sachverhalt sofort verständlich, wenn wir überlegen, daß ebenso wie der Name der Hellenen auch der Kult des dodonaeischen Zeus aus Epiros nach Osten, nach Thessalien gewandert war. Um die Bedeutung dieses Zusammenhanges für das Verständnis des Gebetes Achills recht zu würdigen, muß daran erinnert werden, daß das thessalische Hellas bei Homer durchaus als Teil des Reiches des Peleus gilt. Stellen der Presbeia weichen von dieser Auffassung ab, davon war oben die Rede, aber B 684 rechnet die Ἑλληνας unter die Mannen des Achill, Π 594 ff. heißt Bathyklus Bewohner von Hellas, der an Glücksgütern hervorragt unter den Myrmidonen und λ 495 f. wird das Reich der Myrmidonen durch Hellas und Phthia umschrieben. Das führte schließlich so weit, daß Strabo VIII, 383 Hellas und Phthiotis zusammenfallen läßt, was an sich wohl unrichtig, aber doch in den engen Beziehungen der beiden Landschaften begründet ist. Die Bewohner der Hellas aber hatten nicht vergessen, daß der älteste mit ihrem Namen im Zusammenhang stehende Kult der des Zeus von Hella-Dodona war. So wird uns die Anrufung des dodonaeischen Zeus durch Achill völlig verständlich, ihrerseits aber ein starkes Zeugnis für die Wanderung des Hellenennamens von Epiros nach Thessalien. Es war aber sicherlich nicht der Name allein, der aus Epiros kam, sondern er wanderte mit Menschen zusammen, die seine Träger waren. Solmsen³⁰⁾ hat gelegentlich daran erinnert, daß wir vor allem durch die Fortschritte der deutschen Dialektkunde gelernt haben, daß Sprachgeschichte mit Stammes- und Siedlungsgeschichte in innigstem Zusammenhange steht, er hat dies in demselben Aufsätze getan, dessen Ergebnis A. Debrunner³¹⁾ in folgende Worte faßt: „In Thessalien geht nämlich gleichsam eine Welle nordwestgriechischer Spracheinflüsse von Westen nach dem Osten“. Solmsen spricht³²⁾ von „der Flut der neuen Scharen, die sich aus den Bergen über die Fruchtgefilde wälzten“ vielleicht ein zu

²⁹⁾ Steph. Byz. s. v. Δωδώνη. Hier auch der Versuch, einen Ausweg mit Hilfe einer supponierten thessalischen Stadt Βώβαιν zu gewinnen.

³⁰⁾ Thessalotis und Pelasgiotis, Rhein. Mus. N. F. LVIII 605 f.

³¹⁾ Die Besiedlung des alten Griechenland im Lichte der Sprachwissenschaft, N. Jahrb. XLI 440.

³²⁾ A. a. O. 623.

starkes Bild für eine Bewegung, die keineswegs ein einmaliger historischer Vorgang, sondern ein Prozeß von längster Dauer war, aber das Bild deutet uns gut die Kraftlinien an, auf denen auch der Hellenenname aus seiner ältesten, für uns erschließbaren Heimat in Nordwestgriechenland nach Thessalien gebracht wurde, um von hier seinen Siegeszug über alle griechischen Stämme anzutreten. Es ist dieselbe Linie der Wanderung, auf der schon Herodot VII 176 die Thessalier in ihre Wohnsitze gelangt sein läßt, und mit Recht sagt H. Güntert a. a. O. 132: „Infolge der Wanderungen der griechischen Frühzeit ist also der Ländername auf die neue Heimat übertragen worden“.

An dieser Stelle ist es Zeit, daran zu erinnern, daß die Kette Ἑλλά, Ἑλλοί, Ἑλλοπερ, Ἑλλάς und Ἑλλην, die in unserer Darlegung eine so große Rolle spielt, auch A. Fick a. a. O. für eine unzerreißbare hält, daß er aber einen wesentlich anderen Ausgangspunkt für diese Namensreihe annimmt als die vorausgegangene Untersuchung. A. Fick legt all den angeführten Namen, wobei er teilweise in G. Curtius³³⁾ einen Vorgänger hat, die Hesychglosse Ἑλλά: καθέδρα Λάκωνες, καὶ Διὸς ἱερὸν ἐν Δωδώνῃ zu Grunde³⁴⁾. Ἑλλά aus ἔδλα entspricht natürlich lateinisch *sella* aus **sedla* und mag sich als Bezeichnung für Sitz gewiß bei den Lakoniern erhalten haben. An diese Glosse aber nun die ganze angeführte Namensreihe anhängen zu wollen, ist unstatthaft, denn sachlich entspricht die angeführte Etymologie von Hella als Name Dodonas in keiner Weise. Fick meint, Dodona sei Hella benannt worden als Sitz des Zeus und will dies mit der Rolle sitzender, thronender Göttergestalten in der griechischen Mythologie begründen. Da müssen ferner die *sella curulis*, der Stuhl Petri und der Meister vom Stuhl heran und schließlich wird auch eine semitische Gottesvorstellung verwendet: Der Himmel ist sein Stuhl und die Erde seiner Füße Schemel. Wir werden da lebhaft an die viel zu weitgehenden Aufstellungen W. Reichels in seinen Vorhellenischen Götterkulten über Thronkult erinnert. Dem allen ist die Tatsache entgegenzuhalten, daß in Dodona nicht das mindeste auf derartigen Kult deutet, ja wenn man auf diese Argumentation eingehen wollte, so könnte man sagen, daß sich unter den Weihgeschenken nicht der geringste Anhaltspunkt für

³³⁾ Grundz. 226. Die Σελλοί aber leitet Curtius Gr. Et.,⁵ 548 von ἄλ (Salier) ab.

³⁴⁾ Außer in der angeführten Arbeit auch K. Z. XLIV 341 f.

eine derartige Annahme findet, wohl aber der blitzschleudernde Zeus stehend dargestellt wird. Wir wissen auch, wie Zeus in Dodona verehrt wurde, er war dort Phegonaios, der im Eichbaum Wohnende, auf eine *seffa Iovis* deutet nichts. Merkwürdig wäre es auch, daß diese so ganz allgemeine Bezeichnung einer Kultstätte nun aus sich heraus einen Namen für ein Priesterkollegium, für eine Landschaft, ja schließlich für ein ganzes Volk erzeugt haben sollte, wie denn auch H. Güntert³⁵⁾ vor allem an der Deutung der Ἑλλοί als „Sitzler“ berechtigten Anstoß nimmt. Güntert stellt a. a. O. den vorausgegangenen Deutungen des Hellenennamens eine neue gegenüber, indem er die Helloi, von denen er mit Recht ausgeht, aus *Sefio* ableitet, das er mit Hilfe der got. *safjan*, *ga-safjan* „opfern“ zugrunde liegenden Wurzel erklärt. Die Helloi und schließlich auch die Hellenes wären also „die Opferer“ und der Name hätte ursprünglich das Priestergeschlecht nach seiner Tätigkeit bezeichnet. Der Zusammenhang, den Güntert hier statuiert, stellt lautlich gewiß eine Möglichkeit dar. Befremden könnte es, daß uns für eine idg. Wurzel in der Bedeutung opfern, aus der das Volk seinen Namen gebildet haben soll, jedwede Entsprechung innerhalb der griechischen Dialekte selbst fehlt; doch kann das gewiß nicht gegen Güntert entscheiden. Die Parallelen aber, die Güntert vorführt, wie gall. *Lugu-selva* „Lugusheiligtum“, air. *selb*, neuir. *sealbh*, cymr. *hesw* „Besitz“ zeigen nirgends die Entwicklung zu dem Namen einer Kultgemeinschaft, die für Helloi anzusetzen wäre. Günterts Erklärung bleibt eine geistvolle Hypothese, die den Hellenennamen unter allen Umständen dem indogermanischen Sprachschätze bewahren will. Güntert wehrt sich gegen die Heranziehung von Vorgriechischem für die Deutung von Helloi, denn „wenn auch die geheimnisvolle Kultstätte Dodonas schon ein vorgriechisches Heiligtum gewesen sein mag, so war der Name der Priesterschaft der Helloi jedoch echt griechisch, weil die idg. Eindringlinge den Kult des Eichengottes, der ihnen wohl vertraut war, ohne weiteres übernahmen“. Hier muß nun freilich gesagt werden, daß Güntert die Kultverhältnisse Dodonas zu schematisch behandelt und mit Unrecht die ehemals große Rolle einer mütterlichen Gottheit an diesem Orte außer Acht läßt. In Dodona handelt es sich keineswegs um die bloße Übernahme eines „Eichengottes“ sondern um die Ablösung einer

³⁵⁾ A. a. O. 133.

vorhellenischen Muttergöttin durch Vorstellungen anderer Art. Mit Unrecht schaltet ferner Güntert ebenso wie seinerzeit Fick eine Gestalt völlig aus der Argumentation aus, deren Bedeutung im Verlaufe dieser Untersuchung klar wurde, die des Hellos, des mythischen ἑλυτόμος von Dodona. Diese Ausschaltung wäre an-gängig, wenn wir es in Hellos, wie dies bei Hellen der Fall ist, mit einem abgeleiteten Eponymen zu tun hätten, sie ist es hin-gegen nicht, wenn er, wie sich ergeben hat, eine alte Gottheit darstellt, deren Kult in diesen letzten Brechungen fortlebt. Dazu tritt nun all das, was unsere Untersuchung dazu beigetragen hat, den Zusammenhang zwischen Hellos und Hellotis zu erweisen und zu sichern. Eben bei jenem Namen, den Fick gänzlich aus seiner Betrachtung ausschaltete, nimmt unsere Auffassung der Zusammenhänge ihren Ausgang. Im Rahmen des uralten Kultes der Erdmutter, den wir in Dodona heimisch fanden, hatte sich, lange bevor die Zeusreligion durchdrang, für den männlichen Partner, der in untergeordneter Stellung neben der großen Göttin stand, der Name Hellos gebildet, er war der Herr der Doppelaxt, dessen Name nicht nur auf jenes Priesterkollegium überging, das sein Andenken und seinen Namen auch noch zur Zeit des ent-wickelten Zeuskultes bewahrte, sondern nach dem auch der Kultort selbst Hella, die Landschaft aber, in der er lag, Hellopia, vielleicht sogar schon Hellas benannt wurde. Eine parallele Bildung zu Hellopes mit einem anderen Suffix sind die Hellenes und zu Hellopia steht Hellas in unmittelbarer Parallele. Nicht entscheiden konnten wir, ob diese Namen neben Hellopes und Hellopia auch schon in Epiros selbst gebraucht worden waren, wie einige Zeug-nisse besagen, oder ob sie sich erst in Thessalien gebildet hatten, wesentlich aber ist, daß alle die angeführten Bezeichnungen für Landschaften und Stämme zusammengehören und daß sie letzten Endes in der Verehrung eines alten, in historischer Zeit fast völlig vergessenen Götterpaares zu Dodona, der Erdmutter Hellotis und ihres Partners, des Herren der Doppelaxt Hellos wurzeln. Wir haben es also mit theophoren Namen zu tun, wie uns gerade Nordgriechenland einen trefflichen Beleg für solche in der von den Hestiaiern bewohnten Tetrade Hestiaiotis liefert. Interessant ist in diesem Zusammenhange die Vermutung Fick's³⁶⁾ die Hestiaier seien aus Epiros eingewandert, so daß sie uns eine doppelte

³⁶⁾ K. Z. XLVI 81.

Parallele liefern würden, sowohl in der Richtung ihrer Wanderung, als auch in der theophoren Natur ihres Namens.

Bei der vorgetragenen Erklärung des Hellenennamens läßt sich auch ein Problem lösen, das kein geringerer als Thukydides das erstemal gestellt hatte. Im 3. Kapitel seines I. Buches sucht er die Frage zu beantworten, wie denn der Hellenename Gesamtname der Nation geworden sei. Wenn wir ehrlich sind, müssen wir sagen, daß wir bislang nicht wesentlich über die Antwort hinausgekommen sind, die Thukydides gibt. Die Feststellung, daß der Hellenename als Gesamtname Homer noch unbekannt und daß er zuerst mit Sicherheit in der Phthiotis zu lokalisieren ist, das ist wohl das Wichtigste, aber auch schon ziemlich alles, was sich sagen ließ. Welchem Umstand gerade der Hellenename jene Durchschlagskraft verdankte, die ihn zum Namen der gesamten Nation werden ließ, das schien ein schwer zu lösendes Problem. Das, was in der letzten Äußerung zu dieser Frage Diels in seinem Zeusvortrag bemerkte: Tüchtigkeit der ältesten Träger des Namens, gleicht aufs Haar der Auskunft bei Thukydides. Es scheint, daß sich auf Grund des bisher Gesagten hier wesentlich weiter kommen läßt.

Kaum bei einer anderen Gestalt der griechischen Mythologie wird uns das bekannte Wort so deutlich, daß Homer und Hesiod den Griechen ihre Götter geschaffen haben, als bei Zeus. In dem Götterhimmel, den die großen Epen den Griechen schenkten, wurde er Vater aller Götter und Menschen. Und wie die homerische Göttergemeinschaft auf dem Olymp wohnend gedacht wurde, so ward auch Zeus der Olympier. Dem gewaltigen Einfluß des Epos ist es zu danken, daß fast alle lokalen Zeuskulte der Verehrung des olympischen Zeus weichen mußten, dessen gewaltige Gestalt die Dichter geformt hatten. So allgemein und so tiefgehend wurde diese Verehrung des olympischen Zeus, daß es uns heute äußerst schwer wird, hinter diese homerische Schicht der Zeusvorstellung zu dringen und die von H. Diels a. a. O. mit großem Rechte gestellte Frage nach den Etappen, auf denen der Zeuskult in frühesten Zeiten in Griechenland vordrang, zu beantworten. Diels geht bei seiner Lösung der Frage doch auch wieder von Homer aus und für ihn ist der Olymp jener Ort, von dem aus nicht nur die vom Dichter geformte Gestalt, sondern von Nord nach Süden wandernd, auch der tatsächliche Zeuskult in die griechische Welt ging. Befremdlich scheint es mir aber da, daß allerdings der

alte Monatsname Dios sowie ein Stamm der Dioi und eine Stadt Dion Zeuskult in dieser Gegend sicher stellen, daß jedoch ein Kultzentrum dieses Gottes hier völlig fehlt, von dem aus allein wir uns eine so starke Wirkung ausgehend denken können, wie sie Diels annimmt, wenn er die Zeusverehrung der Griechen vom Olymp herkommen lassen will. Es möchte scheinen, daß den verehrungswürdigen Gelehrten die starke Zeichnung des olympischen Zeus bei Homer irreführte, so daß er einen Augenblick vergessen konnte, wie sehr wir zwischen den tatsächlichen Kultverhältnissen ältester Zeit und dem Bilde der Dichter trennen müssen. Mit Unrecht hat Diels die älteste Kultstätte des Zeus beiseite geschoben, die so mächtig war, daß ihr Kult auch in den Zeiten der Blüte Athens und Spartas nie an Ansehen einbüßte und die noch in hellenistischer Zeit eine neue Hochblüte erlangte: Dodona. Nach Diels käme freilich gerade Dodona als Ausgangspunkt des Zeuskultes nicht in Betracht, denn der dodonäische Zeus sei kein Wetter-, sondern ein Quellgott gewesen. Allein diese Behauptung kann weder durch den Beinamen Naios erwiesen werden, noch durch die Bindung des Zeus an die Eiche. Was Naios anlangt, so ist es zunächst durchaus nicht sicher, daß es zu $\nu\alpha\mu\alpha$ gehört, L. Weniger⁸⁷⁾ faßt den in Frage stehenden Kultbeinamen als Abkürzung von Phegonaios auf und E. Kalinka⁸⁸⁾ hat sich energisch gegen die Deutung des Zeus Naios als Quellgott ausgesprochen, da hierfür in Dodona jeder Anhaltspunkt fehlt. Nach ihm haben wir es in Να - mit einem beliebten Lallwort zu tun. Doch wenn wir auch einer im Altertum aufgekommenen Deutung⁸⁹⁾ folgend, Naios mit $\nu\alpha\omega$ und $\nu\alpha\mu\alpha$ zusammenbringen, so spricht dies nicht im mindesten gegen den Himmelsgott Zeus. Denn auch der Regen, den Zeus vom Himmel strömen läßt, ist ein $\nu\alpha\mu\alpha$, wie Plato Legg. VIII 144 b geradezu von $\tau\acute{\alpha}$ ἐκ Διὸς ἰόντα $\nu\alpha\mu\alpha\tau\alpha$ spricht, wenn er Regen sagen will, und auf diesem Wege ist Zeus Hyetios nun auch freilich der, der die Quellen fließen läßt. Die Zusammenhänge zwischen Quelle und Himmelsgott sind aber keineswegs hiermit erschöpft. Das wichtigste Amt des Himmelsgottes ist die Herrschaft über das Wetter. Welche Rolle aber gerade Quellen im Wetterzauber spielen, das braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden, um zu zeigen, wie wenig eine

⁸⁷⁾ Baumkultus 13.

⁸⁸⁾ N. Jahrb. XLV 408.

⁸⁹⁾ Schol. Il. XVI 233: ἐδρηλά γάρ τὰ ἐκεῖ χερσία.

Deutung des Zeus Naios als Besitzer einer heiligen Quelle seiner sonstigen Auffassung als Himmelsherrn widersprechen würde. Übrigens darf man sich auf die Quelle, die am Fuße der Eiche sprudeln soll, nur mit Vorsicht berufen. Sie ist erst und nur bei Plin. N. h. II 228 und Serv. Aen. III 466 belegt. Daß sie eine aus der antiken Deutung des Kultbeinamens herausgesponnene, wirkungslos gebliebene Konstruktion ist, scheint ihr Fehlen bei Philostrat zu zeigen, der sich derartiges nie entgehen läßt und gerade für Dodona alles auskramt, was seine Zeit wußte und wissen wollte. Was aber nun den Baumkult anlangt, so wissen wir, daß er Zeus ursprünglich gar nicht eignete, sondern daß ihn der griechische Gott, als er sich Dodona eroberte, von dem Kult der Erdmutter ebenso übernahm wie deren Orakel.

Es geht also keineswegs an, den dodonaeischen Zeus irgendwie von dem indogermanischen Himmelsgotte zu trennen, mag er auch durch die uralten lokalen Kulte, die er ablöste, und von denen zur Genüge gesprochen wurde, manchen eigenartigen Zug angenommen haben.

Durch die dichte und festgefügte Schicht der Vorstellungen, die die homerischen Dichter zu den allgemeinen der Griechen machten, wird nur ganz selten, dann aber in überraschend heller Beleuchtung älterer Glaube sichtbar. Niemand hat dies so unvergeßlich schön gezeigt wie Rohde. Ein solches Blitzlicht, das uns ganz unvermittelt weite Strecken erhellt, ist nun auch die bekannte Anrufung des dodonaeischen Zeus durch Achill in der Patroklie. Für einen Augenblick weicht der Olympier aus seiner beherrschenden Stellung und jener Zeus aus Epiros wird uns sichtbar, der von dem althehrwürdigen Dodona aus seine Geltung über weite Teile des übrigen Griechenland — Nordgriechenlands natürlich vor allem — verbreitet hatte, bis er der herrlichen Gestalt des Dichters weichen mußte. Früher bereits war davon die Rede, daß er der eigentliche Gott der Ἑλλήνες im ältesten, engsten Sinne war, und wie der Name dieses Stammes so geht auch er von Dodona aus. Eben daß Zeus hier das Ansehen eines uralten Kultes an sich riß, gab seiner Verehrung jene hohe Weihe, die wir aus dem Gebete Achills noch so deutlich herausfühlen, gab ihr aber auch die Kraft, siegreich auf griechischem Boden weiterzudringen. Unwillkürlich drängt sich das Bild zweier Ströme auf: der eine kommt aus Dodona, der andere hat im Gebiete der homerischen Dichtung seinen Ursprung, älter war der erste, stärker

aber der zweite, der den ersten in sich aufnahm und seinen Namen durchsetzte.

So war denn der älteste Ausgangspunkt des Zeuskultes, der freilich hinter dem Olymp der homerischen Dichtung an Bedeutung zurücktreten mußte, Dodona, eben jener Ort, auf den wir den Hellenennamen in seinen letzten Ursprüngen zurückführen konnten. Zeuskult und Hellenenname stehen aber durchaus nicht etwa rein äußerlich nebeneinander, als hätten sie in ihren ältesten Stadien nur zufällig die gleiche Wanderstraße aus Nordwestgriechenland nach Thessalien benützt: beide wanderten zusammen, die Ἕλληνες waren die ältesten uns greifbaren Zeusverehrer auf griechischem Boden und ihr Zeus war der, den sie aus Nordwestgriechenland mitgebracht haben. Diese enge Verbindung von Zeuskult und Hellenenname erklärt uns das sonderbare Gebet des Thessalers Achill, dieselbe Verbindung zeigt sich aber ganz besonders in einem für uns hier außerordentlich beachtenswerten Kulte. Es ist dies der Kult des Zeus Hellanios von Aegina⁴⁰⁾. Die Sage über seinen Ursprung redet eine deutliche Sprache von seiner Herkunft. Aiakos, der auf Aegina als Sohn der Landeserde und des Zeus gilt, flehte einst zu Zeiten der Dürre zu seinem göttlichen Vater um Regen. Zeus erhörte ihn und sandte Regen, Aiakos aber wurde so zum Urheber des Kultes des Zeus Hellanios auf Aegina. Nun aber ist Aiakos, wie dies auch für Diels vollkommen feststeht, von dem Stammvater der Aiakiden Peleus und Achilleus nicht zu trennen und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Kult des Zeus Hellanios von Norden, aus Thessalien stammt, wie dies auch Robert⁴¹⁾ annimmt. Auch hier wieder treffen wir den Namen des Himmels- und Wettergottes Zeus in engstem Zusammenhange mit dem Hellenennamen und mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit können wir feststellen, wie beide Namen hier zusammen nach Süden wanderten. Mit Zeus Hellanios erging es ebenso wie mit dem Hellenennamen. Als dieser Bezeichnung für die gesamte Nation geworden war, da ward auch aus dem Zeus von Aegina der einst als Hellanios aus Thessalien gekommen war, ein Panhellenios, als welcher er uns in den beiden genannten Stellen des Pausanias entgegentritt, während wir bei Pindar den ursprünglichen Namen lesen.

⁴⁰⁾ vgl. Pind. Nem. V 10. Über die Gründungssage Paus. I 44, 9 und I 29, 8. Letzterer schreibt das spätere Πανελλήνιος.

⁴¹⁾ Preller-Robert I³ 126.

Von Dodona bis Aegina fanden wir den Namen, der bestimmt war, einst die Nation zu bezeichnen, die der Welt ein helles Licht wurde, in engem Vereine mit dem Kult des Zeus. Diese Vereinigung hat ihren Ursprung in Dodona. Sie ist es gewesen, die dem Hellenennamen seine Geltung verschaffte. Die Träger dieses Namens waren die ältesten Verehrer des großen Gottes, die ihn aus Nordwestgriechenland in die fruchtbare Ebene brachten, auf diesen Kult gründete sich das Ansehen des Namens, der die griechische Welt eroberte. Im Verlaufe dieser Entwicklung wurden aus den Hellenen Panhellenen, ein Vorgang, dem der Hellenename seine eigenartige Akzentuierung verdankt, wie P. Kretschmer und W. Schulze gezeigt haben⁴²⁾. Wenn wir den Vorgang auf eine knappe Formel bringen wollen, wobei wir uns freilich bewußt sind, einen in Wirklichkeit viel komplizierteren Vorgang zu schematisieren, so müßten wir sagen: Zuerst wanderte Zeus mit den Hellenen, dann aber breitete sich der Hellenename mit der immer mehr wachsenden Geltung des Zeuskultes aus.

Und nun soll zum Schlusse noch kurz von einer Gestalt die Rede sein, von der wir allerdings so wenig ältere Zeugnisse besitzen, daß ein Urteil schwierig wird. Es ist dies Helle, die uns erst in der attischen Tragödie entgegentritt⁴³⁾. Nach Wilamowitz⁴⁴⁾ könnte auch sie mit den Helloi zusammenhängen und wäre also in den Zusammenhang zu stellen, der hier entwickelt wurde. Doch läßt, wie gesagt, die durchaus späte Überlieferung eine Beurteilung dieser Gestalt äußerst schwierig erscheinen.

Die reiche Durchsetzung dieser Sage mit Märchenmotiven verschiedenster Art, wie dem von der bösen Stiefmutter, dem klugen Schwesterlein, dem hilfreichen redenden Tiere läßt es außerordentlich schwer zu, ursprüngliches Gut der Überlieferung abzugewinnen. Auf den ersten Blick könnte es verlockend erscheinen, dem Kulte, innerhalb dessen die Kinder Phrixos und Helle geopfert werden sollen, einige Bedeutung beizumessen. Athamas war nach Herodot VII 197 König von Halos am paga-

⁴²⁾ P. Kretschmer, Gercke — Norden¹ I 144, Glotta IV 1913, 344 und W. Schulze, Berl. Sitz.-Ber. 1910, 806.

⁴³⁾ Welche Rolle Helle in den verschiedenen Dramen wie Athamas, Phrixos und Ino eines Aisch., Soph., Eur. und Achaïos spielte, läßt sich im Einzelnen nicht mehr feststellen, doch hängen die Berichte der Mythographen über Helles Flucht deutlich vom Drama ab.

⁴⁴⁾ Hermes XXI 114 f.

saeischen Meerbusen, nach Pausanias IX 34, 5 Herrscher von Ordomenos. Bei beiden Autoren erscheint nun an den genannten Stellen die Opferung aufs engste verbunden mit einem Heiligtum des Zeus Laphystios, das in den erwähnten Landschaften bestand. Laphystios aber gehört zu jenen Namen, die W. Vollgraff⁴⁵⁾ mit der Labrys zusammengebracht hat, der Zeus Laphystios ginge also nach ihm auf eine alte Doppelaxtgottheit zurück. So könnte es denn den Anschein haben, daß wir hier wieder in einen wohlvertrauten Kultkreis geraten, allein dem ist entgegenzuhalten, daß der Zusammenhang, der hier besteht, doch ein viel zu lockerer ist, als daß sich auf ihm Schlüsse bauen ließen und daß überdies Helle, um die es sich hier doch handelt, bei der Opferung eine durchaus sekundäre Rolle spielt⁴⁶⁾. In erster Linie wird von der Opferung des Phrixos gesprochen, Helle ist bei Herodot nicht einmal genannt. Auf diesem Wege ist nicht weiter zu kommen.

Mehr scheint mir ein anderer Umstand auszumachen: gewiß zeigt die Mehrzahl der Darstellungen, wie sie die Handbücher bequem zusammenstellen, Phrixos und Helle auf dem Widder reitend. Es fehlt aber nicht an Denkmälern, die Helle allein auf dem Rücken des Tieres darstellen. Wohl ist die Deutung in manchen Fällen zweifelhaft, da ja auch Aphrodite Epitragia in Betracht gezogen werden muß. Aber sowohl bei Münzen aus Halos⁴⁷⁾, als auch bei melischen Reliefs⁴⁸⁾ kann kein Zweifel an der Auffassung der auf einem Widder reitenden Frau als Helle aufkommen, da ja in derselben Denkmälergruppe jedesmal daneben ein Phrixos dargestellt zu finden ist. Auch auf den Münzen von Lampsacus⁴⁹⁾ ist ohne Zweifel Helle auf dem Widder zu erkennen. Hält man sich nun vor Augen, daß die Sage von der beabsichtigten Opferung und Entführung der Kinder sich in ihrer jetzigen Gestalt durch die Anhäufung von Wandermotiven als unzweifelhaft jung erweist — eigentliche Grundlage dürfte ein Menschenopfer bei Dürre sein — dann werden wir weder die angeführten Münzen noch die Benennung des Hellespontes auf diese Sage zurückführen dürfen. Nun ist aber sicher der Helles-

⁴⁵⁾ Rhein. Mus. LXI 154.

⁴⁶⁾ P. Friedländer hat im Artikel Helle der Realenz. gezeigt, wie Helle in der Opferungssage Phrixos an die Seite trat.

⁴⁷⁾ Head H. N. 2 296.

⁴⁸⁾ Die Nachweise bei Friedländer a. a. O.

⁴⁹⁾ Head H. N. 2 530.

pont der Ἑλλης πορθμός wie ihn Aischylos und Pindar nennen, nach einer Helle benannt⁵⁰⁾, nur daß dies nicht die Helle der späteren Sage sein kann, die in dem Athamas-Phrixosmythos eine so untergeordnete Rolle spielt. So gewinnt denn die Vermutung Gruppens⁵¹⁾ in der Tat an Wahrscheinlichkeit, daß wir es mit einer Göttin zu tun haben, die ursprünglich in demselben Zusammenhang auf einem männlichen Tiere reitend gedacht wurde, wie Europa, die ja auch auf dem Rücken des Stieres über das Meer hinfährt. Daß aber diese Zusammenstellung mit Europa ihrerseits die Einreihung Helles in die Gruppe Hellos — Hellotis außerordentlich empfiehlt, versteht sich nach allem Vorhergehenden von selbst.

Nicht unerwähnt soll es schließlich bleiben, daß eine Inschrift aus Cyzicus eine Göttin Hellenia bietet (CIG. 3670). Wir kennen von ihr nicht mehr als ihren Namen auf einem Inschriftenrest, aber ihr Auftreten in einer Stadt, die weder vom Hellespont noch von Lampsacus mit seinen Münzen, die uns Helle zeigen, weit entfernt ist, gibt in unserem Zusammenhange zu denken.

Überblicken wir das über Helle Gesagte, so müssen wir feststellen, daß ihre Zusammenstellung mit Hellos — Hellotis so mancher Stütze nicht entbehrt, daß aber alles, was wir dafür anführen konnten, doch nicht ausreicht, uns hier über einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit hinauszuführen. Nicht mit Bestimmtheit läßt es sich sagen, wohl aber vermuten, daß auch Helle in jenen Zusammenhang gehört, dessen Entwicklung uns im Verlaufe dieser Arbeit von den spärlichen Überresten eines einst mächtigen Kultes zu dem Namen des Volkes geführt hat, das zum Bildner des Abendlandes berufen war.

Graz.

ALBIN LESKY.

⁵⁰⁾ Unglücklich war H. D. Müllers Gedanke, Mythol. d. griech. Stämme II 165, daß Helle aus dem Hellespont herausgesponnen sei, eine Erklärung, die sich leider auch im Roscher festgesetzt hat.

⁵¹⁾ Griech. Mythol. 1146.

Bemerkungen zur Sprache des Sophokles.

I.

Man ist sich heute wohl darüber einig, daß A. Nauck in der Kritik der Sophoklesüberlieferung weit über das Ziel hinausgegangen ist. Dennoch ist nicht zu bestreiten, daß, wo er den Finger auflegte, immer ein Grund vorhanden war, wenn auch vielfach eben nur ein Grund, sich besser umzusehen; anregend bleibt Naucks Kritik auch da, wo die Nachfahren nichts zu tun haben, als seine Behauptung zu widerlegen. Ich will hier einen Fall dieser Art besprechen, weil ich meine, Neues dazu beibringen zu können. Es handelt sich um zwei Verse aus der großen Rede, mit der Aias Abschied vom Leben nimmt, Verse, an denen Nauck deshalb Anstoß nahm, weil in ihnen die Partikel *ἀλλά* zweimal unmittelbar hintereinander folgt, was der Kritiker offenbar als unkünstlerisch und der Schönheit der Sprache abträglich empfand. In meinem Kommentar habe ich dann ein paar Stellen einfach verzeichnet, an denen sich *ἀλλά* wiederholt findet. Aber Kürze des Ausdrucks ist nicht unbedingt ein Vorzug; allerdings waren es auch zu wenig Stellen, um einen Schluß auf das zu ziehen, worauf es eigentlich anzukommen scheint. Auch heute kann ich das Material nur um wenige aufgelesene Stellen vermehren, doch genügt es, wie ich hoffe, zur Aufklärung des Sachverhalts. Ich führe zunächst an, was ich zur Verfügung habe:

Aias 852 *ἀλλ' οὐδὲν ἔργον ταῦτα θρηνηῖσθαι μάτην,*
ἀλλ' ἀρκτέον τὸ πρᾶγμα —

Elektra 881 *ἀλλ' οὐχ ὕβρει*
λέγω τάδ', ἀλλ' ἐκείνον ὡς παρόντα νῶν.

Trach. 1151 *ἀλλ' οὔτε μήτηρ ἐνθάδ', ἀλλ' ἑπακτία*
Τίρυνδι συμβέβηκεν (οὔτε nachher durch δέ fortgesetzt).

Philokt. 410 *ἀλλ' οὐτι τοῦτο θαῦμ' ἔμοιγ', ἀλλ' εἰ παρῶν*
II. A 378 *ἀλλ' οὐκ Ἄτρείδι Ἀγαμέμνονι ἦνδανε θυμῷ,*
ἀλλὰ κακῶς ἀφίει (vgl. B 859).

Od. § 151 *ἀλλ' ἐγὼ οὐκ αὐτως μυθήσομαι, ἀλλὰ σὺν*
ὄρκῳ (vgl. ι' 500, ψ 62).

Hippocrates Διαιτητικός τρίτος S. 732 Kühn: *ἀλλὰ*
τῆς μὴ πολλῆ προσαγέσθω, ἀλλ' ὀλίγη.

Ebda S. 735 ἀλλ' οὐ χρή προίεσθαι ἐς τοῦτο, ἀλλ' ἐκθεραπεύεσθαι πρότερον ὧδε.

Plato Epist. 2 S. 312 A τὸ δ' αἴτιον οὐ λέγω ὅπερ ἂν πολλοὶ εἴποιεν ἀλλ' ὅτι ἐφαίνου οὐ πάνυ ἐμοὶ πιστεύειν σύ, ἀλλ' ἐμὲ μὲν πως ἀποπέμψασθαι ἐθέλειν.

Demosthenes gegen Midias 90 ἀλλὰ μὴ πω τοῦτο, ἀλλὰ τὴν μὴ οὔσαν ἀντιλαχεῖν ἐξῆν, und dann gleich weiter ἀλλὰ οὐκ ἐβούλετο, ἀλλ' ἵνα κτλ.

Oracula Sibyllina III 67 ἀλλ' οὐχὶ τελεσφόρα ἔσσει' ἐν αὐτῷ, ἀλλὰ πλάνα.

Diese Stellen dürften ausreichen, nicht nur, um Nauck zu widerlegen, sondern auch, um zu zeigen, daß es sich hier um eine bestimmte Redeweise handelt. Im ersten Glied des Gedankens folgt auf ἀλλά regelmäßig eine Verneinung, das hat zur Folge, daß wir das zweite ἀλλά mit 'sondern' oder 'vielmehr' übersetzen müssen, die Wiederholung der Partikel scheint für uns durch eine Veränderung in ihrem Sinne entschuldigt. Freilich hat an der angeführten Platonstelle auch das erste ἀλλά bereits den Sinn 'sondern', weil das ihm vorangehende Satzglied gleichfalls verneint ist, doch kann man gerade aus solch einem Beispiel vielleicht noch am ersten schließen, daß ἀλλ' οὐκ — ἀλλά für den Griechen eine Art von formelhafter Verbindung war. Verkehrt wäre freilich zu glauben, daß es außer dem beschriebenen Falle nicht auch sonst gelegentlich einmal eine Folge ἀλλά — ἀλλά gegeben habe. Ein in sprachlichen Dingen so empfindlicher und fein abwägender Dichter wie Theokrit hat dennoch in seinem schönsten Gedicht, dem siebenten, die Verse (94 f.) ἀλλὰ τὸ γ' ἐκ πάντων μέγ' ὑπείροχον, ᾧ τυ γεραίρειν ᾠξῆεμ'· ἀλλ' ὑπάκουσον.

Man wird unschwer bemerken, daß ein Wechsel in der Bedeutung der Partikel hier auf eine andere Weise erreicht worden ist, vorhanden ist er jedenfalls. Durch die Variation ist dem Stilgefühl der Griechen genug getan. Man darf vielleicht aus den entwickelten Tatsachen den Schluß ableiten, daß ein griechischer Schriftsteller, der sorgfältig stilisiert, regelmäßig unter einem künstlerischen Gesichtspunkte handelt, wenn er ἀλλά — ἀλλά in kurzem Zwischenraum aufeinander folgen läßt. Ich sage dies mit Rücksicht auf eine Stelle im Gedichte des Marcellus Sidetes auf das Triopeum des *Herodes Atticus*, dessen sorgfältige, ja studierte

Form bereits Kaibel, jetzt Wilamowitz¹⁾ gewürdigt hat (Epigr. Graeca 1046b, Vers 91f.):

εἰ δὲ τῶ ἀκλυτὰ ταῦτα καὶ οὐκ ἐπιτεῖσεται αὐτοῖς,
 ἀλλ' ἀποτιμήσει· μὴ οἱ νήπιτα γένηται,
 ἀλλὰ μιν ἀπρόφατος Νέμεσις καὶ ῥόμβος ἀλάστωρ
 τίσονται, στυγερὴν δὲ κυλινθήσει κακότητα.

Hier haben die beiden ἀλλὰ ja vollkommen gleichen Sinn, aber der Parallelismus in der Entsprechung von zwei Gliedern des Vordersatzes und Nachsatzes wird durch die Anaphora von ἀλλὰ im Versanfang kräftig betont und die wechselseitigen Beziehungen im Aufbau des Gedankens treten mit plastischer Klarheit hervor.

II.

Die Worte im Oedipus Coloneus 113f. καὶ σύ μ' ἐξ ὁδοῦ πόδα κρύψον κατ' ἄλσος enthalten in eigenartiger Zusammenfassung den Sinn »führe mich fort vom Wege« — daher verträgt με auch die genauere Bestimmung durch πόδα — »und verbirg mich im Hain«. Statt zweier Prädikate (ἀγαγὼν κρύψον) steht nur eines (κρύψον), doch ist dies derart durch einen erläuternden Zusatz bestimmt (ἐξ ὁδοῦ), daß aus dem Zusatz der fehlende Begriff der Fortbewegung erschlossen werden kann. In solcher Art eindrucksvoll zusammengefaßte Rede findet sich bei Sophokles auch sonst, einzelne Stellen im Oed. Col. (V. 195f., 303, 487) habe ich in meinem Kommentar erläutert, anderes zu Trach. 267f. und Ai. 491. Die Ausdrucksweise ist aber nicht nur sophokleisch, zu der Stelle, von der wir ausgingen, paßt sehr schön Bakchylides V 140 καί τε δαιδαλέας ἐκ λάρνακος ὠκύμορον φιτρὸν ἐγκλαύσασα²⁾, wo ἐκ λάρνακος wie für ἐκ λάρνακος λαβοῦσα verkürzt dasteht, auch Alciphron III 19, 8 hat etwas Ähnliches: τὴν ψάλτριαν ὡς αὐτὸν ἐνηγκαλίζετο, insofern als ὡς αὐτὸν eigentlich ein ἔλκων, das fehlt, voraussetzt. Ich möchte noch zwei Stellen nebeneinander anführen, weil sie beide von der philo-

¹⁾ Sitzungsberichte der preussischen Akademie der Wissenschaften 1928 II (Marcellus von Side).

²⁾ Von E. Schwartz in ἐγλαβοῦσα (= ἐκλ.) verändert, von Wackernagel in ἐξαῦσασα (Hesych ἐξαῦσαι = ἐξελεῖν). Ich hoffe, vor allem das ἐξ ὁδοῦ — κρύψον des Sophokles lehrt, daß solche Änderungen nicht nötig sind. Daß der Schmerz der Mutter durch ἐγκλαύσασα ausgedrückt wird, ist nicht überflüssig.

ogischen Kritik beanstandet und doch zweifellos heil sind und dabei sich gegenseitig stützen. Die erste, einfachere ist Aristophanes Eir. 361:

φέρει δὴ κατῖδω ποῖ τοὺς λίθους ἀφέλξομεν.

Das ist mehr als πῆ τοὺς λίθους ἀφέλξομεν, wie einzelne Aristophanesausgaben schreiben, obwohl die handschriftliche Überlieferung in ποῖ feststeht. Es besagt nämlich in aller Kürze soviel wie ποῖ τ. λ. ἀφέλκοντες θήσομεν. Wir haben in Worten der Ismene (Oed. Col. 383 f.) die unmittelbarste Entsprechung, wenn auch die Rede, der Art des Tragikers gemäß, noch um ein gewisses Maß kühner gebildet ist:

ἀλλ' ἔργα δεινά, τοὺς δὲ σοὺς ὅποι θεοὶ
πόνους κατοικτιοῦσιν, οὐκ ἔχω φράσαι

d. h. »wie weit die Götter mit der Teilnahme an deiner Mühsal gehen werden«, ὅποι — κατοικτιζοντες προβήσονται. Die Gedrungtheit solcher Redeform ist ganz und gar antik, für uns unnachahmlich. Denn auch *corripere se intro* bei Terenz Hec. 365 bedeutet doch wohl nichts anderes als *correpto pallio intro se conicere*.

Ich bin mir natürlich bewußt, daß das bisher Gesagte, soweit es überhaupt die Sache erklärt, doch nur eine rein mechanistische Erklärung der behandelten Erscheinung gibt. Niemand wird glauben, daß an den angeführten Stellen etwas ausgelassen ist, mit anderen Worten, daß es sich um eine Ellipse handelt. Andererseits kann z. B. Eir. 361 nur die Ausdrucksform logisch sein, die von den Kritikern hergestellt wird: φέρει δὴ κατῖδω, πῆ τοὺς λίθους ἀφέλξομεν. Aber es ist andererseits klar, daß im Unterbewußtsein des Redenden schon der Gedanke lebendig war: wohin mit den fortzuschaffenden Steinen? Dieser verborgene Gedanke hat auf die Rede eingewirkt und die Veränderung des πῶς in ποῖ hervorgerufen. Oder wenn O. C. 195 Oedipus geheißsen wird, sich niederzusetzen ἐπ' ἄκρου λαοῦ βραχὺς ὀκλάσας, so tritt die Verkürzung der Gestalt natürlich erst ein, nachdem das Niedersetzen erfolgt ist, aber der Sprecher nimmt die Wirkung schon vorweg und spricht sie demgemäß unbefangen aus. Es ist die Rede schnell und anschaulich denkender Menschen, denen die Logik erst in zweiter Reihe steht.

III.

Oedipus Col. 228 οὐδενὶ μοιριδία τίσις ἔρχεται,
ὦν προπάδη, τὸ τίνειν.

Die Worte sind, wie sie dastehen, gewiß unverständlich, und auch wenn man ἔρχεται in εἰργεται wandelt, wie es vielfach geschieht, ist das Ergebnis noch lange nicht befriedigend. Denn wenn man alsdann umschreibt οὐδενὶ μοιριδία τίσις εἰργεται τούτων ἃ (ἄν) προπάδη, und anders lassen sich die Zusammenhänge scheinbar nicht deuten, so ist τὸ τίνειν vollkommen überflüssig und klappt in unerträglicher Weise nach. Besser läge jedoch die Sache, wenn man ὦν als Ausdruck einer Krasis für ὁ ἄν^{*)} fassen dürfte. Dann ließe sich οὐδενὶ μοιριδία τίσις εἰργεται als allgemeine Voraussetzung verstehen, die hierauf genauer erläutert wird durch den Zusatz ὁ ἄν προπάδη (τις), τοῦτο τίνειν. Der Artikel τὸ vor τίνειν nämlich wäre ohne weiters deiktisch zu fassen. Für deiktischen Gebrauch des Artikels hat der Oedipus Col. noch besonders auffallende Beispiele. Die Sache ist bekannt genug und von Effendt im Lexikon Sophocleum ausreichend behandelt. Es wäre also auf die Frage der Möglichkeit einer Krasis genauer einzugehen. Der übliche Ausdruck der Zusammenziehung von ο und α ist im Attischen α, so wird ἀνὴρ aus ὁ ἀνὴρ. Allein dieser Gebrauch ist vielleicht nicht ohne Ausnahmen, wie unsere handschriftliche Überlieferung zeigt, zum mindesten lehrt sie, daß man zu irgend einer Zeit als unanstößig empfand, wenn ein Athener ο + α durch ω ausdrückte, und das würde genügen, um ein ὦν (denn so muß der Akzent sein) gleich ὁ ἄν in der Sophoklesüberlieferung zu erklären. In den Fröschen des Aristophanes Vs. 1079 ist die überwiegende Überlieferung προαγωγούς, aber der Codex Ravennas, hinter dem gelehrte Tradition steht, hat πρώωγωγούς, und dies scheint zulässig mit Rücksicht auf πρωδᾶν = προαυδᾶν in den Vögeln 556. An sich ist in solch einem Fall nicht ausgeschlossen, daß sich in den Handschriften sogar recht alte Überlieferung behauptete. In den Trachinierinnen Vs. 272 pflegt man θᾶτέρᾳ zu drucken, aber der Laurentianus, in dem sich gleichfalls allerlei alte Tradition hielt, wie der Parisinus bieten θήτέρᾳ, und damit mag man θήκᾶτη =

^{*)} Wunder hat ὦν in ἄν verändern wollen, ich merke es an, da es für das Folgende nicht unwichtig ist.

τη 'Εκάτη auf der Weihinschrift des VI. Jahrh. I. A. IVb 422 n. 3 vergleichen. Es ist möglich, daß der Ausdruck der Krasis in der alten Atthis noch stärker geschwankt hat, möglich auch, daß wenigstens die antiken Grammatiker und Herausgeber solches annahmen. Ein Beweis der Unsicherheit in der Bezeichnung ist vielleicht noch τῶναρ für τοῦναρ bei Herondas VIII 66. Jedenfalls ist die Deutung ᾶν = ὁ ἄν im Prinzip nicht ausgeschlossen. Eine andere Frage freilich ist, ob Krasis in dem lyrischen Stück überhaupt zulässig war. Daß Lyrik in der Anwendung von Krasis zurückhält, ist außer Zweifel, doch hat Sophokles sichere Fälle auch im Lied, wie ἐγὼ οὐδ' Electr. Vs. 1281. Neuerdings ist ein sehr auffallendes Beispiel aus Bakchylides bekannt geworden: III 22 ἀγλαιζέθω gleich ἀγλαιζέτω ὁ zu deuten. Der Fall ist merkwürdig wegen der Durchführung der Krasis auch in der Schreibung. Mit Rücksicht auf die Stelle, von der unsere Betrachtung ausging, verweise ich endlich noch auf Pseudo-Aristoteles Oecon. 1349 a 35, wo die sonst feststehende Überlieferung ὁ ἄν εἶλετο der besseren Handschriftenklasse als οὖν εἶλετο aufscheint, und ich wage dies οὖν als Verballhornung einer Krasis zu verstehen. So schlage ich denn vor, die Verse Oed. Col. 228 in folgender Fassung zu geben:

οὐδενὶ μοιριδίᾳ τίσις εἰργεται,
ὁ ἄν προπάδη, τὸ τίθειν

und τὸ vor τίθειν als Demonstrativ zu nehmen, mit dem auf ὁ ἄν zurückgewiesen wird. Es fällt mir nicht ein, zu behaupten, daß eine Krasis ᾶν für ὁ ἄν in Sophokleischer Zeit legitim war, für sicher halte ich nur, daß man irgendeinmal in der Antike des Glaubens gewesen ist, die Zusammenziehung von ο und α dürfe auch für das Attische durch ω ausgedrückt werden.

IV.

Eurytos macht Herakles zwei Vorwürfe (Trach. 265 ff.)

λέγων, χερσὶν μὲν ὡς ἄφυκτ' ἔχων βέλη
τῶν ᾶν τέκνων λείπειτο πρὸς τόξου κρίσιν,
φωνῆ δὲ δοῦλος ἀνδρὸς ὡς ἐλευθέρου
ραίοιτο.

φωνῆ habe ich für überliefertes φῶναι eingesetzt, und so druckt jetzt auch Pearson. Er behält dann ἀνδρὸς ὡς ἐλευθέρου, wofür

ich nach dem Vorgang anderer ἀνδρὸς ἐξ ἐλευθέρου geschrieben hatte. Er versteht also ὡς, das zwischen ἀνδρὸς und ἐλευθέρου steht, als Wiederaufnahme der Konjunktion, mit der im Vers 265 die abhängige Rede eingeleitet wird. Diese Auffassung ist sicher sehr künstlich und mutet dem Dichter etwas zu, was doch ver-zweifelt nach einem Flickwort aussieht, dabei erscheint dies ὡς an einer Stelle, wo es zum Mißverständnis geradezu herausfordert: Andererseits ist zuzugeben, daß die Änderung von ὡς in ἐξ oder ἀντ', wie andere wollten, gewaltsam ist. So mag denn zur Erörterung gestellt werden, wie ich die Fassung der Worte ursprünglich mir gedacht hatte, ausgehend von der Meinung, daß ραίοιτο als Medium mit aktivem Sinn verstanden werden könnte

λέγων, χεροῖν μὲν ὡς ἄφυκτ' ἔχων βέλη
τῶν ὧν τέκνων λείποιτο πρὸς τόξου κρίσιν,
φωνῆ δὲ δοῦλος ἀνδρὸς οὕς ἐλευθέρου
ραίοιτο.

Man wird nicht verkennen, daß auf diese Weise auch φωνῆ erst seinen rechten Sinn gewinnt. Der δοῦλος und der ἀνὴρ ἐλεύθερος rücken in schärfsten Gegensatz. Das feine Ohr des Herrn kann die Stimme des Sklaven nicht ertragen. Aber dürfen wir ein Medium ραίεσθαι ansetzen? Es müßte intensiv zu verstehen sein. Genügend bekannt ist, daß Sophokles im Gebrauch des Mediums mancherlei Besonderes hat. Er wendet es häufig an und hat Singuläres wie αὐδῶμαι Aias 772, Philoktet 130 und 852, ποδοῦμαι Trach. 103.

V.

Bestritten hat Nauck die Worte Philoktet 126 f.

καὶ δεῦρ', ἐάν μοι τοῦ χρόνου δοκῆτέ τι
κατασχολάζειν, αὐθις ἐκπέμψω πάλιν.

Vielleicht ist auch eine Ausdrucksweise, wie κατασχολάζειν τοῦ χρόνου „müßig sein zum Schaden der Zeit“ in der älteren Literatur nicht gerade häufig anzutreffen. Aber gewöhnlich wird sie in der Koine. Bei Maχon, einem Dichter der jüngeren Komödie, steht unmittelbar Entsprechendes: κατεσχόλαζε τῆς Γναθαινίου λέγων (Athen. 581^d). Hierzu noch einige weitere Proben:

καταστρηγιᾶν τινος = στρηγιᾶν κατὰ τινος I Timoth. 5, 11.

κατασπαδᾶν τινος = σπαδᾶν κατὰ τινος Alciphron III 14
(III 50) 1.

καταστοχήσαμεν αὐτοῦ Tebt. Pap. I 58, 35.

καταβοᾶν τινος = βοᾶν κατὰ τινος Epist. Eccl. Vienn. et
Lugd. I 10.

οὐκέτι γὰρ οὗτοι κατεχάρησαν τῆς ἐκκλησίας „sie freuten
sich zum Schaden der Kirche“ Psalmenkommentar ed.
Jagié zu Ps. XXIX 2 p. 51.

θεοῦ γὰρ κατατολμᾶν ἀνέφικτόν ἐστιν ebd. Ps. LXIII, 8
p. 119 unten.

Es ist eine sehr charakteristische Form der Rede, sie ist nicht unattisch, wie καταψεῦδεσθαι τινός τι bei Demosthenes in Mid. 136 zeigen mag. Doch fürchte ich, daß auch Demosthenes seine Wendung nicht aus den oberen Schichten der Sprache entlehnt hat. Schon die Alten haben bemerkt, daß er nicht unbedingt wählerisch war. Was Sophokles angeht, so drückt er sich bei Gelegenheit in einer Weise aus, die wir nur aus der Komödie kommentieren können. Dafür stehen Beispiele in meinem Kommentar zum Philoktet. Daß sich hohe Poesie mit der Volkssprache hin und wieder berührt, sollte man nicht zu Ungunsten dieser Poesie auslegen, es ist doch eher ein Beweis ihrer Naturhaftigkeit und Frische, manchmal ist es ja auch ein Beweis der in ihr noch wohnenden Kraft zu bildlicher Gestaltung. Wieder ist es Nauck gewesen, der Philoktet 577 beanstandet hat:

ἐκπλει σαυτὸν ζυλλαβῶν ἐκ τῆσδε γῆς.

Der Ausdruck ist anschaulich, aber nicht frei von Derbheit, Nauck hat das ganz richtig empfunden. Unmittelbar belegen kann ich ihn jetzt aus dem Martyrium Cypriani et Justinae, für dessen Verfasser Sophokles sicher nicht die Quelle war (Kap. VIII). Verwandtes findet sich im Bereich der Volkssprache, σαυτὸν πυκνώσας bei Aristophanes, ἀσφαλίζουσα σαυτὴν bei Herondas, es ist aber zahmer und eigentlich nur von einem allgemein sprachgeschichtlichen Gesichtspunkt aus heranzuziehen, insofern als ein Ersatz von Funktionen vorliegt, die von Haus aus dem Medium gehören. Von diesem Gesichtspunkt aus steht dann auch ἀναγε σαυτὸν bei Aristophanes (Ranae 853) und βάλε σαυτὸν κάτω bei Matthaeus (4, 6) in einer Linie. Weniges derart ist allgemein im Kurs wie ἐαυτὸν ἀναλαμβάνειν, das man nun bei Menander (Samia 243) hergestellt hat.

Volkstümliche Rede steckt gewiß auch in der Paarung von στήναι und βῆναι, und hier spielen Gesichtspunkte herein, von denen soeben E. Norden in seiner Rektoratsrede 'Logos und Rhythmus' gesprochen hat, die Freude an Bindung in parallelen Gliedern bei gesuchtem Gleichklang. So Philoktet 832

ὦ τέκνον, ὄρα, ποῦ στάση
ποιὶ δὲ βάση.

Gewöhnlich geht βῆναι voran: Aias 1237 ποῦ βάντος ἢ ποῦ σάντος, Eurip. Alc. 863 ποιὶ βῶ; παρὰ σῶ; Hec. 1056 παρὰ βῶ; παρὰ σῶ. Ich weise auf diesen Fall hin, weil ich meine, daß die Beobachtung der feststehenden Wortverbindung dazu helfen kann, eine Stelle des Aeneas Tacticus zu berichtigen, nämlich die Vorschrift (Kap. 22, 7 S. 50 Schoene): τῶν φυλάκων μηδένα προγιγνώσκειν, μήτε ὅπου στήναι (δεήσει τὰς φυλακὰς μήθ' ὅπου βῆναι) μήτε ὅπου (αὐτὸς) φυλάζει τῆς πόλεως.

VI.

Philoktet sagt Vs. 494:

πολλὰ γὰρ τοῖς ἰγμένοις
ἔστελλον αὐτὸν ἰκεσίους πέμπων λόγους,
αὐτόστολον πέμπαντά μ' ἐκώσσαι δόμους.

An dieser Rede ist nicht die Wiederholung des gleichen Verbs anstößig, sondern, daß das gleiche Verb in anderem Sinne gebraucht wird; dies hat mich veranlaßt, αὐτόστολον in ναυτῶν στόλον zu verändern. Was die Wiederholung von Verben oder Nomina anbetrifft, so ist wohl das schlagendste Gegenbeispiel Trach. 1114:

ἔπει παρέσχεσ ἄντιφωνῆσαι, πάτερ,
σιγὴν παρασχῶν κλυδί μου νοσῶν ὄμως.

Natürlich hat man auch diese Stelle beanstandet, aber mehr aus modernem als aus antikem Empfinden heraus. Von mehreren Beispielen,⁴⁾ die mir zur Verfügung stehen, wähle ich zwei aus, um sie noch anzuführen, für Wiederholung von πέμπειν (Hippocrates) epist. 7: ἦν ἔπεμψας ἐπιστολὴν λέγων πέμψαι Ἴπποκράτει ἰητρῷ Κωίων ἀπὸ Ἀσκληπιαδῶν γεγονότι, ἔπεμψα καὶ παρ'

⁴⁾ Man findet anderes bei Coulon, Revue des études gr. 38 (1925) 89 und Fr. Müller, Stil. Untersuchung der Epinomis S. 56 ff.

αὐτοῦ δὲ ἐκομισάμην ἀπόκρισιν, ἣν γράψας ἔδωκε καὶ ἐκέλευσεν εἰς σὸν οἶκον πέμπειν. Für παρέχειν Xenophon Oecon. IV 10: ἦν δὲ παρέχοντος τοῦ φρουράρχου εἰρήνην τοῖς ἔργοις ὁ ἀρχων ὀλιγάνθρωπόν τε παρέχεται καὶ ἀργὸν τὴν χώραν, τούτου αὐτὸν κατηγορεῖ ὁ φρούραρχος. Im Falle des Hippocratesbriefs trägt die Wiederholung bereits einen spielerischen Charakter, aber auch dies beginnt früh und ist nie ganz außer Betracht zu lassen. Der alte Autor *De re publ. Athen.* hebt bekannilich folgendermaßen an: περὶ δὲ τῆς Ἀθηναίων πολιτείας, ὅτι μὲν εἴλοντο τοῦτον τὸν τρόπον τῆς πολιτείας, οὐκ ἐπαινῶ διὰ τόδε, ὅτι ταῦθ' ἐλόμενοι εἴλοντο τοὺς πονηροὺς ἀμεινον πράττειν ἢ τοὺς χρηστοὺς. Erst viel Spätere werden in bewußter Nachbildung solcher scheinbaren Unbeholfenheit ausgesprochen geschmacklos. Dann dient es auch leerem Klingklang: Τὰ δὲ τῶν οἰκῶν κάλλη, ἅπερ ἄς βασιλείων βασιλεια ἐν αὐτοῖς τοῖς βασιλείοις ὁ βασιλεὺς Βασιλεῖος ἀνεδείματο, λαμπροτέρων ἔδειτο κηρύκων λόγων Theophanes Continuatus V 89 P 204b (vgl. mit dieser Abscheulichkeit Alciphron I 19 Schepers und Berl. Phil. Wochenschrift 1915 S. 1042).

Wien.

L. RADERMACHER.

Streitszenen in der griechisch-römischen Komödie.

IV.

Zankszenen: 4. Bittersüße Liebesgeschichten. Neben den bisher angeführten Motiven der Streitszene ist ein ganz andersartiges besonders häufig vertreten: das Liebesmotiv. Schon bei Aristophanes in den Ecclesiazusen und im Plutos angeschlagen, hat dieses Thema in der neuen Komödie die Herrschaft über alle andern gewonnen.

A. Von ehelichem Streit. 1. Plaut. Amph. 632 sqq. Amphitruo, der siegreich heimkehrend seiner Gattin Alcumena den ersten Besuch abstattet, ist aufs äußerste betroffen und gereizt, als diese ihn nicht als einen eben erst Angekommenen begrüßt, sondern behauptet, er sei ja schon am Tag vorher bei ihr gewesen (Juppiter hatte sie in Gestalt Amphitruos besucht), und habe da den üblichen Willkomm empfangen. Es dauert nicht lange und die

beiden befinden sich im heftigsten Streit. Vergeblich erzählt Alcumena ihrem Gatten — zum Beweis ihrer Behauptung — Einzelheiten aus dem Feldzug, die nur er und sonst niemand wissen kann, vergeblich zeigt sie ihm das Geschenk, das er ihr tags vorher gebracht und nun in seinem Reisegepäck auch wirklich vermißt: er beschuldigt sie, von seinem Sklaven Sosias, der hier ganz die Rolle der Aristophanischen *tertia persona*, des βαρωλόχος — deutlich sieht man die griechische Vorlage! — spielt, in derb-komischer Weise unterstützt, des Ehebruchs mit einem Fremden, denn daß er selbst gerade erst gekommen und nicht schon früher dagewesen, stehe fest. Im Zorn scheiden die Gatten: er, um zum Hafen zu gehen und seinen Schwager als Schiedsrichter herbeizuholen, sie, um ihre Habseligkeiten zu packen und den Mann zu verlassen, der sie in ihrer weiblichen Ehre so schwer verletzt hat.¹⁾

2. *Asin.* 909 sqq. Die Gattin Artemona hat von einem boshaften Parasiten die neuesten Seitensprünge ihres Mannes erfahren und eilt nun, vom Denunzianten geführt, wutentbrannt in das Vergnügungsort, um den Gatten heimzuzuholen. „*Surge amator, i domum*“, schleudert sie dem Entsetzten entgegen. Nun hilft ihm nichts mehr: Sohn und Liebchen, die notgedrungen ihn hatten in Kauf nehmen müssen und froh sind, ihn auf diese Weise los zu werden, brechen keine Lanze für den Delinquenten. Er muß sich von seiner Frau fortschleppen lassen und kann den Zuschauern nur noch kurz andeuten, was alles zuhause seiner harre.

3. *Cas.* 216 sqq. Die alte Cleostrata empfängt ihren Gatten, der betrunken und nach Salben duftend vom Gelage heimkehrt, mit heftigen Vorwürfen: ob er sich denn gar nicht schäme, als alter Mann einem solchen Lebenswandel zu frönen? Dieser verstrickt sich durch ungeschickte Verteidigung nur noch tiefer in seine Schuld.

4. *Men.* 571 sqq. Die Gattin Menaechmus' I. hat durch einen rachedurstigen Parasiten²⁾ vom freien Leben ihres Gemahls außer Hause und dem Diebstahl ihres Mantels³⁾ erfahren. Daher emp-

¹⁾ *Amph.* 1035 sqq. kommt der Schwager auch wirklich als Anwalt Amphitruos auf die Bühne. Doch sind von dieser Szene nur wenige Verse erhalten.

²⁾ Die Denunzierung des ungetreuen Ehemannes durch den Parasiten (hier der Racheakt eines δεινόν εξαπατώμενος) ist ein beliebtes Motiv. Eine ausdrückliche Zurückweisung dieser Erwerbsform für seine Person finden wir beim Parasiten Saturio, *Plaut. Pers.* v. 63.

³⁾ Auch das ein öfters angewandtes Motiv, vgl. *Asin.* 909 sqq., wo der Gatte dem Liebchen seines Sohnes den Mantel seiner Frau verspricht. *Men.* 701 sqq. hat die *amica* ihn schon erhalten.

fängt sie — vom Denunzianten unterstützt — den Heimkehrenden mit einem ausgiebigen Skandal. Da dieser mit seinem Versuch, sich einfach unwissend zu stellen, nichts ausrichtet, verspricht er schließlich, den Mantel, den er der *amica* nur leihweise überlassen habe, wieder zurückzubringen. Die Gattin nimmt dies zur Kenntnis, sperrt ihn aber bis dahin vom Hause aus.

5. Men. 701 sqq. Die Gattin Menaechmus' I. beschuldigt Menaechmus II., ihren Schwager, den sie wegen der großen Ähnlichkeit zwischen den Brüdern für ihren Gatten hält, des Diebstahls und der ehelichen Untreue und macht ihm auf offener Straße einen fürchterlichen Skandal.⁴⁾ Menaechmus II. ist zuerst ganz verblüfft, von einer ihm gänzlich unbekanntem Frau öffentlich dermaßen angegriffen zu werden, schimpft aber bald, nicht faul, zurück. Schließlich läßt die Frau — über den verstockten Sünder aufs äußerste gereizt und erbittert — ihren Vater als Schiedsrichter herbeiholen.⁵⁾

6. Men. 753 sqq. Mit humpelnden Schritten, auf seinen Stock gestützt, tritt der Greis auf und beklagt sein Alter, das ihm keine schnellere Gangart erlaube.⁶⁾ Aber auch ihm gegenüber leugnet Menaechmus II. das ihm zur Last gelegte Vergehen, ja, er bestreitet, ihn jemals auch nur gesehen zu haben. Nun bleibt der Frau nichts anderes übrig, als ihren vermeintlichen Gatten für verrückt zu erklären,⁷⁾ und Menaechmus II. greift zu diesem Ausweg: er stellt sich plötzlich wirklich tobsüchtig, um Frau und Alten auf diese Weise los zu werden, was ihm auch gelingt.

7. Merc. 700 sqq. Die alte Dorippa findet — vom Landgut unvermittelt zurückgekommen — eine fremde Frauensperson im Haus und begrüßt daher ihren — ausnahmsweise schuldlosen — Gatten in der bei solchen Situationen gebräuchlichen Weise. Vom unversehrten Eintreffen seiner Gattin noch ganz betäubt und durch die Anrede eines im ungeeignetsten Moment hereinschneidenden Kochs schwer belastet, findet der Angegriffene keine Worte zur Verteidigung. Da schickt die erzürnte Frau um ihren Vater, damit er sie von einem so schlechten Mann weg — und wieder zu sich nehme.

⁴⁾ Vgl. die Szene Men. 466 sqq., s. oben S. 69.

⁵⁾ Ebenso Merc. 787, vgl. Amph. 849.

⁶⁾ Die Klage über das Alter und seine Beschwerden ist ein *τόπος* in der antiken Komödie, den wir schon bei Aristoph. (Ach. 210 sqq., Vesp. 441 sqq., Lys. 254 sqq.) finden. Vgl. meinen Aufsatz 'Τόποι in d. griech.-röm. Komödie' in den 'Mitteil. d. Ver. klass. Philolog.', Jahrg. 1925.

⁷⁾ Vgl. Plaut. Capt. 533 sqq., s. o., S. 71.

Wieder finden wir typische Personen in typischen Szenen, und zwar hier ein sicher sehr altes volkstümliches Motiv: Die Frau empfängt den weinselig und salbenduftend vom Gelage heimkehrenden Gatten *„quibus dictis meret“* oder holt ihn unter der Führung des Parasiten aus dem *lustrum* ab. Erhöht wird die Komik durch Contamination dieses Themas mit dem Verwechslungsmotiv (Men. 701 sqq.). Von sieben angeführten Szenen weisen sechs diesen Typus auf, er scheint also feste Tradition gewesen zu sein. Abweichend gehalten ist nur die Amphitruo-Szene und es ist leicht erklärlich, warum: an einen bestimmten Stoff, den Mythos, gebunden, konnte der Dichter nicht so frei schalten und walten wie sonst, wo er nach Belieben alten bewährten Unterhaltungsstoff in die Handlung einstreut.

Terenz, der vornehme Dichter und Weltverbesserer, hat dieses Motiv nicht übernommen. Auch bei ihm gibt es eheliche Differenzen, aber immer liegt ein bestimmtes Thema, wie die Erziehung des Sohnes u. dgl. m., dem Streit zugrunde, nie bildet Untreue des einen Teils die Veranlassung.⁸⁾

B. Der eifersüchtige Bramarbas. Auch hier handelt es sich um Liebesgeschichten, und zwar in stärkerem Grade als im frühern Abschnitt: der ruhmredige Soldat fühlt sich begreiflicherweise in seiner Ehre tief verletzt, wenn er seine *amica* mit einem andern scharmutzieren sieht und macht ihr einen entsprechenden Skandal. Dieser Zug paßt vortrefflich zu seinem — in gefahrlosen Augenblicken — als besonders tapfer gekennzeichneten Wesen.

1. Plaut. Poen. 1138 sqq. Der Soldat Antamoenides sieht, als er aus dem Haus des Kupplers ungeduldig heraustritt, um nachzusehen, wo denn seine *amica* stecke, wie diese einen ihm unbekanntem Mann auf offener Straße voll Freude umarmt. Zornig über den Verrat findet er es angemessen, sie selbst erst tüchtig herunterzuputzen, ehe er dem Rivalen die gebührende Strafe erteilt. Doch siehe da: der Fremde entpuppt sich als der Vater des Mädchens. Sie versöhnen sich also und schließen ein Bündnis zu gemeinsamer Rache gegen den *leno*.

⁸⁾ Siehe o. S. 76 N. 15–17. Die einzige Ausnahme: Ter. Phorm. 990 sqq. und auch da hat Terenz, im Gefühl für Moral und Ordnung, die heimliche (zweite) Gattin des Dem. schon vor dem Stück sterben lassen, so daß Nausistratas Zorn nur mehr für die Vergangenheit Geltung haben kann. In der Tat beruhigt sich die Gattin auch noch im Lauf der Szene und verzeiht. (Bei Terenz nicht anders zu erwarten.)

2. *Truc.* 603 sqq. Der Soldat Stratophanes, der vor dem Haus seiner Liebsten vom Sklaven eines Nebenbuhlers schon eine geraume Zeit bespöttelt wird, findet es schließlich an der Zeit, dem aufsteigenden Grimm in seinem Innern freien Lauf zu lassen. Zuerst schnaubt er natürlich das Mädchen an, weil sie *peritilli (tantilli) doni causa* einem anderen ihre Liebe schenke, dann schickt er sich wortreich an, den elenden Sklaven selbst stückweis zu zerhauen (*offatim offigere*). Der läuft — *dum ventre salvo licet* — geschwind davon, sich einen längern Spieß zu holen, um nicht beim kommenden Gefecht im Nachteil zu sein.⁹⁾

3. *Truc.* 893 sqq. Der Bramarbas wendet sich mit heftigen Vorwürfen an seine *amica* die, obwohl sie eben erst eine Goldmine von ihm zum Geschenk erhalten, einen andern gerade daherkommenden Liebhaber — noch dazu in des Soldaten Gegenwart — freundlich zu sich läßt. Es entspinnt sich zwischen den beiden Konkurrenten ein edler Wettstreit im Versprechen von Geschenken, bis das Mädchen, dem die Gaben beider ins Auge stechen, sich für — beide entscheidet.

4. *Bacchid.* 842 sqq. Der Bramarbas Cleomachus hat sich vom Sklaven um Geld dingen lassen, ihm bei einer Intrigue behilflich zu sein, und so stößt er gegen den jungen Mnesilochus, der mit seiner Liebsten beim Mahle sitzt, fürchterliche Todesdrohungen aus, indem er sich für den rechtmäßigen Gatten jener Dame ausgibt. In solchen Fällen darf man nicht spaßen und so zahlt der anwesende Vater des jungen Mannes, für den der ganze Hokusfokus berechnet ist (die beiden Hauptpersonen befinden sich im Innern des Hauses, merken also nichts von den Geschehnissen auf der Bühne) gern und willig dem Soldaten die verlangte Entschädigungssumme, die der Sklave natürlich zur Ausführung eines seiner gewöhnlichen Streiche benötigt.

Die Gestalt des Bramarbas, die schon Aristophanes — wohl von Epicharm übernommen¹⁰⁾ — auf die Bühne gebracht hat, ist eine in der Plautinischen Komödie immer wiederkehrende Figur, die auch in der volkstümlichen Literatur anderer Völker weitergelebt hat, man denke an den *Capitano spavento*, den *Horribilicribrifax* und *Daradiridatumtarides* des Gryphius u. ä., ja auch

⁹⁾ Auch die Köche werden als großmäulig und feig geschildert, vgl. u. S. 153.

¹⁰⁾ S. Hans Wysk, Der Soldat in der griech.-röm. Komödie, zitiert bei Körte, Griechische Komödie, 13.

die Puppenspiele der Gegenwart weisen ihn in ihrem Repertoire unter den Hauptaktoren auf.

5. Die *exoratio* mit Streicharakter. Wieder ist der Besitz einer Frau Gegenstand der Auseinandersetzung: der junge Liebhaber fordert von der Kupplerin die Fortsetzung des Verkehrs mit seiner Auserwählten, der Freund vom Schwager *in spe* die Heirat mit dessen Schwester.

a) Plaut. Trin. 627 sqq. Der junge und wohlhabende Lysiteles hält bei seinem Freund Lesbonicus um die Hand von dessen Schwester an, um auf diese Weise seinem Freund, der durch Leichtsinn und Willensschwäche um all sein Hab und Gut gekommen ist, aus der Not zu helfen. Doch der andere hat seinen Standesstolz noch bewahrt, ohne Mitgift will er die Schwester dem Freund nicht geben. Hat sie durch ihn alles verloren, so will er ihr sein letztes Besitztum, einen Acker, zum Opfer bringen. Es entsteht nun ein edelmütiger Wettstreit zwischen den beiden Freunden, bis der Sklave des verarmten Jünglings, der den Streit belauscht hatte, plötzlich hereinkommt, dem Lysiteles Beifall klatscht, seinen Herrn aber einen Narren heißt.¹¹⁾ Bald darauf steht er jedoch allein auf der Bühne: die Freunde haben sich, um ungestört zu sein, ins Haus zurückgezogen.¹²⁾

b) Asin. 153 sqq. Der junge Argyrippus, der eben aus dem Hause der Kupplerin, wo er seine Liebste besuchen wollte, ausgesperrt wurde, lamentiert erst eine Weile davor, um schließlich die *lena* selbst, als sie ihm zu Gesicht kommt, mit Vorwürfen zu überhäufen. Die aber gibt mehr auf bare Münze als auf schöne Worte und Wehklagen. Bringt er die Kaufsumme, bekommt er auch seine Liebste, bringt er nichts, erhält sie ein anderer, der 20 Minen für sie versprochen hat. Schließlich setzt es der Jüngling wenigstens durch, daß ihm das Mädchen reserviert bleibt.

c) Cist. 465 sqq. Dem jungen Alcesimarchus, der demnächst auf väterlichen Befehl heiraten soll, wurde von der *lena*-Mutter, die sich nun natürlich nicht mehr viel Erwerb von ihm verspricht, der Verkehr mit seiner *amica* entzogen. Da er aber bis über die Ohren

¹¹⁾ Das plötzliche Auftauchen des Sklaven, der genau den βρωμολόχος der Aristophanischen Streitszene spielt, auch griechische Brocken im Munde führt, läßt wieder mit seltener Klarheit das griechische Original hervortreten. Vgl. auch Ar. Eccl. 564, Lys. 439 sqq. (s. oben).

¹²⁾ Vgl. das ähnliche Verfahren zur Erzielung von Ruhe Nub. 1259 sqq. (Ende), Vesp. 1417 sqq. (Ende), Av. 1035 sqq. (Ende).

in sie verliebt ist, kommt er vor das Haus der *lena*, um die Liebste mit Vorwürfen und lautem Gejammer wieder einzufordern. Als er auch damit nichts erreicht, stürzt er unter großartigen Selbstmorddrohungen fort. Die Kupplerin geht ihm aber nach und so ist zu hoffen, daß sich ein *modus vivendi* finden lassen wird.

Der Liebhaber fordert also die Liebste oder Gattin von der zuständigen Stelle und erhält sie — wenn auch gewöhnlich noch nicht in der Szene selbst — nach längerem Widerstand und Streit. — Die Trin.-Szene weicht von der Schablone dieser Szenen ab, denn wieder¹³⁾ ist hier der Dichter durch das Thema seiner Vorlage fester gebunden. Zu dieser Gruppe könnte auch noch die Szene *Asin.* 504 sqq. gestellt werden, will man sie nicht unter die Vorwurfsszenen einreihen. Die *lena*-Mutter Cleaereta macht ihrer *meretrix*-Tochter heftige Vorwürfe, daß sie am unbemittelten Argyrippus so zäh festhalte, dagegen andere zahlungskräftige Liebhaber, vor den Kopf stoße. Die Tochter aber beteuert unter vielen Tränen, nur den einen lieben und ihm gehören zu können, ist aber bereit, auf jede andere ihr mögliche Weise die Mutter zu unterstützen.¹⁴⁾

6. Von Vorsicht in Geldsachen. Dieses eher dem unmittelbaren Leben entnommene als traditionelle, typisch gewordene Motiv ist nur in zwei einander sehr ähnlichen Szenen vertreten, wo es mit viel Witz und Humor behandelt wird.

a) *Plaut. Asin.* 407 sqq. Der Sklave Leonidas gibt sich vor dem Abgesandten eines Kaufmannes, der dem Hausherrn eine Zahlung überbringen soll, für den Hausverwalter Saurea aus, um das Geld selber in Empfang nehmen zu können. Doch der Abgesandte verweigert ihm — ruhig, aber bestimmt — die Auszahlung. Als der Sklave sieht, daß er weder durch Zureden noch Drohungen sein Ziel erreichen kann, wird er grob und überhäuft seinen Gegner mit Schmähungen, bis der ihm schließlich mit dem Richter droht. Dann versöhnen sich die beiden.

b) *Pseud.* 594 sqq. Der Sklave Pseudolus gerät mit Harpax, dem Boten des Soldaten, den er schon an der Tür mit den gebräuchlichen Grobheiten empfangen hat,¹⁵⁾ in heftigen Streit, da

¹³⁾ Vgl. die Szenen *Capt.* 533 sqq., *Amph.* 633 sqq. (s. o.)

¹⁴⁾ Diese *virgo pudica* erinnert etwas an die Parasitentochter *Pers.* 328 sqq. und ihre Moralpredigt dem gewinnsüchtigen Vater gegenüber (s. o. S. 74, Nr. 9). Allerdings ist deren Lob auf die *vita honesta* sentenziös und ein τόπος.

¹⁵⁾ Vgl. die Zusammenstellung all dieser Szenen u. S. 149 ff. (Türhüterzank).

dieser ihm eine Rolle Geldes, die er dem Herrn selbst einhändigen soll, nicht anvertrauen will, sondern auf persönlicher Übergabe an den Adressaten besteht. In diesem Falle ist es sogar der Sklave, der in seiner Unverschämtheit mit dem Richter droht, um vielleicht dadurch dem andern zu imponieren. Doch hilft ihm auch das nichts. Wie oben behält der Abgesandte sein Geld und wieder gehen am Schluß der Zankposse die Gegner versöhnt auseinander.

Diese beiden Szenen haben nicht nur den gleichen Inhalt, sondern auch beinahe die gleiche Form: dem Sklaven, der gerade dringend Geld für einen Streich braucht, eröffnet sich hier plötzlich eine Aussicht, er versucht's mit List und Gewalt, wird grob, lenkt aber zum Schluß wieder ein. Das zeigt deutlich den Possencharakter der ganzen Szene. Beide Male versichert der Abgesandte, nur aus prinzipiellen Gründen dem Wunsch des Sklaven nicht nachkommen zu können, persönlich setze er nicht das geringste Mißtrauen in ihn. (Der Sklave sucht nämlich immer die Sache so zu drehen, um eine Handhabe gegen den andern zu gewinnen.) Beide Male wird mit dem Richter gedroht, zur Abwechslung jedesmal von einer anderen Seite, was im zweiten Fall besonders komisch wirkt.

7. **Sklavenzank.** Der Sklavenzank ist eine der am häufigsten vorkommenden Streitformen. Die Themata variieren: vom eigentlich inhaltslosen Geplänkel, auf ein bloßes *respicis* hin, das den Angesprochenen schon in Wut versetzt, bis zu den — allerdings schon sehr verblästen — Ausläufern des Problem-(Rechts-)streits.

a) **Plaut. Pers. 272 sqq.** Der kleine Paegnium wird am Weg vom Sklaven Sagaristio angerufen (*etiam respicis?*) und gefragt, wo denn sein Herr sei. Statt aber die gewünschte Auskunft zu geben, wird er maßlos grob und läuft weiter. Nachdem die beiden Sklaven zum Vergnügen des Publikums einander immer ärgere Schmähungen an den Kopf geworfen haben und besonders der Kleine den Großen durch aufreizende Stichelreden bereits in die höchste Wut versetzt hat, eilt er davon und läßt den Kameraden in ohnmächtigem Grimm zurück.¹⁶⁾

b) **Most. 888 sqq.** Zwei Sklaven, die ihren Herrn vom nächtlichen Gelage abholen gehen, geraten — wieder auf ein bloßes *etiam respicis?* hin, das der eine dem andern zuwirft — einander in die Haare. Nachdem sie sich einige Augenblicke lang beschimpft haben, kommt eine dritte Person daher und unterbricht den Zank.

¹⁶⁾ Ähnlich *leno* und *trapezita* den betrogenen *mil. glor.* im *Curc.* s. o. S. 69, Nr. 2 u. 3.

c) *Most.* 1 sqq. Der gute Landsklave Grumio will den liederlichen Stadtsklaven Tranio, der die Abwesenheit des alten Herrn dazu benützt hat, den jungen Haussohn zu einem liederlichen Lebenswandel zu verleiten, aus der Küche der Stadtwohnung hinauswerfen und davonjagen. Dieser aber macht sich über Entüstung und Eifer des andern nur lustig und überhäuft ihn mit Schimpf und Hohn: aufs Land solle er gehen, die Ochsen hüten und sich nicht in den Stadthaushalt mischen! Nachdem er noch eine Weile auf ihn losgehakt und der Gute nur in klagenden Tönen seiner Mißbilligung Ausdruck verliehen, geht der Schlechte weg und läßt den andern, der auf eine baldige Rückkehr des alten Herrn seine letzte Hoffnung setzt, allein auf der Bühne.¹⁷⁾

d) *Truc.* 256 sqq. Der Landsklave Truculentus empfängt die Stadtzofe Astaphium mit einer Flut der gröblichsten Schimpfwörter,¹⁸⁾ er wisse wohl, warum sie gekommen sei, nämlich um den jungen Herrn zu ihrer Herrin, einer *meretrix*, einzuladen. Er aber werde es als treuer Diener nie zulassen, daß der Junge sich und das väterliche Vermögen zugrunde richte, sondern die ganze Sache dem Alten hinterbringen, dann könnten sie sich freuen! Nachdem er sie noch eine Weile in dieser Art traktiert hat, wobei wiederum der Gegensatz von Stadt und Land deutlich zum Ausdruck kommt (sie nennt ihn einen Bauernlummel, er sie eine Stadtdirne), schlägt er ihr schließlich wutschnaubend die Türe vor der Nase zu und geht zum *senex*. Die Magd versichert vor ihrem Abgehen dem Publikum, daß sie auch diesen Rüpel *artibus suis meretriciis* noch klein kriegen werde.

e) *Cas.* 89 sqq. Der *vilicus* Olympio und der Sklave Chalinus, die beide ein und dasselbe Mädchen, ihre *conserva* Casina, lieben, zanken heftig miteinander um deren Besitz. Nachdem Schmähungen und Schimpfworte eine Zeitlang hüben und drüben gefallen sind, malt Olympio, der seines Sieges gewiß ist, dem Nebenbuhler die Qualen aus, die er — wenn einmal Casina seine Frau geworden — ihm bereiten wolle.

¹⁷⁾ Durch diesen Sklavenstreit, der die Eingangsszene bildet, wird gleichzeitig die Exposition des ganzen Stückes in vortrefflicher Art gegeben. Vgl. *Cas.* 89 sqq. (s. u.). Im *Epid.* hingegen durch einen friedlichen Sklavendialog. Sklavendialoge als Exposition sind ein Erbstück aus der *Aristophanes-Komödie*, vgl. *Ar. Equ. Vesp. Pac.* Siehe darüber W. Suess, *Rhein. Mus.* LXV, 441 ff.

¹⁸⁾ Zu den Grobheiten beim Türaufmachen selbst s. unten S. 149 ff.

f) Cas. 353 sqq. In dieser Szene lösen die beiden Sklaven unter Assistenz von Herr und Frau um den Besitz der Sklavin Casina. Der *senex* vertritt dabei eifrig die Sache Olympios, da er selbst Casina heiß liebt und durch diesen Sklaven, dem er die Freiheit versprochen, wenn er das Mädchen mit ihm teilen wolle, in ihren Besitz zu gelangen hofft. Den andern aber unterstützt die Frau, die ihren Gatten längst durchschaut hat,¹⁹⁾ während der Vorbereitungen zur Auslosung setzt es begreiflicherweise Zank und Prügel. Die Ziehung, die die Frau besorgt, entscheidet zum Jubel des Alten zugunsten Olympios.

g) Rud. 841 sqq., wo zwei Sklaven um den Besitz des von dem einen gefundenen Koffers zanken, wurde — gemäß ihrem Inhalt (Rechtsstreit) — unter die problematischen Streitszenen eingereiht (s. o. Bd. XLV, S. 205).

Folgende Arten von Streitszenen zwischen zwei Sklaven lassen sich also herausheben:

A. Die **Zankposse**: ohne irgend einen Grund, auf ein bloßes *respicis?* des einen hin, geraten zwei Sklaven in Zank und Streit, offensichtlich zur bloßen Belustigung der Zuschauer (Pers. 270 sqq., Most. 888 sqq.).

B. Der Streit hat einen Grund:

1. *erilis filius corrumpitur*. Dem guten, treuen, um das Wohl der ‚Herrschaft‘ besorgten Landsklaven steht der schlechte, verlumpfte Stadtsklave, *pernicies erilis filii*, gegenüber. — Diese dichterische Gegenüberstellung und Topisierung von Stadt und Land²⁰⁾ ist ein typisches altes volkstümliches Motiv. Schon Aristophanes läßt Nub. 43 sqq. den alten Strepsiades, den die Sorgen nicht schlafen lassen, als er dem Grund des Unheils, in das er geraten, nachgrübelt, klagen:

Ἐμοὶ γὰρ ἦν ἀγροκος ἡδίστος βίος
 εὐρωτιῶν, ἀκόρητος, εἰκὴ κείμενος,
 βρώων μελίτταις καὶ προβάτοις καὶ στεμφόλοις.
 ἔπειτ' ἔγημα Μεγακλέους τοῦ Μεγακλέους
 ἀδελφιδῆν ἀγροκος ἂν ἐξ ἄστεως,
 σεμνήν, τρυφῶσαν, ἐγκεκοισυρωμένην.
 ταύτην ὄτ' ἐγάμουν sqq.

¹⁹⁾ Der *senex decrepitus* als Liebhaber ist eine typische Figur der antiken Komödie. Vgl. Ar. Vesp. (Philokleon) u. Plut. (die verliebte Alte).

²⁰⁾ Vgl. oben S. 76/77, Nr. 18 — 20. Die Anschauung vom Land als Bewahrer von Kraft und Reinheit, dagegen der Stadt als Hort ungesunder Elemente ist ja auch heute noch eine allgemein geltende.

Was ist also Schuld? Daß er, ein Bauer, eine vornehme Städterin zur Frau genommen. Ehelicher Zwist und die schlechte Erziehung des Sohnes, der, statt zu arbeiten, städtischen Vergnügungen nachging und den Vater schließlich wirtschaftlich ruinierte, sind die natürlichen Folgen dieser Mesalliance. — Und wie in den eingangs angeführten Plaut.-Szenen [Most. 1 sqq., Truc. 256 sqq.], so finden wir dieses Motiv auch bei Terenz, der in seinen Adelphoe dem feinen, zivilisierten, abgeklärten Stadtbruder den groben, aber rechtschaffenen und unverdorbenen Bauerntölpel gegenüberstellt.

2. Zank um die *contubernalis* [Cas. 89 sqq., von wirklicher Handlung (Verlosung) begleitet: Cas. 353 sqq. auch hier Gegenüberstellung von Stadt und Land].

3. Der Rechtsstreit, vgl. o. Bd. XLV, S. 204 ff., in der Menanderszene *argumentis*, bei Plautus *conviciis* geführt.

8. Türhüterzank. Dieses Motiv möchte ich das beliebteste und vor allem das volkstümlichste der ganzen antiken Komödie nennen.²¹⁾ Denn wo immer in den Stücken des Aristophanes oder Plautus — Menander und gar Terenz stehen solchen lärmenden und nur zur Belustigung des Publikums dienenden Aufritten ferne — eine Tür geöffnet werden soll, nie geschieht es mit Ruhe und Gelassenheit: in festen, beinahe traditionell zu nennenden Formen ergießt sich das Mißvergnügen des Pfortners auf den bestürzten Ankömmling. — Bei Aristophanes verhinderte der feste Aufbau der altattischen Komödie, in der bestimmte, durch die Tradition festgesetzte Teile in gesetzmäßiger Reihenfolge aufeinander folgten²²⁾, die Ausgestaltung des Motivs zur ganzen Szene: mit

²¹⁾ Es war aber auch dem Satyrspiel sowie dem Mimus nicht fremd: man denke an die Szene Soph. Ichn. 215 sqq., wo die Göttin Cyllene erzürnt aus ihrem Hügel austritt, um die Spürhunde, die dort herumtollen und lärmern, tüchtig auszuschelten und zu verscheuchen. Freilich spielt hier etwas Anderes mit: die Gottheit hat ja rechtmäßigen Anspruch darauf, daß man ihre Wohnung achte und nur mit frommem Schauer sie betrete. Ihre Entrüstung ist darum ganz natürlich. Wacht sie aber nicht auch so in ihrem Berg wie der Pfortner hinter dem Tor des Hauses? Auch Herondas bringt im 1. Mimus die Gestalt des groben Pfortners, sie gehört also zum Requisit der aus dem Leben schöpfenden volkstümlichen Dramatik. Eine Parallele für die Moderne bietet der Wiener Hausbesorger, der Kutscher und die Naschmarktfrau mit ihren in Literatur (Volksstück) und Wirklichkeit bekannten Umgangsformen.

²²⁾ Auch im 2. Teil nach der Parabase, wo verschiedene, nur durch die Gestalt des Protagonisten miteinander verkettete Szenen folgten, war der Dichter bestimmten Gesetzen untertan: die komischen Auswirkungen einer im 1. Teil des Stückes getroffenen Entscheidung zu veranschaulichen.

knappem oder etwas wortreicherem Erguß — je nach Stimmung und Temperament des Öffnenden — war der Empfang in durchaus realistischer Weise ein für allemal abgetan. Plautus hingegen liebt breites Ausspinnen der Motive, Szenenfüllung, kein Wunder, wenn er dieses immer neuen Unterhaltungsstoff bietende Thema in verschiedener Variation als ganze Szene auf die Bühne brachte, sowohl als das bloße *advenam obiurgare* wie auch *ab aedibus abigere*.

a) Ar. Ach. 864 sqq. Dikaiopolis, die Tür öffnend, zum böot. Kaufmann, den er für einen Sykophanten hält: 'Παῦ' ἐς κόρακας· οἱ σφήκες οὐκ ἀπὸ τῶν θυρῶν';

b) Nuβ. 132 sqq. Der alte Strepsiades vor dem Haus des Sokrates:

Der Schüler im Innern: 'Παῖ παιδίον'
'βάλλ' ἐς κόρακας· τίς ἐσθ' ὁ κόψας τὴν θύραν;
ἀμαθῆς γὰρ νῆ Δ', ὅστις οὐτωςὶ σφόδρα
ἀπεριμερήμως τὴν θύραν λελάκεται
καὶ φροντίδ' ἐξήμβλωκας ἐξευρημένην'.

c) Pac. 179 sqq. Der alte Trygaios ist auf seinem Mistkäfer in den Himmel geflogen, um sich bei Zeus über die schlechte Wirtschaftsführung auf der Erde zu beschweren. Auf sein Pochen erscheint Hermes, Torwart des Himmels:

Trygaios: 'τίς ἐν Διὸς θύραισιν; οὐκ ἀνοίξετε';
Hermes: 'πόθεν βροτοῦ με προσέβαλ'; ἀναξ' Ἡράκλεις
τοῦτί τί ἐστι τὸ κακόν;
ᾧ βδελυρῆ καὶ τολμηρῆ κἀναίσχυντε σὺ
καὶ μιὰρῆ καὶ παμμίαρῆ καὶ μιάρωτατε²⁹⁾ sqq.

d) Av. 58 sqq. öffnet der Wiedehopf-Diener zwar ruhig das Tor, schleudert aber gleich darauf den Ankömmlingen v. 60 ein 'ἀπολεισθον' entgegen.

e) Ran. 37 sqq. Dionysos, als Herakles verkleidet, an 'der Tür des wirklichen Herakles, von dem er sich Auskünfte für seine Unterweltsreise holen will:

'παιδίον, παῖ, ἡμί, παῖ.'
Herakles: 'τίς τὴν θύραν ἐπάταξεν;
ὡς κενταυρικῶς ἐνήλαδ' ὅστις; σιπῆ μοι, τοῦτί τί ἦν;

²⁹⁾ Vgl. Ar. Pac. 182 sqq. mit Ar. Ran. 465 sqq. Auf die wörtliche Wiederkehr dieser Verse in den beiden Komödien macht Radermacher, Aristophanes' Frösche, S. 212, aufmerksam. Vgl. dort S. 209 ff. f. d. Abschnitt 'Türhüterzank' überhaupt.

f) **Ran. 465 sqq.** Aeacus, Pförtner der Hölle, öffnet dem Dionysos, den er nach seinem Aufzug für Herakles, den Kerberos = Dieb, hält, das Tor und empfängt ihn mit einem Hagel von Drohungen:

ὦ βδελυρὲ κἀναίσχυντε καὶ τολμηρὲ σέ
καὶ μαρὲ καὶ παμμίαρε καὶ μαρώτατε²³⁾ sqq.

Hiezu siehe nebenstehende (S. 150) Fußnote.

Nur ein einziges Mal, **Ar. Ach. 395/96** öffnet der Sklave des Euripides, wohl von der Erhabenheit seines Meisters beeinflusst, als dessen würdiger Diener er sich erweisen will, dem Dikaiopolis auf sein Klopfen ruhig die Türe:

Dikaiopolis: Παι, παι.

Sklave: τίς οὗτος;

Dikaiopolis: ἔνδον ἐστ' Ἐβριπίδης;

Sklave: οὐκ ἔνδον ἔνδον ἐστίν, εἰ γνῶμην ἔχεις.

So wie die griechischen Torwächter empfingen auch die römischen den Gast mit Grobheiten, die entweder kurz und vorübergehend waren oder, der Freude am Zank (vgl. die Sklavenszenen) entsprechend, bis zur ganzen Szene anschwellen.

g) **Plaut. Asin. 381 sqq.** Der kleine Sklave des Kaufmanns hat das Tor noch kaum berührt, um den Hausverwalter herauszurufen, da brüllt schon der Sklave Libanus, der ihn kommen gesehen, *quis nostras sic frangit foris?* — hier tritt aber gleich darauf eine Versöhnung ein.

h) **Bacch. 1120 sqq.** Die Schwestern Bacchis öffnen den beiden Alten Nicobolus und Philoxenus die Haustür: *quis sonitu ac tumultu tanto nominat me atque pulsata aedis?*

i) **Pseud. 594 sqq.** Der Sklave Pseudolus empfängt den geldbringenden Boten des Soldaten gleich bei der Tür mit Grobheiten. 604 sqq. *quisquis es, compendium ego te facere pulsandi volo, nam ego precator et patronus foribus processi foras.*

k) **Truc. 256 sqq.** Der Sklave Stratilax, bevor er noch die Magd Astaphium, auf die er es besonders scharf abgesehen erkannt hat:

*quis illic est, qui tam proterve nostras aedis arietat?*²⁴⁾

l) **Bacch. 573 sqq.** Der junge Pistoclerus empfängt erst den Boten des Parasiten mit Schimpf und Schmähungen, dann den Parasiten selber und wirft ihn, nachdem er ihn eine Weile

²⁴⁾ Vgl. dazu **Ar. Ran. v. 39** (s. o.).

verspottet und zum Narren gehalten hat, zur Tür hinaus *suis dictis malis*.

m) **Amph. 1021 sqq.** Dem siegreich vom Feldzug heimkehrenden Feldherrn Amphitruo bereitet der Torhüter Mercurius-Sosia, der über das ungestörte Beisammensein seines Vaters Jupiter mit Alcumena zu wachen hat, einen Empfang von unerlesener Grobheit. Statt ihn ins Haus zu lassen, verhöhnt und verspottet er ihn vom Dach aus und schickt sich sogar an, ihn durch Ziegel zu verscheuchen. Die Szene ist fragmentarisch. — Zu dieser Gruppe kann als längste Szene auch:

n) **Amph. 341 sqq.** gerechnet werden. Mercurius-Sosias scheucht den wirklichen Sosia, der das Haus seines Herrn betreten will, um dessen glückliche Heimkunft der Herrin Alcumena zu melden, nachdem er ihn lange mit Späßen, Drohungen und Beschimpfungen abzuhalten gesucht, schließlich ganz von der Tür weg. Denn es ist ihm endlich gelungen, den Sklaven zu überzeugen, daß er gar nicht jener sei, für den er sich ausgebe, sondern er selbst derjenige sei und auch schon viel früher vor dem Haus gestanden.²⁵⁾ — Ähnlich ist noch die Szene:

o) **Trin. 896 sqq.**, wo der alte Charmides den Sykophanten, den einzigen in der römischen Komödie (vgl. oben Bd. XLV, S. 214, Anm. 1), nach ausgiebiger Verspottung vom Hause, in das dieser hineinwill, wegjagt und ihn — wie in der Amphitruo-Szene — dadurch verhindert, seinem Auftrag nachzukommen.

Das **Zurückschimpfen**. An dieser Stelle möchte ich auch noch der Zurückschimpfszenen gedenken, die den eben angeführten verwandt sind: war oben der Empfang von gröblichen Worten — mitunter auch von Prügelein — begleitet gewesen, so fühlt sich hier der Weggehende verpflichtet, an Dienerschaft, Freundin, Tochter oder Gattin noch einige Bissigkeiten zu verteilen. Der Kürze halber sei es gestattet, die Szenen bloß anzuführen:

I. Der aus dem Haus tretende Mann schimpft auf seine im Haus befindliche Frau zurück, weil sie ihm überall nachspionierte²⁶⁾,

²⁵⁾ Vgl. die Szene zwischen dem vom Hause wieder weggegangenem Sklaven und seinem Herrn Amphitruo, s. o. S. 73 (1).

²⁶⁾ Hier finden wir wie auch andernorts die Ansicht geäußert, daß die Gattin, wenn sie von ihrem Mann ausreichend versorgt würde, damit zufrieden sein müsse und sich um sein Privatleben nicht weiter zu bekümmern habe. Bald legt der Dichter dem Gatten (Men. 110 sqq.), bald dem Vater der Frau (Men. 753 sqq.) diese Worte in den Mund. Der Form nach scheint dies ein τόπος zu sein.

Plaut. Men. 110 sqq., weil sie sich seinem Vorhaben, die unglücklich verheiratete Tochter wieder heimzuholen²⁷⁾, widersetzt, Men. Ep. 628 sqq. — II. Der Vater auf die unfolgsame Tochter, Ter. Hec. 623 sqq. — III. Der Liebhaber auf seine *amica*, die in die richtige Ausführung ihres Auftrags kein rechtes Vertrauen setzt, Plaut. Men. 466 sqq. — IV. Der Herr schmäht im Abgehen die faulen Sklaven, Plaut. Pseud. 130 sqq., Mil. glor. 156 sqq., Stich. 58 sqq.

Vgl. auch noch Men. Perikeir. 176 sqq., wo der Sklave Sosias, als er die geflüchtete *amica* seines Herrn nicht ausfindig machen kann, deren Magd und die Wirtsfrau mit Schmähungen überhäuft und bedroht.

9. Die *eiectio*. Neben den bisher genannten Szenen finden sich auch solche, in denen neben dem bloßen Wortstreit (mit gelegentlichem Prügelzusatz) eine Handlung einhergeht, wodurch das Spiel natürlich an Lebhaftigkeit und Zugkraft gewinnt, 'Aktionsszenen' könnte man sie nennen. An erster Stelle möchte ich die Szene setzen, wo eine Person die andere — aus mangelndem Vertrauen auf ihre Ehrlichkeit — aus dem Haus jagt oder überhaupt nicht einläßt.

a) Plaut. Aulul. 40 sqq. Der alte Geizhals Euclio will seinen versteckten Goldtopf wieder einmal — wie so oft im Tag — inspizieren. Da er aber ganz besonders mißtrauisch ist und in jedermann einen künftigen Dieb wittert, jagt er, um ungestört das Geld nachzählen zu können, die alte Dienerin Staphyla unter großem Geschrei und Beschuldigung der Spionage zur Tür hinaus. Das alte Weiblein, das keine Ahnung hat, warum es so hart angelassen und hinausgeworfen wird, erklärt, einem so jähzornigen Herrn nicht weiter dienen zu wollen.

b) Aulul. 415 sqq. Hier wirft Euclio den von seinem zukünftigen Schwager gemieteten Koch samt seinen *discipuli* als Dieb und Spion unter fürchterlichem Gezeter und unter Stockstreichen zum Haus hinaus, weil der sich unterstanden habe, in seiner Abwesenheit das Hochzeitsmahl vorzubereiten. Der zerbläute Koch²⁸⁾ gibt dem Alten die Schmähungen in ausgiebiger Weise zurück und kündigt ihm obendrein wegen Körperbeschädigung und böswilliger

²⁷⁾ Das Motiv des Heimholens selbst: Plaut. Men. 701 sqq., Merc. 700 sqq.

²⁸⁾ Ähnlich wie der Bramarbas ist auch der Koch ein Großmaul und Feigling, vgl. o. S. 143, Anm. 9.

Aneignung fremden Eigentums²⁹⁾ die Klage bei Gericht an. Und er geht auch tatsächlich zornentbrannt ab, obwohl ihn der Greis, der, als er den Goldtopf noch intakt gefunden hat, wieder ruhiger geworden ist, zurückbehalten will.

c) *Auful. 628 sqq.* Der alte Euclio ist — durch verschiedene böse *omina* gewarnt — in den Tempel der Fides, wo er eben seinen Goldtopf versteckt und dem Schutz der Göttin anvertraut hat, aufgeregt zurückgekehrt und zerrt nun unter mächtigem Spektakel den Sklaven Strobilus, der sich im Tempel versteckt gehalten hat, hervor und schleppt den Dieb ins Freie. Hier sucht er durch Prügel und gute Worte aus ihm herauszubekommen, wo er den gestohlenen Schatz habe. Doch der Sklave, der den Diebstahl noch nicht hatte ausführen können, gibt ihm, durch seine Unschuld noch ermutigt, nur kecke Antworten und hält ihn zum Narren. Schließlich läßt ihn der Alte nach erfolgter Leibesvisitation auch laufen, um seine Komplizen, die er im Tempel verborgen wähnt, festzunehmen.

d) *Men. 675 sqq.* Erotion weist ihren Liebhaber Menaechmus I., der die seiner Gattin entwendete und ihr selbst zum Geschenk gebrachte *palla* wieder zurückhaben will³⁰⁾, empört hinaus. Denn sie hat, — durch die große Ähnlichkeit zwischen den beiden Brüdern getäuscht³¹⁾, — Menaechmus II. die *palla* (allerdings zum Modernisieren) schon gegeben und fühlt sich daher durch die ihr unverständliche Reklamation äußerst beleidigt. Vergeblich sucht der den wahren Sachverhalt nicht ahnende Menaechmus I. die erzürnte *amica* zu besänftigen, sie sperrt ihn aus. Obdachlos geworden — denn auch die Gattin hat ihm den Einlaß in die Wohnung verweigert, wenn er ihr das gestohlene Kleidungsstück nicht zurückbringe — setzt er sich auf die Bank vor seinem Haus und harret der kommenden Dinge.

Vgl. dazu *Men. Sam. 154 sqq.*, wo ein junger Mann seine *amica*, die er der Untreue verdächtigt, aus dem Haus sperrt.

Der Unterschied zwischen der Plautinischen *eiectio* und der — motivisch verwandten — ‚Hinauspritschszenen‘ bei Aristophanes

²⁹⁾ Sogar das vom Koch selbst mitgebrachte Geschirr weigert sich der Alte dem Geprügelten herauszugeben, der es vor dem Weggehen zurückhaben will. Genau so verfährt *Epid. 475 sqq.* Periphanes gegenüber der Zitherspielerin, deren Instrument er zurückbehält, als er sie hinausjagt (s. o. S. 70, Nr. 5). Beide Male eilt der Geschädigte zum Richter.

³⁰⁾ Vgl. o. S. 140, Nr. 4 u. Anm. 3.

³¹⁾ Dieses Motiv ist Grundlage und Hauptreiz des ganzen Stückes, vgl. die Szenen S. 69, Nr. 1 u. S. 141, Nr. 5 u. 6.

ist letzten Endes eben der Unterschied zwischen ἀρχαία und νέα überhaupt: hatte dort die Szene einen festen Aufbau und war das Hinausgejagtwerden ganz bestimmten Typen, nämlich: Gläubiger, Sykophant und den *homines molesti* vorbehalten, so ist es in der neuen Komödie ganz anders: die Szene wird nicht mehr — zur Belustigung des Publikums — eingefügt, sondern ergibt sich im Verlauf der Handlung von selbst, sie hat keinen fixen starren Aufbau, sondern der Dichter bringt das Leben von der Gasse, wie es sich tatsächlich abspielt, auf die Bühne, endlich ist das Hinausgejagtwerden nicht mehr auf traditionelle Typen beschränkt, es kann jedermann treffen, ganz wie es die Handlung, die nunmehrige Alleinherrscherin, erfordert.

10. Noch lebendiger als die *eiectiones* sind die *Fesselungen*, reine Aktionsszenen, in denen die Handlung im Vordergrund und der Wortstreit an zweiter Stelle steht.

a) Plaut. Bacch. 799 sqq. Der alte Nicobolus ruft seine Knechte (*lorarii*) herbei, damit sie den Sklaven Chrysalus, der den jungen Haussohn zu einer Unterschlagung gegenüber dem Vater verleitet hat, fesseln und der verdienten Strafe zuführen. Der Delinquent leistet aber Widerstand und weiß geschickt — nicht umsonst ist er ein römischer Sklave — den Alten durch neue Lügen hinters Licht zu führen und sich für den Augenblick aus der Schlinge zu ziehen.

b) Capt. 659 sqq. Der gefangene Sklave Tyndarus hat mit seinem Herrn das Gewand getauscht und ihm dadurch zur Flucht verholfen. Voll Empörung über diesen Betrug befiehlt der alte Hegio seinen Knechten, den Betrüger in die Steinbrüche abzuführen. Die Treue, die er seinem Herrn erwiesen, möge dieser selbst dereinst belohnen, ihm, dem Geschädigten, stehe das Recht einer ausgiebigen Strafe für die Täuschung zu. Umsonst sucht der Sklave durch Flehen die Strafe von sich abzuwenden, während er noch die Treue gegen den Herrn als höchstes Gut preist, führen ihn die *lorarii* in die gefürchteten Steinbrüche ab.

c) Men. 990 sqq. Menaechmus dem I., der, des Wahnsinns verdächtigt, auf Veranlassung der Gattin Menaechmus' II., die ihn für ihren Mann hält, bereits in das ärztliche Ordinationszimmer geschleppt werden soll, eilt der Sklave Menaechmus' II. zu Hilfe, da er, ebenfalls durch die große Ähnlichkeit getäuscht, den Bedrängten für seinen eigenen Herrn ansieht. Zornentbrannt darüber, daß ein freier Bürger am helllichten Tage auf offener Straße solchen

Vergewaltigungen ausgesetzt sei, spricht er zuerst seinem vermeintlichen Herrn Mut zu, sich tüchtig zur Wehr zu setzen, und greift dann sofort kräftig ein, in kurzem gelingt es ihm, durch eine reichliche Tracht von Faustschlägen und Fußtritten die *lorarii* — arg zerbläut — zu verjagen und Menaechmus I. zu befreien.

d) Rud. 611 sqq. Der Kuppler Labrax will seine beiden Sklavinnen vom Altar der Venus, wohin sie sich nach dem Schiffbruch Schutz flehend geflüchtet, wegholen, froh, sie nach langem Suchen endlich gefunden zu haben, wird aber vom alten Daemones daran gehindert, der seine Knechte herbeiruft, damit sie den Kuppler fesseln. Dieser wehrt sich jedoch und verlangt unter Schmähungen und Drohungen sein ‚bloßes Recht‘. Trotz seines Sträubens wird er aber an eine Säule gebunden und die ihn bewachenden Knechte verspotten den Rasenden. Zu guter Letzt eilt noch der Liebhaber des einen der beiden Mädchen herbei und fordert den *leno*, der ihn um sein Angeld betrogen hat, vor Gericht.

Das Thema ist also überall das gleiche:³²⁾ ein Delinquent — oder unschuldig Angegriffener — soll durch eigens zu diesem Zweck herbeigeholte Prügelnknechte gebunden und abgeführt werden, wehrt sich aber mehr oder weniger erfolglos, woraus mitunter eine wirkliche Prügelszene (Men. 990 ff.) entstehen kann. Das Motiv ist, wie schon oben gesagt wurde, nicht Erfindung der neuen Komödie, sondern sehr alt, es findet sich bereits bei Aristophanes Ran. 605 sqq. (s. o. Bd. XLV, S. 37, Anm. 2 und S. 46). Nach der unheilverkündenden Empfangsrede, die Aeacus, 465 sqq. dem als Herakles verkleideten Dionysos beim Tor der Unterwelt gehalten hat, stürzt er fort, die Prügelnknechte zur Fesselung des vermeintlichen Kerberosdiebs zu holen. V. 605 treten die üblichen drei auch richtig auf und die Handlung beginnt.

Ein an die bisher genannten Szenen anklingendes Motiv: eine gewaltsame Entführung eines Mädchens aus dem Haus des *leno* bieten:

Ter. Ad. 155 sqq. Der Kuppler Sannio macht dem jungen Aeschinus, der, von seinem Sklaven Parmeno unterstützt, eine seiner Sklavinnen ihm gewalttätig entführt hat und mit ihr nun auf sein Haus zusteuert, hinter der Gruppe herlaufend, eindring-

³²⁾ Gemeinsam allen diesen Szenen sind immer wiederkehrende typische Ausdrucksweisen, vgl. Bacch. 822 sqq., Capt. 667, 721, 729, 733, Men. 992, 995, Rud. 611 sqq. Und es werden auch immer die typischen *lorarii* (gewöhnlich sind es mehrere, vgl. o. Bd. XLV, S. 37) zur Exekution herbeigerufen.

liche Vorstellungen und ruft die Nachbarn zur Hilfe herbei. Doch nützt ihm dies alles nichts, er bekommt sogar Prügel, als er sich zu nahe an die Gruppe heranwagt, um das Mädchen mit Gewalt an sich zu reißen. Vor seinem Haus angekommen, fragt der Jüngling den Kuppler, ob er 20 Minen als Entschädigung anzunehmen geneigt sei, oder, falls er sich weigere, leer auszugehen vorziehe und geht hinein, das Geld zu holen.³³⁾

Neben den Fesselungen ist als echte Aktionsszene die Hausbelagerung auf offener Bühne zu nennen, auch dieses Motiv von Aristophanes übernommen, der in den Vesp. 453 sqq. den Chor, als er durch Worte die Befreiung Philokleons nicht durchzusetzen vermag, zum offenen Angriff auf Bdelykleons Haus übergehen läßt. Vgl. dazu auch Ar. Lys. 387 sqq., wo der Senator sein Skythenheer gegen die von den Frauen besetzte Burg anrücken läßt. Die kümmerlichen Überreste der antiken Komödie haben uns keine weiteren derartigen Szenen aus der *véα* bewahrt, als

Ter. Eun. 771 sqq. Der Soldat Thraso rückt mit einer Schar von Sklaven vor das Haus seiner *amica* Thais, von der er, erzürnt über ihre vermeintliche Untreue, das junge Mädchen, das er ihr erst kürzlich zum Geschenk gemacht, vergeblich zurückverlangt hat, um sich nun sein Eigentum mit Gewalt zu verschaffen. Ihm stellt sich der Bürger Chremes mit Thais entgegen und erklärt das Mädchen für seine leibliche Schwester. Nach einem hitzig-komischen Zankintermezzo zwischen Chremes und dem aufgeblasenen Parasiten des *miles* entläßt der Soldat mit Verzicht auf weitere kriegerische Aktionen sein ‚ruhmreiches Heer‘.

Vergleichen wir die Streitszenen der alten und neuen Komödie, so gelangen wir zu folgendem Ergebnis: Von den drei Arten, in die sich die Streitszenen der *ἀρχαία* einordnen ließen, findet sich in der *véα* der Streit zwischen Chor und Schauspieler naturgemäß gar nicht,³⁴⁾ der zwischen zwei Schauspielern um ein Problem nur in sehr beschränktem Maße vor, freilich in allen drei Unterabteilungen: als Primatstreit, als Rechtsstreit und als polizeiliche Untersuchung.

³³⁾ Ein solches edelmütiges Verhalten des *adolescens amans* dem *leno* gegenüber wäre bei Plautus ganz ausgeschlossen, der dem *leno* keinen Heller, dagegen eine Tracht Prügel gegeben hätte. Terenz aber ist immer vornehm und gerecht: *suum cuique*, sogar einem *leno*.

³⁴⁾ Vgl. o. Bd. XLV, S. 37.

Wirklich weitergelebt und neue Blüten getrieben hat allein die dritte Gruppe: der Zank um Dinge des Alltags. Die Zahl der übernommenen Motive ist hier gering. Zumeist gestaltet der römische Dichter neue Stoffe, die er teils der heimischen Posse entnommen, teils dem Leben seiner Zeit abgelauscht haben mag.³⁶⁾

Ist daher **motivisch** immerhin eine gewisse Beeinflussung der neuen Komödie durch die alte zu konstatieren, so weisen sie in formaler Hinsicht gar keine Verwandtschaft auf. Denn wie die altattische Komödie, die mit dem Tod ihres großen Dichters und dem Untergang der Macht Athens abbricht, ein Kind ihrer Zeit, ihres Milieus war, so ist es auch die neue. Diese Zeit aber träumt nicht mehr von Heldenruhm und betrachtet die Dichtung nicht als Kunstwerk — sie findet ihr Genügen in der wahrheitsgetreuen Schilderung des täglichen Lebens.

Der feststehende Schematismus, dem bei Aristophanes sogar die Zankszene unterworfen war, fehlt der römischen Streitszene ganz. Es fehlt aber auch der traditionelle fixe Aufbau des ganzen Stückes, in dem jede Szene ihren bestimmten Platz, ihre bestimmte Rolle zu erfüllen hatte. Frei und unbehindert läuft die Handlung dahin, das Thema allein beherrscht den Aufbau.

Aber nicht nur *ἀρχαία* und *νέα* weichen voneinander ab, auch innerhalb der römischen Komödie selbst lassen sich gewisse Verschiedenheiten aufzeigen: Plautus ist der Dichter der *plebs Romana*. Er begnügt sich nicht damit, das griechische Original zu übersetzen, sondern er ändert seine Vorlage, um sie römischen Geschmack und römischen Verhältnissen anzupassen, nicht selten fügt er neue Partien hinzu. Seine Figuren — alte traditionelle Typen, aber auch neu hinzugekommene, vor allem der schlaue, findige, jeder Situation gewachsene Sklave — sind durchaus lebenswahre Gestalten von großer dramatischer Wirkung. Die witzige und humorvolle Handlung soll einzig und allein der Unterhaltung der Zuschauer dienen. Diesen Zweck haben auch die typischen, immer wiederkehrenden Streitszenen, die sicherlich große

³⁶⁾ Was der Dichter der *νέα* an Motiven aus der *ἀρχαία* übernimmt, sind durchaus alte, volkstümliche Stoffe, älter als Aristophanes, der sie selbst aus dem Schatz volkstümlicher Poesie seiner Zeit — der sizil. Fabeldichtung (Epicharm), der dorischen Posse (vgl. das archäolog. Material bei Körte, Griech. Kom.) und nicht zuletzt einheimisch-attischer Dichtung selbst — geholt hat. Diese leben fort und werden auch später immer wieder aufgegriffen, mögen auch Inhalt und Form des Dramas — dem veränderten Geschmack entsprechend — erheblichen Schwankungen ausgesetzt sein.

Zugkraft besessen haben und auch auf uns ihre Wirkung nicht verfehlen, trotz der 2000 Jahre, die dazwischen liegen.

Terenz hingegen, der feine, vornehme Dichter der *nobilitas*, übersetzt das griechische Original treu und gewissenhaft, ohne es umzudichten. Ändert er wirklich einmal, so geschieht dies nur, um die Charaktere der handelnden Personen zu verbessern, auf ein höheres Niveau zu heben. Denn ihm ist nicht Belustigung und Unterhaltung des Publikums — freilich war sein Kreis ein ganz anderer — der Hauptzweck, sondern er will erziehen. Vor Lärm und Gewalttat schreckt er zurück. Jene alten beliebten Spektakelszenen, die Plautus immer wieder bringt, fehlen gänzlich. Findet sich aber doch einmal ein derartiges Motiv, dann ist es ganz verblaßt.³⁶⁾ Sehr reich ist nur die Vorwurfsszene vertreten: der Herr schilt den Diener, der *adulescens amans* den vermeintlichen Nebenbuhler, der ‚Sittenrichter‘ seines Nächsten nicht einwandfreien Lebenswandel u. dgl. m. Denn hier ist Terenz in seinem Element, ethische Fragen und Probleme rollt er am liebsten auf und dazu bieten ihm besonders die Streitszenen Gelegenheit.

Steht so Terenz durch Wahl und Behandlung des Stoffes auf einer höheren Stufe, — die dramatische Kraft eines Plautus hat er nirgends erreicht.

Wien.

ADELGARD PERKMANN.

Die literarische Persönlichkeit des P. Terentius Varro Atacinus.

Anlässlich der Neuausgabe der Baehrens'schen *Fragmenta Poetarum Romanorum*, Leipzig 1886, durch Willy Morel, *Fragmenta Poetarum Latinorum*, Leipzig (Teubner) 1927, sei es gestattet, einen wenig beachteten Dichter zu behandeln, der bei Morel nach strenger Sichtung doch mit der stattlichen Anzahl von 23 Fragmenten mit zirka 46 Versen vertreten ist — P. Terentius Varro aus Atax in Gallien. Sein literarisches Profil wurde in den älteren Arbeiten kurz skizziert¹⁾,

³⁶⁾ Vgl. die Szenen Phorm. 330 sqq., Eun. 771 sqq.

¹⁾ F. Wüllner, *Comment. de P. Terenti Varronis Atacini vita et scriptis*, Münster 1829. — R. Unger, *Epistola de Varrone Atacino*, Progr. Friedland 1861.

durch die bekannten Hinweise in den Handbüchern gestreift²⁾, „P. Terentius Varro, der überhaupt eine Zwischenstellung zwischen der alten und der neuen Richtung einnahm“ – sagt E. Norden in großem Überblick a. a. O. von ihm. Diese Zwischenstellung oder vielmehr diese Entwicklung und ihr Werden im einzelnen zu beleuchten, soll eine möglichst genaue Stilkritik der vorhandenen Verse versuchen. Wir legen im Ganzen Morels Text zu Grunde³⁾ und haben zu zeigen, inwiefern – inhaltlich und technisch – die Kunst des Varro von Atax der archaischen nahestand, die in der Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. eben noch in bedeutenden Werken ihre Lebenskraft bewies (Ciceros *Aratea*, Lucretius Carus „*De rerum natura*“ u. s. w.), welche Symptome aber den Einfluß der Neoteriker an ihm zeigen, die gerade damals als eine Gruppe revolutionärer, junger Talente, geschart um ihren Führer „*Cato grammaticus, Latina Siren*“ in den Vordergrund des literarischen Lebens getreten waren.

²⁾ Vgl. E. Norden, *Komment. zu Vergils Aeneis Buch 6*, p. 127, *Schanz-Hosius, Röm. Literaturgeschichte II*⁴, p. 312, *Teuffel, Röm. Literatur I*⁴, p. 510.

³⁾ Vgl. die textkritische Anmerkung.

Textkritische Anmerkung. ⁴⁾

⁴⁾ An zwei Stellen müssen wir textkritisch von Morel abweichen und erhoffen uns gerade dadurch auch methodische Einblicke in das Schaffen des Varro von Atax: Fragment 3. Baehrens brachte den Text des Servius mit der Änderung des Salmasius: Statt *scindere dicta* . . . *edit in Dicta*. Morel nimmt den Text des Servius wieder auf und schreibt *scindere dicta*. Die Unverständlichkeit der Worte *scindere dicta* hat seit alters die Philologen beunruhigt und alle schlossen sich der Konjekture des Salmasius an bis auf Thilo, der den Text mit den Worten halten zu können glaubt „*haud scio an defendi possit ut vehementissima manuum compulsio partus dolore effecta intelligatur*“. Diese Erklärung aber erscheint so unbefriedigend, daß ich nicht glauben kann, Morel baue darauf auf. Ich möchte den Text von Baehrens halten, und zwar mit folgender Begründung: Schon die verschiedenartige Schreibung des Wortes *Oaxida* (Baehrens), *Oeaxida* (Morel), die zurückgeht auf zwei verschiedenartige Scholiastenschreibungen zu Apoll. Rhod. ad I 1131, wobei ausdrücklich bemerkt wird ἔδει δὲ εἶπαι Ὀαξιίδος προσετέθη δὲ τὸ ι (von Apollonius) und zu Apoll. Rhod. 1126 Οιαξιίδος zeigt uns, daß Apoll. Rhod. hier von verschiedenen Scholiasten kommentiert wird und daß Varro von Atax, der laut Servius *Oaxida* schreibt, sich an den Scholiasten zu v. 1131 hält. Auch die Vorstellung von der Geburt, um die es sich hier handelt, ist bei beiden Scholiasten verschieden. Schol. zu v. 1126 sagt ὄρι δὲ

νύμφη τις Οιαξίδος γῆς δραξαμένη τοὺς καλουμένους Ἰδαίους Δακτύλους ἐποίησεν παρὰ Σησιμβρότου εἰληψε καὶ ὅτι διὰ τῶν χειρῶν διερρήσαν, Δακτύλους κληθῆναι und gibt damit die Vorstellung des Stesimbrotos, der auch Apollonius sich anschließt, die Nymphe habe Erde von Oiaxis ergriffen und daraus mit den Händen die Daktylen gebildet. — Zu dieser Vorstellung paßt nun aber die Wendung „magno partus adducta dolore“ bei Varro von Atax gar nicht, da sie doch offenbar ein Gebären aus dem Leibe der Mutter unter Wehen der Geburt andeutet. Hingegen entspricht diese Wendung ganz der Bemerkung des Schol. zu v. 1131 s. v. δραξαμένη: ἔθος ἐστί ταις κνοούσαις τῶν παρακεμένων λαμβάνεσθαι καὶ ἀποκουφίζειν ἐαυτὰς τῶν ἀλγηδόνων, ὡς καὶ Λητώ ἐλάβετο τοῦ φοίνικος „die Gebärenden erleichtern sich die Geburtswehen dadurch, daß sie nach etwas greifen wie Leto nach der Palme“, womit „capiens tellurem“ und „magno partus adducta dolore“ ausgezeichnet zusammengehen. Aus all dem sehen wir deutlich, daß Varro von Atax sich hier nicht an Apollonius, sondern an den Scholiasten zu V. 1131 hält, der seinerseits das Wort des Apoll. δραξαμένη mißverstanden hat und an Geburtswehen denkt. Genau diese Vorstellung übernimmt Varro. Darum gehört hierher das *edidit in Dicta*, welches die wirkliche Geburt andeutet und zu den Worten des Scholiasten ad v. 1131 paßt. Ebenso ist auch hier „Oaxida“ mit Baehrens zu halten. — Aus dieser offenbaren Anlehnung an die Scholien zu Apollonius Rhod. lernen wir auch, daß die Scholien zu Apollonius jedenfalls älter sind als die Argonauten des Varro von Atax. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf hat daraus, daß Valerius Flaccus in seiner Bearbeitung der Argonautica des Apollonius jene mythographische Scholienweiseheit benützt, die uns noch heute vorliegt, als Terminus ante quem für eine kommentierte Apolloniusausgabe die flavische Zeit angesetzt (v. Wilamowitz, Einleitung in die griechische Tragödie, p. 167, vgl. auch E. Schwartz, De Dionysio Scytobrachione 34). Wir können nun die Datierung der Scholien bis auf die Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. zurückführen, jedenfalls vor die Argonauten des Varro Atacinus. — Durch das Vorhandensein des damals offenbar neuen Kommentars zu Apollonius wird es auch begreiflich, daß Varro sich mit seinem zunächst mühseligen Griechisch an diesen schweren Autor heranwagen konnte. (Mündliche Bemerkung A. Kappelmachers.) — Fragment 7 (bei Baehrens 24) lautet bei Morel: „Huic similis curis expe(r)dita lamentatur“ (mit coniciertem r), bei Baehrens: „Huic similis curis expedita lamentatur“ nach dem Text des Servius. Baehrens rechnete das Fragment etwas willkürlich unter die „Elegiae“ des Varro. Aber schon Buecheler hatte Jahrbücher für Philologie 93, 1866, 610 (Kleine Schriften I 624) den Vers in das dritte Buch der Argonauten eingereiht. Im Hermes 61, 1926, 234 identifiziert Morel den Vers mit Ap. Rhod. Arg. III 664 τῆ ἰκέλη Μήδεια κινόπερο und wählt als seine endgiltige Form *expe(r)dita*. Die Identifizierung mit Ap. Rhod. Arg. III 664 hatte auch ich in meiner Doktorarbeit, die der Grazer Universität 1919 vorgelegt wurde, durchgeführt, aber das Wort *expersgita* eingesetzt. Zwar hat Morel gezeigt, daß das Wort *expersdere* in der Latinität vorkommt, während Buecheler noch daran gezweifelt hatte. Doch wenn wir den ganzen Zusammenhang der Stelle betrachten, etwa angefangen von Arg. lib. III v. 616ff., so lesen wir die Schilderung, wie Medea gepeinigt von Leidenschaft für Jason des Nachts mit einem Schrei erwacht (v. 632) sqq.

... τὴν δ' ὄπνος ἀμα κλαγγῇ μετέηκεν. παλλομένη δ' ἀνόρουσε φόβῳ . . .
 wie sie hin- und hergeworfen wird zwischen Sehnsucht und Scham und ihr Los
 beklagt v. 656 ὡς δ' ὅτε τις νόμφη θαλερὸν πόσιν ἐν θαλάμοισιν μέρεται φ
 μιν ὄπασσαν ἀδελφοί ἤδὲ τοκῆς und v. 664 τῇ ἰκέλη Μήδεια κινύρετο,
 das beinahe wörtlich übersetzt wird durch unser „huic similis lamentatur“,
 während die zwei Worte „curis expergita“ deutlichst auf das Erwachen aus
 sorgenvollem Traum von v. 632 zurückgreifen. Wir schreiben also nicht, wie
 Morel will, *expe(r)ditā*, sondern *expurgita*. Vgl. dazu Lucretius III 926
 und Apul. Apol., p. 302.

Stilkritische Untersuchung der Fragmente.

A. Varro und die archaische Tradition.

α) Abhängigkeit von Ennius.

1. in Versen, 2. in Worten.

β) Abhängigkeit von der archaischen Technik im allgemeinen.

1. Bau des Verses.

x) semiseptenaria, y) spondeus primi pedis.

2. Verhältnis von Wort und Vers.

x) Periode und Vers, y) indifferente Worte am
Versende, z) schließendes Monosyllabon.

3. Gegenseitiges Verhältnis der Worte im Verse.

x) similiter incipiens, y) similiter cadens.

4. Einzelnes: x) archaische Umstellung der Praeposition,

y) *satus Clytio*, z) Endung Nauplion.

α) Varros Abhängigkeit von Ennius.

1. in Versen.

Daß Varro sich selbst mit Deutlichkeit zur Nachfolge des
 Ennius bekennt, ersehen wir aus der Übernahme des Ennianischen
 Verses Frg. 11⁵⁾, dessen spezifisch archaischer Charakter durch
 die Synzese bei *semianimes*⁶⁾ und durch den Gebrauch von
*micant*⁷⁾ betont wird.

⁵⁾ Vgl. Serv. zu Aen. X 396.

⁶⁾ Vgl. Hephaist. Endh. 2 τρόπος τῆς συνεκφωνήσεως; vgl. Lachmann zu
 Lukrez I 1106, II 716, H. Mirgel, De synaloephis et caesuris in versu hexam.
 Lat., Gött. Diss. 1910, E. Norden a. a. O., p. 130/31.

⁷⁾ Usener, Rh. M. 49, p. 465 ff., 53, p. 347, Norden a. a. O., p. 115.

2. in Worten.

Wir finden in Frg. 8 die Wortform *composta*, deren Synkope Ennianisch⁸⁾ ist und von der Technik der Neoteriker abgelehnt wird.

In die Alliteration stellt er *magnus* (Frg. 20) wie Ennius es gerne tat.⁹⁾ Vielleicht ist auch das *studio certare lavandi* aus Frg. 22 mit Ennius Ann. 445 *extollere certare* in Verbindung zu bringen.

β) Abhängigkeit von der archaischen Technik im allgemeinen.

Andere spezifisch archaische Merkmale der Technik des Varro gehen letzten Endes zum großen Teil auch auf Ennius zurück, doch liegt dies hier nicht so deutlich zu Tage wie in Abt. α.

1. Bau des Verses.

x) Semiseptenaria.

Der Hexameter des Varro Atacinus ist normal gebaut, vorwiegend männliche Zäsur, weibliche in Frg. 22 v. 7; man hat fast den Eindruck, als sollte hier tonmalerisch langsamerer Rhythmus, schleppendes Tragen angedeutet werden.

Auffallend ist in Frg. 8 die sowohl durch Rhythmus als durch Sinn hier geforderte semiseptenaria *canes urbesque*, die die Neoteriker in ihrem Hexameter grundsätzlich mieden und die überhaupt die quantitativ seltenste Zäsur des lateinischen Hexameters ist.¹⁰⁾

y) Spondeus primi pedis.

Auch finden wir den Spondeus im ersten Fuße mit folgender Diärese, den Ennius des öfteren anwendet, die ent-

⁸⁾ Daß *repostos* aus Ennius stammt, bezeugt Servius zu Aen. I 26. Hauptvertreter für diese Formen ist Lukrez, vgl. darüber Norden a. a. O., p. 127, der dann weiter ausführt: „Im Gegensatz zu Lukrez verpönen die Neoteriker diese Formen (Catull hat sie sogar nicht in den kleinen Gedichten, wo er sonst Synkope nicht meidet), nur Varro der Ataciner hat sie . . .“ Über die synkoptierten Formen der Composita von *ponere* bei Vergil vgl. K. Wotke, Wiener Stud. VIII 1886, 146. S. auch Horaz Ep. 9, 1: *repostum*, archaisierend, *sermo familiaris*.

⁹⁾ Norden a. a. O., p. 264 führt Beispiele an: Ann. 301, 445, 569, Tr. 50, 288.

¹⁰⁾ Vgl. W. Meyer, Sitzungsber. d. Münchner Akademie d. Wiss. 1884, p. 1049 und E. Norden a. a. O., p. 151.

wickeltere Technik der Neoteriker hingegen als stark retardierendes Moment ablehnt, in den verhältnismäßig wenigen Versen des Varro mehrere Male:¹¹⁾

Frg. 5 te nunc Frg. 10 tum te Frg. 22 et bos
und im Eigennamen (wodurch die Sache etwas an Auffälligkeit verliert): Frg. 1 Lernum.

2. Verhältnis von Wort und Vers.

x) Periode und Vers.

Ennius und Lukrez banden in ihrer Praxis die Interpunktionen nicht ans Versende, sondern ließen sie auch im Versinnern zu. Die Neoteriker hoben diese Freiheit auf und waren peinlich bemüht, den einzelnen Vers inhaltlich selbständig zu machen.¹²⁾

Bei Varro Atacinus finden wir Interpunktionen im Versinnern wahrscheinlich Frg. 3 edidit in Dicta
und Frg. 12 feta feris Libye, sicher Frg. 15 iacet tellus.

y) Indifferente Worte am Versende.

Der archaischen Verknüpfung mehrerer Hexameter zu einer Periode entsprach es auch, daß das im lateinischen Vers seit je übliche Bemühen, dem gegen Schluß des Verses zu fallenden Rhythmus durch prägnante Worte ein Gegengewicht zu geben, also Pronomina, Partikeln, Konjunktionen u. ähnl. an dieser Stelle zu vermeiden, lange nicht so ausgeprägt war wie bei den Neoterikern, die indifferente Worte am Schluß ihrer selbständig gebauten Verse gänzlich ablehnen.¹³⁾

Varro bringt Frg. 1, Vers 2 . . . *ex se* am Versende.

z) Schließendes Monosyllabon.

Wichtig ist uns dieses Versende *ex se* auch mit Rücksicht auf die zwei Monosyllaba, die es bilden. Monosyllabon post Monosyll. findet sich bei

Ennius und Lukrez	1 : 100
Cicero	0,3 : 100
Catull im Epyll.	0 : 100 ¹⁴⁾ .

¹¹⁾ Vgl. E. Norden a. a. O., p. 435, Phil. Wagner, *Quaest. Vergil. XIII*, und Rothstein, *Festschrift für Vahlen*, Berlin 1900, p. 521 f. Über die Metrik der Ennius vgl. auch A. Kappelmacher, *Literatur d. Römer*, p. 84.

¹²⁾ Vgl. Norden a. a. O., p. 387, Draßmann, *Hermes* 43 (1908), p. 413 ff., Kvičala, *Neue Beiträge zur Erklärung der Aeneis*, Prag 1884.

¹³⁾ Vgl. Norden a. a. O., p. 400.

¹⁴⁾ Vgl. Norden a. a. O., p. 448.

3. Gegenseitiges Verhältniß der Worte im Verse.

x) *similiter incipiens* (παρήχησις).

Die Alliteration, das beliebte Kunstmittel des altlateinischen Verses, das Ennius und Plautus so gerne anwenden, wurde eben deshalb von der neoterischen Schule im großen Ganzen abgelehnt,¹⁵⁾ obwohl es sich auch im Griechischen findet.¹⁶⁾

Varro hat es in ausgiebigem Maße benützt:

Frg. 3	v. 1	adducta dolore
	v. 3	edidit in Dicta
Frg. 10		tum te flagranti flumine . . . Phaethon
Frg. 12		feta feris
Frg. 13		Pars Parthorum (?)
Frg. 15		solis stationem — sidera septem
Frg. 20	v. 1	magna minor
		arbore — harundo
Frg. 22	v. 1	tum pelagi — tardaeque paludis
	v. 2	cernere — certare
Frg. 23		deinde — dulcis.

y) *similiter cadens* (ὁμοιόπτωτον).

Das *similiter cadens*, das in antiker Theorie bald als *vitium*,¹⁷⁾ bald als *virtus*¹⁸⁾ angesehen wird, haben Ennius und Lukrez nicht vermieden, auch Cicero hat es in den *Aratea* angewandt, archaischer Praxis entsprechend.¹⁹⁾ Die Neoteriker hatten sich davon ferne²⁰⁾. Bei Varro finden wir es verhältnismäßig häufig angewendet.

Frg. 7		similis curis
Frg. 16	v. 1	aethereis zonis — orbis
	v. 2	imas hiemes — calores
Frg. 19		Oceano, Libyco — Nilo
Frg. 23		dulcis levis — saporis.

¹⁵⁾ Trotz besonderer Fälle von Anwendung wie in Catulls Attisgedicht und in zahlreichen der *nugae* wird man diesen Ausspruch berechtigt finden, wenn man die Häufigkeit der älteren Anwendung dazu ins Verhältniß setzt.

¹⁶⁾ Vgl. Wilamowitz, *Adonis* 13, 1, vgl. auch Norden, *Antike Kunstprosa* I 59, 1.

¹⁷⁾ Auctor ad Herenn. IV 12, 18.

¹⁸⁾ Auctor ad Herenn. IV 20, 28, vgl. auch Ph. Wagner in Heynes *Vergil* IV⁴, p. 549.

¹⁹⁾ Z. B. Ar. 310 *implexus tribus orbibus unus u. a.*

²⁰⁾ Vgl. überhaupt Norden a. a. O., p. 405/07.

4. Einzelheiten.

x) Archaische Umstellung zweisilbiger Präpositionen.
Die Inversion zweisilbiger Präpositionen ist in Ciceros Aratea nachweisbar:

has inter — hanc propter, u. a. dann besonders bei Lukrez. Daß sie, was auch wegen der Übereinstimmung von Cicero, Lukrez und Vergil wahrscheinlich ist, schon bei Ennius vorkam, zeigen Plautinische und Terenzische Beispiele.²¹⁾

Es wird kein Zufall sein, daß die Inversion Frg. 16 v. 3 *sic terrae extremas inter mediamque coluntur* mit der genannten, aus Ciceros Aratea starke Ähnlichkeit zeigt. Zwar hat Varro, wie später zu zeigen sein wird, seine Aratübersetzung nach der Chorographie geschrieben, doch hat er die Aratea Ciceros, die ja längst bekannt waren, wohl auch schon früher gelesen.

y) *satus Clytio*. Frg. 1 v 2.

Diese Wendung wurde als archaisch empfunden. Vgl. Vergil Aen. VIII 36: *O sate gente deum*.

z) Griechischer Akkusativ -on bei Eigennamen.

Frg. 1 zeigt neben der lateinischen Endung des Akkusativs *Lernum* — die griechische *Nauplion*.

Sniehotta²²⁾ hat gezeigt, daß diese Namensform bei Früheren und Späteren oft, nie jedoch bei Neoterikern auftritt.

B. Varro und die neoterische Technik.

α) Bau des Verses.

x) spondeiazontes, y) Adonius.

β) Verhältnis von Wort und Vers.

x) Umrahmung durch Substantiv und Adjektiv (resp. zwei Verb.), Prinzip der Wortsymmetrie,

y) Verteilung von zwei Substantiven und Attributen über den Vers (Prinzip der Konzinnität).

γ) Einzelheiten.: x) Apostrophe (προσφώνησις),

y) Traiectio der particula copulativa, z) *geminis*.

Der starken Abhängigkeit Varros von archaischer Technik, wie sie sich aus dem vorstehenden Überblick ergibt, können wir

²¹⁾ Vgl. Norden a. a. O., p. 226/27 und E. Hauler zu Tec. Phorm. v. 427, 524.

²²⁾ Sniehotta, De vocum Graecarum apud poetas Latinos dactyl. ab Enni usque ad Ovidi temp. usu. Diss. Breslau 1903, p. 24.

jedoch eine nicht unbedeutende Beeinflussung durch neoterisches Gut entgegenstellen, die sich im einzelnen durch das folgende charakterisiert:

α) Bau des Verses.

x) Spondeiazontes.

Als eines der wichtigsten Kriterien für die prinzipielle Einstellung eines Dichters jener Epoche müssen wir seine Haltung gegenüber dem Versus spondiacus ansehen. Wenn Ennius und der jüngere Lukrez (Buch I – V) den Spondeus des 5. Fußes weder suchen noch meiden, brachte die neoterische Schule ihm eine Sympathie entgegen, die so auffällig betont war,²³⁾ daß, wer auf nichtneoterischer Seite stand, von da ab sich beß, den Versus spondiacus auszuschalten. Wir sehen, daß der ältere Lukrez (im VI. Buch) überhaupt keinen spondeus quinti pedis mehr hat,²⁴⁾ daß Cicero in seiner Abneigung gegen die Neoteriker in der Übersetzung des Arat, der selbst zahlreiche Spondeiazonten hat, nur ein einziges Mal Ar. 3 *Orionis* bei einem Eigennamen dem Spondiacus nicht ausweichen kann.

Varro Atacinus zeigt dagegen in Frg. 5

hortantes „o Phoebe“ et „ieie“ **conclamarunt**

und in Frg. 7

huic similis curis expergita **lamentatur**

Spondeiazontes.

Und nicht nur in der Tatsache, sondern auch in der Art der Anwendung hat er von den Neoterikern gelernt.

Als die Alexandriner die Anwendung des versus spondiacus gegenüber Homer so auffällig steigerten,²⁵⁾ taten sie es vor allem aus Vorliebe für den weichen Tonfall, erst in zweiter Linie trat das Moment der Stimmungsmalerei hinzu.²⁶⁾

Diesen Faktor nun hoben die Neoteriker stärker hervor. So malt der Spondiacus bei Catull 64, 15 Bewunderung, 68, 44 Pracht, 68, 15 und 76, 15 Schmerz²⁷⁾.

²³⁾ Vgl. Cic. ad Att. VII 2, vgl. Haupt, Belger p. 204f. und überh. Norden a. a. O. p. 441.

²⁴⁾ Vgl. Paulson, Lukrezstudien, Goeteborg 1897.

²⁵⁾ Genaue Angaben über das Verhältnis der Spondeiazontes zu der Gesamtzahl der Verse vgl. bei A. Ludwig, De hexamet. poet. Graecor. spond., Halle 1866.

²⁶⁾ Vgl. Norden a. a. O., p. 442.

²⁷⁾ Vgl. Norden, p. 444/45.

Ebenso ist er bei Varro Frg. 5 als Malerei der Bewunderung, Frg. 7 als Charakteristik des Schmerzes zu verstehen.

y) Adonius.

Es sei darauf hingewiesen, daß Varro Frg. 10 — wieder in malender Absicht — den Adonius: *fulmine, Phaethon* wie Vergil VI 31 *Icare haberes* an den Ausgang des Klageverses setzt, wie die Neoteriker dies liebten.²⁹⁾

β) Verhältnis von Wort und Vers.

x) Umrahmung des Verses durch Substantiv und Attribut, bzw. zwei prädikative Verba (Prinzip der Wortsymmetrie).

Die Erscheinung, daß der Vers von Substantiv und Attribut, beziehungsweise auch von Verb zu Verb förmlich umrahmt ist²⁹⁾, die wir häufig in der neoterischen Dichtung treffen,³⁰⁾ erweist sich als bewußt gewählte artistische Figur durch einen Vergleich mit der Praxis des Ennius und Lukrez, wo derlei sich selten findet; Varro hingegen zeigt:

Attribut und Substantiv

Frg. 20 *Indica non magna minor arbore crescit harundo,
dulcia cui nequeant suco contendere mella*

Verben (Homoioptota)

Frg. 8 *Desierant latrare canes urbesque silebant.*

y) Verteilung von zwei Substantiven und Attributen über den Vers (Prinzip der Konzinnität).

Wir sehen ferner in neoterischer Dichtung mit offenkundiger Absicht die Regel durchgeführt:³¹⁾ „hat von zwei im Vers auftretenden Substantiven eines ein Attribut, so bekommt das andere auch eines“.³²⁾

Bei Ennius ist von solchem Bestreben nichts zu merken, bei Catull hingegen ergeben die 408 Verse des Epyllions 58 Beispiele.

²⁹⁾ Vgl. Norden, p. 122.

³⁰⁾ Vgl. Norden a. a. O., p. 391.

³¹⁾ Vgl. Kvičala a. a. O., p. 275 ff.

³²⁾ Vgl. Norden a. a. O., p. 394 ff.

³³⁾ Vgl. Fr. Caspari, *De ratione quae inter Vergilium et Lucanum intercedat*. Diss. Leipzig 1908 (besonders auch über die hellenistischen Vorbilder dieser Erscheinung).

Die Art der Verteilung im Verse ist meist

a b A B
oder a b B A (chiastisch).

Wir finden nun bei Varro von Atax

Frg. 3 magno Andiale — adducta dolore
a B b A

geminis tellurem Oaxida palmis
a B b A

Frg. 5 te Coryciae tendentem Nymphae
A b a B

Frg. 9 torta caput angue revinctum
a B A b

Frg. 10 te flagranti deiectum fulmine
A b a B

Frg. 22 naribus aerium patulis odorem
A b a B

Wir sehen also, Varro spart nicht mit Anwendung der Ornamente und läßt die Stellung der einzelnen Glieder stark variieren.

γ) Einzelheiten.

x) Apostrophe (προσφωνησις).

Die Apostrophe, die als dichterische Figur in altgriechischer Poesie durch den Zusammenhang motiviert zu sein pflegt, dient in der rhetorischen Poesie der Späteren meist nur dem Ausdruck subjektiver Anteilnahme und kam so zu den Römern, die seit der neoterischen Dichtung stark davon Gebrauch gemacht haben.³⁵⁾

Varro Atacinus teilt diese Neigung mit Catull, Calvus u. a. Er trägt in Frg. 10 den Vokativ ja erst hinein in die Verse, deren Vorbild bei Apoll. Rhod. IV 597/98 lautet:

ἔνθα ποτ' αἰθαλόεντι τυπεῖς πρὸς στέρνα κεραυνῶ
ἡμιδαῖς Φαέδων πέσεν ἄρματος Ἥελιοιο.

Varros Vers: tum te flagranti deiectum fulmine, Phaethon.

Und nicht ganz so auffällig, im Grund aber gleich ist die Umbiegung ins Apostrophierende im Frg. 5: Te nunc Coryciae tendentem spicula nymphae aus Apoll. Rhod. II 711.

πολλὰ δὲ Κωρύκῃαι νύμφαι Πλείστοιο θυγάτρῃς
θαρσύνεσκον ἔπεσιν Ἴηε κεκληγγυῖαι.

³⁵⁾ Vgl. Norden a. a. O., p. 122, Wilamowitz, Aristoteles und Athen II, p. 326, 5.

y) *Traiectio* der *particula copulativa*.

Wir sehen aus Frg. 6, daß Varro von Atax sich der Umstellung der *particula copulativa* hinter ihr Bestimmungswort, wie sie aus Hellenistischem von den Neoterikern übernommen wurde und sich rasch verbreitete, bedient hat.³⁴⁾

z) *Geminis*.

Die Verbindung „*geminis palmis*“, die wir im Frg. 3 v. 2 fanden, ist erst möglich, nachdem die Neoteriker diesen „affektierten“ Gebrauch von *geminis*, wie Norden ihn nennt,³⁵⁾ eingeführt hatten.

Lebensgang und künstlerische Entwicklung, Chronologie der Werke des Varro von Atax.

Versuchen wir nun, die literarische und persönliche Entwicklung des Dichters aus der stilkritischen Untersuchung abzuleiten:

P. Terentius Varro wurde geboren im Flecken Atax, der am gleichnamigen Fluß³⁶⁾ in der provincia Narbonensis gelegen war, fünf Jahre nach Catull, im Jahre 82 a. Ch. n., wie Hieronymus bezeugt,³⁷⁾ an der gleichen Stelle haben wir auch eine zweite zeitlich fixierte Nachricht aus seinem Leben, daß er nämlich im Alter von 35 Jahren Griechisch zu lernen begann und dies mit höchstem Eifer betrieb.³⁸⁾

Ein anderes Datum aus dem Leben des Atacinus können wir erschließen:

Die Satire des Horaz I 10, deren Vers 46/47 lautet:

hoc (satura) erat experto frustra Varrone Atacino
 . . . melius quod scribere possem,

dürfte wohl nach dem Tode Varros geschrieben sein, den wir somit vor das Jahr 36 v. Ch. Geb. zu setzen haben.³⁹⁾

In diese drei festen Punkte wollen wir die Gesamtheit seiner menschlichen und künstlerischen Entwicklung einzugliedern ver-

³⁴⁾ Vgl. Index Catullianus v. Schwabe und Haupt, *Observationes criticae* I, p. 71 ff.

³⁵⁾ Vgl. Norden a. a. O., p. 323, Naeke „Val. Cato“, p. 290, Haupt Op. I 106.

³⁶⁾ Jetzt Ande in der Provence.

³⁷⁾ Vgl. Hieron. in Euseb. Chron. ad a. Abr. 1935 = 82 a. Chr., vgl. Porphyrio ad Horat. Sat. I 10, 46.

³⁸⁾ Hieronym. a. a. O.

³⁹⁾ Vgl. Teuffel Rh. M. 4, p. 111.

suchen,⁴⁰⁾ wir werden dabei Leben und Werk des Künstlers wechselseitig, eines aus dem anderen erschließen müssen.

Eine Reihe von Werken ist uns bekannt, teils aus Fragmenten, teils — Satiren und Elegien — nur aus Hinweisen der Späteren.⁴¹⁾

Auf welchen Grundlagen, unter welchen Umständen sind sie erwachsen, wie baut sich aus ihnen zeitlich und künstlerisch die Kurve der Entwicklung auf?

An den Anfang dürfen wir wohl das *Bellum Sequanicum* und die *Saturae* setzen.

Zwar haben wir dafür kein direktes Zeugnis und Teuffel z. B. verwarft sich entschieden dagegen, diese Werke in eine frühere „nationale“ Periode des Varro zu stellen.⁴²⁾ Aber ich glaube, mit Unrecht.

Varro hat ein Alter von nicht mehr, möglicherweise weniger als 46 Jahren erreicht, erst im Alter von 35 Jahren hat er die griechische Sprache gelernt, so daß wir die gewichtigen Übersetzungswerke *Chorographie*, *Ephemeris*, *Argonauten* alle nach dem Jahr 47 v. Ch. Geb. ansetzen müssen. Daß die Elegien nach den Argonauten entstanden sind, bezeugt Properz.⁴³⁾ Sollen wir also in den kargen Zeitraum von höchstens 11 Jahren noch mehr Werke pressen? Und sollen wir die Zeit vor dem 35. Jahre dichterisch als ein völliges Vacuum ansehen? Sollen wir ferner glauben, daß Varro, als er einmal fünfunddreißigjährig sich dem Studium des Griechischen zugewandt hatte *cum summo studio*⁴⁴⁾ als einer, der keine Zeit zu verlieren hat, daß er dann noch Interessen und Neigung für ein *Bellum Sequanicum* aufgebracht hätte?

⁴⁰⁾ Baehrens hat sein Frg. 15 *Europam Libyamque rapax ubi dividit unda* dem Varro von Atax gegeben, Morel läßt das Frg. fallen. Ich möchte an der Zuschreibung Baehrens' deswegen festhalten, weil der Vers sich an Frg. 12 (Morel) und Frg. 19 (Morel) anschließen würde und als ein Zitat Ciceros (Cic. *Tusc. disp.* I 20, 45 und *De nat. deor.* III 10, 24) aus Varro von Atax Wahrscheinlichkeit für sich hat. Wir könnten dann daraus schließen, daß die *Chorographie* des Varro, der der Vers angehören würde, vor dem Jahre 45 v. Chr. entstanden sei, so daß Cicero sie in seinen nachher erschienenen Werken zitieren konnte. Wir hätten dann einen vierten Punkt für die Chronologie des Varro gewonnen.

⁴¹⁾ Horaz, *Properz a. a. O.*, Ovid *Trist.* II 439.

⁴²⁾ *A. a. O.*, p. 511.

⁴³⁾ *Propert. a. a. O.*: hoc quoque perfecto ludebat Iasone Varro —.

⁴⁴⁾ Vgl. Hieron. *a. a. O.*

Mir will es scheinen, Teuffels Ausspruch „Die Satiren und das Bellum Sequanicum in eine frühere, nationale Periode des Varro zu setzen, berechtigt nichts“⁴⁵⁾ widerlege sich durch diese Erwägungen und es ergäbe sich ein Entwicklungsbild Varros, das ungefähr die folgenden Züge trüge:

Die Zeit bis gegen sein fünfunddreißigstes Jahr verlebt er daheim in der Provinz, als höchstes Bild lateinischer Dichtung sieht er *senis Enni imaginis formam*⁴⁶⁾ vor sich. Wie Ennius einst die Taten des M. Fulvius Nobilior in Aetolien durch seine Dichtung verherrlichte,⁴⁷⁾ so besingt P. Terentius Varro den sequanischen Feldzug Caesars, dessen Augenzeuge er von seinem Heimatsort aus ist, bald nach seinem Verlaufe. Wir können also das Bellum Sequanicum um 55 a. Ch. n. in die fünfziger Jahre stellen, als Werk des Fünfundzwanzig- bis Dreißigjährigen.

Beeinflußt wieder durch das Vorbild des Ennius⁴⁸⁾, wohl auch des Lucilius, schreibt er sodann *Saturae* und nun, vielleicht ermutigt durch Erfolge in der Heimat, wendet er sich zu weiterer Ausbildung nach Rom zwischen 50 – 47 a. Ch. n.

Dort schart sich, was jung und begabt ist, um die neuen Sterne des Neoterismus. Griechische Kunst ist die Losung. Auch Varro beginnt den Wert des Griechischen zu schätzen, mit ernstem Eifer vertieft er sich in die großen Vorbilder 47 v. Ch. Geb.

Der Modedichtung wendet er sich indes noch nicht zu, sondern – alten Idealen noch immer treu – unternimmt er in Ennianischem Stil und Ennianischer Technik eine Reihe langatmiger Übersetzungen griechischer Lehrgedichte und Heldenepen (nach 47 v. Ch. Geb.). Hier müssen wir nun innehalten mit der Frage: Was entstand von diesen drei uns bekannten Übersetzungen früher, was später? Hier kann nicht Vorbild noch Inhalt entscheiden – Chorographie, *Ephemeris*, *Argonautae* sind in gleicher Weise von Alexandrinern abhängig – nur die Betrachtung der Technik kann uns weiter führen.

Von den Merkmalen neoterischer Stilkunst, die wir in Varros Technik auftauchen sahen, fanden wir:

⁴⁵⁾ A. a. O., p. 511.

⁴⁶⁾ Cic. Tusc. I 34.

⁴⁷⁾ Cic. Arch. 27, Tusc. I 3, Aurel. Victor Viri ill. 52, 3.

⁴⁸⁾ Porphyr. ad Horat. Sat. I 10, 47.

Versus spondiacus	Frg. 5	Argon. II
	Frg. 7	Argon. III
Adonius	Frg. 10	Argon. IV
Wortsymmetrie	Frg. 8	Argon. III
	Frg. 20	Chor.
Wortkonzinnität	Frg. 3	Argon. I
	Frg. 5	Argon. II
	Frg. 9	Argon. III
	Frg. 12	Argon. IV
	Frg. 14	Chor.
	Frg. 22	Ephem.
Apostrophe	Frg. 5	Argon. II
	Frg. 10	Argon. IV
Traiectio der Kopulativpart.	Frg. 2	Argon. I
	Frg. 6	Argon. II
<i>Geminis</i>	Frg. 3	Argon. I.

Trotz der verhältnismäßig wenigen erhaltenen Bruchstücke ergibt sich, daß es die Argonauten⁴⁹⁾ sind, in denen Varro Atacinus bewußt und in weiterem Umfange die Technik der Neoteriker benützt und in der freien Verwendung des versus spondiacus förmlich ein Bekenntnis seiner Sympathie für die „Neuen“ ausspricht. Von hier führt der Weg zu den Elegien, zu dem Gebrauch des Decknamens *Leucadia*, zu den Bekenntnissen der „*furta Veneris*“.⁵⁰⁾

So stellt sich uns die Chronologie der Werke und damit der künstlerischen Entwicklung in den folgenden Daten dar:

Bellum Sequanic., Saturae	vor 47 a. Ch. n.
Chorographie	vor 45 a. Ch. n. ⁵¹⁾
Ephemeris, Argonautae, Elegiae	vor 36 a. Ch. n.

Es könnte uns die Frage gestellt werden, ob der Übergang von den Argonauten zu den Elegien denn wirklich so ein glatter sei. Ob es nicht immer noch ein ganz gewaltiger Sprung war, der den Übersetzer von Apollonius Rhodius' μέγα κακόν zum Schulfährten der Kallimacheer machte? Ob nicht unsere Übersicht auch in den Argonauten des Archaischen immer noch genug festgestellt habe, daß die unmittelbare Nachfolge hellenistisch neoterischer Elegiendichtung verblüffen müsse?

⁴⁹⁾ Man sage nicht, die große Anzahl der Beispiele in den „Argonauten“ ist selbstverständlich, weil mehr Fragmente davon erhalten sind. Von den Argon. haben wir 16 Verse, von andern Werken zirka 30 Verse.

⁵⁰⁾ Vgl. Ovid Trist. II 439.

⁵¹⁾ Wenn wir uns auf Cicero stützen dürfen.

Da wollen wir entgegnen, daß z. B. Catull in seinem Gedicht von der Hochzeit der Thetis zu dem reizenden Einfall, Peleus das Meermädchen Thetis zum ersten Mal in ihrer ganzen Schönheit erblicken zu lassen im Kreise der Nymphen, die das Schiff *Argo* staunend umtanzen, höchst wahrscheinlich durch nichts anderes angeregt worden ist als durch die Verse des Apoll. Rhod. Arg. I 549 ff.:

. . . . ἐπ' ἀκροτάτησι δὲ νύμφαι
 Πηλιάδες κορυφήσιν ἐδάμψεον εἰσορώουσαι
 ἔργον Ἀθηναίης Τριτωνίδος ἠδὲ καὶ αὐτοῦς
 ἦρωας χεῖρεςσιν ἐπικραδάοντας ἔρετρα

und dann

Πηλείδην Ἀχιλλῆα φίλῳ δειδίσκετο πατρί,

welches Motiv Catull hellenistisch erotisch variiert.⁵²⁾

Ja, man darf nicht vergessen, daß Catull überhaupt, wie wohl alle Neoteriker, trotz des oft betonten Gegensatzes⁵³⁾ doch in ziemlich bedeutendem Maße von der Phraseologie des Ennius beeinflusst ist⁵⁴⁾ und daß eine haargenaue Scheidung zwischen Archaismus und Neoterismus dem Feinfühlernden⁵⁵⁾ selbst nicht möglich erscheint.

Blicken wir nun zurück auf das Bild der Künstlerentwicklung, das sich uns langsam entrollt hat!

Kein schöpferisches, kein im höchsten Sinne eigenes Ingenium steht vor uns. Jene Impressibilität gegenüber den Wirklichkeiten des Lebens, die Fr. Wickhoff in seinen herrlichen Ausführungen zur „Wiener Genesis“ als das künstlerisch Eigenste des italischen Geistes erkannt hat,⁵⁶⁾ die Leo an Plautus, Afranius, Titinius hervorhebt⁵⁷⁾ gegenüber attisch-stilisierten Distanz eines Menander und *dimidiatus Menander*⁵⁸⁾, die wir bei Catullus und Petronius finden und

⁵²⁾ Mündliche Bemerkung von Wilamowitz.

⁵³⁾ Cic. Tusc. III 45.

⁵⁴⁾ Vgl. Froebel, Ennio quid debuerit Catullus. Diss. Jena 1910, vgl. E. Norden a. a. O., p. 371.

⁵⁵⁾ Mündliche Bemerkungen von Wilamowitz.

⁵⁶⁾ „Die Wiener Genesis“, Hartel-Wickhoff, 1898, M. Dvořák „Die römische Kunst“, 1912.

⁵⁷⁾ Fr. Leo, Röm. Literaturgesch., p. 382, Berlin 1912.

⁵⁸⁾ In diesem Worte Caesars zeigt sich, was ein spezifisch-italisches Genie hier entbehrt.

empfinden — kein Zeugnis, kein Wort spricht dafür, daß Publius Terentius Varro sie besaß. Zu ihm sprach, auf ihn wirkte das Geformte, Gestaltete, durch eines Künstlers Mittlertum Angenäherte und dieses wirkte so stark, daß sein Dichterweg ein Gehen von Vorbild zu Vorbild ist. Es könnte manches dazu veranlassen, einen Vergleich mit Vergils künstlerischer Erscheinung zu versuchen.

Fernsein von jenem stark zugreifenden Italtum, Stellung zwischen den Extremen von Archaismus und Neoterik, Beschäftigung mit Arat und Apollonius, mit Lehrgedicht und nationalem Epos, mit neoterischen „*nugae*“ — manches scheint die beiden zu verbinden, wie Vergil es ja auch empfunden hat.

Dennoch, wie vieles scheidet sie! Vergil hat, vom Schicksal in die Zeit höchsten Staatsbewußtseins gestellt, den Weg von jenem Artistentum der Neoteriker, das freilich dann, aber auch nur dann Bedeutung hat, wenn es persönlichstem und tiefstem Kunst-Erleben entspringt, fortgefunden und indem er jenes Gefühl und jenen Stoff verarbeitete, in welchem er selbst und sein Volk ihr Wesen am stärksten geoffenbart sahen, Tiefes und Unvergängliches geschaffen.⁵⁹⁾

In seiner Frühzeit hat er seiner Dichtung das Raffinement hellenistischer Technik erworben, in seiner Reife hat er sie in eine Form gebracht, die jenem starken und großen Gefühl entsprach, und ist so zu der „Durchdringung der *maniera grande* der archaischen Dichter mit der entwickelten Technik hellenistischer Kleinkunst“ gekommen, in der E. Norden das Wesen des Augusteischen Klassizismus sieht.⁶⁰⁾

Gewiß verhalten sich seine Werke zu der Frische und Kraft urgewachsener Kunst wie etwa die Reliefe der *Arapacis* zum Friese des Parthenon. Doch werden wir auch der römischen Schöpfung Schönheit und Vornehmheit, Haltung und Gefühl nicht absprechen, die Bewunderung der Jahrhunderte nicht unbegreiflich finden können.

⁵⁹⁾ Vgl. dazu die Ausführungen von R. Meister in der „Methodik des Unterrichts in der lateinischen Sprache“, Wien 1913, p. 241 11, „Die lateinische Dichterlektüre“ und „Vergil“, p. 265 ff.

⁶⁰⁾ Norden, Die römische Literatur (in der „Einleitung in die Altertumswissenschaft“, herausg. v. Gercke-Norden), p. 498.

Die Werke des Varro Atacinus sind verloren: ihn hat sein Weg nicht auf jene Höhen geführt, die die Zeit überragen.

Er begann mit dem nationalen Gedicht, doch war der Stoff nicht groß, nicht allgemein, das Bewußtsein von Staat und Volk noch nicht erwacht genug, daß der Widerhall hätte ein gewaltiger sein können. Dem Übersetzer, der sich in fremde Werke vertieft, wandelt sich die Form nach den Einflüssen, die ihn rings umdrängen, auch er verbindet Archaisches mit Neoterischem, aber er durchdringt es nicht. Er vermengt beides, aber nicht als einer, der beides besessen, beides überwunden hat wie Vergil, sondern als einer, der das eine noch nicht abgestreift, das andre schon angenommen hat. Und wie er nun als langsam Reifender sich endlich für einen, für den neuen Stil entscheidet — da entschwindet er unserem Blick. Nur eines wissen wir noch: nie hat er als Schöpfer eigener Werke so viel Beifall gefunden wie als *interpretis operis alieni*, wie Quintilian ihn nennt.⁶¹⁾ Doch mag er seine Elegien nicht ohne Geschick geschrieben haben, sonst hätten empfindliche Kunst-richter wie Properz und Ovid seiner nicht gedacht. Daß sie es sogar mit Respekt taten, spricht für seine künstlerische Qualität.

Vielleicht wäre er noch zu sich selbst, zu eigenem Wesen in der Dichtung vorgedrungen, wäre dem langsamen Provinzialen, dem die literarische „Jugenderziehung“ fehlte, mehr Zeit zur Entwicklung geblieben.

Doch als noch Werdender, wie es scheint, wurde er abberufen.

Wien.

ELSE HOFMANN.

Kritisches zu Senecas Phaedra.

In der letzten Zeit hat sich erfreulicherweise das Interesse der philologischen Welt wieder lebhaft Senecas Tragödien zugewandt. Insbesondere denke ich da an die Anregungen, die K. Kunsts Ausgabe der Phaedra, zu deren Kommentar ich selbst einiges beisteuerte, und die vortreffliche Abhandlung Gunnar Carlssons „Die

⁶¹⁾ Quint. X 1, 87, vgl. auch das Zitat des Probus zu Verg. Georg. I 14.

Überlieferung der Seneca-Tragödien. Eine textkritische Untersuchung" (Lund 1926) boten. Es gilt jetzt nachzuprüfen, ob vor allem der wichtige Satz, die A-Überlieferung verdiene eine ganz andere Berücksichtigung, als ihr im vorigen Jahrhundert zu Teil geworden ist, zu Recht besteht oder nicht.

Die nachstehenden Ausführungen beschränken sich auf die Phaedra und hoffen, zum Teile wenigstens, auch einen kleinen Beitrag zur Lösung des eben angedeuteten Problems zu geben.

V. 35 ff. sagt Hippolyt von den Spartanerhunden, diese Rasse sei kühn und begierig nach Wild, man solle sie kürzer angebunden führen:

*veniet tempus,
cum latratu cava saxa sonent,
nunc demissi (so A, dimissi E) nare sagaci
captent auras
lustraquo presso quaerant rostro,
dum lux dubia est, dum signa pedum
roscida tellus impressa tenet.*

Obgleich selbst Leo hier die A-Überlieferung in den Text gesetzt hatte, kehrte Richter doch wieder zu der Lesung des E (Etruscus) *dimissi* zurück. Mit guten Gründen trat zuletzt wieder Kunst in den „Erläuterungen zur Textgestaltung“ S. 69 seiner Ausgabe für *demissi* ein. Das entscheidende Moment ist: die vorausgehende Aufforderung: *Spartanos . . . nodo cautus propiore liga* widerspricht einem *dimissi*; es kann nicht verlangt werden, daß die Hunde gleichzeitig kurz am Riemen geführt werden und losgelassen Wildfährten suchen sollen. Losgelassen sollen sie erst später werden, wenn man das Wild gefunden hat, jetzt muß der Hund am Riemen des Jägers die Fährte des Wildes suchen und verfolgen. Daß *demissi* zu schreiben sei, läßt sich aber noch durch den Hinweis auf eine Stelle stützen, die Seneca vermutlich bei der Niederschrift seiner Verse vorschwebte. In dem Gedichte *Haliutica*, das vielleicht mit Recht unter Ovids Namen geht, findet sich überraschenderweise ein Abschnitt, der eine *laus canum* enthält: V. 75 — 81. Dort ist die Rede von ihrer *audacia praeceps*, ihrer *venandi sagax virtus* und ihren *vires sequendi*. Dann heißt es von ihnen:

*quae nunc elatis rimantur naribus auras,
et nunc demisso quaerunt vestigia rostro.*

Deutlich werden hier die zwei Arten der „Suche“ des Jagdhundes bezeichnet, die „mit hoher Nase“, d. h. im Winde, wie sie z. B. bei der Jagd auf Hühner erforderlich ist, (Luftwitterung), und die „mit tiefer Nase“ auf der Fährte des Wildes, (Bodenwitterung).¹⁾ Für Seneca kommt in den Versen 35 — 43 nur die zweitgenannte Art der Suche des am Riemen gehenden Hundes in Betracht. Er drückt dies aus: *nare sagaci captent auras lustraque presso quaerant rostro*. Unsere heutigen Jäger pflegen zum Witterungsnehmen den Kopf des Hundes leicht auf die Spur hinunterzudrücken²⁾, bei den Alten wird es nicht viel anders gewesen sein. Jedenfalls entspricht *presso rostro* vollkommen der Sache, ob man nun an den Jäger denkt, der zuerst die Schnauze des Tieres hinabgedrückt hat, oder an das Tier, das sie von selbst zu Boden senkt (vgl. hiefür z. B. Sen. Herc. F. 157, wo es vom Angler, der mit gesenkter Hand auf seine Beute lauert, heißt: *suspensus spectat pressa praemia dextra*). Seneca wählt diesen Ausdruck, den er aus dem Werke seines Neffen Lucan kannte (B. Civ. IV 442 *qui* [nämlich *canis*] *presso vestigia rostro colligit*) hier ebenso wie im Thy. 497 *longo sagax loro tenetur Umber ac presso vias scrutatur ore*, einer Stelle, die gleichfalls den Hund am Riemen gehend und mit tiefer Nase suchend zeigt. Ovid hatte dafür *demisso rostro* gesagt. Seneca variiert, verzichtet aber nicht völlig auf das Partizip *demissus*, sondern verwendet es im Vorausgehenden von der ganzen Haltung des Spursuchers. Man vergleiche auch die Beschreibung der auf der Spur des Wildes einhergehenden Hunde bei Ps.-Xen. Kyn. 4, 3 τιδείσαι τὰς κεφαλὰς ἐπὶ γῆν λεχρίας, ἐμπειδιώσαι πρὸς τὰ ἴχνη. Die teilweise Übereinstimmung mit Ovid in dem Ausdrucke für Wittern: *nare sagaci captent auras — elatis rimantur naribus auras* geht in Wahrheit auf dieselbe Quelle zurück: Verg. Georg. I 376 *bucula . . . captavit naribus auras*; ähnlich variiert Grattius den Ausdruck für das Wittern im Winde V. 239 *celsis . . . adpressat naribus auras* (nämlich *canis*). Durch diese Ausführungen scheint mir die Lesung von A gegenüber der unrichtigen in E ausreichend gesichert zu sein.

¹⁾ Vgl. z. B. E. Wörz, Der Vorsteh- und Gebrauchshund, Neudamm 1909, S. 211 f., E. Hauck, Erziehung und Abrichtung des Hundes, Graz 1923, S. 58 f.

²⁾ Vgl. E. Hauck a. a. O., S. 58 u. 59.

V. 85f. redet Phaedra ihr Heimatland Kreta mit folgenden Worten an:

*O magna vasti Creta dominatrix freti,
cuius per omne situs innumerae rates
tenuere pontum quicquid Assyria tenuis
tellure Nereus pervius (E, -ium A) rostris secat,
cur me . . . degere aetatem in malis
lacrimisque cogis?*

Hier wollte Gronov die Überlieferung *Nereus pervius . . . secat* durch folgende Erklärung aufrecht erhalten: *Quidquid spatii ab Syria usque ad contrarias partes dividit vel intersuit Nereus pervius navibus*. Daß *Nereus* für *mare* bei Dichtern gesagt wird, ist bekannt, es genügt, beispielsweise auf Paneg. in Messal. 58 *vexit (Ulixes) et Aeolios placidum per Nerea ventos* oder Stat. Theb. VIII 230 *ingenti sulcatum Nerea tauro* oder Silv. II 2, 74 *transque iacentem Nerea diversis servit sua terra fenestris* hinzuweisen. Bei dieser Erklärung: „allen Raum, den das für Schiffe fahrbare Meer abtrennt“ müßte der Satz: *quicquid Nereus secat* eine nähere Erklärung, eine Apposition zu *omne situs* sein. In letzter Zeit hat diese Auffassung wieder Beifall gefunden bei Kunst, der die im Texte gebotenen Worte *quidquid . . . Nereus pervius rostris secat* im Kommentar so verteidigt: „Mit *quidquid etc.* schließt, wenn anders der überlieferte Wortlaut richtig ist, Seneca noch lockerer an das verallgemeinernde *per omne situs* an als nachher Vs. 1160f. an das pluralische *monstra*: beide Male erschweren dazwischentretende Substantive das Auffinden der Konstruktion, wogegen Vs. 86f. der Einschub zwischen *situs* und *quidquid* wenigstens durch die Zäsuren der beiden Zeilen . . . ziemlich deutlich als solcher herausfällt“. Aber der Hinweis auf V. 1160f. *in me monstra caerulei maris emitte, quidquid intimo Lethys sinu gestat, quidquid Oceanus . . . fluctu tegit* bietet wohl kein geeignetes Analogon, weil hier *monstra caerulei maris* eng zusammen gehört, so daß es keinem Leser in den Sinn kommen konnte, die verallgemeinernden Relativsätze *quidquid . . . gestat, quidquid . . . tegit* anderswohin als auf *monstra* zu beziehen. An unserer Stelle aber ist die Beziehung des Satzes *quidquid . . . Nereus . . . secat* auf *omne situs* durch die Zwischenstellung von *innumerae rates tenuere pontum* in unerträglicher Weise erschwert, der unbefangene Leser muß ihn auf *pontum* beziehen und dann

kann der Relativsatz nicht das bedeuten, was Gronov und Kunst in ihn hineinlegen. Es bleibt also der gegen eine solche Beziehung von Leo in der *Mantissa Vindiciarum* seiner Ausgabe S. 380 erhobene Einspruch zu Recht bestehen, zumal man auch schwerlich über sein zweites Argument: „*apparet autem tellurem potius vi maris in insulas dissectam indicari, atque agitur de Minois thalassocratia id est de regno in insulas*“ wird hinwegkommen können. Es scheint mir aber noch ein Bedenken gegen Gronovs Erklärung zu sprechen. Wie schon bemerkt, ist die Möglichkeit einer Verbindung *Nereus pervius rostris* im Sinne von *mare navibus pervium* bei einem Dichter wie Seneca unbedenklich zuzugeben, man vergleiche bloß beispielsweise Val. Fl. I 719 *celsis . . . si freta puppibus essent pervia* (*freta pervia non sunt* schon bei Ov. Epist. XIX 209). Aber die Schwierigkeit liegt in dem angeschlossenen Verbum *secat*, das im Sinne von *dividit, separat* gebraucht sein soll, eine Parallele bietet Lucan. I 191, wo von der Landenge von Korinth gesagt wird (und zwar mit beabsichtigtem Gegensatz zu den bei Dichtern gebräuchlichen Wendungen *flumen secat arva* oder *urbem* oder *populos* u. ä.): *qualiter undas qui secat et geminum gracilis mare separat Isthmos* (wo aber das verdeutlichende *separat* dabei steht), eine andere scheinbar noch genauer entsprechende Avien. *Orb. terr.* 829 *secat unus denique pontus Europam et Libyam*, womit der Dichter aber des Dionysios Worte (*Perieg.* 628 f.) ἐν γὰρ ἐκείνης ἡπείροις εἰς πόντος ἔσω ῥόον ἡγεμονεύει wiedergibt.³⁾ Aber ich will die Möglichkeit der Ausdrucksweise *Nereus secat* (= *separat, disternat*) *terras* gar nicht bezweifeln, wohl aber bezweifle ich, ob ein römischer Leser Senecas Worte so verstanden hätte, wenn er las: *pontum quidquid . . . Nereus pervius rostris secat*. Dem Lateiner sind Wendungen wie *navis secat mare rostro, rostrum secat pelagus* u. ä. so geläufig, daß er sicherlich zuerst *quidquid* auf *pontum* bezogen und dann *rostris* mit *secat* verbunden hätte, vgl. z. B. Lucan. VIII 198 *secante iam pelagus rostro*, Sil. VII 411 *classis . . . litora sulcabat rostris*, XIV 355 *classis . . . scindebat caerulea rostris*, Catull LXIV 12 (*carina*) *rostro ventosum proscidit aequor*, Poet. inc. bei

³⁾ Es ist jedoch zu beachten, daß auch Priscian (*Perieg.* 621 = *P. L. M.* Baehrens V p. 296) in seiner Umschreibung der gleichen Worte das Verbum *disternat* gebraucht: *Scilicet ambas penetrabilis unus in illis funditur oceani sinus et disternat ambas*.

Baehrens, *P. L. M.* III 24, 24 (= S. 166) *sulcante viam rostro submurmurat unda*. Seneca selbst hat in seinen Tragödien öfters in diesem Sinne *secare pontum* oder *fretum* u. ä. W. gebraucht, vgl. *Tro.* 71, 919, 1027, 1166, *Thy.* 590, *Phaedr.* 530. Seneca also einen solchen Text zutrauen heißt ihm geradezu die Absicht zumuten, seine Leser zu vexieren, sie zunächst zu einer falschen Auffassung zu verleiten und erst durch hinzutretende Überlegung erkennen zu lassen, daß sie unmöglich sei. Solche übelangebrachte Scherze mit dem Leser hat sich Seneca sonst in seinen Tragödien nirgends erlaubt. Da auch das *pervium* der A-Überlieferung bei Festhalten an dem überlieferten Wortlaut nicht fördert, so glaube ich mit den meisten Herausgebern Senecas, daß die Überlieferung irgendwo verdorben ist, und selbst Kunst gibt durch den Zusatz „wenn anders der überlieferte Wortlaut richtig ist“ zu erkennen, daß ihm bei seiner eigenen Erklärung nicht recht wohl zu mute sei. Aber daß die Verderbnis in dem Worte *pontum* stecke, wie Leo und, ihm folgend, Richter glaubt, ist mir ganz unwahrscheinlich, denn die Verbindung *tenuere pontum* ist an sich untadelig und paßt trefflich in den Zusammenhang, vgl. *Cic. Pomp.* 54 *quaedam (civitas) satis late quondam mare tenuisse dicitur*. Damit erledigt sich Leos Konjektur *tenuere portus* und erst recht die Richters: *tuentur omne*. Mir scheint der Sitz des Verderbnisses eher das Schlußwort *secat* zu sein. Daß gerade Schlußworte von Versen leicht verloren gingen oder verstümmelt oder sonstwie unleserlich wurden, ist bekannt. Konnte der Abschreiber nur mehr das Anfangs-*s* und das Schluß-*t* klar lesen, so lag es für ihn wegen des vorausgehenden *rostris* ungemein nahe, das Wort zu *secat* zu ergänzen, das ihm aus Senecas Tragödien und aus anderen Schriftwerken geläufig war. Ich vermute nun, daß uns die A-Überlieferung, wie oft, so auch hier mit *pervium* noch etwas Ursprüngliches erhalten hat und daß Seneca vielleicht geschrieben hatte: *quidquid Assyria tenuis tellure Nereus pervium rostris sinit*, d. h. „alles (Gewässer) bis zum Syrerland, das Nereus für Schiffsschnäbel fahrbar läßt“. Damit würde gesagt sein, daß die Kreterflotte alles schiffbare Gewässer bis nach Syrien hin beherrschte. Zur Ausdrucksweise vergleiche ich aus der Vorlage unseres Dichters, dem Hippolytos des Euripides, V. 742 ἵπ' ὁ ποντομέδων πορφυρέας λιμένας ναύταις οὐκέτ' ὄδον νέμει, dann Seneca selbst: *Herc. Oe.* 4 *quacumque Nereus porrigi terras vetat* und die Verse eines Gedichtes der Anthol. Lat. 426 R.

*Semota et vasto disiuncta Britannia ponto cinctaque inaccessis
horrida litoribus, quam pater invictis Nereus velaverat*
(*celaverat* Baehrens) *undis. Zum Verschuß pervium rostris sinit*
kann man den Verschuß von Sen. Med. 182 *quemve securum
sinet?* vergleichen.

V. 299 ff. heißt es von Juppiter, den Amors Macht auf die Erde zu sterblichen Frauen zwang:

*induit formas quotiens minores
ipse, qui caelum nebulasque fecit!* (so E, *ducit* A)
*candidas ales modo movit alas
dulcior vocem moriente cygno* usw.

Das Verbum in dem Relativsatz *qui caelum nebulasque* schien vielen Herausgebern verderbt überliefert zu sein, da sie weder *fecit* noch *ducit* befriedigte. Nur Kunst hat sich wieder für die Lesung des Etruscus eingesetzt, wie ich glaube, wenig glücklich. Er meint, mit *caelum nebulasque* sei die Gesamtheit des Himmelsraumes bezeichnet, seine obere reine Region des *aether* sowie die untere wolkige des *aer*, und dazu trete *fecit* („schuf“). Aber wenn hier die Schöpferkraft Juppiters hervorgehoben werden sollte, warum beschränkt der stoische Dichter sie auf den Himmel? Wird nicht Zeus in dem Hymnus des Kleanthes als φύσεως ἀρχηγός gepriesen? Hieß er nicht schon bei Terpander (Frg. 1) πάντων ἀρχά? So will denn *fecit* hier auch bei der Ausdeutung von *caelum nebulasque*, wie sie Kunst gibt, wenig passen. Anders urteile ich über *ducit*. Kunst selbst hat auf Wendungen wie πάντων ἀγῆτων bei Terpander a. a. O., σοὶ δὲ πᾶς ὁδε κόσμος . . . πείθεται, ἢ κὲν ἀγῆς bei Kleanthes a. a. O. hingewiesen (Ausgabe II, S. 73), meint aber, nach solchen Stellen sei das *ducit* in A als „gelehrte Konjektur“ in den Text gesetzt worden. Dabei ist ihm offenbar entgangen, daß schon A. Siegmund in seiner Abhandlung: „Zur Kritik der Tragödie Octavia. II“ (Jahresbericht des Staatsgymnasiums in Böhm.-Leipa, 1911), S. 5 auf eine Stelle in einem Prosawerke Senecas hingewiesen hatte, die in ähnlichem Gedankenzusammenhange das dem griechischen ἀγεῖν entsprechende Verbum *ducere* neben *agere* hat. Sie lautet (Epist. 71, 12): *quid enim mutationis periculo exceptum? non terra, non caelum, non totus hic rerum omnium contextus, quamvis deo agente ducatur?* Juppiter führt den Himmel und

die Wolken, d. h. er läßt bald rein den Himmel strahlen, bald führt er die Wolken vor, umdüstert ihn. Es liegt also kaum ein Zeugma vor, da man von Zeus, ebensogut *ducit nebulas* sagen konnte wie *ducit caelum*. Der Hinweis auf diese verändernde Führung Jupiters scheint mir aber nicht schlecht zu den Worten des Chors zu passen, daß er selbst sich so oft veränderte, wenn er zu schönen Sterblichen hinabstieg. Wegen der Verbindung *caelum nebulasque ducit* sei auf Vergil *Aen.* I 255 verwiesen, wo es ebenso leicht zeugmatisch heißt *vostu, quo caelum tempestatesque serenat* (nämlich *Iuppiter*). Es scheint mir also auch hier die A-Überlieferung zu Recht zu bestehen, sie als „gelehrte Konjekture“ zu betrachten, sehe ich keinen zwingenden Grund. Auch Carlsson hat sich a. a. O., S. 34, 1 jetzt in gleichem Sinne entschieden.

Die Verse 299 — 308 setzt wieder Kunst in seiner Ausgabe mit Peiper vor 296 und begründet dies II, S. 73 so: „Die (nach V. 295) folgende Exemplifikation ist in der Überlieferung in Unordnung geraten. Nur an Zeus wird die Verwandlung, die durch *vultibus falsis* vorausgesetzt ist, ausdrücklich hervorgehoben: also ist 299 mit Peiper unmittelbar an 295 zu reihen, das Beispiel Apollons hat dafür nach 308 vor dem seiner Schwester den gebührenden Platz und auch die Rangordnung: Zeus, Sonnen- und Mondgötter, Herakles (als oberster der Heroen) ist so in Ordnung gebracht“. Diese Umstellung erscheint mir weder nötig noch Senecas Gepflogenheit entsprechend. Zunächst muß der Behauptung widersprochen werden, nur an Zeus werde die Verwandlung ausdrücklich hervorgehoben, die durch *vultibus falsis* vorausgesetzt sei. Es heißt doch auch von *Phoebus* ausdrücklich, daß er als *Thessali pecoris magister* die Herde getrieben und die Stiere mit der Schalmei gerufen habe. Ist das keine Verwandlung des Gottes? Sind das nicht auch *vultus falsi*? Gegen den Anschluß von 296 an 295 liegt also gar kein triftiger Grund vor. Es trifft auch nicht zu, daß Apollo der Platz unmittelbar vor seiner Schwester gebühre und die Reihenfolge nur so: Zeus, Sonnengott, Mondgöttin, Herakles in Ordnung sei. Das mit *ipse qui* eingeleitete Beispiel bringt eine Steigerung in die Reihe der Beispiele, die es begreiflich macht, daß damit in der Regel nicht begonnen wird, in der Tat entspricht dies Senecas Gepflogenheit, wie die Beispielreihen *Herc.* f. 390 ff., *Phaedr.* 119 ff., 715 ff., *Ag.* 670 ff., *Thy.* 815 ff., *Herc. Oe.* 1377 ff. lehren können. Folgen wir der überlieferten Anordnung, so führt der Chor als erstes Beispiel

Apollo's Liebe zu einem sterblichen Manne an, er steigert mi *ipse qui*: Liebe des höchsten Gottes zu sterblichen Frauen, er wechselt: Liebe einer jungfräulichen Göttin, der Schwester Apollo's zu einem Sterblichen, schließlich (Abstieg): Liebe des Halbgottes Herakles zu Omphale, des stärksten Mannes, der durch sie zum Sklaven des Weibes wurde.

Ich denke, der Dichter hat ebensogut für Abwechslung wie für Aufstieg und Abstieg in der Reihe der vorgeführten Exempla gesorgt.

V. 325 f. darf Carlssons Versuch (a. a. O., S. 53), die Überlieferung

*vidit Persis ditique ferax
Lydia regno*

als richtig zu erweisen, nicht unwidersprochen bleiben. Er meint man brauche bloß in *ditique regno* eine attributive Bestimmung zu *Lydia* zu sehen und alles sei in Ordnung. Ganz ähnliche doppelte, einander involvierende Bestimmungen fänden sich ja, z. B. Phaedr. 762 *exigui donum breve temporis*, ibid. 840 *ambiguus sortis ignotae labor*, Phoen. 46 *poenas languidas longae morae* (oder *poenae languidas longae moras*). Diese Fälle sind aber durchaus klar: das *donum breve* wird noch einmal genauer ausgedrückt als ein *donum exigui temporis*, der *labor ambiguus* wird durch *sortis ignotae* erklärt, und nicht anders verhält sich der Genetiv *longae morae* zu *poenas languidas*, wenn man diese Überlieferung hält. Diese Erklärung trifft aber auf *diti ferax Lydia regno* nicht zu. Von Lydien würde zweierlei ausgesagt, einmal: es ist fruchtbar, dann: es hat eine über reiche Mittel verfügende Königsmacht. Dann würde sich *diti regno* der Bedeutung von *ditibus regibus* nähern, vgl. Stat. Theb. XII 380 *regna vetant = rex vetat*. In der Bedeutung „Königreich“ kann nämlich *regnum* hier nicht gebraucht sein, man kann wohl sagen *Lydia dives regnum* (wie man bei Liv. XXXVI 17, 1 *Asiam Syriamque et omnia usque ad ortum solis ditissima regna* liest), aber man kann nicht den Begriff „Königreich“ an das Substantiv *Lydia* als Qualitätsablativ anfügen. Die zugestandene Erklärungsmöglichkeit „Lydien, das reiche Könige hat“ (womit man etwa den Qualitätsablativ bei Cic. Tusc. I 85 *Metellus ille honoratis quattuor filiis* vergleiche) zeigt aber deutlich, daß dann der Ausdruck *Lydia ferax* nicht durch den Ablativ *diti regno* näher erklärt würde,

wie man nach den von Carlsson angeführten Analoga erwarten müßte. Dem Leser bleibe demnach nichts übrig als entweder zu verstehen: „Lydien, das an reichem Königreiche (an reicher Königsmacht) fruchtbar ist“ oder „Lydien, das infolge des Reichtums der Königsmacht (des Königsreiches) fruchtbar ist“, was in allen Fällen einen Unsinn ergäbe. Das Resultat dieser Erwägungen ist also m. E.: Carlssons Erklärung ist unhaltbar. Da ich nicht wüßte, wie man sonst versuchen sollte, die Überlieferung zu verteidigen, so erscheint sie mir wie den meisten neueren Herausgebern fehlerhaft. Wie geholfen werden soll, bleibt zweifelhaft. Die von Kunst in den Text gesetzte Konjektur von Grotius *ditis* (so die Mehrzahl der A-Hss.) *arenae* ist dem Sinne nach sehr ansprechend und auch paläographisch gar nicht unwahrscheinlich.

V. 341 ff. *si coniugio timuere suo,
poscunt timidi proelia cervi
et mugitu dant concepti* } 343
signa furoris.

Seit Leo hierüber (*De Sen. trag. obs. crit.* 107) die Worte geschrieben: *quod sequitur: et mugitu dant concepti signa furoris, duas ob rationes offendit. primum conceptus furor est libido veneris, non in periculis coniugio imminentibus ira, qualem e. g. Martialis describit IV 74, 1*

*aspicis imbelles temptent quam fortia damae
proelia? tam timidis quanta sit ira feris?*

deinde cervos mugire nunquam audivi nec quemquam credo aut audisse aut dixisse ist es geradezu zu einem Axiom geworden, der Vers *et mugitu dant concepti signa furoris* könne sich unmöglich auf die unmittelbar vorher erwähnten Hirsche beziehen. Die Folge sind verschiedene Umstellungsversuche der am überlieferten Platze nicht geduldeten Worte. Auch Kunst ist überzeugt, daß „*et mugitu . . . furoris* wohl hinter die Erwähnung des Rindes (vgl. Phaedr. 1171, Herc. Oet. 800), nicht aber hinter die *timidi cervi* paßt (wenig besser freilich hinter die *Poeni leones*, wie Leos von Peiper = Richter mit einer geringfügigen Modifikation übernommene Umstellung von 343 hinter 348 bezweckte, da es von den Löwen gern *rugire*, ganz vereinzelt *mugire* heißt“ (Erl. z. Textgest. S. 74). Er hat dem Gebrauche von *mugire* und *rugire* auf Grund des ihm von Mauriz Schuster

ausgehobenen Thesaurus-Materiales sogar einen Aufsatz in der *Glotta* XIV (1925) 109 ff. gewidmet, der im wesentlichen bezweckt, Leos Beziehung von 343 auf die *Poeni leones* als wenig wahrscheinlich zu erweisen. Die Sache steht aber so: wäre 343 hinter 348 überliefert, so müßten wir uns wohl mit dem *mugitus* der Löwen abfinden, wenn nicht andere Gründe als bloß der Gebrauch dieses Wortes gegen die überlieferte Anordnung der Verse spräche, denn Catulls *fac cuncta mugienti fremitu loca retonent*, Worte, die er der ihren Löwen aufreizenden Cybele in den Mund legt (LXIII 82), und Theokrits *μύκημα λεαίνας* (XXVI 21) — Stellen, die Kunst selbst anführt — müßten als ausreichende Stützen des *mugitus leonum* betrachtet werden. Hier aber gilt es zuvörderst zu überlegen, ob denn Leos früher angeführte Behauptung zu Recht besteht, die Umstellungsversuche sind erst *curae posteriores*. Und es ist merkwürdig, daß dies gar niemand getan zu haben scheint, oder wenn doch, so treten solche Überlegungen in der Erörterung der Stelle nur in der Zustimmung zu Leos Ansicht von der Notwendigkeit einer Umstellung in Erscheinung, z. B. in Birts Aufsatz „Zu Senecas Tragödien“ (Rh. M. N. F. XXXIV 1879, 546), wo es einfach heißt: „eine Umstellung ist nötig, denn der *mugitus* im V. 343 kann nur vom Löwen oder einem ähnlichen wilden Tiere gesagt sein“.

Es ist richtig, daß *mugire* oder *mugitus*, von Hirschen gesagt, in der Literatur sonst nicht belegt erscheint, wenigstens muß dies aus Kunsts Ausführungen in der *Glotta* herausgelesen werden, wenn es auch ausdrücklich nicht gesagt wird. Leos Behauptung also besteht zu Recht, soweit sie sich auf das Fehlen eines zweiten Beleges für *mugitus* vom Brunftschrei des Hirsches bezieht. Die Frage aber, ob es denn wirklich so undenkbar sei, daß ein Dichter diesen mit *mugitus* bezeichne, wurde gar nicht aufgeworfen, geschweige denn beantwortet. Es ist bekannt, daß der Brunftschrei bei den verschiedenen Arten des Hirsches verschieden ist, bekannt auch, daß der unseres Edelhirsches nicht ganz leicht zu beschreiben ist. Dietrich aus dem Windkell in Brehms Tierleben XIII⁴ S. 133 glaubt ihn am besten als ein kurz abgesetztes, rauhes „Rülpfen“ bezeichnen zu können, aber andere Naturforscher oder Jagdliebhaber sprechen doch ausdrücklich von einem „Brüllen“ des brünftigen Hirsches. Wilhelm Bölsche z. B. spricht in seinem Buche: „Der Liebesroman des Hirsches“, (Dresden 1923) S. 2 von dem „dumpfen und doch ebenso lauten

Brüllen“ der Hirsche Asiens, von dem „kolossalen Laut der Brüllstärke eines Löwen“, der dem Brunftschrei unseres Edelhirsches eigne. Der Verfasser des Artikels „Hirsch“ in Meyers Konversationslexikon IX⁶ S. 365 schreibt über den Edelhirsch: „Von Mitte September ab, besonders bei kalten Nächten, schreien (orgeln) die Hirsche . . . Das weithin hörbare Schreien hat Ähnlichkeit mit dem Brüllen eines Stieres, es dient gleichsam als Herausforderung für Nebenbuhler und die Hirsche schreien daher anhaltend meist nur, wenn sich solche in der Nähe befinden und sich gegenseitig antworten“. Ein mir bekannter Jagdliebhaber⁴⁾ antwortete mir auf meine Frage, ob er schon einmal den Brunftschrei eines Hirsches gehört habe: „Freilich. Wiederholt!“ Ich bat ihn, mir ihn zu beschreiben, und er sagte: „Ja, das ist schwer. Es ist ein lautes Brüllen“. Und als ich weiter bat, mir dieses Brüllen näher zu beschreiben, antwortete er wortwörtlich: „Es ist wie das Brüllen eines jungen Stieres“. Ich bemerke ausdrücklich, daß der von mir Befragte keine Ahnung von dem Grunde hatte, warum ich ihm diese Frage stellte.

Ist es da wirklich so befremdend, wenn auch Seneca zur Bezeichnung des eigenartigen Brunftschreies der Hirsche kein bezeichnenderes Wort einfiel wie meinem Gewährsmanne? *Mugit iuvencus, mugitus ciet taurus*; also sagte er von den orgelnden Hirschen *mugitu dant concepti signa furoris*. Man sollte doch auch nicht vergessen, daß man im Lateinischen oft dasselbe Verbum zur Bezeichnung von recht verschiedenartigem Schreien von Tieren verwendete. *Rudere* sagte man vom Schreien des Esels (Varro bei Non. 450, Ovid. Fast. I 433, VI 342, Ars III 290, Pers. III 9, Plin. Nat. X 204, Frontin. Strat. I 5, 25, Suet. Rell. 161 Reiff., Apul. Met. VII 13, Auson. Epigr. 72, 3, Festus 265); Vergil aber gebraucht das gleiche Verbum vom Brüllen des Löwen (Aen. VII 16), vom Schreien des getroffenen Hirsches (Georg. III 374), Claudianus vom Brummen des Bären (XVII 298). Für *rugire* hat Kunst selbst (Glotta, S. 112) die Belege dafür gegeben, daß man es vom Schrei des Esels, Löwen, Hirsches, Bären, Dromedars, ja sogar der Schlange (dies freilich nur bei Gregor von Tours) gebrauchte⁵⁾. Dies hätte ihn doch in der Beurteilung von *mugire* (und *mugitus*) etwas vorsichtiger machen können. Da diese Worte

⁴⁾ Herr Dr. O. B. in Graz.

⁵⁾ Das Substantiv *rugitus* auch vom Brüllen einer Tigerin gebraucht bei Aug. Serm. ed. Mai 188, 3.

nicht bloß vom Brüllen des Rindes, sondern auch dem des Löwen gebraucht wurden, sehe ich keinen Grund, warum sie Seneca nicht auch zur Bezeichnung des dem Brüllen eines jungen Stieres ähnlichen Brunftschreies des Hirschen verwenden durfte.

Es bleibt noch Leos erster Einwand zu besprechen. Selbstverständlich hat er darin Recht, daß der *furor* hier nicht *ira*, sondern *veneris libido* ist. Aber daß das Wort auch in dieser Bedeutung durchaus zu den vorausgehenden Versen paßt, ergibt sich nicht bloß aus den früher angeführten Worten, denen zufolge der Brunftschrei des Hirsches „gleichsam als Herausforderung für Nebenbuhler dient“, sondern auch aus der Bemerkung Dietrichs aus dem Windkell (a. a. O., S. 78): „Bekannt ist der tiefe Brunftschrei unseres Edelhirsches, das Röhren oder Orgeln, womit er seine Nebenbuhler zum Kampf auffordert“. Ich kann also in der Abfolge der Gedanken von V. 341 — 343 durchaus keinen Anstoß finden. Es fragt sich nur noch, ob etwa die folgenden Verse in der überlieferten Anordnung gegen die Beibehaltung von V. 343 an seinem Platze sprechen. Ich denke aber, V. 344 — 345 *tunc virgatas India tigres decolor horret* läßt einen Anschluß zu, wenn man *tunc* auf das unmittelbar Vorhergehende bezieht und deutet: *cum concepti furoris signa dant* oder vielleicht bloß: *cum furorem conceperunt*. *Tunc* will also nichts anderes besagen als: zur Brunftzeit, eine genauere Beziehung auch auf *coniugio suo timere* und *mugire* wird dadurch nicht gefordert. Alles in allem scheint mir demnach die überlieferte Reihenfolge hier in Ordnung zu sein.

V. 465 ff. scheint mir Kunst (Erl. z. Textgest., S. 75 f.) gegen die modernen Umstellungsversuche begründete Einwendungen erhoben zu haben und ich stimme ihm zu bis auf die Behandlung der Verse 469 — 474. Auszugehen ist von der Feststellung, daß sie in der überlieferten Fassung:

- 469 *excedat agedum rebus humanis Venus,*
 470 *quae supplet ac restituit exhaustum genus:*
 471 *orbis iacebit squalido turpis situ,*
 472 *vacuum sine ullis classibus stabit mare*
 473 *alesque caelo derit et silvis fera*
 474 *solis et aer pervius ventis erit*

unmöglich von Seneca stammen können. Bezieht man *rebus humanis* nur auf die Menschenwelt (wozu dann V. 475 *seti*

genera mortalem trahunt besonders gut passen würde), so widerstreitet sichtlich 473, der sich auf die Tierwelt bezieht. Schon Ussani hatte (Atti della R. Accademia . . . di Napoli N. S. 1916, IV/II 18 f.) ihn für eine Interpolation erklärt und Kunst pflichtet ihm bei. Aber ich bezweifle, ob damit allein, wie Kunst glaubt, alles in Ordnung gebracht sei. Nach ihm wird die Vereinsamung der Welt durch V. 471 vom Festland, 472 vom Meer, 474 vom Luftraum ausgesagt. Was soll das heißen? Meint Kunst: es wird keine Menschen mehr auf dem Festland, auf dem Meer, in der Luft geben? Aber fliegen denn die Menschen zu Senecas Zeiten durch die Luft? Und verträgt V. 472 überhaupt eine solche Ausdeutung? Müßte man ihn nicht vielmehr auf die Tätigkeit der Menschen auf dem Meere beziehen? Und wenn wir ihn so verstehen: „stirbt das Menschengeschlecht aus, gibts auch keine Schiffe mehr auf dem Meere“, wie paßt dann dazu der folgende: „und gangbar wird die Luft nur mehr den Winden sein“? Kurz und gut: die Tilgung von V. 473 und Kunsts Interpretation der übrigen genügen nicht, um den Text voll verständlich zu machen.

Versuchen wir es aber mit einer Erklärung, die *res humanae* in V. 469 etwas weiter faßt als bloß das „Menschendasein“, etwa: „die Dinge dieser Welt“, „die Dinge hier auf Erden“, „diese irdische Welt“ (im Gegensatz zu den *res divinae*), so könnte die Erwähnung der Tierwelt in V. 473 an und für sich keinen Anstoß erregen, wohl aber — worauf bereits von Ussani und Kunst hingewiesen wurde — im Zusammenhange mit dem folgenden Verse, der dann, von der Luft, in der es keine Vögel mehr gibt, verstanden, nach dem vorausgehenden *ales caelo derit* als überflüssig erscheinen müßte. Auch paßt dann nicht V. 472 die Betonung des Fehlens von Schiffen im Meer, das führte zu dem Vorschlag Bentleys, *piscibus* statt *classibus* in den Text zu setzen, der dann (seit Leo) in die modernen Ausgaben aufgenommen wurde. Aber die Änderung empfiehlt sich vom paläographischen Standpunkte wenig.

Diese Schwierigkeiten scheinen mir nur zu beheben, wenn man nicht bloß V. 473, sondern auch den vorausgehenden als Interpolationen ausscheidet. Ich glaube also, Seneca habe bloß geschrieben:

*orbis iacebit squalido turpis situ
solis et aer pervius ventis erit*

und habe bei dem zweiten Verse gemeint: kein irdisch Wesen wird sich mehr in der Luft bewegen. Wenn man diesen aber nur auf die Vogelwelt bezog, als deren eigentliches Element ja der Luftraum betrachtet wird, so stellte sich das Bedürfnis der Erklärung und Erweiterung ein, und als einen Versuch der Befriedigung dieses Bedürfnisses betrachte ich die Formulierung *alesque caelo derit et silvis fera*. Sobald man nun *orbis*, das Festland, und *caelum* und *aer*, den Luftraum, erwähnt sah, vermißte man das Meer und suchte dem durch Einfügung des besonders unglücklichen Verses *vacuum sine ullis classibus stabit mare* abzuhelpen. So betrachte ich also 473 als eine frühere, 472 als eine spätere Interpolation, von denen 473 als Ersatz für 474, dagegen 472 als Ergänzung gedacht war. Eine spätere Redaktion hat alles nebeneinander gestellt und weiter überliefert.

V. 604f. haben die Handschriften nach Phaedras Anrufung der Himmlischen einen vollen Satz:

604 *vos testor omnis, caelites, hoc quod volo*
605 *me nosse.*

Aber die Worte *me nosse* sind überschüssig, weil darauf sofort Hippolyts Frage folgt:

606 *Animusne cupiens aliquid effari nequit?*

Das hatte Gronov zu der Ansicht bestimmt: „*Potest videri voluisse Seneca, ut acciperemus interfari Hippolytum Phaedrae, antequam illa totum sensum explicuisset. Quem cum ad marginem supplevisset aliquis istis 'Me nosse', librarios ea in contextum rettulisse*“. Sie hat bei den neueren Herausgebern bis auf Miller und Kunst Beifall gefunden, die die Worte im Text belassen. Der letztere beruft sich (Erl. z. Textg. S. 77) auf Bothe, der das Versstückchen erfolgreich gegen Gronovs Annahme einer Glosse verteidigt habe, und will die Verse 604 — 605 als einen nicht zur vollen Ausführung gelangten Entwurf des Dichters zu dieser Szene auffassen, „umso eher als sich V. 606 am natürlichsten unmittelbar an 603 *Sed ora coeptis transitum verbis negant* anschließt und die Annahme, Phaedra habe 604f. *a parte* gesprochen, weniger wahrscheinlich ist, da doch gerade auch diese Beschwörung sie vor ihrem Stiefsohn entlasten konnte“.

Liest man nun Bothes Note nach, so sieht man, daß er sich auf Lipsius beruft, der sich über das Versstückchen so geäußert

hatte: „*Sed versus, inquit, spernit. Iam ante (ad Phoeniss. 318) monui, inseri interdum dimidiatos versiculos, sententia poscente, nec sine graviorum vatum exemplo*“. Das billigt Bothe und verweist auf seine eigene Anmerkung zu Thyest 101. Gegen Gronov bemerkt er nur: „*Quod cum aliis Gronovius quoque ad eam sententiam inclinat, ut interruptum ab Hippolyto censeat Phaedrae sermonem et ab interprete aliquo adiecta verba 'Me nolle': neque erat, quod novercam interpellaret modestus adulescens, et argutum oxymorum modulum glossatoris superat*“.

Die Verteidigung beruft sich also: 1. auf die Tatsache, daß sich in Senecas Tragödien auch sonst solche *versus imperfecti* fänden, 2. daß für Hippolyt kein Grund vorliege, seine Stiefmutter zu unterbrechen, 3. daß die Ergänzung wegen des geistreichen Oxymorons (Kunst spricht nur vom „pointierten Kontrast“) das Vermögen eines Glossators übersteige.

Prüft man diese Argumente, so läßt sich zunächst nicht leugnen, daß in Senecas Tragödien tatsächlich, wenn auch äußerst selten, unvollendete Verse vorkommen. Aber man wird sie anders beurteilen, wenn sie sich in unvollendeten Tragödien, wie etwa im Oedipus oder den Phoenissen, finden, anders in vollkommen abgeschlossenen, wie beispielsweise der Phaedra. Kunst freilich würde sich auf seine Ansicht berufen, daß auch dieses Stück vielfach Doppelrezensionen aufweise, die auf Seneca selbst zurückzuführen seien. Aber das ist eine Hypothese, die erst an den übrigen Tragödien Senecas nachzuprüfen sein wird und selbst für die Phaedra m. E. nicht gänzlich überzeugend aufgestellt wurde. Es empfiehlt sich daher, in unserer Betrachtung sie vorläufig auszuschalten. Wenn wir aber sehen, daß in einem Stück wie den Troades, das, wenn es auch an vielen Stellen unserer Überlieferung schwere Schäden aufweist, doch zweifellos zu den vom Dichter abgeschlossenen Dramen gehört, am Schlusse der Botenrede (V. 1068 — 1103) ein Halbvers (*in media Priami regna*) erscheint, der den begonnenen Satz einwandfrei abschließt, so wird man sich schwer dazu entschließen, den Verlust auf Rechnung der Abschreiber zu setzen, sondern vorziehen anzunehmen, Seneca habe selber seinen Botenbericht so abgeschlossen, mit der Absicht, das Manko später irgendwie auszugleichen. Wir hätten also hier ein Zeichen dafür, daß selbst in sonst abgeschlossenen Stücken mit der Möglichkeit eines vom Dichter provisorischen Abschlusses

einer Rede gerechnet werden müsse. Dies zugegeben, bleibt an unserer Stelle zu prüfen, ob eine solche Annahme innere Wahrscheinlichkeit habe. Ich glaube nicht, daß dies der Fall ist. Die Annahme Kunsts, Seneca habe in seinem ursprünglichen Entwurfe bloß gehabt:

602 Ph. *Sed ora coeptis transitum verbis negant.*

606 Hipp. *Animusne cupiens aliquid effari nequit?*

dürfte wenige überzeugen. Der *animus cupiens* weist doch deutlich genug auf etwas hin, womit dies früher angedeutet worden war, das sind eben die Worte: *hoc quod volo*. Auch entspricht es der Gepflogenheit Senecas, an einem so entscheidenden Wendepunkte seine Heldin den Mund etwas voller nehmen, nicht bloß sagen zu lassen: *ora coeptis transitum negant*. Es ist mir daher wahrscheinlich, daß er von vornherein nicht bloß die Begründung von V. 603, sondern auch schon die Anrufung der himmlischen Götter seiner Phaedra in den Mund gelegt hatte. Es fragt sich nur, ob er sie auch den Satz zu Ende sprechen lassen wollte, so wie die Überlieferung ihn bietet: *hoc quod volo me nolle*, und sich vorbehielt, durch eine kleine Zudichtung das vorläufig noch Fehlende später zu ergänzen. Aber vergeblich fragt man sich, was Phaedra noch hätte zu sagen gehabt, und ob nicht gerade dieses Plus die Wirkung bedeutend abgeschwächt hätte. Sagt sie doch selbst gleich darauf (607): *Curae leves loquuntur, ingentes stupent*. Eine solche Annahme scheint mir also keine innere Wahrscheinlichkeit zu haben.

Damit komme ich aber auch schon auf das zweite Argument zu sprechen, Hippolyt, der *modestus adulescens*, habe gar keinen Grund, seine Stiefmutter zu unterbrechen. Ich glaube, hier handelt es sich gar nicht um eine Unterbrechung eines impulsiven Mitunterredners, der seinen Partner den Satz nicht zu Ende führen läßt, wie sie sich in Senecas Tragödien bisweilen findet (vgl. z. B. Tro. 343, Phoe. 662, Med. 171, Herc. Oe. 891), sondern um das Verstummen vor Scham, wie im Thyest V. 1101 um das Verstummen vor Schmerz, das die Ursache ist, daß der Satz unvollendet bleibt. Und ich denke, daß dies ein viel wirkungsvolleres — und, wie Thyest 1101 zeigt, dem Dichter nicht unbekanntes — Mittel ist, der Phaedra Satz '*curae ingentes stupent*' zu dokumentieren, als jenes, auf das Seneca angeblich erst später gekommen sei: sie den Satz vollenden und noch etwas dazu sagen

lassen zu wollen. Auch wird man zugeben müssen, daß gerade das Verstummen der Phaedra nach den Worten *hoc quod volo* Hippolyts Frage: *Animusne cupiens aliquid effari nequit?* vortrefflich anschließen läßt.

Bleibt noch das Bedenken, ob man denn einem Glossator die Ergänzung *me nosse* zutrauen dürfe. Ich gestehe, daß es m. E. keiner so großen Geisteskraft bedarf, um diese so naheliegende Ergänzung zu finden. Phaedra hatte ja im Vorausgehenden (V. 177 ff.) ihren Kampf zwischen Vernunft (*ratio*) und Leidenschaft (*furor*) so klar geschildert, daß auch ein Abschreiber auf diese Ergänzung verfallen konnte, zumal ihm der pointierte Kontrast aus Seneca selbst bekannt sein konnte, vgl. Thy. 212 *quod nosunt velint* und Oed. 332 *quod . . . volunt iterumque nosunt*.

Überlegt man dies alles, so scheint mir die Annahme Gronovs, *me nosse* sei ein in den Text gedruckenes Glossem, weit wahrscheinlicher als die Kunsts, man habe hierin (und in V. 603, 604) den Überrest von *curae posteriores* des Dichters selbst zu erblicken; in dem Falle, glaube ich, würde keinesfalls das Wort αἰ δεύτεραι πῶς φροντίδες σοφώτεραι, das man in des Euripides Hippolyt liest, auf sie zutreffen.

Graz.

KARL PRINZ.

Klangfiguren in Augustins Briefen.

Es mag zunächst als ein etwas fragwürdiger Versuch erscheinen, Figuren des Klanges gerade in Briefen finden zu wollen, diesen in höchstem Grade „schriftlichen“ und stillen Äußerungen. Auch in der Antike würden wir noch in Ciceros Korrespondenz keine besonders ergiebige Ausbeute finden. Nicht so bei Augustinus. Seine Briefe sind voll von rhetorischen und speziell von klanglichen Kunstmitteln.¹⁾

¹⁾ Seit dem Erscheinen der Ausgabe von Goldbacher (*Corp. script. eccl. Lat.* XXXIV, XLIV, LVII, LVIII) handelt darüber nur die Arbeit von W. Parsons: "A Study of the Vocabulary and Rhetoric of the Letters of Saint Augustine" (*Cathol. Univers. of America, Washington 1923, Patristic Studies III.*).

Sucht man nach einer Erklärung für diese Erscheinung, so findet man sie zunächst in der Art der Abfassung und des Empfanges dieser Briefe. Die Alten pflegten ja jedes beschriebene Blatt auch ohne Zuhörer laut abzulesen, wofür neuerdings reichliche Belege Balogh, *Voces paginarum*, Philologus 1926, 84 ff. und 202 ff. beibringt.

Für Augustinus war es fast unerklärlich, daß Ambrosius beim Studium still für sich las (*Conf.* VI 3). Noch eine zweite Stelle (*Conf.* VIII 29) zeigt, wie selbstverständlich ihm das laute Lesen war: In der Krisis vor seiner Bekehrung liest er eine Bibelstelle *in silentio*, was er als außergewöhnlich ausdrücklich anmerkt.

So war jedes Schriftstück und natürlich umsomehr ein literarisches Kunstwerk (und der Brief galt als solches) zur Vorlesung bestimmt. Für die Briefe des Augustinus wenigstens ist dies fast sicher. Der Zuhörerkreis, mit dem er rechnet, ist oft durch die Anführung des Adressaten gegeben, z. B. durch Hinzufügung von *et fratribus, qui tecum sunt* u. dgl. Aber auch, wo ein solcher Hinweis fehlt, ist anzunehmen, daß der Empfänger das Schreiben vor Gleichgesinnten vorlas oder vorlesen ließ.

Aber die Briefe Augustins sind meist gar nicht von seiner Hand niedergeschrieben, sondern nach seinem Diktat aufgenommen. Belege hierfür sind Stellen wie Ep. 238, 26: *non solum dictata conscribi volui, sed etiam manu mea subscribenda curavi*. Dieser hier angekündigte Schlußpassus lautet: *Huic scripturae a me dictatae et relectae Augustinus subscripsi*. Ganz ähnlich Ep. 239 und Ep. 241. Vgl. noch Hieron. *In Philem.* p. 759: (*epistulam*) *non solito more (!) dictavi, sed mea manu ipse conscripsi*. *Aug. Retract.* II 93 (67) *antequam epistulas et sermones in populum alias dictatas, alios a me dictos retractare coepissem*. Ferner Ep. 174, 1; 205, 19.

Diktirt und rezitiert, wurden Augustins Briefe also zweimal gesprochen und zweimal gehört, vom Verfasser erprobt, vom Empfänger in ihrer vollen Wirkung genossen. Aus dieser Art ihrer Abfassung und Aufnahme erklärt sich der etwas offizielle Ton dieser Schriftstücke. Selten spricht Augustinus persönlich-herzlich, es sind immer etwas amtliche Schreiben, oft Sendschreiben, manchmal wirkliche Hirtenbriefe, dann wieder ganze Abhandlungen, die schon das Maß einer *epistula* überschreiten.

Überhaupt nähert sich der Brief bei Augustinus in Umfang und Stil stark dem *sermo*, der gesprochenen Predigt. War schon der *sermo* im klassischen Sinne ein Zwillingsbruder der *epistula* gewesen, — Horaz versteht darunter bald seine Satiren (*Epist.* I 4, 1, II 2, 60), bald die Episteln (*Epist.* II 1, 250) — so bleibt diese Verwandtschaft auch nach dem Wandel des Begriffes eng und fest. In der *epistula* spricht Augustin zu einem kleinen Kreise der Gläubigen, im *sermo* zur ganzen Gemeinde, aber in den *Confessiones* mit seinem Gott allein. Ist in den beiden ersten der Stil der des *sermo*, so ist er in dem letzteren der der *oratio* — auch dieses Wort in seinem neuen, kirchlichen Sinne verstanden, als „Gebet“ (*Aug. Epist.* 149, 13 *orationes vero, quas Graecus habet προσευχάς, distinguere a precibus vel precatationibus omnino difficile est*). Diese drei Gruppen Augustinischer Werke zeigen darum auch gewisse Ähnlichkeit bezüglich der Verwendung von Klangfiguren. — Geringer ist die Fülle in einem darstellenden Werke wie *De civ. Dei*; da zeigen sich auf weite Strecken (z. B. VIII 11, 12, 13) überhaupt keine Klangfiguren, ganz entsprechend dem ruhig-lehrhaften Ton der Stellen. An anderen Stellen wieder sind sie angewendet, wo ein einfacher Tatbestand vorausgesetzt wird (wie I 23 und 24), an den sich leicht verständliche Betrachtungen knüpfen, so daß sich Augustin ein Spiel mit der Sprache erlauben kann. Ganz ähnlich wird z. B. in der Predigt *De Martha et Maria* (*Tract. inediti 29 Morin*) nach Darlegung des einfachen Tatbestandes (des Evangeliums) eine *amplificatio* entfaltet, reich an Antithesen und Parallelismen, wozu das Thema förmlich herausfordert (z. B. *laborabat illa — vacabat ista; interpellanti respondit, — susceptam defendit*).

Fragen wir nach der Tradition, der Augustin folgte, indem er die Klangfiguren auch in Briefen zuließ, so lassen sich verschiedene Wege aufzeigen.

1) Vor allem verleugnet er nie den Zögling der Rhetorschule, in der auch die seit Gorgias zur *Tedne* gehörigen „Γοργίεια“ σχήματα gelehrt und geübt wurden. Parsons (a. O.) und Polheim (*Lateinische Reimprosa*, Berlin 1924) legen auf diesen Punkt besonderes Gewicht.

2) Seit seiner Bekehrung war Augustin ein eifriger Leser der Bibel. Nun zeigt aber das Alte wie das Neue Testament weitgehende Parallelisierung der Kola, wie Norden kürzlich

wieder gezeigt hat.²⁾ Augustin, der die Bibel ungemein häufig zitiert und bewußt und unbewußt ihrem Einfluß unterliegt, auch in seinem eigenen Stil, hat sicher auch die Parallelisierung der Kola nach ihrem Vorbilde durchgeführt. Doch wäre eine Übertreibung dieses Gesichtspunktes von Nachteil.

3) Augustin hat selbst gesagt: *(In Ps. 138) Melius est, ut reprehendant nos grammatici, quam non intellegant populi.* Er spricht und schreibt für das christliche Volk. Damit stoßen wir auf eine dritte Wurzel seiner Vorliebe für Klangfiguren, auf die A. Kappelmacher in einem Vortrag (Über den Reim im Lateinischen) im *Eranos Vindobonensis* (1926) hingewiesen hat: Es ist die vor aller Literatur und Rhetorik bereits existierende volkstümliche Eigenart der Parallelisierung der Glieder, meist mit Gleichheit des An- und Auslautes verbunden, wie wir sie bereits in den ältesten Gebeten und Zauberformeln der Römer vorfinden. Aus volkstümlicher Tradition schöpfte wohl auch der „Erfinder“ der Klangfiguren, der Sikuler Gorgias, in einem Lande, wo im Volke eine rege Pflege der Dichtung und der Sage vorauszusetzen ist, wenn man von dem früh entwickelten Mimos³⁾, der Bukolik und von Stesichoros aus seine Rückschlüsse zieht.

Daß diese volkstümliche italische Wurzel⁴⁾ gegenüber dem ersten und zweiten Moment überwiegt, läßt sich daraus bestätigen, daß Augustin gerade in Briefen an eine größere Menge von Adressaten, die also mehr als „Volk“ erscheint, vor allem in den Enuntiationen gegen Häretiker sowie an einzelne minder gebildete Adressaten die Klangfiguren reichlicher angewendet hat. So sind die „*Regula ad virgines*“ 211, die Briefe an Donatisten 76, 105, an den Schismatiker *Crispinus* 66 trotz ihrer Kürze reich an Figuren.

Wenn er selbst gegenüber geistlichen Standesgenossen nicht mit diesem Kunstmittel spart, so bleibt zu bedenken, daß er meist an ratsuchende, ihm an Bildung nachstehende Geistliche schreiben mußte. Ihm waren ja selbst die Vorgesetzten nicht immer ebenbürtig an Bildung. Selbst gegenüber Hieronymus verfällt er in

²⁾ Logos und Rhythmus. Rede zum Antritt des Rektorats der Friedr. Wilh. Universität zu Berlin, 15. Oktober 1927.

³⁾ Über die schon vor Gorgias in den Mimen Sophrons häufigen Klangfiguren s. E. Hauler in den Verh. der Wiener Philologenversammlung 1893.

⁴⁾ Vgl. A. Kappelmacher, Die Literatur der Römer, 124f.

seinen gewohnten Ton: der kurze Brief 67 zeigt am Beginne und am Schlusse reichen Klangfigurenschmuck, der mittlere Teil aber, der Augustins Rechtfertigung enthält, ist ganz ohne Klangfiguren, dem Ernste der Beteuerung entsprechend. Stärker treten sie hervor in dem leidenschaftlichen Briefe 73. Das Gefühlsmoment spielt eben auch herein. Bei aller Hochachtung läßt Augustinus auch Hieronymus die Überlegenheit seiner Dialektik fühlen und da geht es auch nicht ohne rhetorische *lumina* ab.

Zu einem ihm an Bildung und Gesinnung Gleichen hat Augustin ohne das klangliche Element in den Briefen gesprochen: zu seinem Jugendfreunde *Nebridius* (Epp. 3, 4, 6, 7, 9, 10, 11, 12, 13, 14).

Diese Briefe, in mancher Hinsicht an die *Soliloquia* erinnernd, sind wesentlich verschieden von den offiziellen Schreiben der Bischofszeit. Nur sie sind „halbe Dialoge“, wie die Alten die Briefe genannt haben. Sie zeigen keine Klangfiguren.

Wenn so Inhalt, Stimmung und Adressaten die Häufigkeit der Klangfiguren beeinflussen, so kommen dazu noch Unterschiede in der Dichte der einzelnen Arten von Klangfiguren. Wir wollen die Hauptgruppen kurz streifen:

Die Allitteration zweier Worte ist ungemein häufig. Freilich sind wir hier nicht in der günstigen Lage, wie bei einem Dichter, wo die Einheit des Verses zwei gleich anlautende Worte meist als bewußt allitterierend erweist. Sehr oft bleibt unentschieden, ob Absicht oder Zufall vorwaltet. Dagegen sind wir sicherer bei drei und mehr allitterierenden Worten und zählen in den Briefen 194 Fälle dieser Art.

Die allitterierenden Verbindungen im Sinne Wölfflins⁵⁾ lassen sich um 152 neue vermehren (wobei auch die mit gleicher Vorsilbe beginnenden gezählt wurden), von denen sich zehn in den Briefen wiederholen: *dispersione et divisione, pactorum et placitorum, propria privataque, sauciato atque semivivo, temporalium et terrenarum, tribulationes temptationesque, convictus atque confessus, detestantes atque damnantes, docentur et discuntur* und *fiunt formanturque*, das sicher 202 A 13 belegt ist und auch vielleicht 11, 3, wie ich glaube, herzustellen ist. Die Frage Wölfflins, S. 31, „ob auch die christliche Literatur

⁵⁾ Die allitterierenden Verbindungen der lateinischen Sprache, Sitz.-Ber. der bayr. Akad., *philos.-phil. Classe*, 1881, Bd. II/1.

noch neue allitterierende Verbindungen gebildet hat“, die er selbst meint bejahen zu dürfen, kann somit für Augustin getrost mit Ja beantwortet werden.

Bescheidener ist die Ausbeute an *Assonanzen*, *Polyptota* und *Paronomasien*.

Sehr reich verwendet ist dagegen die *Isokolie* mit und ohne Gleichklang der Kolaschlüsse. Denn nur dieser Gleichklang, der wirkliche „Endreim“, ist nach Quintilian (IX 77) ein Homoioteleuton. Er beseitigte die unklare Übersetzung des *Auctor ad Herennium*: *similiter desinens* und erklärte es deutlicher als *similem duarum sententiarum (vel plurium) finem*. Noch deutlicher, *ut clausula* (also der Kolonschluß) *similiter cadat*. Endreim, nicht Binnenreim ist also nach Quintilian das Homoioteleuton.

Wenn man solche Homoioteleuta in Augustins Briefen sucht, fällt die Ausbeute freilich bescheidener aus, als etwa Polheim in seiner ‚Reimprosa‘ meint. Betrachtet man dagegen die reiche Fülle von Isokola ohne Homoioteleuton, so ergibt sich zwingend, daß wir von Reimprosa in den Briefen, *Confessiones* oder gar in *De civ. Dei* nicht sprechen dürfen, höchstens von *prosa rhythmica*, wie es alle antike Kunstprosa war, wie sie schon in ältester lateinischer Rede geherrscht hatte.

Besonders angeführt seien nur je ein Fall von viergliedrigem und fünfgliedrigem Parallelismus mit Homoioteleuton:

71, 1	<i>deerit nec gratia in promerendis,</i> <i>nec diligentia in custodiendis,</i> <i>nec alacritas in perferendis</i> <i>nec fides in reddendis;</i>	}
-------	---	---

105, 10	<i>ad quem a iudicibus episcopis appellaverunt,</i> <i>quem taediosissime de . . . interpellaverunt,</i> <i>a quo totiens convicti et confessi redierunt</i> <i>et a pernicie iuroris et animositatis suae non recesserunt,</i> <i>eamque nobis posteris suis hereditariam reliquerunt.</i>
---------	---

Sehr kunstvoll ist der Bau 93, 7 und besonders die lange Kolareihe 167, 17.

Die *Isokolie* allein findet sich in reichstem Maße an folgenden Stellen verwendet: 33, 5 – 93, 7, 8 – 102, 38 – 118, 31 – 130, 21 – 133, 2 – 140, 4, 20, 53 – 141, 8 – 151, 8 – 153, 17, 19, 20 – 155, 12 – 166, 2 – 169, 10 – 170, 8 – 185, 11 – 192, 2 – 194, 2, 32 – 196, 11 – 232, 4.

Zwei Proben seien auch hier angeführt:

93, 7 { cum ergo { et pater tradiderit filium suum,
 { et ipse Christus corpus suum
 { et Iudas dominum suum,
 { cur in hac traditione { deus est pius
 { et homo reus
 { nisi in re una, quam fecerunt,
 { causa non una est, qua fecerunt? }

232, 4 cum Christum cantet
 { et iustus ad aequitatem
 { et peritrus ad fraudem
 { et rex ad imperium
 { et miles ad pugnam
 { et maritus propter regimen
 { et uxor propter obsequium
 { et pater propter praeceptum
 { et filius propter oboedientiam
 { et dominus propter dominationem
 { et servus propter famulatum
 { et humilis ad pietatem
 { et superbus ad aemulationem
 { et dives, ut porrigat,
 { et pauper, ut sumat,
 { et ebriosus ad phialam
 { et mendicus ad ianuam
 { et bonus ut praestet
 { et malus ut jallat
 { et Christianus venerator
 { et paganus adulator
 omnes Christum cantant.

Endlich sei noch eine zusammenhängende Stelle aus-
 geschrieben, ohne daß durch Klassifikation das natürliche Leben
 der Sprache zerrissen würde:

137, 10 *Quid autem non mirum deus facit in omnibus creaturae
 motibus, nisi consuetudine cotidiana viluissent? denique quam multa
 usitata calcantur, quae considerata stupentur! sicut ipsa vis
 seminum, quos numeros habet, quam vivaces quam efficaces, quam
 latenter potentes, quam in parvo magna molientes, quis adeat
 animo, quis promat eloquio? Ille igitur sibi sine semine operatus
 est hominem, qui in rerum natura sine semine operatur et semina; ille in
 suo corpore numeros temporum mensurasque servavit aetatum, qui sine ulla*

sui mutabilitate mutando contextit ordinem saeculorum. Hoc enim crevit in tempore, quod coepit in tempore. Verbum autem in principio, per quod facta sunt tempora, tempus elegit, quo susciperet carnem, non tempori cessit, ut verteretur in carnem; homo quippe deo accessit, non deus a se recessit.

Wien.

KONRAD GLASER.

Nachwort zu den beiden letzten Ausgaben der Chronik des Hieronymus.

Die beiden letzten Ausgaben dieser Chronik, die von R. Helm (I. Teil 1913, II. 1926) und die von J. K. Fotheringham (1923) werden auf lange Zeit hinaus eine Neubearbeitung derselben als überflüssig erscheinen lassen. Da nun der darin gedruckte Text weiß Gott wie viele Jahrzehnte unverändert bleiben wird, andererseits aber kürzlich E. Caspar in seiner Arbeit „Die älteste römische Bischofsliste“ (1926)¹⁾ wichtige Resultate dieser Ausgaben in Zweifel gezogen hat, lohnt es sich, die Hauptergebnisse beider Ausgaben einer neuen Betrachtung zu unterziehen.

Vor allem sei bemerkt, daß es dabei nicht sosehr auf den Text als auf etwas ganz anderes ankommt. Denn der Text ist im allgemeinen gut und sicher überliefert und bei seiner Konstituierung leistet die Beobachtung der Klauseln wichtige Dienste. Helm kommt deren reiche Verwendung in einem chronologischen Werke merkwürdig vor (II S. XXI), allein wer Hieronymus kennt, kennt ihn auch als eine hervorragend stilistisch, besonders rhythmisch-musikalisch begabte Natur, wie z. B. seine Briefe dartun. Ein paar Beispiele aus der Chronik: nicht bloß etwa *Mesomedes . . . poētā cōgnōscitūr* (H [= Helm] 202, 22 f., F [= Fotheringham] 284, 22) oder *errōrē cōrrēxit* (H 203, 23, F 285, 23), sondern auch *de publico est largītūs inpēnsās* (H 198, 12, F 280, 14) oder *Hadrianus misit exercitūm* (H 200, 23, F 282, 24), Stellen, an denen gewiß die Wortfolge von der Wahl der Klausel abhängt. Das war in der Vorlage des Hiero-

¹⁾ Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, 2. Jahr, geisteswissenschaftl. Klasse, Heft 4.

nymus, der Chronik des Eusebius, sicher ganz anders, wie außer deren griechischen Bruchstücken besonders die großen Werke des Eusebius wie *Praeparatio evangelica* und *Demonstratio evang.* beweisen, in denen sich solche Klauseln, so reichlich er auch da zu deren Verwendung Gelegenheit gehabt hätte, nur ganz spärlich finden.

Aber, wie schon bemerkt, nicht die Herstellung des Textes, sondern etwas anderes ist hier — wie bei keinem andern erhaltenen Werke des Altertums — die Hauptaufgabe, nämlich die richtige Erfassung der technischen Seite des Problems. Wie war die Chronik des Hieronymus angelegt, wie hat sie ausgesehen? Glücklicherweise stehen uns sehr alte Handschriften zu Gebote, von denen zwei dem 5. Jahrh. angehören (O in Oxford und S in Leyden, Paris und Rom), also der Zeit des Hieronymus sehr nahe stehen, ja vielleicht sogar in diese Zeit hineinreichen.²⁾ Hier muß ich zunächst bedauern, daß die photographischen Tafeln mit Handschriftenproben, vor allem von O und S, die Caspar im Anhang seiner Arbeit³⁾ bringt, weder bei Helm noch bei Fotheringham stehen. Wie wenige Philologen und Historiker werden doch die phototypischen Ausgaben von O⁴⁾ und S⁵⁾ oder gar die im Besitz der Berliner Akademie befindliche Schwarzweiß-Photographie von A (*Cod. Amandinus* in Valenciennes, 7. Jahrh.) jemals zu Gesicht bekommen!

Aus diesen Hss. nun und ihren Abkömmlingen ergibt sich die wichtige Tatsache, daß Hieronymus' eigene Handschrift 26-zeilige Seiten gehabt hat (noch A. Schöne, *Die Weltchronik des Eusebius*, 1900, S. 117 — 137 hatte drei antike Ausgaben angenommen, von denen die Seiten der letzten die geringste Zeilenanzahl gehabt haben sollten). Dieses Ergebnis, das auch Caspar nicht anzutasten gewagt hat, ist von besonderer Bedeutung. Bedenken wir nämlich, daß Hieronymus'

²⁾ L. Traube, *Nomina sacra* (Quellen und Untersuchungen zur lat. Philol. d. Mittelalt. II, 1907) S. 190.

³⁾ Deren Untertitel „Krit. Studien zum Formproblem des Eusebian. Kanons“ die Abhängigkeit seiner Forschung von der technischen Seite des Problems zeigt.

⁴⁾ J. K. Fotheringham, *The Bodleian Manuscript of Jerome's Version of the Chronicle of Eusebius*, Oxford 1905.

⁵⁾ L. Traube, *Codd. Graeci et Lat. fotogr. depicti*, Suppl. I (Lugd. Bat. 1902).

Vorlage, Eusebius' Chronik — worauf gewisse Anzeichen deuten (s. H II S. XXVII) — größere Seiten gehabt hat, und für eine Chronik wegen der Unterbringung des Materiales Seiten größeren Umfanges tatsächlich geeigneter sind als solche mit geringerer Zeilenzahl, so müssen wir m. E. folgern, daß Hieronymus 26-zeilige Codices wie bei diesem so auch bei seinen andern Werken anzulegen gewohnt war (wichtig für die Textkritik, z. B. seiner Briefe). Das entsprach offenbar einem Brauch der damaligen Zeit, aus der wir noch andere Belege haben: Der *Parisinus* 5730 des Livius (V. Jahrh.) hat 26-zeilige Seiten und für *Lucretius'* Archetypus wurde von Lachmann (*Lucr. Comm.* p. 3), für Ovids *Heroiden* und *Amores* von Birt (Kritik und Hermeneutik S. 19) dieselbe Zeilenzahl der Seiten erwiesen. Bei den Griechen war es anders: die Zeilenzahl der Hss. der Kaiserzeit liegt zwischen 30 und 40, so hat der Papyrus von Kairo (Menander) 33 — 38, gewöhnlich 35 Zeilen.⁶⁾ Helm führt diesen Unterschied mit Recht auf die massigere lateinische Schrift zurück (II S. XXVII).

Für die Ausstattung des Archetypus kommen aber noch andere Gesichtspunkte in Betracht. Hieronymus spricht in seiner eigenen Vorrede (in der des Eusebius steht davon nichts) von der Verwendung verschiedener Farben, unter denen er die rote (*minium*) speziell hervorhebt (H 5a 13 ff., F 3b 23 ff.): *Unde praemonendum puto ut, prout quaeque scripta sunt, etiam colorum diversitate serventur, ne quis inrationabili aestimet voluptate oculis tantum rem esse quaesitam et, dum scribendi taedium fugit, labyrinthum erroris intexat. Id enim elucubratum est, ut regnorum tramites, qui per vicinitatem nimiam paene mixti erant, distinctione minii separarentur, et eundem coloris locum, quem prior membrana signaverat, etiam posterior scriptura servaret.* Auch diese Eigentümlichkeit — die, wie *mixti erant* (d. h. bei Eusebius) beweist, eine Neuerung des Hieronymus war — haben unsere Hss. bewahrt, in denen die Königsreihen, aber auch wichtige Ereignisse in roter Farbe gebracht werden, in zweien, F (in Leyden) und T (Oxon.

⁶⁾ Gelegentlich finden wir allerdings auch bei den Griechen den 26-zeilientyp. So hat die von mir in Paris kollationierte berühmte Hs. des Arethas (Nr. 451), die im Jahre 914 hergestellt wurde, aber auf eine antike Hs. zurückgeht, nicht bloß in den 5 Büchern von Eusebius' *Praeparatio evangelica*, sondern überall 26-zeilige Seiten.

Merton), beide aus dem 9. Jahrh., finden wir sogar neben der schwarzen und der roten auch die grüne Farbe, eine Mannigfaltigkeit, die schwerlich auf Hieronymus zurückgeht, dessen eben angeführte Worte doch wohl nur den Gegensatz schwarz — rot ins Auge fassen, freilich ist die Vorlage von F schon um 515 von einem gewissen *Bonifatius* hergestellt worden (A. Schöne, *Weltchronik* S. 25 u. 276), ist demnach von der Hs. des Hieronymus kaum 150 Jahre getrennt.⁷⁾ Schade, daß (abgesehen von dem 26-Zeilentyp, den beide Herausgeber reproduzieren) diese und gleich zu besprechende andere Äußerlichkeiten — trotz des einst von E. Schwartz geäußerten Wunsches (Berl. ph. W. 1906, 749) — weder von Helm noch von Fotheringham wiedergegeben worden sind!⁸⁾ Bei der ungeheuren Bedeutung, die die Chronik des Hieronymus als das Muster der späteren antiken und sämtlicher mittelalterlichen Chroniken erlangt hat, hätte sie m. E. eine ähnliche Ausgabe verdient wie die von A. Bauer und J. Strzygowski in einer Dreifarben-Reproduktion veröffentlichte illustrierte *Weltchronik* des 5. Jahrh.⁹⁾

Andere ebenfalls von Hieronymus erwähnte Unterscheidungszeichen sind die *virgulae*, über die er sich in einer Weise äußert, aus der hervorgeht, daß er sie aus Eusebius' Chronik übernimmt. Nachdem er nämlich die mit jeder Übersetzung verbundenen Schwierigkeiten erörtert hat, führt er die für ihn geltenden besonderen Schwierigkeiten an (H 4^b 24 ff., F 3^b 10 ff.) *cum . . . hoc nobis proprium accedat, quod historia multiplex est, habens barbara nomina, res incognitas Latinis, numeros inextricabiles, virgulas rebus pariter ac numeris intertextas, ut paene difficillius sit legendi ordinem discere quam ad lectionis notitiam pervenire*. Der Zusammenhang, in dem diese Worte stehen (er spricht ja von Dingen, die er bereits vorgefunden hat, die also in seiner Vorlage standen), beweist,¹⁾ daß er die *virgulae* von Eusebius übernommen hat. Was Hieronymus mit *virgulae* bezeichnet, hieß bei den Griechen παράγραφοι, wie

⁷⁾ Doch ist in F wie in T die ursprüngliche Einteilung verwischt und weisen beide Hss. auch sonst viele Willkürlichkeiten auf, so daß Helm (im Gegensatz zu Fotheringham) recht getan hat, beide ganz beiseite zu lassen.

⁸⁾ Fotheringham versucht wenigstens die rote Farbe durch besonders schwarze (fette) Lettern anzudeuten.

⁹⁾ Eine alexandr. *Weltchronik*: Denkschr. Wien. Ak. d.W., phil.-hist. Kl. LI, 1906.

Caspar S. 25f.¹⁰⁾ mit Recht gegen Helm bemerkt, der sie Obeloi nennt.¹¹⁾ Daß die παράγραφοι, wagrechte Linien, von den bei den alexandrinischen Grammatikern zur Bezeichnung von Varianten und Tilgung von Versen üblichen ὀβελοί verschieden sind, hat schon H. Omont bemerkt, *Codd. Graeci et Lat. fotogr. depicti* I (1897) praef. VIII. Wie in der im Delphinion von Milet aufgefundenen Liste der Jahresbeamten die Dekaden durch παράγραφοι markiert sind (Helm, Berl. Ak. a. a. O.), so ist dies auch in der Chronik des Hieronymus der Fall. Aber in deren Hss. sind so nicht bloß die Königsreihen gegliedert, sondern entsprechend der Angabe des Hieronymus (*rebus . . . pariter intertextas!*) auch Notizen von einander dadurch getrennt.¹²⁾ Besonders gut sieht man diese *virgulae* in S und seinen Tochterhss., A und N (eine Berliner Hs. des 9. Jahrh.). Von den beiden Herausgebern gliedert Fotheringham die Königsreihen durch wagrechte Striche, Helm hingegen die Jahre Abrahams, die Reihen aber durch hakenförmige, geschwungene Linien, was Caspar nicht mit Unrecht bekrittelt (S. 29¹⁾). Die Abgrenzung von Notizen durch παράγραφοι haben trotz des Vorbildes der Hss. leider beide Herausgeber unterlassen (Helm spricht II S. XXII von „Zweckmäßigungsgründen“). Das stört natürlich unsere Vorstellung vom Archetypus.

In den oben angeführten Worten des Hieronymus, die eine Mahnung an die Schreiber enthalten, heißt es: „Es sollen die Einzelheiten, je nachdem sie schriftlich dargestellt sind, auch hinsichtlich der Farben gewahrt bleiben“. Diese Worte sind m. E. bisher nicht genügend ausgewertet worden. Das *etiam* beweist, daß Hieronymus nicht bloß die Wahrung der Farben im Auge hat, sondern sicherlich auch noch mindestens die *Typendifferenzierung*. Wir finden sie nämlich in den Hss., auch in den antiken, und von den beiden letzten Herausgebern hat Fotheringham die Absicht des Hieronymus durch die Verwendung von 4 Schrifttypen fast zu stark betont (die Hs. S hat nur 3 Typen), umgekehrt Helm, der im wesentlichen 2 Typen gebraucht, etwas abgeschwächt. Sehr

¹⁰⁾ Ich zitiere stets die in Klammern stehenden Originalnummern der Seiten dieser Abhandlung.

¹¹⁾ Abh. Preuß. Ak. 1923 phil.-hist. Kl., Nr. 4, S. 6. S. auch W. Kubitschek P.-W. R.-E. XI (1921), S. 998 f.

¹²⁾ Hier und zum folgenden verweise ich auf die oben erwähnten Caspars Werk angehängten Tafeln.

lehrreich ist in dieser Hinsicht der Vergleich (auf Tafel I bei Caspar) von S mit den beiden Ausgaben.

In S und seiner Klasse¹³⁾ fällt noch eine andere graphische Eigentümlichkeit in die Augen: die Anordnung gewisser Notizen in Dreiecksform¹⁴⁾, nicht bloß (wie es nach Caspar S. 35 scheinen könnte) solcher rechnerischen Inhaltes, ich brauche nur auf die in N (Tafel I 2 bei Caspar) unter einander stehenden Erzählungen von Amphion, Cadmus und Midas (H 53, 3, 12 f., 25; F 83, 1, 13, 25) hinzuweisen. O hat freilich keine derartigen Figuren, allein diese Hs. weicht auch sonst von der Einrichtung, die wir in der Urhandschrift voraussetzen dürfen, ab, so hat sie 30-zeilige Seiten (beweist aber durch nur aus dem Seitenende erklärbarer Verderbnisse, daß ihre Vorlage bloß 26-zeilige Seiten gehabt hat: Helm II S. X), bringt auch viele Notizen, die in ursprünglicher Anordnung neben einander standen, hinter einander. Der Zweck der Dreiecksfiguren ist einmal der, durch die Ausscheidung gewisser Notizen aus den übrigen (datierten) ihre Beziehung auf ein bestimmtes Jahr zu verhindern, hauptsächlich aber der, die Übersichtlichkeit des Schriftbildes zu erhöhen (Caspar S. 35). Beibehalten hat diese Figuren keiner der beiden Herausgeber. Schade! Ja Helm äußert sich sogar (II S. XII), „daß diese recht sinnlosen Kunststücke weder der Tendenz des ganzen Werkes noch der Eilfertigkeit des *opus tumultuarium* des Hieronymus entsprechen“. Mit Unrecht! Freilich sagt Hieronymus in seiner Vorrede (H 2 b 5 ff., F 2 a 2 ff.) *quidquid hoc tumultuarii operis est*, aber er fügt auch hinzu: *praesertim cum et notario ut scitis velocissime dictaverim*. Was hat er aber diktiert? Gewiß nicht die Zahlenreihen (die hatte der *notarius* einfach aus Eusebius' Kanon zu übernehmen und in lateinische Ziffern umzusetzen), sondern nur seine Übersetzung der Notizen des Eusebius und seine eigenen Zusätze. Man vergesse aber nicht, daß das Diktat, wie Hieronymus ausdrücklich bezeugt, stenographisch niedergeschrieben wurde, der Archetypus also erst hinterher durch Übertragung der stenographischen Aufzeichnungen in gewöhnliche Schrift hergestellt werden mußte. Das war keineswegs *tumultuarium*, sondern erforderte Zeit. Dabei hatte der Schreiber sich vor allem an die Form seiner Vorlage

¹³⁾ S ist selber leider nur in Bruchstücken, außerdem aber in getreuen Abkömmlingen (am getreuesten N) erhalten.

¹⁴⁾ Ein schönes Beispiel aus S Tafel I 1 Casp.

(Eusebius' Kanon) anzuschließen, außerdem aber gewiß auch Weisungen des Hieronymus zu befolgen. Nichts hindert uns also, die Dreiecksformen auf Hieronymus zurückzuführen, seine Worte *prout quaeque scripta sunt* erlauben ja diese Auslegung, das Verhalten von S erhebt die Möglichkeit fast zur Gewißheit. Sie aber schon bei Eusebius vorauszusetzen, wie Caspar (S. 35) annehmen möchte, dafür fehlt jede Beweismöglichkeit.¹⁵⁾

Eine der wichtigsten Fragen ist die der Seiteneinteilung des Kanons. Unsere Hss. erweisen nämlich Doppelseiten (auf der linken die biblische, auf der rechten die weltliche Geschichte) bis zur Wiederaufrichtung des Tempels in Jerusalem (im 2. Jahr Darius' I., 520 v. Chr.), von da an geht der Text Seite für Seite weiter. Wie sah der Kanon des Eusebius aus? Gegen Wachsmuth hatte schon A. Schöne (Weltchronik, S. 15 f., 44 ff., 81) bewiesen, daß nicht der Armenier, sondern Hieronymus auch in dieser Hinsicht das Original getreu wiedergibt, ein Ergebnis, das auch von E. Schwartz (Berl. ph. W. 1906, 748) und den beiden Herausgebern (H II S. XXXIII, F S. XXVI f.) angenommen worden ist, die alle jenes Ereignis als ganz natürlichen Wendepunkt bezeichnen, weil von da an die jüdische Geschichte ihren sakralen Charakter verliere. Umso überraschender wirkt demnach Caspars Versuch, für Eusebius' Kanon Doppelseiten bis zum Schluß anzunehmen, erst Hieronymus habe jene Neuerung durchgeführt und unter Betonung der römischen Geschichte seine Vorlage zur annalistischen Weltchronik umgestaltet (S. 60 ff.). Ich glaube, seine Annahme leicht widerlegen zu können. Sein Argument, weil das „*filum Iudaeorum*“ später wieder aufgenommen werde, falle der graphische Einschnitt mit einer sachlichen Cäsur, dem Aufhören der biblischen Geschichte, gar nicht zusammen, ist nicht stichhältig. Natürlich finden wir später wieder eine Königsreihe der Juden, nämlich in der Makkabäerzeit, aber nicht anders als die Reihen der alexandrinischen Könige und der Herrscher von Syrien und Kleinasien, und zwar tritt sie als Ersatz für die

¹⁵⁾ Die armenische Übersetzung des Eusebius (deutsch von J. Karst, Die griech. christl. Schriftsteller d. ersten drei Jahrh., 20. Bd., 1911) hilft uns, wie jetzt allgemein anerkannt ist, nichts für die Erkenntnis der Urform seiner Chronik. Denn diese — sie beruht auf zwei erst dem 13./14. Jahrh. angehörigen Hss. — bietet eine aus der Urform ganz augenscheinlich durch das Streben nach Vereinfachung entwickelte Anordnung (H II S. XXVII); die Zahlenreihen in der Mitte zusammengedrängt, die Notizen an den Rändern links und rechts.

Spalte der makedonischen Könige ein¹⁶⁾, also ist sie in den Zusammenhang mit weltlicher, nicht mit biblischer Geschichte eingereiht. Hätte anderseits Hieronymus, der ja tatsächlich nach seinem eigenen Zeugnis die römische Geschichte mehr herausgearbeitet hat¹⁷⁾, einen Einschnitt machen wollen, so hätte er ihn anderswo gemacht. Ich verweise die Leser auf die Seite, die auf die letzte Doppelseite unmittelbar folgt, H 106 (F 188). Dort steht Z 13 ff. H (13 ff. F) eine lange (vielleicht erst von Hieronymus hinzugefügte) Notiz über die Kleinheit des römischen Gebietes beim Sturz der Königsherrschaft, über deren Dauer, über die damalige Verfassungsänderung und die Dauer der Republik. Hätte Hieronymus selber einen Einschnitt machen wollen, so hätte er ihn dort gemacht. Es ist aber gerade ein Ereignis aus der griechischen Geschichte, mit dem die neue Anordnung anhebt. Sehen wir uns die letzte Doppelseite (H 104^v u. 105, F 186 f.) an, so zeigt uns ein Blick, daß der Autor hier mit großer Raumvergeudung gearbeitet hat:

S. 104^v H (186 F) hat den Kopf:

<i>Persarum</i>	<i>Iudaeorum captivitas</i>	<i>Romanorum</i>
I	LXVIII	XXVI
II	LXX	XXVII
(Jahre Dareus' I.)		(Jahre des Tarquin. Sup.)

In der mittleren Spalte steht die Notiz über die Freilassung der Juden und den Beginn des Tempelbaues unter Zorobabel, links unten eine kurze Bemerkung über den Eintritt der 65. Olympiade.

S. 105 H (187 F) hat (links) bloß die Überschrift:

Macedonum

XXXII (Jahre des Amyntas)
XXXIII

Die mittlere Spalte wird zum großen Teil von zwei Bemerkungen (des Clemens und des Propheten Zacharias) zur Dauer der Gefangenschaft der Juden eingenommen. Diese Notiz (die einzige

¹⁶⁾ H S. 140 (F 222) finden wir als Seitenkopf: *Alexandrinorum* (sc. reges) *Romanorum* (sc. consules) *Syriae et Asiae Macedonum*. Z. 24 (F 17) heißt es: *Macedonum regnum defecit*, worauf die nächste Seite folgende Überschrift aufweist: *Alexandrinorum Consules Syriae et Asiae Iudaeorum*.

¹⁷⁾ Vorrede, H 6^a 26 ff. (F 4 b 18 ff.): *nonnulla quae mihi intermissa videbantur adieci, in Romana maxime historia.*

auf dieser Seite) wird in den Hss. durch eine aus schlangenförmig gewundenen Haken zusammengesetzte Zierleiste abgeschlossen. Der Autor hätte sie, weil sie zur biblischen Geschichte gehört, eigentlich auf der linken Seite (H 104^v, F 186) eintragen sollen und dazu auch reichlich Platz gehabt. Rechts hätte er die Ereignisse von Seite 106 H (188 F) unterbringen und mit der Erwähnung des in Rom erfolgten Sturzes der Königsherrschaft die Seite passend schließen können. So aber schließt er die doppel-seitige Anordnung mit dem erwähnten biblischen Ereignis, die neue („einseitige“) hingegen beginnt er unter Wiederholung des 2. Jahres des Dareus: *Persarum*

II

mit einem epochalen Geschehnis aus der griechischen (speziell athenischen) Geschichte, mit der Ermordung des Tyrannen Hipparch durch Armodios und Aristogiton, ein Vorfall, der für den Autor offenbar gleichbedeutend mit dem Sturz der Tyrannis in Athen war, ist doch von Hippias' Vertreibung überhaupt nicht die Rede. Diese Umstände weisen mit aller Deutlichkeit auf Eusebius als den Schöpfer dieser Anordnung hin.

Fassen wir also zusammen: Die Doppelseiten (bis zum Jahre 520) und die *παράγραφοι* (*virgulae*) hat Hieronymus von Eusebius übernommen, das Format (26 Zeilen), der Gebrauch mindestens der roten neben der schwarzen Farbe, die Typendifferenzierung und vielleicht auch die Dreiecksfiguren sind Neuerungen des Hieronymus.

Ein Wort zur Datierung der Ereignisse! Daß Caspar annimmt, erst Hieronymus habe Eusebius' Kanon zu einer annalistischen Weltchronik umgestaltet, haben wir gesehen. Er fußt hier auf den Anschauungen von E. Schwartz, der in seiner Ausgabe von Eusebius' Kirchengeschichte II 3 S. CCXXXIV ff. u. P.-W. R.-E. VI 1381 ff. ein annalistisches Schema als einen geistlosen Mechanismus einem Mann vom wissenschaftlichen Rang eines Eusebius nicht zutrauen möchte. Aber gegen Eusebius' Überschätzung wendet sich Helm mit vollem Recht (Abh. Preuß. Ak. a. a. O. 35 f.) und daß dieser das Bestreben, genaue Daten zu geben, selbst bei mythischen Ereignissen und Personen, mit der *gesamten* antiken Chronologie teilt, weist er in seiner Ausgabe II

S. XXXVII f. nach. Schon J. Freudenthal (Hellenist. Studien I, Breslau 1875), S. 3 ff. hat den Eusebius viel nüchterner als E. Schwartz beurteilt¹⁸⁾ und ich glaube, daß die vielen unschätzbaren Urkunden, die Eusebius in seiner Kirchengeschichte (aus dem Bestande seiner reichen von Pamphilus übernommenen Bibliothek) verwertet, in erster Linie zu seiner Überschätzung beigetragen haben. Wem er aber dort entgegentritt, wo es auf wissenschaftliche Beweisführung ankommt, z. B. in der *Praeparatio evangelica*, dem muß seine Argumentation weitschweifig und ohne wissenschaftliche Schärfe erscheinen; auch wiederholt er Belegstellen, ohne zu erkennen, daß er dieselbe oder eine ganz ähnliche Beweisführung schon früher gegeben hat. So führt er *Praep. evang.* XII p. 602 c ff. Vig. Platos *Theaetet* 173 c — 177 b zum Beweis dafür an, daß wie die Hl. Schrift so auch Plato ein zurückgezogenes, Gott geweihtes Leben preist, XIII p. 672 d f. wird aus Clemens ein Teil derselben Platostelle (173 c — e) zum Beweis, daß darin eine Beziehung auf das christliche Leben enthalten sei, vorgebracht. Noch schlimmer aber ist es, daß er, der schon II p. 75 d — 77 b, um zu zeigen, daß Plato die alten Mythen nicht, wie es nach Timaeus 40 d — 41 a scheinen könnte, anerkennt, sondern scharf ablehnt, dieser Stelle eine aus dem Staat (377 e — 378 d) gegenübergestellt hat, XIII 639 c ff. genau denselben Beweis führt unter Verwendung genau derselben Stellen, nur daß das Zitat aus dem Staat noch weit länger ist (377 c — 383 c). Das Schlimmste jedoch leistet er sich in demselben Buch, indem er später (p. 692 a — d) dieselbe Timaeusstelle im entgegengesetzten Sinn verwendet, nämlich zum Beweis, daß Plato nicht bloß der nationalen Religion Konzessionen gemacht hat, sondern sich geradezu selber die Schuld an der Abgötterei des Volkes zuschreiben könnte: Διὸ καὶ εἰκότως τῆς ἀφιλοσόφου πληθῆος τὴν αἰτίαν τῆς δεισιδαίμονος πλάνης ἐπιγράψαιτο ἂν (nämlich Plato)!¹⁹⁾

Was nun die Chronologie betrifft, so legte er auch den Zahlen gegenüber nicht gerade besonders wissenschaftlichen Sinn

¹⁸⁾ S. 181, Anm. nennt er ihn „sehr fleißig, sehr verdient, aber wahrlich nicht geistvoll“. Vor einer Überschätzung des Eusebius warnt auch W. Kubitschek P.-W. R.-E. XI 1010: „Zu dem Idealbild, das Schwartz von Eusebius zu machen uns empfiehlt, stimmt freilich auch anderes nicht“.

¹⁹⁾ Dagegen sollte 639 c diese Timaeusstelle bedeuten ὅπως πάσας τὰς πατρίους περὶ τῶν θεῶν ὑπολήψεις ἠθέτει, nämlich Plato!

an den Tag. Wer solche Schwindelzahlen, wie sie Alexander Polyhistor aus einem gewissen Demetrios bezüglich der Patriarchen und ihrer Sippschaft bringt²⁰⁾, kritiklos hinnimmt (*Praepar. evang.* IX p. 422 d — 426 a), wer gläubig berichtet, daß dem Jakob im 8. Jahr und 10. Monat während seines Aufenthaltes in Charran Rubin geboren wurde, daß Lea und Zelpha im 12. Jahre und 3. Monat schwanger geworden seien, daß Rachel im 14. Jahr und 8. Monat den Josef geboren habe u. s. w., der wird, meine ich, gegenüber mythischen Ereignissen der Weltgeschichte gewiß denselben Standpunkt einnehmen, d. h. sie genau zu datieren trachten. Wirklich tritt in dem ersten (von Hieronymus nicht übersetzten, nur armenisch erhaltenen) Buch seiner Chronik, in dem er Auszüge aus der Geschichte der von ihm im Kanon berücksichtigten Völker gibt, seine echt semitische Zahlen- und Rechenfreude auf Schritt und Tritt uns entgegen, wobei er sich Kritik und Widerspruch von vornherein dadurch verbittet, daß er sich geschickt hinter Christi Wort (*Acta Apost.* 1, 7) verschanzt (S. 1, 25 ff. Karst): „Und angelegentlich lasse ich es hier von vornherein einem jeden anempfohlen sein, sich nicht etwa irgend aufzulehnen und zu widerstreiten, gleich als ob mit irgendwelcher Sicherheit man die Kenntnis der Zeiten ermitteln könne. Dies dürften wir zunächst wohl daraus gewinnen, daß man für wahrhaft jenes Wort, das der Meister zu seinen Genossen, gesprochen, erachte, nämlich: ‚Nicht steht es bei euch, zu kennen die Stunden und die Zeiten, die der Vater unter seine Gewalt gestellt hat‘. Es scheint mir nun aber, daß er als Gott und Herrscher nicht bloß mit Bezug auf das Weltende, sondern bezüglich aller Zeiten diesen . . . Spruch getan habe, um diejenigen, die geneigt sind, sich dreist zu solch eitler Forschung zu vermessen, abzuhalten“. Und S. 2, 35 ff. erklärt er: „Und nun denn, was sollte mich nötigen, der ich über alles die Wahrheit ehre, solcherlei Sachen kleinlich zu untersuchen, da doch sogar bei den Hebräern . . . sich Zweifel finden“. ²¹⁾ Und da spreche man noch von einem hervorragend wissenschaftlichen Sinn des Eusebius!

Seine Chronik hätte sicherlich ein festeres Gerippe bekommen, hätte er bei den Griechen die attischen Archonten, bei

²⁰⁾ In der Bibel fehlen sie gänzlich.

²¹⁾ Vgl. auch S. 2, 7 — 19 K.

den Römern die Konsuln mit zur Datierung herangezogen. Warum hat er es nicht getan, wo doch sogar in einem der Unterhaltungsliteratur angehörigen Werk, der sogenannten *Vita Herodotea* des Homer, die Rechnung nach attischen Archonten als durchaus gewöhnlich vorausgesetzt wird?²²⁾ Über die Auslassung der Archonten äußert sich Eusebius nur kurz, ohne Gründe anzugeben, S. 88, 25 ff. K.: „... Und erster herrschte als jährlicher Fürst Kreon in der 24. Olympiade. Nach welchem jeder einzelne je ein Jahr herrschte, deren Namen keineswegs nötig ist zu verzeichnen“. Doch erhält die Stelle Licht durch seine analoge Bemerkung über die Konsuln, S. 141, 26 ff.: „Von denen (den Hypaten = Konsuln) einzelnen je ein Jahr die Obergewalt innehabenden ich für überflüssig erachte hier zu melden, eine maßlose Menge von Namen anhäufend. Und wenn wir erst auch noch dazu die Taten derselben eingehend aufzuzählen beabsichtigten, so würden sich diese Geschichtserzählungen allzu weitschweifig ausspinnen, wie sie denn auch nicht einschlägig sind in den Plan, der uns vorgesetzt ist“.

Gewiß wäre es nicht ohne Mühe abgegangen, so viele Namen unterzubringen, da er aber anderseits von *Julius Caesar* an jedem einzelnen Jahre jedes Kaisers die Konsuln beifügt,²³⁾ diese also dort angeführt hat, wo ihre Aufzählung eigentlich recht überflüssig war, ist offenbar der wirkliche Grund ein anderer gewesen: die den Zeitverhältnissen entsprechende monarchische Orientierung und der bei Eusebius als Orientalen erst recht begreifliche Mangel an Verständnis für die republikanischen Zeiten. Daher gibt es bei ihm bloß Herrscherreihen als Gerüst und hört das *filum Atheniensium* mit dem letzten König auf, obwohl die Geschichte der Athener eigentlich erst dort beginnt.

Hieronymus, dem die vielen Auslassungen des Eusebius auf dem Gebiet der römischen Geschichte keineswegs entgangen waren

²²⁾ K. 38 (am Schluß): Von Homers Geburt bis zu Xerxes' Übergang über den Hellespont sind 622 Jahre, ἀπὸ δὲ τούτου ῥητιδίως ἔστιν ἀριθμῆσαι τὰ ἐδέλοντι γητεῖν ἐκ τῶν ἀρχόντων τῶν Ἀθηνησῶν.

²³⁾ S. 143, 3 ff. K.: „Und nun ist's angezeigt, hieran anzuschließen auch diejenigen, welche von Julios Kaiser ab Selbstherrscher der Römer gewesen, und je nach den einzelnen Jahren eines jeden auch die jeweiligen Hypaten, einen nach dem andern, durchzugehen, mit Beisetzung der unterdessen abgelaufenen Olympiaden“. Leider bricht hiemit das erste Buch beim Armenier ab (Karst nimmt a. a. O. XXXI Nichtvollendung durch Eusebius an).

(vgl. seine Vorrede H 6^a 26 ff., F 4^b 20 ff.²⁴), scheint seine Verbesserungsabsicht wenigstens angedeutet zu haben. Zwar war ihre Durchführung unmöglich, die Einfügung so vieler Namen hätte ja das Gerüst der Chronik gewaltig erschüttert, aber er ließ wenigstens auf dem Kopf der Seite, auf der die Gründung der römischen Republik erwähnt wird (H 106, F 188) ganz ungewöhnlich über der Textkolumne (die bisher frei von jeder Überschrift gewesen war) die Überschrift anbringen: *Initium consulum* (so in fast allen Hss., darunter OAN²⁵) und auf der nächsten Seite: *Consules*; von da an über der linken Textkolumne: *Romanorum*, über der rechten: *Consules*²⁶), gewissermaßen ein Nachklang der bis Seite 105 H (187 F) reichenden Doppelseitigkeit. So erkläre ich mir diese merkwürdigen Überschriften über den Textkolumnen, die mit der Gründung des Kaisertums verschwinden, um der Überschrift *Romanorum* über den *fila* der Kaiser zu weichen.²⁷ Bei dem Verhalten des Eusebius gegen die römische Geschichte dürfen wir m. E. eine Überschrift ἀρχὴ τῶν ὑπᾶτων ebensowenig wie Ῥωμαίων ὑπατοῦ bei ihm voraussetzen.

Ist nun auch im allgemeinen Eusebius' Bestreben darauf gerichtet, feste Datierungen zu geben, so bringt er doch auch zahlreiche Notizen ohne solche Absicht. Darauf hat nicht erst Caspar (S. 42 ff.) aufmerksam gemacht; vgl. Helm (Abh. Preuß. Ak. S. 39 und ausführlich Ausgabe II S. XLII f.). Ich will selber ein besonders lehrreiches Beispiel anführen: Eusebius erwähnt zum 15. Jahr des Konstantin (= 321 n. Chr.) die Ordinierung des alexandrinischen Bischofs Alexander (H 230, 20 ff., F 312, 20 ff.),

²⁴) An der oben zitierten Stelle fährt er fort: . . . *quam (Romanam historiam) Eusebius non tam ignorasse ut eruditus, sed ut Graece scribens parum suis necessariam perstrinxisse mihi videtur.*

²⁵) Aus S sind nur bis zu *Tarquinius Superbus* und dann erst wieder von der 2. Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr. an Bruchstücke erhalten, s. Foth. S. XII.

²⁶) Bloß O hat nebst dem ihm auch sonst nahestehenden M (9. Jahrh., jetzt in Berlin) und L (787 in Lucca geschrieben und noch jetzt in der dortigen Kapitularbibliothek) *Consules* auf beiden Seiten. Aber O hat auch sonst geneuert, s. oben S. 205.

²⁷) Das geschieht von S. 156 H (238 F) an, wo die Textkolumne beginnt mit: *Gaius Iulius Caesar primus apud Romanos singulare optinuit imperium.* Diese Überschrift *Romanorum* hört vom 5. Jahr des Vespasianus an in den Hss. allmählich auf, nur A behält sie bis zum Schluß, s. die Herausgeber.

zum 20. Jahr *Constantins Vicennalia* 325 und deren Wiederholung zu Rom im nächsten Jahr (H 231, 10, F 313, 10 f.). Nun ging den *Vicennalia* in demselben Jahr 325 das Konzil von Nicaea voran, Eusebius berichtet aber darüber zum 15./16. Jahr des Kaisers. Warum? Weil er den Bericht über das Konzil an die Weihe des erwähnten Bischofs folgendermaßen anschließt: *Alexandrinae ecclesiae · XVIII · ordinatur episcopus Alexander a quo Arrius presbyter de ecclesia eiectus multos suae impietati sociat, ad quorum perfidiam coarguendam synodus CCCXVIII episcoporum in Nicaeam urbem Bithyniae congregata e. q. s.* Daraus ist klar, daß Eusebius, der bekanntlich selber in hervorragender Stellung am Konzil teilgenommen hat, gar nicht daran gedacht haben kann, es zu 15/16 festzulegen, vielmehr nur aus stilistischen Gründen, um Zusammengehöriges nicht auseinanderzureißen, den Bericht dort gegeben hat.

Was anderseits die Differenzen zwischen Regierungslisten, insbesondere Bischofslisten, betrifft, die Caspar ausführlich behandelt, um seine Annahme vom Übergang von der unbezifferten Namensliste zur bezifferten Regierungsliste zu beweisen (S. 120 ff.), so hat man m. E. bisher die großen Schwierigkeiten nicht genügend gewürdigt, die im Altertum der genauen Datierung im Wege standen: die Verschiedenheit der Kalender (man denke z. B. an den ägyptischen, der Ende August begann²⁸⁾ und den verschiedenen Jahresbeginn (Eusebius selber begann sein Jahr um die Herbstwende, s. F. S. XXIV), die in antiken Vorlagen durchaus übliche Vernachlässigung von Monaten und Tagen (s. F. Jacoby, Apollodors Chronik²⁹⁾, 1902, S. 285 f.) und vor allem die komplizierte Zählung der Kaiserjahre, nämlich nach tatsächlichen Regierungsjahren und nach der *tribunicia potestas* (von Trajan angefangen gilt *tribun. pot. I.* vom Regierungsantritt bis zum 9. Dezember desselben Jahres, II. vom 10. Dezember bis zum 9. Dezember des folgenden Jahres usw. mit Schwankungen im 3. Jahrh.³⁰⁾. Welche Bedeutung das für die Listen hat, will ich an zwei Beispielen zeigen:

²⁸⁾ Über die Mannigfaltigkeit der orientalischen Ären und Datierungen s. E. Schwartz, Euseb. H. E. (Kirchengeschichte) II 3 S. CCXVIII f.

²⁹⁾ Philolog. Untersuch., herausgegeben von A. Kiessling und Ulrich v. Wilamowitz, 16. Heft.

³⁰⁾ Th. Mommsen, Röm. Staatsrecht II 2³ S. 799 — 801.

In der Papstliste (bei Helm, *Abh. a. a. O.* S. 37, Caspar 159f.) kommt Evaristus (gr. Εὐάριστος) nach dem Kanon (Hieronymus) im zweiten Jahre des Trajan zur Regierung (H 193, 21f., F 275, 22), nach der H. E. III 34 im dritten. Sein Vorgänger Clemens war nach dem Kanon (H 191, 19f., F 273, 18) wie nach der H. E. (III 15 und 34) im 12. Jahr des Domitian zur Regierung gelangt und hatte 9 Jahre regiert. War Evaristus im Jahre 99 Papst geworden³¹⁾, so ist das Ergebnis, wenn man vom 27./I. 98, dem Tag des Regierungsantrittes des Trajan an zählt, folgendes:

27./I. 98 – 26./I. 99: I.

27./I. 99 beginnt sein 2. Jahr.

Rechnet man hingegen nach der *tribunicia potestas*, so ändert sich das Ergebnis: Oktober 97 (Adoption Trajans) – 9./XII. 97: I³²⁾.

10./XII. 97 – 9./XII. 98: II.

10./XII. 98 – 9./XII. 99: III.

Analog ist der Fall des Papstes Callistus: Papst geworden nach dem Kanon im zweiten Jahre des Heliogabalus (H 214, 15f., F 296, 15), nach der H. E. (VI 21, 1) im ersten. Sein Vorgänger Zephyrinus war nach beiden Quellen (H 212, 5, F 294, 5, H. E. V 28, 7) im 9. Jahr des Severus Papst geworden und hatte nach der H. E. VI 21, 1 18 Jahre regiert³³⁾. Bestieg Callistus in der 1. Hälfte des Jahres 219 den Stuhl Petri³⁴⁾, so geschah dies im 1. Jahre der Regierung des Heliogabalus:

Mai/Juni 218 – Mai/Juni 219: I.

Zählen wir jedoch nach der *tribunicia pot.*, so ist das Ergebnis:

Mai/Juni 218 – 9./XII. 218: I.

10./XII. 218 – 9./XII. 219: II.

³¹⁾ Die Angabe über seinen Vorgänger *Qui (Clemens) etiam sepultus est . . . VIII kal. decemb.* (*Liber pontific.* I p. 123, 10, herausgegeben von L. Duchesne, Paris 1886) verträgt sich sehr wohl mit Evarists Thronbesteigung zu Ende des Jahres 99, auch was dort folgt, ist damit vereinbar: *Et cessavit episcopatus dies XXI* (der Todestag lag ja einige Tage zurück).

³²⁾ S. Th. Mommsen, ebenda S. 800, Anmerk. 1.

³³⁾ Bei Hieronymus ist die Regierungsdauer ausgefallen.

³⁴⁾ Zephyrinus wurde nach dem *Martyrologium Hieronymianum XIII kal. ian.* begraben (dies ist nach L. Duchesne *a. a. O.* S. 140 das richtige Datum, im *Liber pont.* steht 139, 8f. *VIII kal. septemb.*). Danach Sedisvakanz (nach dem *Liber pont.* 139, 9 von 6 Tagen).

denfalls handelt es sich in diesen beiden Fällen, wie die geführten Bestattungsdaten zeigen, um die Wende je zweier rgerlicher Jahre.

Man sieht also, welche Fülle von Gesichtspunkten bei der ertung dieser Chronik berücksichtigt werden müssen.

Graz.

KARL MRAS.

Der schriftstellerische Plan des Boethius.

Wenn Wilamowitz immer wieder gelehrt hat, daß das objekt der Philologie die griechisch-römische Kultur in ihrer esamtheit ist, so wird er es gewiß nicht auffallend finden, ß in einem vom Wiener Arbeitsplatz gewidmeten Heft auch ethius behandelt wird. In dessen von Dante u. a. bewunderter d verstandener *Consolatio* ist ja wie M. Manitius¹⁾ im allgeinen und F. Klingner²⁾ überzeugend im einzelnen nachgewiesen t, die gesamte antike Bildung wie in einem Brennspiegel auffangen. Das Buch übt wenigstens auf mich noch immer eine greifende Wirkung, denn es hat der Autor in dem Werke n eigenes tragisches Schicksal verarbeitet. So mag M. Schanz merhin es persönlich ablehnen dürfen, er hätte aber nicht reiben sollen, es sei für uns schwache Kost. Schanz wird ch sonst den Problemen, die der Philologie nun einmal aus m Studium des Boethius erwachsen, nicht gerecht, wenn er m Beispiel sich von Boethius das Bild eines bloßen ompilators gemacht hat, und daher die Frage nach der zeitlichen ofolge der Schriften als gleichgiltig beiseite schiebt und dies, ob ich M. Kinlay³⁾ bereits gezeigt hat, daß eine rein schematische ofolge der Schriften nicht zu bestehen scheint. Kinlay bedient sich nlich, wie schon früher Rand der sprachstatistischen Methode. elleicht hat er dadurch weder Schanz noch Manitius überzeugt.

bin von ganz anderen Voraussetzungen und Beobachtungen sgegangen, habe erst, nachdem meine Untersuchung fertig war, nlays Arbeit gelesen und zu meiner Überraschung in wesentlichen

¹⁾ M. Manitius, *Gesch. d. lat. Lit. d. Mittelalters*, I 32 f.

²⁾ Friedericus Klingner, *De Boethii consolatione philosophiae*. Phil. ters. 27. Heft.

³⁾ *Harvard Studies* XVIII (1907) S. 123 ff.

Belangen Übereinstimmung gefunden. Möglicherweise wird es gelingen, doch endlich ein richtiges Bild von der schriftstellerischen Persönlichkeit des Boethius auch für andere zu zeichnen, und vielleicht wird der Zweifel gebannt, wenn, von ganz verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, es sich zeigt, daß Boethius in seiner Schriftstellerei nicht einem einmal ausgesprochenen Plan mechanisch gefolgt wäre.

Unter dem Namen des Boethius ist ein reicher literarischer Nachlaß vorhanden.⁴⁾

In seiner ersten logischen Schrift, den *Commenta in Isagogen Porphyrii*,⁵⁾ in denen Boethius in Dialogform — es ist ein Dialog zwischen dem Autor und seinem Freunde Fabius — die von Marius Victorinus übersetzte *Isagoge* des Porphyrios zu den *Kategorien* des Aristoteles in 2 Büchern kommentierte, sagt Fabius am Schlusse des 2. Buches zu seinem gelehrten Freunde: *Post vero si quid umquam mei egueris, studiis praesertim tuis, quae nulla umquam honestate caruerunt, libens animo hortatorque ad easdem cupiditates parebo. Hic Fabius: Tu, inquit, paterno haec mihi animo polliceris: verum ego numquam deficiam ab his studiis, te praesertim docente, a quo totam fortasse logicae Aristotelis, si vita suppetet, capiam disciplinam ...* Hier erwartet also Fabius von Boethius möglicherweise eine Darlegung der ganzen Logik des Aristoteles, kein Zweifel, als Boethius dies schrieb, dachte er an die Möglichkeit, die ganzen logischen Schriften des Aristoteles zu behandeln. Dies also gleich in der ältesten seiner logischen Schriften, diese *Commenta* fallen nämlich sicher vor dem zweiten von Boethius zur *Isagoge* des Porphyrios verfaßten Kommentar, der sich von dem ersten schon dadurch unterscheidet, daß Boethius nun selbst die *Isagoge* übersetzte und sie mit einem ausführlichen Kommentar in 5 Büchern versah.⁶⁾ Gleich zu Beginn dieser Schrift weist Boethius mit den Worten *Secundus hic arreptae expositionis labor nostrae seriem translationis expedit* auf die ersten *Commenta* zurück, ferner bezieht er

⁴⁾ Am bequemsten zugänglich bei Migne, *Patrologia Lat. Bd. 63 u. 64*. Eine moderne Gesamtausgabe fehlt, einzelne Werke sind in neueren, aber noch nicht ausreichenden Ausgaben vorhanden bis auf die von Brandt glänzend edierten *Commenta*, die im *Corp. Scr. Eccl. der Wiener Akademie der Wissenschaften* erschienen sind, wo auch die meisten Werke erscheinen werden.

⁵⁾ Brandt, *Corp. Script. Eccl. XLVIII*.

⁶⁾ Brandt a. a. O.

sich in dem ersten Buch des Kommentares zu den Kategorien des Aristoteles mit den Worten *Expeditis his, quae ad praedicamenta Aristotelis Porphyrii institutione digesta sunt* auf seine Übersetzung und seinen Porphyrioskommentar, so daß also die Reihenfolge der Schriften feststeht: 1.) der Dialog über die Isagoge des Porphyrios, 2.) die eigene Übersetzung und der Kommentar in 5 Büchern, 3.) der Kategorienkommentar. Die spätere Auseinandersetzung wird zeigen, daß keine der logischen Schriften vor diesen anzusetzen ist. Auffallend ist freilich, daß der Plan in keiner der zwei nach dem Dialog fallenden Schriften erwähnt wird, auch ist noch zu beachten, daß Boethius für seine Darstellung in zweifacher Weise eine Neuerung getroffen hat, einmal legt er nicht mehr fremde Übersetzungen zu Grunde, sondern eigene, ferner benützt er weiterhin nicht die Form des fingierten Dialoges. Wenn Boethius nun von seinem in der ersten Schrift angedeuteten Plan in diesen Werken keine Erwähnung weiter tut, so wäre dies schon auffallend, wenn er nicht doch wieder in einem neuen Buche zum Organon auf den Plan zu sprechen käme. Es ist dies der Fall im 2. Buche des zweiten ausführlicheren Kommentares zur Schrift *Περὶ ἑρμηνείας*, II. Einl. 433 C:

Mihi autem si potentior divinitatis annuerit favor, haec fixa sententia est, ut, quamquam fuerint praeclara ingenia, quorum labor ac studium multa de his quae nunc quoque tractamus Latinae linguae contulerit, non tamen quendam quodammodo ordinem solumque et dispositione disciplinarum gradus ediderunt. Ego omne Aristotelis opus quodcumque in manus venerit, in Romanum stilum vertens, eorum omnium commenta Latina oratione perscribam, ut si quid ex logicae artis subtilitate et ex moralis gravitate peritiae et ex naturalis acumine veritatis ab Aristotele conscriptum est, id omne ordinatum transferam atque id quodam lumine commentationis illustrem omnesque Platonis dialogos vertendo vel etiam commentando in Latinam redigam formam. His peractis non equidem contempserim Aristotelis Platonisque sententias in unam quodammodo revocare concordiam eosque non ut plerique dissentire in omnibus, sed in plerisque et his in philosophia maximis consentire demonstrem...

Dieser Plan unterscheidet sich nun wesentlich von dem früher vorgeführten, denn nun erklärt der Schriftsteller, er wolle nicht nur die logischen, sondern auch die ethischen und naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles, deren er nur habhaft werden könne, übersetzen und interpretieren, dann aber auch den ganzen Platon und dies alles zu dem Zwecke, um in einer eigenen Schrift die Lehren dieser beiden Philosophen zur Konkordanz zu bringen und zu zeigen, daß sie nicht, wie es die meisten tun, einander widersprechen, sondern in den meisten Punkten übereinstimmen. Der Plan ist also eine wesentliche Erweiterung des ersten, er erscheint modernen Gelehrten bewundernswert. So erklärt Manitius: ⁷⁾ „Hätte Boethius sein oben schon erwähntes philosophisches Programm ausführen können, so hätte schon das frühere Mittelalter eine ausreichende Kenntnis aristotelischer und platonischer Werke erhalten und der Gang der mittelalterlichen Wissenschaft wäre wenigstens seit der karolingischen Zeit in etwas höhere Bahnen gelangt. Aus diesem Grund ist der frühzeitige Tod des Boethius sicher zu beklagen“. Ähnlich urteilt Schanz, Röm. Lit. IV, 2, 318 ff.

Es drängen sich sofort zwei Fragen auf: Ist der Plan des Boethius originell und ist Boethius wirklich diesem Plane treu geblieben und nur durch den Tod an der Ausführung verhindert worden? Beide Fragen glaube ich verneinen zu können. Ich erhalte freilich dann ein anderes Bild von dem Fortgange der Schriftstellerei des Boethius und auch von seiner literarischen Persönlichkeit als es sonst gang und gebe ist, und ich berühre mich dabei, wie gesagt, mit M. Kinlay.

Was zunächst den Plan anlangt, die Übereinstimmung zwischen der Lehre Platons und Aristoteles aufzuweisen, so führt er uns zweifellos in den Gedankenkreis des gegen Anfang des 3. Jahrhunderts n. Ch. durch Ammonios, den Sackträger, begründeten Neuplatonismus. Das Charakteristikon dieser philosophischen Schule ist es, „daß sie den Plato aus dem Aristoteles und den Aristoteles aus dem Plato begreift“.⁸⁾ Schon Ammonios fand in beiden Systemen nur die verschiedenen Formen eines einzigen universalen und absoluten, dessen Aufstellung er sich zur Aufgabe machte. Dieser Gedanke wurde nun von den Schülern des Ammonios in manigfacher Weise durchgeführt, so hat z. B. gerade Plotin auf die Unterschiede zwischen Platon und Aristoteles besonderes Gewicht

⁷⁾ A. a. O. S. 29.

⁸⁾ Kirchner, Die Philosophie des Plotin, Halle 1854, 22.

gelegt und sie in seinen Schriften immer wieder angemerkt. Da ist es nun auffallend, daß gerade in dem Schriftenverzeichnis desjenigen Neuplatonikers, dem wir schon als gewichtigen Gewährsmann des Boethius begegnet sind, des Porphyrios, bei Suidas folgender Titel erscheint: Περὶ τοῦ μίαν εἶναι τὴν Πλάτωνος καὶ Ἀριστοτέλους αἵρεσιν in 6 Büchern⁹⁾. Es ist nun klar, das Ziel des Boethius wäre in letzter Linie eine Übersetzung oder Bearbeitung dieser Schrift des Porphyrios geworden. Boethius bewegt sich auch sonst mit seinem Plan in der Bahn des Porphyrios, der ja zwar in erster Linie die Logik des Aristoteles behandelt hat, aber sich doch auch mit Platon beschäftigte. So wissen wir, daß er den *Sophistes* und den *Timaios* interpretierte.

Hat aber Boethius wirklich zeitlebens an diesem Plan festgehalten? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns um die zeitliche Abfolge der Schriften des Boethius kümmern. Fest steht, daß die *Consolatio* im Gefängnis, also zwischen 522 und 524, geschrieben ist, ferner war Boethius zur Zeit seines Konsulates, d. i. im Jahre 510, mit der Abfassung des Kategorienkommentares beschäftigt, wie er selbst bezeugt in einer übrigens durch Cicero¹⁰⁾ beeinflussten Stelle *De Cat.* II. Einl. *Etsi nos curae officii consularis impediunt, quo minus in his studiis omne otium plenamque operam consumimus, pertinere tamen videtur hoc ad aliquam rei publicae curam, elucubratae rei doctrina cives instruere.* Endlich ist von den Schriften des Quadriviums die Arithmetik die älteste und auch das erste Werk des Boethius überhaupt, er bezeichnet sie selbst als *primitiae laboris sui*.¹¹⁾ Um nun die große Menge der Schriften nach ihrer Aufeinanderfolge zu ordnen, sind besonders zwei Versuche gemacht worden, einer von M. Kinlay, dessen Ergebnisse mir im wesentlichen richtig scheinen, und einer etwas früher von S. Brandt¹²⁾, der mir trotz der erstaunlichen Sachkenntnis und Gelehrsamkeit in wesentlichen Punkten nicht überzeugend scheint und mit dem ich mich daher zu beschäftigen habe. Denn, wie ich schon sagte, betrachte

⁹⁾ Ob die bei *Cramer* im *Anecdoton Ox.* IV. 432 angeführte Schrift Περὶ διαστάσεως Πλάτωνος καὶ Ἀριστοτέλους nur ein Teil dieser Schrift oder eine eigene war, sei dahingestellt.

¹⁰⁾ *De div.* II 1.

¹¹⁾ Hartmann, Pauly-Wissowa, Real-Enz. s. v., anders urteilt freilich Kinlay.

¹²⁾ *Philologus* LXII (1903) 141 ff. und 234 ff.

ich gerade die sich ergebenden Übereinstimmungen mit M. Kinlay für Beweise der Richtigkeit meiner Ergebnisse.

Nachdem schon andere wie der Mathematiker Cantor aus den verschiedenen Bemerkungen des Autors, in denen er auf seine Werke verweist (wir haben solche Rückverweise schon kennen gelernt), die Abfolge der Schriften des Quadriviums festzulegen suchte, hat Brandt, indem er alle irgendwie in Betracht kommenden Stellen sammelt, von diesem Mittel den ausführlichsten Gebrauch gemacht und glaubt, auf diesem Wege die Reihenfolge der Schriften bestimmen zu können. Leider aber muß gesagt werden, daß er dabei über manche Schwierigkeiten doch noch hinweggegangen ist. Ein Beispiel möge dieses mein Bedenken klar machen. Betrachten wir das Verhältnis der 2 Bücher *De categoricis syllogismis* und der *Analytica priora*. *De cat. sylf.* II. 812 A lesen wir *quam in Analyticis diximus*, ebenso 816 B¹³⁾, 816 C¹⁴⁾ und 822 B¹⁵⁾. Dagegen sagt der Autor am Schlusse desselben Buches 829 D *si qua vero desint, in Analyticis nostris calcatius exprimemus*. Während also an 4 Stellen die *Analytica* bereits vorausgesetzt sind, wird hier auf sie als eine zukünftige Schrift verwiesen. Natürlich kann Brandt über diesen Tatbestand nur durch eine m. A. n. überaus gekünstelte Erklärung hinwegkommen, in der er dem Futurum beinahe Perfektbedeutung gibt.¹⁶⁾ Auch der Ausweg, daß an der letzten Stelle nicht die von Boethius übersetzten und kommentierten *Analytica* des Aristoteles, sondern eine davon verschiedene eigene Schrift gemeint sein könnte, ist unmöglich, weil es 822 B heißt *in Analyticis nostris iam dicta est*. Selbst wenn hier nicht Aristoteles, sondern Boethius verstanden wird, bleibt die von uns besprochene Schwierigkeit bestehen. Will man mit Kroll¹⁷⁾ die Rückverweisungen damit erklären, daß es sich um einen Vorlesungszyklus handelt, so ist zu bedenken, daß wir keinerlei Anhaltspunkt dafür haben, daß Boethius selbst solche Vorlesungen gehalten hat, daß ferner auch, wenn er selbst auf Grund seiner Vorlesungen die Werke geschrieben hätte, solche überaus unklare, weil sich widersprechende wechselseitige Zitate unerklärlich bleiben. Anders sieht

¹³⁾ *In Resolutoriis dicta est.*

¹⁴⁾ *hoc quoque in Resolutoriis diximus.*

¹⁵⁾ *in Analyticis nostris iam dictum est.*

¹⁶⁾ A. a. O. 253 „wenn etwas fehlen sollte, so wird dafür auch schon gesorgt sein“.

¹⁷⁾ Röm. Lit. III 476.

die Sache aus, wenn wir annehmen, daß von Späteren die Werke des Boethius in Vorlesungen, bisweilen in einem anderen Zyklus, als in dem ursprünglichen, gehalten wurden und so manchesmal widersprechende Zusätze entstanden sind. Da trifft es sich nun gut, daß wir tatsächlich, soweit jetzt schon die handschriftliche Überlieferung zu überblicken ist, zeigen können, daß der Text von interpretierenden Lesern — sie interpretierten aber bisweilen falsch — entstellt ist. Im Kategorienkommentar¹⁸⁾ erklärt nach den meisten Handschriften Boethius, er werde einen zweiten schwereren Kommentar für Fortgeschrittene schreiben. Wir kennen einen solchen Kommentar nicht. Eine Reihe bisher für die Texteskonstitution fast gar nicht verwerteter Handschriften — ich will sie im Gegensatz zu den Parisini die Schweizerklasse nennen, ferner die Editio princeps und die Venedigerausgabe vom Jahre 1499 — bietet dieses Versprechen nicht; es läßt sich¹⁹⁾ noch zeigen, wie die Interpolation durch eine falsche Kombination entstanden ist. So wird man denn in der Benützung der Rückverweisungen vorsichtiger sein müssen als es Brandt war und nur solche heranziehen, die über jeden Verdacht einer Interpolation erhaben sind, man wird ferner nicht mehr aus ihnen allein das Problem der zeitlichen Abfolge der Schriften lösen wollen.

Nun gibt es aber noch zwei Bemerkungen, die für diese Frage, soweit ich sehen kann, von Wichtigkeit sind, bisher aber nicht hinreichend verwertet worden sind. In der ersten Interpretation zur *Isagoge* des Porphyrios klärt Boethius den Fabius über die Abfolge auf, in der die Aristotelischen Schriften zu lesen seien.²⁰⁾

¹⁸⁾ p. 160 A.

¹⁹⁾ Vgl. Schepps, Bl. f. d. bayr. Gymnasialschulwesen XXXIII (1897), S. 252.

²⁰⁾ p. 13 C, D und 14 A: *Ordo tamen est, quod omnes post Porphyrium ingredienti ad logicam huius (Isagoges) primum libelli traditores fuerunt, quod primus hic ad simplicitatem tenuitatis usque progressus, quo procedentibus viandum sit, praeparat. Aristoteles enim, quoniam dialecticae atque apodicticae disciplinae volebat posteris ordinem scientiamque contradere, vidit apodicticam dialecticamque vim uno syllogismi ordine contineri. Scribit itaque primos Resolutorios . . . qui legendi essent, antequam aliquid dialecticae vel apodicticae artis attingerent Sed quoniam syllogismum ex propositionibus constare necesse est, librum $\mu\epsilon\pi\ \epsilon\pi\ \mu\eta\tau\ \eta\lambda\epsilon\gamma\ \sigma\ \epsilon\lambda\epsilon\gamma\ \sigma$. . . adnotavit. Omnes vero propositiones ex sermonibus aliquid significantibus componuntur. Itaque liber, quem de decem praedicamentis scripsit, . . . de primis rerum nominibus significantibusque est . . . Sed Aristoteles hactenus. Speculatus autem praelibat . . . nobis Porphyrius ad horum verissimam cognitionem . . .*

Darnach sind nach einer Einführung, wie sie Porphyrios biete, die Kategorien, *Περὶ ἑρμηνείας*, die *Analytica priora*, die *Topik*, endlich die *Analytica posteriora* zu lesen. Hier tritt uns eine bestimmte Schulmeinung entgegen. Es war nämlich strittig, ob die *Analytica posteriora* vor oder nach der *Topik* zu lesen seien. Dieselbe Auffassung über die Abfolge *Analytica priora*, *Topica*, *Analytica posteriora* begegnet noch einmal u. z. im Kategorienkommentar 162 C *cum primi Resolutorii ante Topica legantur*. Diese Schulmeinung geht bekanntlich²¹⁾ auf den bedeutendsten Aristoteleskommentator, Alexander von Aphrodisias, der unter Septimius Severus lebte, zurück und wird dem Boethius, wie der ganze Zusammenhang der ersten benützten Stelle zeigt, durch Porphyrios vermittelt sein. Umsoweniger haben wir Grund anzunehmen, daß Boethius diese von ihm zweimal vorgetragene Schulmeinung nicht beachtet haben sollte, wenn er natürlich auch in manchen einzelnen Punkten hie und da von Alexander abgewichen ist (vgl. Fr. Klingner S. 98 und 106). Es ist daher unbewiesen, wenn Brandt, ohne durch irgend einen Grund, auch nicht durch eine Rückverweisung veranlaßt, erklärt:²²⁾ „Wir nehmen als sicher an, daß Boethius weiter dem Inhalte des Organon folgend, jetzt (scil. vor den *Topica*) die zweiten *Analytica* des Aristoteles übersetzt und kommentiert hat“. Dabei ist noch zu beachten, daß, wäre Brandts Annahme richtig, Boethius von der, wie sich uns schon ergeben hat, durch Porphyrios gebilligten, von der Autorität des Alexander vertretenen Lehrmeinung abgewichen wäre, was an und für sich nicht wahrscheinlich ist, ferner wäre bei der Genauigkeit, die er sonst in solchen Dingen liebt, auffallend, daß er diese Abweichung nicht auch vermerkt hätte.

Was ergibt sich aber, wenn wir gegen Brandt und im Anschluß an zwei direkte Zeugnisse des Boethius annehmen, daß die *Analytica posteriora* den *Topica* nicht vorausgegangen, sondern gefolgt sind? Ich meine, jetzt können wir erst beurteilen, ob Boethius an den im 2. Buch des Hermeneia-Kommentares entwickelten Plan festgehalten hat und nur durch den Tod verhindert worden ist, ihn auch auszuführen. Von Boethius gibt es nämlich auch einen Kommentar zu Ciceros *Topik*, diese

²¹⁾ Prantl, *Gesch. d. Log.*, I 647.

²²⁾ A. a. O. 260.

Schrift hat mit der Schrift des Aristoteles nur den Namen gemein, sie dient hauptsächlich rhetorischen Zwecken.

Ich glaube, daß der Zusammenhang zwischen der Bearbeitung der Aristotelischen und Ciceronischen Topik kein enger ist. Indem es sich mir als gewiß ergeben hat, hier stimme ich mit Kinlay überein, daß die Topik nebst den *Elenchi* vor den *Analytica posteriora* geschrieben ist, ist für mich mit diesem Werke die Bearbeitung des Aristoteles abgeschlossen.

Dem oben angegebenen Plane hätten weitere Aristotelische Schriften folgen sollen, Boethius nimmt aber den Cicero vor. Und es läßt sich auch zeigen, daß wirklich diese Schrift nicht ohneweiters aus der Bearbeitung der Aristotelischen Topik erwachsen ist. Die Bearbeitungen des Organon weisen rein sachliche Einleitungen auf, die Existenz jeder Schrift ist durch die der betreffenden Aristotelischen hinlänglich begründet, jede wächst sozusagen aus ihrer Vorgängerin organisch heraus. Was lesen wir aber als Einleitung in dem Kommentar zu Cicero?²³⁾ *Exhortatione tua, Patrici, rhetorum peritissime, . . . nihil antiquius existimavi*. Also dem auch aus der Einleitung zur Arithmetik bekannten, wohl enzyklopädisch gebildeten²⁴⁾ Mann verdankt Boethius die Anregung und seine Hauptquelle ist diesmal nicht Porphyrios oder Aristoteles, sondern wieder einmal Marius Victorinus, auf den er gleichfalls in der Einleitung verweist. Wir sehen Boethius auf ganz anderen Bahnen wandeln als in der Hauptmasse seiner logischen Schriften, vor allem sehen wir ihn aber nicht im Banne eines schriftstellerischen Programmes. Daß es sich aber nicht etwa um eine gelegentliche Unterbrechung des Planes handelt, zeigt das Werk, das unmittelbar nach diesem verfaßt ist: *De differentiis topicis*, auch eine Schrift rhetorischen Inhaltes, die wieder nichts mit Aristoteles oder Platon zu tun hat. Und zwar können wir noch sehen, wie der Plan zu dieser Schrift erst aus der Behandlung der Topik des Cicero entsteht, denn schon im Buch I des *Kommentares zu Ciceros Topik* lesen wir 1048 D . . . *in iis libris dicemus, quos De topicis differentiis formare molimur*.²⁵⁾ So sehen wir, daß

²³⁾ 1039 D.

²⁴⁾ Brandt a. a. O. 235 A'. Das ist vielleicht ein Beweis, daß Kinlay mit seiner Datierung von Schriften des Quadriviums nicht ganz so Unrecht haben wird.

²⁵⁾ Vgl. noch 1050 B.

man mit Unrecht annimmt, daß nur der Umstand, daß „Boethius' Tage vor der Zeit zu Ende gingen“, ihn an der Ausführung seines Planes verhinderte. Es war eben doch nur ein ephemerer Plan, kein bindendes Programm. Ja wir können noch zeigen, wieso Boethius den Plan gerade beim Schreiben des zweiten Hermeneia-Kommentares entwirft. Er hat sich wirklich eine Zeitlang wenigstens vor dem zweiten Hermeneia-Kommentar mit einer andern als einer logischen Schrift des Aristoteles beschäftigt. Im zweiten Hermeneia-Kommentar S. 190, 12 M. schreibt er nämlich: . . . *de quibus melius in Physicis tractavimus*. Vgl. auch S. 196, 1. Ferner zitiert er gerade in diesem Kommentar II, S. 458, 27 und im zeitlich nahestehenden Kategorienkommentar S. 289 C die Aristotelische Physik.

Die Einsicht, die wir in das Schaffen des Boethius gewonnen haben, läßt sich nun noch vielleicht verwerten, um den theologischen Traktaten ihren Platz in der Schriftstellerei des Boethius zu geben. Brandt erklärt, „die theologischen Traktate sind . . . geradezu unnahbar, wenn man auf äußere Anhaltspunkte sein Augenmerk richtet.“ Dagegen hat Hillebrand²⁶⁾ für den Traktat *Contra Eutychem et Nestorium* aus sachlichen Gründen das Jahr 519, also einen recht späten Zeitpunkt vermutet, Rand und Kinlay haben ferner aus sprachlichen Gründen alle für die letzte Periode von Boethius Schrifttum in Anspruch genommen. Sie in die Jugendzeit zu verlegen, woran besonders wegen der Beziehungen zu Symmachus Usener²⁷⁾ denkt, verbietet doch der in den *Variae* des Cassiodor erhaltene Brief des Theoderich, der bereits vor das Jahr 506²⁸⁾ fällt, denn dort wird die Gelehrsamkeit des Boethius gepriesen, aber von den theologischen Schriften ist nicht die Rede.²⁹⁾ Dagegen verstehen wir — und dies ist schon oft vermutet worden —, wieso dem Arianer Theoderich der allmählich zum Anwalt strengen Katholizismus gewordene Boethius unsympathisch geworden ist.

²⁶⁾ Boethius und seine Stellung zum Christentum, 1865.

²⁷⁾ Anecdoton Holderi, 1877, 54 f.

²⁸⁾ Usener, a. a. O. 35, anders Brandt a. a. O. S. 237 ff.

²⁹⁾ *Var. I 45: Translationibus enim tuis Pythagoras musicus, Ptolomaeus astronomus leguntur Itali: Nicomachus arithmeticus, geometricus Euclides audivuntur Ausonii: Plato theologus, Aristotelis logicus Quirinali voce discipulant: mechanicum Archimedes Latialem Siculis reddidisti . . .*

Befreien wir uns von dem Gedanken, daß Boethius bis an den Schluß seiner in Freiheit zugebrachten Tage an einem einmal hingeworfenen Plan festgehalten hat, so verwandelt sich nun, wie auch Kinlays Studien zeigen, das in einer festen vorgezeichneten Bahn gleichsam mechanisch sich abrollende Schriftstellern des Boethius in ein von äußeren Einwirkungen und Stimmungen beeinflusstes, natürliches freies schriftstellerisches Schaffen einer reichbegabten und profund gebildeten Persönlichkeit.

Wien.

ALFRED KAPPELMACHER.

MISZELLEN.

Zu Sophokles König Ödipus Vers 1128f.

Ödipus hat den Diener (Hirten), der als einziger Zeuge seines Totschlags auf dem Kreuzwege noch lebt, kommen lassen. Dieser erscheint voll Angst, weiß er doch, daß er seine einstige Angabe, Räuber hätten den Laios erschlagen, zurückziehen und in seinem König den Mörder des Laios offen erkennen muß. Ödipus hat inzwischen unmittelbar vor der Ankunft dieses Dieners vom anwesenden Boten aus Korinth erfahren, daß dieser ihn als kleines Kind von eben diesem Hirten auf dem Kithäron erhalten habe. Er stellt an den Hirten einige Fragen, was er gewesen sei, wo er seine Herden geweidet habe, schließlich Vs. 1128: τὸν ἄνδρα τόνδ' οὖν οἶσθα, τῆδέ που μαθών; worauf der andere erwidert: τί χρῆμα δρῶντα; ποῖον ἄνδρα καὶ λέγεις;

Hiezu bemerkt E. Bruhn in seinem Kommentar¹⁰: „Dadurch, daß er (der Hirt) auf die Frage des Königs mit der Gegenfrage antwortet τί χρῆμα δρῶντα; gibt er zu, ihn (den Boten) gesehen zu haben. Das wird ihm plötzlich klar und nun möchte er sich ganz ahnungslos stellen, indem er fragt: Von wem redest du denn eigentlich?“ Gegenüber dieser etwas gezwungenen Erklärung scheint Wolff-Bellermann⁵ richtiger folgendes zu bemerken: „Der Hirt erkennt den Korinther wirklich nicht. Seine Gegenfrage geht nicht aus seiner inneren Unruhe hervor, sondern ist sachlich durchaus angemessen. ‚Was soll er denn getan haben? Bei welcher Gelegenheit soll ich ihn denn kennen gelernt haben?‘ Seine 2. Frage: ‚Wen meinst du denn überhaupt?‘ hat nicht etwa den Sinn, daß er eine Begegnung mit

dem Korinther meiden will, sondern er ist nur überhaupt bei jeder Frage des Ödipus ängstlich und scheu“. Den ersten Teil wird man Belfermann zugeben müssen: Der Hirt erkennt den Korinther wirklich nicht, es liegt ein ganzes Menschenleben, das des Ödipus, zwischen der damaligen Bekanntschaft mit dem Korinther und jetzt, wo sie beide alte Leute sind. Deswegen sagt dann der Bote aus Korinth, das sei kein Wunder (1132), und erinnert ihn an alle Einzelheiten, worauf ihm dann allmählich die Erinnerung kommt. Aber die Erklärung der 2. Frage bei B. scheint mißglückt. Denn wenn der Hirt auch „ängstlich und scheu“ ist, so kann er darum doch diese Frage nicht stellen.

Die Erklärung der Stelle muß auf die psychische Verfassung des Hirten Rücksicht nehmen, aber anders, als es die Kommentare bisher versucht haben. Der Hirt weiß, daß er gerufen ist, um Ödipus als den Mörder zu agnoszieren — das haben ihm die Diener gesagt, die ihn vom Lande herbrachten — er weiß aber nicht, daß es sich jetzt darum gar nicht mehr handelt, sondern um den Findling Ödipus. Er ist also ängstlich, mag den König gar nicht ansehen (vgl. Vs. 1121) und ist in größter Aufregung, wie ihn Ödipus wegen des Mordes verhört wird. Aber die erwartete Frage bleibt lange aus. Ödipus fragt ihn um — nach seiner Ansicht — wohl ganz fernliegende Dinge, ob er Sklave des Laios gewesen sei, was für ein Leben er geführt habe, endlich, wo das gewesen sei. Jetzt kommt die nach seiner Meinung verhängnisvolle Frage, die er fortwährend angstvoll erwartet hat: τὸν ἄνδρα τόνδ' οὐκ οἶσθα τῆδέ σου μαθών; Kennst du mich? — der Hirt faßt τὸν ἄνδρα τόνδε als ἐμέ (Beispiele für diese Umschreibung der 1. Person in unserem Drama bieten Vs. 534, 815, 829, 1018). Er beachtet dabei nicht das οὐκ, nicht das τῆδέ σου (der Kreuzweg liegt ja nicht gerade in der Nähe), sein ganzes Denken ist eben nur auf die Frage gerichtet, die er fürchtet, seit er von seiner Berufung erfahren hat, τὸν ἄνδρα τόνδε οἶσθα. Den Schluß hat er vielleicht gar nicht gehört, τῆδέ σου μαθών, als er mit der Gegenfrage kommt: τί χρήμα δρώντα; Im nächsten Augenblicke aber fällt ihm — vielleicht infolge der Haltung des Ödipus (an Mienenspiel können wir im antiken Drama wegen der Masken nicht denken) — ein: Vielleicht meint der König gar nicht sich selbst, daher fragt er ποῖον ἄνδρα καὶ λέγεις; — an den Boten, diese untergeordnete Person, hatte er zunächst nicht gedacht. Deswegen antwortet Ödipus, der natürlich bei τόνδε ἄ. nicht sich gemeint hat, ganz ruhig τόνδ', ὃς πάρεστιν und der Hirt darauf wahrheitsgetreu, vielleicht auch froh, daß er sich in seiner Vermutung getäuscht habe (der König habe sich selbst gemeint) in dem Sinne, daß er sich nicht gleich erinnern könne.

Lateinische Wörter in griechischen Inschriften.

Eine nur durch ältere Abschriften bekannte Grabinschrift aus Syrakus IG. XIV 40 lautet nach G. Kaibels Lesung und Erklärung:

Λεο(σ)θένης Λέπιδος καὶ Ἐράσμιος, ἔζησες ἔτι κ' ἡμέρ(ας) δ' ἡμέρ(ας) ἤ. *'Leosthenes (non opus est Λεωσθένης scribere) ab amicis Lepidus latine, Erasmios graece cognominabatur; fortasse recte Wilamowitz [ὁ] καὶ Ἐράσμιος.'* In den Indices p. 716 und 721 steht unter den Eigennamen denn auch Λέπιδος und Ἐράσμιος. In seiner sorgfältigen Übersicht über die Ausbreitung des *supernomen* oder *signum* im römischen Reiche hat M. Lambert, Glotta IV 79 sich dieser Erklärung angeschlossen und Λέπιδος [ὁ] καὶ Ἐράσμιος zu anderen durch ὁ καὶ verbundenen Namen gestellt, die Übersetzungen darstellen. Eine andere Erklärung scheint bisher nicht versucht, aber umso näher zu liegen, als ὁ vor καὶ doch nur ergänzt ist. Handelt es sich nicht einfach um Eigenschaftsworte, wie sie auch sonst in Grabinschriften den Namen der Verstorbenen beigegeben werden? Kaibel hat solche in seinen Indices p. 767 unter *laudationis et luctus formulae* zusammengestellt. Mit dem lateinischen *lepidus* ist das sinnverwandte griechische Wort ἐράσμιος verbunden, ein liebevoller Nachruf für den im Alter von zwanzig Jahren und einigen Monaten und Tagen verstorbenen Leosthenes.

Man mag sich wundern, diese Erklärung nicht schon längst gefunden zu sehen. Aber weder L. Lafoscade, *Influence du latin sur le grec (Etudes de philologie néo-grecque publiées par J. Psichari 1892 p. 83 ff.)* — eine wenig beachtete Arbeit, die unter anderen p. 148 von K. Holl, *Hermes XLIII 240 ff.* übersehene Bemerkungen über die Volkssprachen in Kleinasien geboten hat — noch L. Hahn, *Rom und Romanismus im griechisch-römischen Osten (1906)*, der S. 221 u. s. über die sprachlichen Verhältnisse auf Sizilien handelte, haben die Grabinschrift aus Syrakus berücksichtigt. Th. Pregers Bemerkungen zu spätgriechischen Inschriften aus Sizilien, *Byz. Zeitschr. VIII 107 ff.* betreffen nur christliche Grabinschriften, und auf diese beschränkt sich auch O. Strazzulla in seinem *Museum epigraphicum seu inscriptionum Christianarum quae in Syracusanis catacumbis repertae sunt corpusculum (Documenti per servire alla storia di Sicilia, terza serie, vol. III) 1897*, seine *Studi di epigrafia siciliana 1896* sind mir nur durch eine Erwähnung in J. Führers *Forschungen zur Sicilia sotterranea (Abh. d. bayr. Akad., ph.-ph. Kl. XX 809)* bekannt.

Wie diese Inschrift aus Syrakus zeigt eine längst bekannte aus Ephesos ein lateinisches Wort mit einem sinnverwandten griechischen verbunden, *Inscr. Brit. Mus.* 540 (H. Dessau, *Inscr. Lat. sel.* 8833): Ἀττίδιον Τοῦσκον πραιτορα καὶ πρεσβευτὴν γενέρωσον καὶ εὐγενέστατον Στεπρίνιος Μάξιμος Εὐτόχης

ἱπικὸς] Ῥωμαίων, θύτης τῶν ἐξήκοντα, σκρίβας λιβράριος κουαιστῶριος τὸν ἴδιον πάτρωνα. Auch das Wort γενέρωσος, das übrigens kürzlich auch in einer Ehreninschrift aus Perinthos Jahreshfte XXIII Beibl. S. 171 Nr. 118 zu Tage trat: Τὸν γενέρωσον συνκλητικὸν Π. Αἰλ. Σεουηριανοῦ] Μαξίμου τοῦ λαμπροτάτου ὑπατικοῦ υἱόν κτλ., ist von Lafoscade und Hahn, der S. 229 andere Inschriften aus Ephesos herangezogen hat, nicht berücksichtigt worden, ich vermisste es auch in der verdienstlichen neuen Bearbeitung des *Greek-English Lexicon* von Liddell und Scott durch H. Stuart Jones. In diesem fehlen zahlreiche lateinische Wörter, die in griechischen Schriftstücken begegnen, andere sind aufgenommen. Welche Grundsätze für Aufnahme oder Auslassung maßgebend waren, habe ich nicht ermittelt, das Vorwort gibt keine Auskunft. Ich sollte meinen, daß alle lateinischen Wörter, die im Zusammenhange griechischer Rede überliefert sind, Berücksichtigung verdient hätten, einerlei, ob sie sozusagen in Umschrift oder einer mehr oder weniger glücklich angepaßten oder auch geradezu entstellten Gestalt vorliegen. Stichproben, die ich bezüglich solcher lateinischer Wörter, z. B. ἀρκα neben ἦ und ὁ ἀρκος in den Grabinschriften aus Concordia IG XIV 2325 ff., zunächst nur auf Grund meiner Erinnerung und gelegentlicher Anmerkungen vornahm, stellten in dem neuen GEL Lücken fest, die mir auffielen und mich veranlaßten, die einschlägigen Arbeiten anderer Gelehrter zu Rate zu ziehen. Bekanntlich hat K. Wessely schon vor Jahren Wiener Stud. XXIV 99 ff., XXV 40 ff. lateinische Wörter aus den Papyri zusammengetragen, der reiche Zuwachs, den die letzten 25 Jahre gebracht haben, ist nun von B. Meinersmann in der ersten Schrift des ersten Bandes der Veröffentlichungen des Papyrusinstitutes der Universitätsbibliothek in Heidelberg: Die lateinischen Wörter und Namen in den griechischen Papyri (1927) verwertet worden. Die Inschriften hatte D. Magie in seiner umsichtigen und reichhaltigen Dissertation: *De Romanorum iuris publici sacrique vocabulis, sollemnibus in Graecum conversis* (1905) zur Ergänzung der schriftstellerischen Zeugnisse gebührend herangezogen, eine besondere Untersuchung hat G. Vrind, *De Cassii Dionis vocabulis quae ad ius publicum pertinent* (Haag 1923) dem Sprachgebrauch dieses einen Schriftstellers gewidmet und eine zweite Untersuchung *De sermone Dioneo. Qua ratione Dio vocabula sua elegerit atque qua forma vocabulâ Latina transcripserit* angekündigt. Papyri und Inschriften beutete Chr. Dötting in seiner Basler Dissertation: Die Flexionsformen lateinischer Nomina in den griechischen Papyri und Inschriften (1920) aus, freilich mit dem Geständnis, daß er sich „bei der Heranziehung von inschriftlichen Texten im Interesse von Raum und Zeit etwas beschränken“ mußte. Sehr nützlich sind die Sammlungen der Indices der *Inscriptiones Graecae ad res Romanas pertinentes*; I p. 680 ff. sind von P. Boudreaux *Voces Latinae (praeter nomina propria) in sermonem Graecum inductae*, III p. 688 ff. von V. Henry *Voces*

Latinae (praeter nomina propria) sive purae sive iuxta Graecam analogiam parce detortae ausgeschrieben. Latinismen in griechischen Inschriften aus Sinope behandelte Th. Reinach Rev. arch. 1916 I p. 332.

Es sei gestattet, zunächst auf zwei griechische Inschriften hinzuweisen, in denen lateinische Wörter begegnen, die anderweitig, wie es scheint, überhaupt nicht bezeugt und weder in den *Thes. ling. Lat.* noch in das neue GEL aufgenommen sind, das eine ist bereits, das andere noch nicht gedeutet.

Eine Inschrift aus Istropolis, Arch.-epigr. Mitt. XI 69 Nr. 142, *Inscr. Gr. Rom.* I 599 lautet: Διονύσιος καὶ Ἡρόδωρος οἱ Σατυριῶνος καὶ Ἀρτεμίδωρος Διονυσίου τὸ ἔργον τοῦ ἀβιτωρίου κατεσκεύασαν ἐκ τῶν ἰδίων τῆ κόμῃ ὑπὲρ μαγιστρίας. In dem Register zu den Arch.-epigr. Mitt. ist *abitorium* richtig erklärt: „Abtritt“. Für die Verwendung fremdsprachlicher Bezeichnungen für solche Örtlichkeiten verweise ich auf K. Nyrop, Das Leben der Wörter, übersetzt von R. Vogt, S. 43 ff.

Nach einer Abschrift von Iordanis Eustratiadis veröffentlichte A. E. Kondoleon BCH II 609 f., Nr. 29, 2 folgende Grabinschrift aus Kibyra:

Ἀρτέ[μ]ων Ἀρτέ-
μωνος Ἀφριανὸς κατεσκεύασε
τὸν οἶκον πρὸς τῷ ἀλεκτορίῳ ἑαυ-
τῷ καὶ τοῖς τέκνοις συνεχωρήσατο
5 που τοῖς συνεπιγεγραμμένοις· εἰ δέ τις

Derselbe Gelehrte hat BCH X 519 Nr. 15 nach Mitteilung M. Pappakonstantinus, des Verfassers der Schrift *Αἱ Τράλλεις*, die drei letzten Zeilen offenbar derselben Inschrift, doch unter Steinen von Tralleis, abgedruckt:

τὸν οἶκον πρὸς τῷ ἀλλεκτορίῳ ἑαυ-
τῷ καὶ τοῖς τέκνοις συνεχωρήσατο
τοῖς συνεπιγεγραμμένοις· εἰ δέ τις π-

Der letzte Buchstabe erlaubt die Ergänzung *παρα ταῦτα*; so werden in zahllosen Grabinschriften Verbote unbefugter Benützung der Grabstätte eingeleitet. Dagegen sind die drei zu Anfang der letzten Zeile in der vollständigeren Abschrift verzeichneten Buchstaben in dem Satze: καὶ τοῖς τέκνοις συνεχωρήσατο (vgl. H. Stemler, Die griechischen Grabinschriften Kleinasiens, Diss. Straßburg 1909, S. 50 ff.) τοῖς συνεπιγεγραμμένοις störend und sinnlos. Die erste Abschrift gibt in Z. 3 τῷ ἀλεκτορίῳ, die zweite τῷ ἀλλεκτορίῳ. H. van Herwerden *Lex. Gr. suppl. et dial.*² bemerkte im Anschluß an St. Kumanudis Συναγ. λέξ. ἀθησ. σ. 13: *non galli pullus*. Erwartet wird die Bezeichnung eines Baues, an den das Grabhaus oder Grabgemach des Ἀρτέμων angebaut ist. Ein lateinisches Wort, dem ἀλλεκτόριον entsprechen könnte, ist nicht bekannt. Die Deutung, die *allector*

bisher erfahren hat (*in variis collegiis quid munus habuerit nescimus nec magis constat de munere provinciali*) *Thes. I. L.*; 'Zuwähler in einem Kollegium, in der späteren Kaiserzeit Ober-einnehmer in den Provinzen' H. Georges), ergibt für die Ableitung ἀλλεκτόριον in der Grabschrift aus Kibyra keinen passenden Sinn. Aber *adlectio: ab adlegere, actio legendi cum altero*, Gloss. II 395, 43 παρανάγνωσις *adlectio*, 564, 22 *adlec[t]atio lectio cum magistro* gibt die Möglichkeit *adlectōrium* als Bezeichnung einer für solche *lectiones* geeigneten Baulichkeit zu verstehen, doch wohl in Gestalt einer *exedra*; solche sind in der Tat mit Grabbauten verbunden, s. P. Paris, *Dict. d. ant.* II 1 p. 882 f. und Stemler, a. a. O., S. 25 f., der mit Recht auf die Bezeichnung ἐνκόκλιον für eine solche Anlage in der Inschrift Reisen im sw. Kleinasien II, Nr. 257 verweist. Sollte der Stein nicht ἄλ — oder ἀλλεκτορίω bieten, sondern, mit Verdoppelung des anlautenden Konsonanten: λλεκτορίω, so würde das Wort *lectōrium*, bisher in der Bedeutung „Lesepult“, ἀναλογεῖον bekannt, ebenfalls eine Baulichkeit dieser Bestimmung bezeichnen. Freilich läßt die griechische Umschrift Rücksicht auf die Längen des *e* und *o* vermissen, doch kommen solche Verstöße auch sonst vor, s. W. Schulze, *Græca Latina* (Göttingen 1901) p. 11 und Meinersmann a. a. O., S. 109 ff. Jedenfalls darf ich nicht versäumen, auf zwei Grabinschriften hinzuweisen, in denen, bisher nicht beachtet, σχολῖον eine ähnliche Anlage zu bezeichnen scheint, aus Thyateira BCH X 414, Nr. 21: Ζῶν. Ἀρτεμίδωρος Ἀπολλωνίου [κατεσκεύασεν τὸ σχολῖον καὶ τὴν ἐν (ἐαυτῷ) σορὸν Ἀρτεμίδωρα τῆ θυγατρὶ κτλ. und Ath. Mitt. XLIX 145 Nr. 30, 2 aus Ephesos; E. Preuner fragt, ob σχολῖον „hier als Stätte der Muße, Ruhe, wie κομητήριον zu verstehen“ sei. Ich werde auf diese letztere Inschrift an anderer Stelle zurückkommen, einstweilen vgl. über συνψέλια in der Grabinschrift BCH XI 454, Nr. 16 unten S. 231 und Hug über Schola RE II. R., II 618 f., H. Dessau, *Inscr. Lat. sel.* n. 2445. 9099.

Für ein lateinisches Wort, das im *Thes. ling. Lat.* nur durch eine Stelle des Symmachus belegt erscheint, sei sodann ein griechisches Zeugnis beigebracht. Die Grabinschrift IG III 1433 aus Athen lautet: Κληματείου δοῦλος τίμιος κίτε ἐν τῷ τόπῳ τούτῳ Πρῖμος. Ε(ῖ) τις τρομήση τῶ(ν) βαστερναρίων, καταβαλίητε τῷ ταμείῳ χροουσοῦ ὀκίας τρίς. H. van Herwerden, *Lex. suppl.* I p. 268 verweist für *basterna lectica clausa* auf Sophocles *Greek Lexicon* s. v. βαστέρνιον und diese Inschrift *ubi basternarum sive feretrorum portatores intellegendi videntur; sed verba obscura et semibärbara*. Doch ist die Inschrift völlig verständlich. Τῶ(ν) βαστερναρίων setzt voraus, daß die Grabstätten, in deren einer der τίμιος δοῦλος des Κλημάτιος bestattet wird, den βαστερναρίοι gehören, vgl. E. Kornemann RE IV 438; E. Ziebarth und F. Poland haben diese Vereinigung in ihren Arbeiten über das griechische Vereinswesen nicht berücksichtigt. Zur Ansetzung der *Muße in Gold* s. G. Millet BCH XXIX 65 f., R. Egger, *For-*

schungen in Salona Nr. II, 45. 178, von den in Sprache und Fassung ähnlichen Grabinschriften der ersten Jahrzehnte des 5. Jahrhunderts n. Chr. aus Concordia IG XIV 2324 ff. setzt Nr. 2329 (mit einer Berichtigung der Lesung: Κοίλης Συρίας Indices p. 744) ebenfalls χρ(υσοῦ) (οὐγκίας) φ' als Buße fest.

Mir Nachträge von lateinischen Wörtern zu den erschienenen Heften des neuen GEL vorbehaltend, wende ich mich zu einem Worte, auf das U. v. Wilamowitz, Aristeides, Sitzungsber. d. preuß. Akad. 1925, S. 347 zu sprechen kam. Ein von Sopatros *Proleg.* 711 mitgeteiltes, seiner Meinung nach nicht auf den berühmten Rhetor, sondern einen anderen späteren Aristeides bezüglichen Epigramm (Ed. Cougny, *Epigr. Anth.* III p. 447, V 31, und p. 460) lautet:

Χαίρετ' Ἀριστείδου τοῦ ῥήτορος ἑπτὰ μαθηταί,
τέσσαρες οἱ τοῖχοι καὶ τρία συνφέλια.

Zu dem irgendwie für den griechischen Mund zurecht gemachten Worte *συνφέλια* gleich lateinischem *subsellia* bemerkt Wilamowitz, ein solcher Latinismus sei vor dem 4. Jahrhundert undenkbar. Indes ehrt eine Inschrift aus Ephesos, die „gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr.“ gesetzt wird, III S. 147 f., Nr. 65: Ἦσυχον Ἠσύχου τοῦ Ἀθηναίου Ἀλεξανδρέως υἱόν, ὑποσχόμενον ἀντὶ ἐλαιουθεσίας λευκᾶναι τὰ λευκῶματα τῆς τραπεζευτικῆς στοᾶς καὶ σκουτλῶσαι τοὺς τοίχους σκουτλη ῥαντη καὶ κανκέλλους καὶ συνφέλια ποιῆσαι εἰς τὴν ὑπὸ Παυλείνου ἐξέδραν. Nebenbei, nach J. Keil sind unter den λευκῶματα „schwerlich wie anderwärts geweisste Holztafeln für amtliche oder private ἀναγραφαί zu verstehen, sondern wohl jene Bauteile der Halle, welche wie z. B. die Holzdecke weiß zu bleiben, bzw. weiß zu streichen waren“. Doch scheinen mir λευκῶματα in der von mir BGI S. 246 ff. besprochenen Bedeutung gerade in einer τραπεζευτικῆ στοᾶ zur Aufzeichnung der für den geschäftlichen Verkehr geltenden Bestimmungen und für die Allgemeinheit wichtiger abgeschlossener Geschäfte (vgl. IG V 1, 1432 Z. 24 f. und meine Bemerkungen BGI S. 254 ff. und Jahreshfte XVII 44) sehr am Platze, sie bedurften auch sicherlich von Zeit zu Zeit eines erneuerten Weißens, vgl. Delphinion S. 172, Nr. 32, Z. 3: τοὺς τοίχους τοὺς ἀλειφομένους. Eine Inschrift aus Lydien BCH XI 454, Nr. 16, von Bedeutung auch deshalb, weil sie eine als βωμὸς bezeichnete Grabanlage (vgl. Stemler S. 22) in Verbindung mit Sitzbänken nennt, gibt für συνφέλια ein zweites Zeugnis, das sicherlich älter ist als das 4. Jahrhundert: Θεοῖς καταχθονίου καὶ Κλαυδία Τιβερίου [γυν]ακί, Παύλη [τῆ] θυγατρί, Πώλλη τῆ γλυκυτάτῃ γυναικί Α. Λυκίνιος Λουκίου υἱὸς Αἰμιλία Σεκοῦνδος τὸν βωμὸν καὶ τὰ τρία συνφέλια ἐποίησεν. Ein drittes Zeugnis ist der Spitzname, den ein athenischer Ephebe führt: Αἰὺρ(ήλιος) Ἐπίκτητος ὁ καὶ Συνφέλις IG III 1199, Sp. 3, Z. 24, nach P. Graindor, *Chronologie des ardientes athéniens sous l'empire*

p. 259 ff. aus dem Jahre 251/2 n. Chr., er wird ihn irgendwie von der Schulbank bekommen haben, nicht von der Gerichtsbank, wie Lambertz, Glotta IV 138 will, der Συμφέλις für den Spitznamen desjenigen hält, „der immer, sei es als Advokat, sei es als Kläger auf dem Subsellium sitzt“. Aus späteren Papyri bringt nach Wessely Meinersmann S. 59 Belege für das Wort bei, das, wie zum Schlusse bemerkt sein mag, ein sehr zähes Leben zeigt: in der schwäbischen Schulsprache ist nach H. Fischers Wörterbuch *subsellium* noch jetzt allgemein üblich.

Wien.

ADOLF WILHELM.

Similia zu Vergils Hirtengedichten. VI.

Ekloge VIII. (Schluß).

87f. Propter aquae rivom viridi procumbit in ulva Perdita nec serae meminit decedere nocti. Vgl. zum ersten Hemistich von 87 Tibull. I 1, 28 ad rivos praetereuntis aquae. — Zum zweiten Ovid. Trist. IV 2, 41 viridi male tectus ab ulva. — 88. Vgl. Nemes. II 43 Horreo nec placido memini concedere somno. — Succedere nocti als Versschluß Ovid. Met. XV 187, concedere nocti Sil. VII 544 (νυκτι πιδέσσαι Hom. H 282).

92f. Pignora cara sui, quae nunc ego limine in ipso, Terra, tibi mando. 92. Limine in ipso als Versschluß Aen. X 355, XI 881, Lucr. VI 1157, Iuven. IV 390, Prosper De ingrat. 812 (limine ab ipso Lucr. II 960, Culex 224. limite in ipso Prosper De ingrat. 434, lumine in ipso Lucr. II 117). Dagegen ipso in limine portae Aen. II 242.

99. Atque satas alio vidi traducere messes. Vgl. Querol. p. 29, 4f. (Peiper) messes hac atque illac transferunt (planetae), Mart. Cap. IX 928 p. 493, 17f. (Didk) quid canticis — glandem ferunt messesque transire!

105ff. Aspice: corripuit tremulis altaria flammis Sponte sua, dum ferre moror, cinis ipse. Bonum sit. Nescio quid certe est, et Hylas in limine latrat. Credimus? Anqui amant, ipsi sibi somnia fingunt? Parcite, ab urbe venit, iam parcite, carmina, Daphnis. 105. altaria flammis als Versschluß auch Cypr. Genes. 326, Iud. 267. altaria flamma Carm. De provid. div. 684 (dafür bei anderer Konstruktion Georg. IV 379 Panchaeis adulescunt ignibus arae, vgl. Ovid. Met. VII 427, XII 12, XIII 590). — 106. Über sponte sua im Versanfang s. Wochenschr. 1918, Sp. 213 zu Eklog. IV 45. — cinis ipse an gleicher Versstelle Ovid. Met. XIII 503 cinis ipse sepulti (in genus hoc saevit), Anthol. Lat. 447, 3 cinis ipse iacentis (visitur); Avien. Arat.

1174 cinis en, cinis ipse repente (cum coit). — 107. Vgl. zum ersten Hemistich Pers. V 51 nescio quod (quid cod. Laurent.) certe est, Ovid. Ex Pont. III 5, 42 nescio quid certe, Prud. Apoth. 485 nescio quis certe, Martial. VI 60, 9 nescio quid (plus est). — Eine Reminiscenz an die zweite Hälfte des Verses darf wohl in dem Briefe Wynfrids an Nithard (Nr. 9, S. 5, 18 ff. ed. Tangl, Berlin 1916) dum exactrix invisī Plutonis — in limine latrat erkannt werden. — 108. Ähnlicher Versanfang z. B. Ovid. Am. I 2, 9 Cedimus, an subitum (accendimus ignem)?, I 6, 49 Fallimur an verso (sonuerunt cardine postes)?, III 12, 7 Fallimur, an nostris (innotuit illa libellis)?, Fast. II 853 Fallimur, an veris (praenuntia venit hirundo)? — 109. Vgl. Claudian. XV (Bell. Gild. I) 488 Vellite, proclamant, socii, iam vellite funem. — Aen. XII 693 Parcite iam Rutuli, Prop. II 29, 19 Parcite iam fratres, Pseudo-Cypr. de sing. cleric. 27, p. 203, 26 (H.) parce, iam parce, protervitas.

München.

CARL WEYMAN.

Zur Rhetorik bei Tacitus.

Die Erzählung von der mit unglaublicher Verwegenheit fast unter den Augen des Claudius in aller Form vollzogenen Eheschließung zwischen Messalina und Silanus leitet Tacitus Ann. XI 27 mit den Worten ein: *haud sum ignarus fabulosum visum iri tantum ullis mortalium securitatis fuisse in civitate omnium gnara et nihil reticente* und schließt sie mit der für das ganze Werk geltenden Versicherung: *sed nihil compositum miraculi causa, verum audita scriptaque senioribus tradam.*

Soviel ich weiß, ist noch nicht hinlänglich betont worden, daß bei dieser Gegenüberstellung von verbürgter Wahrheit und berechnender Erfindung dem Geschichtschreiber allem Anschein nach die vom Gesichtspunkt der Wahrheit bestimmte Einteilung der *narratio* (διήγησις) in mehrere Kategorien und die Definition zweier derselben, der *fabula* (μῦθος) und *historia* (ἱστορία), vorschweben. Die auf die Gliederung der Erzählung bezüglichen Stellen in der rhetorischen und nicht-rhetorischen Literatur der Griechen und Römer hat kürzlich K. Barwick, Hermes LXIII 1928, 261 ff. zusammengestellt und besprochen. Die Überlieferung ist im einzelnen nicht ganz einheitlich, im großen und ganzen übereinstimmend. Für *fabula* — *historia* vgl. auch A. Gudeman, P. Cornelii Taciti Dialogus de orat. (1914), S. 203 (zu Dial. 3, 7), wo weitere Literatur verzeichnet ist. Ich lege die wichtigsten der meist auch im Wortlaut sehr ähnlichen Definitionen von *fabula* und *historia* vor. Auct. ad Her. I 13 *fabula est,*

quae neque veras neque veri similes continet res historia est gesta res, sed ab aetatis nostrae memoria remota. — Cic. [De inv.] I 27 *fabula est, in qua nec verae nec veri similes res continentur historia est gesta res ab aetatis nostrae memoria remota.* Quint. II 4, 2 definiert die *fabula* als *non a veritate modo, sed etiam a forma veritatis remota*, die *historia* als *Erzählung in qua est gestae rei expositio*. Ich. füge noch hinzu Schol. in Ter. 167, 33 (Schlee): *Fabula est res ficta nec vera nec verisimilis. Historia est res gesta a memoria hominum propter vetustatem dimota.* Isid. Orig. I 44, 5 *Historia sunt res verae, quae factae sunt . . . Fabulae vero sunt, quae nec factae sunt nec fieri possunt, quia contra naturam sunt.* Aus der griechischen Literatur genüge Nicol. 12, 17 Felt (= Schol. zu Aphth. II 578, 19. W.) *μυθικά (διηγήματα) μὲν οὖν ἐστὶ τὰ οὐκ ἀναμφισβητήτου πίστεως ἡξιωμένα, ἀλλ' ἔχοντα καὶ ψεύδους ὑπόνοιαν . . . ἱστορικά δὲ (τά) τῶν ὁμολογουμένως γενομένων παλαιῶν πραγμάτων und Sext. Emp. Adv. gramm. § 263 f. ἡ μὲν ἱστορία ἀληθῶν τινῶν ἐστὶ καὶ γεγονότων ἔκδοσις . . . , μῦθος δὲ πραγμάτων ἀγεννήτων καὶ ψευδῶν ἔκδοσις.*

Es scheint mir unverkennbar, daß sich die strenge Scheidung von *fabula* und *historia* und die Definition dieser Arten der *narratio* bei Tacitus widerspiegeln; es ist demnach wohl anzunehmen, daß sie der rhetorisch wohlgeschulte Geschichtschreiber (s. E. Walter, *De Taciti stud. rhetor.*, Diss. philol. Hal. I 101 ff.) bei der Abfassung unserer Stelle vor Augen hatte.

Graz.

JOSEF MESK.

Tacitus und der jüngere Plinius.

Die genetische Entwicklung des Taciteischen Stiles, die zuerst von Wölfflin (Philol. XXV 92 ff., XXVI 121 ff., XXVII 113 ff.) bis in minutiöse Einzelheiten nachgewiesen wurde, läßt bereits in der Biographie Agricolas ein sinnfälliges Abschwanken von der Nachahmung Ciceronischen Stils zugunsten einer eigenen Stilbildung¹⁾ mit besonderem Hinblick auf Sallust erkennen.

¹⁾ Die Verschiedenheit des Stils im Dialogus und den Geschichtswerken hat bekanntlich diese Frage ins Rollen gebracht und immer wieder neu auftauchen lassen; sie hat gleich den ersten deutschen Herausgeber der Werke des Tacitus, Beatus Rhenanus (Ausg.: Basel, August 1519), an der Echtheit des Dialogs zweifeln lassen; auch in allen späteren Athetesen dieses Werkes (seit Iustus Lipsius) kehrt die „unerklärliche“ Stildifferenz als Hauptargument wieder. Über die Geschichte der ganzen Frage bis 1880 vgl. bes. Fr. Weinkauff's Untersuchungen über den Dialogus des Tacitus, 2. Aufl. Köln 1880, S. XI–XLIX, dazu Gudeman, Tacit. Dial. 1914, S. 20 ff.

Aber bei aller Gemeinsamkeit, die Tacitus im Prinzip mit der Sallustischen Darstellungstechnik verbindet, wir meinen hier vorzugsweise auch die stilistische Variation, ist gerade die stets mit Nachdruck gerühmte *brevitas* des Sallust diejenige Stileigentümlichkeit, die einen Wahrheitsucher wie Tacitus — wir meinen hier natürlich die subjektive, nicht jene Form der objektiven Wahrheit, die nach Axiomen strebt — in außerordentlichem Maße gefangen nehmen, also zur bewußten oder unbewußten Nachbildung²⁾ führen mußte.

Aber diese Kürze ist lediglich eine stilistische, formelle Kürze. Man hat niemals an eine stoffliche Beschränkung zu denken. Tacitus schildert ganz im Gegenteil bisweilen allerlei oft recht nebensächliche Gerüchte, Volksmeinungen, sogar unbedeutenden Klatsch oder er erzählt nicht ohne Ausführlichkeit manch wunderliche Prodigien, von deren geschichtlicher Bedeutung er selbst mitunter recht wenig überzeugt war.

Nun berichtet der jüngere Plinius (Ep. VII 20, 1) seinem Freunde Tacitus, er habe dessen Buch gelesen und ihm darin Notizen zur Verbesserung gemacht: *Librum tuum legi et, quam diligentissime potui, adnotavi, quae commutanda, quae eximenda arbitrarer*. Da hier von einem *liber* die Rede ist, kann nur ein in sich abgeschlossenes Werk gemeint sein: also der *Dialogus*, die *vita Agricolae* oder die *Germania*. Daß nicht ein einzelnes Buch der Historien gemeint ist, ersieht man aus Ep. VII 33, 1, wo Plinius ausdrücklich den Titel dieses Werkes erwähnt: *Auguror, nec me fallit augurium, Historias tuas immortales futuras*. Was für ein Werk des Tacitus konnte also mit *liber* gemeint sein? Wir lesen beim jüngeren Plinius wiederholt von der Site jener Zeit, Reden und Schriften rhetorischen Inhalts, die zur Veröffentlichung bestimmt waren (vgl. besonders Ep. I 2, III 18, VII 17), Freunden zur Lektüre zuzusenden, um so deren Urteil und Verbesserungsvorschläge zu erhalten. Gedichte hingegen und Abschnitte aus Geschichtswerken, ja selbst Tragödien, liebte man in den bekannten von Asinius Pollio begründeten öffentlichen Vorlesungen einem größeren Auditorium vorzutragen; vgl. Plin. Epist. 13, bes. § 3 *recitare Nonianum*; V 17, VI 15; VI 16. Als Plinius den Versuch machte, auch rhetorische Werke zum Gegenstande öffentlicher Rezitation zu machen, und Reden, die er zur Publikation bestimmt hatte, einem größeren Hörerkreis vorlas, machte man ihm den Vorwurf, es sei dies ganz gegen den herrschenden Brauch: Plin. Ep. VII 17, 2 fg.: *Quo magis miror, quod scribis fuisse quosdam, qui reprobarent, quod orationes omnino recitarem*;

²⁾ Im übrigen konnte Norden mit gutem Grunde von einer folgerichtigen Weiterbildung der Sallustischen Diktion durch Tacitus sprechen (vgl. Gercke-Norden, Einleit. in d. Altert.-Wiss. I 4 (1923), S. 81): Die Taciteische Sprache nahm die ihr gemäßen Elemente der Rhetorik auf und entwickelte sie zur Blüte.

nisi vero has solas non putant emendandas. A quibus libenter requisierim, cur concedant, si concedunt tamen, historiam debere recitari, quae non ostentationi, sed fidei veritatisque componitur, cur tragoediam, quae non auditorium, sed scaenam et actores, cur lyrica, quae non lectorem, sed chorum et lyram poscunt. „At horum recitatio usu iam recepta est.“ Die öffentlichen Vorlesungen berücksichtigten demnach keine Werke rhetorischen Inhalts. Diese sandte man vielmehr Freunden zur Durchsicht zu, so tat auch, wie bereits erwähnt, der jüngere Plinius und ebenso taten seine Zeitgenossen, sohin auch Tacitus. Das Buch, das Plinius von Tacitus zur Durchsicht erhalten hat, wird darum eine Rede oder ein Werk rhetorischen Inhalts gewesen sein, und zwar eine Schrift, deren Veröffentlichung beabsichtigt war.³⁾ Diesen Argumenten, die auf Tacitus' Dialog über den Verfall der Redekunst⁴⁾ hinzuweisen scheinen, gesellt sich noch ein weiterer auffälliger Umstand bei: es ist merkwürdig, daß Plinius bei seiner Vorliebe für rhetorisch gehobene, breite Darstellung (man denke auch an den Panegyricus auf Trajan) an einem Werke eines Tacitus, dessen stilistische Knappheit bisweilen sogar Dunkelheiten verschuldete, mancherlei Kürzungen (*quae eximenda arbitraretur*) für wünschenswert erachtet. Da aber die empfohlenen Verbesserungen wohl nur rein stilistischer Art sein können (vgl. bes. Plin. Ep. I 2, 1 ff.), wofür schon Plinius' natürliche Veranlagung, die zu einer Überschätzung der Form hinneigt, sehr zu sprechen scheint, so ist es wahrscheinlich, daß die dem Plinius übersandte Schrift Tacitus' Erstlingswerk, die von Ciceros Stil stark beeinflusste Studie über

³⁾ Spurlos verloren gegangen ist keine einzige Schrift des Tacitus. Der Dialogus ist m. E. unter die Gattung *orationes* zu subsumieren. Die Untersuchung des Problems, ob die Beredsamkeit oder die Poesie den Vorzug verdiene, war eine in den Rhetorenschulen (ebenso wie die Vergleichung von Kunst und Natur, von Stadt und Land usw.) behandelte Übungsaufgabe. Auch das eigentliche Thema, die Ursachen des Niederganges der Rhetorik, wird gewiß kein neuer Stoff für eine *oratio* gewesen sein, vgl. Tac. Dial. c. 24.

⁴⁾ Als Tacitus dieses Werk Plinius zur Durchsicht übersandte, gab er ihm ein Begleitschreiben bei, worin er Plinius mitteilte, er schicke ihm dies Buch wie ein Schüler dem andern (*ut discipulo discipulus*): Ep. VIII 7. Plinius aber nennt in diesem Briefe Tacitus einen Meister (*magister*), wie er auch sonst immer Worte höchster Anerkennung für Tacitus' Schaffen bereit hat. Wenn Plinius aber am Schlusse dieses Briefchens sagt, er werde von der ganzen Strenge seines Kritikerrechts Gebrauch machen und darum aus Vorsicht inzwischen nichts von seinen eigenen Arbeiten Tacitus zur Revision zusenden, während er nach der Lektüre und Durchsicht des Taciteischen *liber* bereits der Rücksendung seines dem Tacitus übersandten Werkes entgegensteht, so hat das eben bei so launischen Menschen wie Plinius nicht viel zu sagen, übrigens sieht jeder, der den Schluß der kurzen Epistel liest, sofort, daß es Plinius (wie so oft zum Schluß seiner Briefe) bloß um eine glitzernde Pointe zu tun ist, wozu ihm hier wie an anderen Stellen ein harmloses Scherzchen dient. Auch ist die Zeit, die Plinius zur Lesung und Durcharbeitung des Taciteischen Buches benötigte, nirgends erwähnt. — H. Wagenvoort nimmt in seiner Studie *Obiter tacta* Mnemos. XLVII (1919) S. 360-363 zu der Frage, ob Plin. Ep. VIII 7 sich auf den Dialogus beziehe, keine Stellung. *Urrichts* hatte die Stelle auf den Dialog gedeutet.

den Verfall der Redekunst, gewesen sei.⁵⁾ Denn von der *vita Agricolae* an schafft sich Tacitus bekanntlich seine eigene, hauptsächlich durch Gedrungenheit des Ausdrucks gekennzeichnete Stilart. Im *Agricola* und in der *Germania* hätte aber ein Plinius schwerlich Stoff zu stilistischen Kürzungsvorschlägen gefunden.

Daß *eximenda* sich nicht auf stoffliche Streichungen bezieht, dafür könnte man weiters Plin. VII 33, 3 anführen, wo Plinius seinem Freunde eine sehr ausführliche Schilderung des keineswegs historisch wertvollen Repetundenprozesses gegen Baebius Massa, den Statthalter der Provinz *Hispania Baetica*, bietet und dabei den Wunsch äußert, er möge ihn durch eine Darstellung dieses Prozesses (Plinius hatte dabei als Sachverwalter fungiert) in seinem ersten großen Geschichtswerke auszeichnen. Wie wenig es Plinius dabei auf präzise Sachlichkeit und Kürze ankam, erhellt aus dem Schlusse dieses Briefes (§ 10), Plinius erklärt nämlich, er wolle Tacitus nicht ausdrücklich darum bitten, die ganze Sache breit zu machen oder etwa (nach Advokatenart) zu lügen — also das hätte er fast noch erlaubt, ohne an Weitschweifigkeit zu denken —, sondern einfach der Wahrheit die Ehre zu geben: *Haec, utcumque se habent, notiora, clariora, maiora tu facies; quamquam non exigo, ut excedas actae rei modum. Nam nec historia debet egredi veritatem, et honeste factis veritas sufficit.*

Auch wird man schon *a priori* nicht annehmen dürfen, daß Tacitus seinen *Agricola* oder die *Germania* dem Plinius zur Begutachtung zugesandt habe. Denn während im *Dialogus* sowie in allen rhetorischen Schriften das Moment der Form eine Hauptrolle spielt, lag hier das Schwergewicht auf dem Inhalt. Und da war Tacitus bekanntlich ein viel zu scharfsichtiger Menschenkenner, um Plinius, der doch auf diesen Gebieten nichts weniger als sachkundig war, sein Werk zur Besserung vorzulegen. Ebenso erfahren wir nichts davon, daß Plinius die *Historien* des Tacitus zur Revision erhalten habe. Er lernte sie offenbar bei Tacitus selbst kennen und pries das Werk wohl weniger infolge seiner literarischen Urteilsfähigkeit als dank seiner großen Begeisterungsfähigkeit für alles Geschriebene.

Schließlich darf man wohl annehmen, daß bei einer Durchsicht der *vita Agricolae* Plinius' leicht entzündbares Gemüt, bei der Besprechung der *Germania* sein nationales Bewußtsein oder sein sachliches Interesse in seinem Reskripte einige auf den Inhalt dieser Werke bezügliche Phrasen lebendig gemacht hätte.

Diese Annahmen bekämen eine weitere Stütze, wenn die bekannte Stelle Plin. Epist. IX 10, 2 *Itaque poemata quiescunt,*

⁵⁾ Schon J. van Veenhuisen hatte in seiner Ausgabe (Leiden 1669) diese Vermutung ausgesprochen (p. 262), ohne sie näher zu stützen, M. Döring bemerkt in seinem Kommentar (Freyberg 1843, 2. Bd., S. 112): „Es ist eine sehr vergebliche Mühe nachzuforschen, von welchem Werke des großen Historikers hier die Rede ist.“ S. ferner R. C. Kukula, Briefe des jüng. Plin. (1913), II. T., S. 87. Vgl. nun auch H. Wagenvoort in der vorher erwähnten kurzen Studie *Obiter tacta Mnemos.* XLVII (1919) S. 360.

quae tu inter nemora et lucos commodissime perfici putas eine Beziehung auf Tac. Dial. c. 9 *adice, quod poëtis, si modo dignum aliquid elaborare et efficere velint, . . . in nemora et lucos, id est in solitudinem secedendum est* (vgl. auch c. 12) enthielte. Dies hat bereits A. G. Lange vermutet (*Dialogus de oratoribus Tacito vindicatus*, 1811, in Beck's *Acta semin. Lips.* I p. 77, vgl. auch dessen *Vermischte Schriften und Reden*, Leipzig, 1832, S. 3) und mehrfach Zustimmung gefunden. Auch W. Kroll hält (Teuffels *Gesch. d. röm. Lit.*⁶ III 1913, S. 20) an dieser Meinung fest: „Und doch bezeugt . . . Plinius selbst, und in einem Briefe an Tacitus selbst, den Taciteischen Ursprung (des Dialogus), da Ep. IX 10, 2 — unverkennbar auf Dial. IX 12 hindeutet“. Man hat dieser Ansicht widersprochen. Es läßt sich feststellen, daß der Gedanke an sich auch sonst begegnet (vgl. z. B. Hor. Ep. II 2, 77, Carm. IV 3, 10 f., Prop. III 1, 2, Ov. Trist. I 1, 41 u. a. St.), ferner kann die Verbindung *nemora lucique* (*nemus lucusque* u. ä.) keinesfalls als originell angesehen werden, vielmehr ist sie sowohl in anderen Werken des Tacitus selbst, so in der *Germania* (vgl. c. 9 *lucos ac nemora*; c. 10 *nemoribus ac lucis*, c. 45 *nemora lucosque*), wie auch im übrigen lateinischen Schrifttum zu belegen. Vgl. hierüber A. Gudeman (Dialogausgabe² 1914, S. 5—8 und besonders S. 248 f.), der an Hand des Thesaurusmaterials eine größere Anzahl von Parallelstellen (a. a. O., S. 248) aufzeigen konnte, ferner R. Berndt, *Berl. Phil. Woch.* XXXVIII (1918), Sp. 1247 f. Damit meinte man dargetan zu haben, daß der Vergleichung der von A. G. Lange zusammengehaltenen Plinius- und Tacitusstellen für die in Rede stehenden Zwecke keinerlei Beweiskraft innewohne. Dagegen läßt sich jedoch einwenden, daß Tacitus an keiner anderen Stelle diesen Gedanken ausspricht, ferner daß die Verbindung von *nemora lucique* (u. ä.) niemals sonst, als an der Tacitus- und Pliniusstelle, der Aussprache dieses Gedankens dient, weshalb jeder, der den Taciteischen Dialog kennt, beim Lesen des Pliniusbriefes sogleich an eben diese Tacitusstelle denkt, endlich wird doch auch Plinius' ausdrücklicher Hinweis auf diesen Taciteischen Gedanken, dem bei Plinius die gleiche Ausdrucksform gegeben ist, und der, wie erwähnt, sonst nirgends in diesem sprachlichen Kleid erscheint, sicherlich etwas zu bedeuten haben. Es erscheinen uns demnach die Einwendungen Gudemans und Berndts nichts weniger als zwingend zu sein.

Ob Plinius die *vita Agricolae* und die *Germania* gelesen hat, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls weist keine Spur in Plinius' erhaltenen Werken darauf hin.

Bringt man obige Erwägungen mit dem stilistischen Forschungsergebnisse Weinkauff's⁶⁾ und J. A. H. G. Jansens in Verbindung, so

⁶⁾ Vgl. bes. dessen *Dissertatio de Taciti Dialogo, particula prior* (1857), pp. 20—23, pp. 30—35 (*vocabula quaedam Dialogi apud alios scriptores obvia*) und p. 39—128 (*Index comparativus*).

haben, wie ich glaube, die auch in neuerer Zeit von Robert Novák ⁷⁾, ferner von Steele (*Americ. Journ. of Phil.* XVII 289 ff.) und Valmaggi (*Rivista di filol.* XXVII 229 ff.) unternommenen Versuche einer Athetese des Taciteischen Dialogus keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit. Vgl. dazu W. Bauer, Die Verfasser- und Zeitfrage des *Dialogus de oratoribus* (Hattingen, 1905), bes. S. 19 ff., R. Helm, Neue Jahrb. f. Phil. 1908, p. 474. Dies ist umso weniger der Fall, als es weder Novák noch Steele oder Valmaggi geglückt ist, die zahlreichen Spuren echt Taciteischen Stiles, die insbesondere Weinkauff ⁸⁾ neben dem überwiegenden Einfluß Ciceros im Dialogus nachweist, irgendwie anzuzweifeln. Weinkauffs vergleichende Stiluntersuchungen sind vielmehr eine unerschütterliche Basis für die Echtheit des Taciteischen Rednergesprächs ⁹⁾.

⁷⁾ Der *Quintilian* für den Verfasser hält.

⁸⁾ Vgl. bes. den lexikologischen Teil der Dissertation Weinkauffs 'Untersuchungen über den Dialogus' (Köln, 2. Aufl. 1880), S. 131–292.

⁹⁾ H. Wagenvoort meint (a. a. O. S. 361), das Präsens der Pliniusstelle (*putas*) beweise zur Genüge, daß es sich um eine eben erst ausgesprochene Ansicht des Geschichtschreibers handle. Brief IX 10 sei (ebenso wie Brief VII 20) nicht vor 108 n. Chr. geschrieben und so sei denn zu folgern: Tacitus habe im Jahre 108 oder ganz kurze Zeit früher den Rednerdialog geschrieben und ihn dem befreundeten Plinius zur Durchsicht zugesandt, dieser schickte ihn gleichzeitig mit der Epistel VII 20 an Tacitus zurück und nahm in dem bald nachher verfaßten Briefe IX 10 auf eine Stelle des Rednerdialogs Bezug. Diese Hypothesen sind nichts weniger als zwingend: zunächst bezeichnet das Präsens durchaus nicht immer eine Gegenwartshandlung, sondern drückt sehr oft Tatsachen aus, die für jede Zeit Geltung haben. Wenn Plinius von Tacitus sagt: 'Es ruht das Verfassen von Gedichten, die nach deiner Meinung (*putas*) am besten in Wäldern und Hainen gedeihen', so ist damit für die Zeit, da Tacitus diese Meinung aussprach, nichts weiter ausgesagt. Tacitus ist dieser Meinung: mehr ist aus *putas* in keinem Falle herauszulesen. Ferner möchte ich gegenüber Wagenvoorts Aufstellungen folgendes zu bedenken geben: Plinius' Mitteilung, er habe seine Epistelsammlungen ohne Rücksicht auf das zeitliche Moment angelegt (*collegi non servato temporis ordine: neque enim historiam componebam*), darf nicht kurzerhand beiseite geschoben werden. So erscheint es mir bei der sofort ins Auge springenden inneren Verwandtschaft von Brief IX 10 und I 6 mehr als fraglich, ob Brief IX 10, der ebenso wie I 6 an Tacitus gerichtet ist, erst im Jahre 108 verfaßt sei, er scheint zu den frühesten Briefen des Plinius zu gehören, wie es denn überhaupt eine bekannte Tatsache ist, daß Schriftsteller zu gewissen Zeiten ihres Schaffens gewissen Lieblingsmeinungen nachhängen und diesen mehrfach (ähnlich geformten) Ausdruck geben. Da Plinius' erstes Epistelbuch wahrscheinlich im Jahre 97 herausgegeben wurde, so konnte er Tacitus' Dialog, der nach ziemlich allgemein geltender Ansicht im Jahre 98 erschien, sehr wohl darin berücksichtigen. Ja, es gewinnt dies sogar hiedurch einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit. Plinius hatte demnach den Rednerdialog im Jahre 96 oder 97 im Manuskript gelesen (und in dem damals geschriebenen Briefe IX 10, einem Parallelstück zu I 6, zitiert) und sein erstes Epistelbuch nicht viel früher (97) veröffentlicht, als Tacitus' Dialogus erschien (98). Wagenvoort steht noch ganz im Banne der chronologischen Aufstellungen Mommsens, diese sind seither schwer erschüttert worden: vgl. W. Otto, Zur Lebensgeschichte des jüngeren Plinius, Sitz.-Ber. der Bayer. Ak. d. Wiss., philos.-philol. Kl., Jahrg. 1919, 10. Abh., München 1919, vgl. auch meinen Jahresber. zum jüng. Plin., Bursian Bd. 221 (1929 II), S. 57 f.

Man fühlt deutlich, daß der Dialogus ein Werk literarischen Anfängertums ist. Damit ist nicht gesagt, daß es ein Jugendwerk sein müsse. Der Anfänger begeistert sich leicht, hat seine Ideale und ist von Vorbildern geführt. So sagt er uns denn auch oft nicht das, was er als sein individuelles Eigentum behauptet, sondern oft sogar vielfach das, was er an anderen bewundert. Daher sind vor allem die Erstlingswerke auch bedeutender Künstler nicht selten die am wenigsten originellen. Richard Wagner hat seinen ‚Rienzi‘ in starker Anlehnung an Meyerbeer geschrieben und wer ein Kenner der Musik (zumal der Opernwerke) Carl Maria von Webers ist, mußte, wenn er Wagners Oper ‚Der fliegende Holländer‘ zum ersten Male hörte — ohne den Komponistennamen zu wissen — dieses Werk für eine Schöpfung C. M. v. Webers (oder etwa des Webernachahmers Heinrich Marschner) halten. Dennoch aber zeigen sich in Wagners ‚Rienzi‘ und in seinem ‚Fliegenden Holländer‘ bereits ausgesprochene Kennzeichen typisch Wagnerischen Musikstiles. Ebenso bei Tacitus, der in seinem Erstlingswerke Ciceronianer, in seinem folgenden Sallustianer ist, ohne daß diesen Werken echt Taciteische Stilkriterien mangeln: es genügt, hier immer wieder auf Weinkauffs Arbeit zu verweisen. Und es besteht keinerlei zwingender Grund, zwischen der Entstehung des Dialogus und des Agricola ein größeres Intervall anzunehmen: Richard Wagner hat sein Werk im Meyerbeerstil im gleichen Jahre (1841) wie seine Oper im Weberstil vollendet. Und zwei Jahre später ist er mitten im Schaffen an seinem ‚Tannhäuser‘, in dem er sich bereits zu seinem durchaus originalen künstlerischen Ausdruck durchgerungen hat. Man darf mithin sehr wohl annehmen, daß Tacitus — die natürlichen Gesetze für geniale Entwicklungen bleiben ja immer und überall die gleichen — seinen Dialogus, Agricola und die Germania in rascher Abfolge hintereinander verfassen konnte. Und so ist es in keinem Falle nötig, den Dialog von den zwei übrigen kleineren Schriften zeitlich sehr abzurücken.

Wir sind also nicht der Ansicht, daß man den Rednerdialog für ein Taciteisches Jugendwerk ansehen müsse. In der Tat will uns dieses Werk seiner ganzen Darstellungskunst nach, seinem geistigen Gehalte, seiner Erfindung und seinen hohen künstlerischen Eigenheiten zufolge als zu bedeutend erscheinen, um als die Arbeit eines Jünglings gelten zu können. Dennoch aber — und das soll nicht verschwiegen sein — könnte gerade gegen diese letzten Argumente Widerspruch erhoben werden: eine geniale Anlage vermag diese sonst allgemein gültigen Tatsachen umzuwerfen und Beispiele hierfür sind da aus allen Kunstgebieten leicht zur Hand. Ich nenne bloß die Namen: Mozart, Bernini, Velasquez, Schiller, Carducci, Rimbaud. Über die Frage der Taciteischen Stilentwicklung zu handeln, wird vielleicht ein andermal Gelegenheit geboten sein.

Nonae.

Die Ableitung des Wortes *Kalendae* geht auf Varro De l. L. VI 27 zurück: *Kalendae, quod his diebus calantur eius mensis Nonae a pontificibus, quintanae an septimanae sint futurae*. Gegen diese allgemein angenommene Etymologie (s. Walde, Lat. etymol. Wörterbuch) hat A. Döhring im Archiv f. lat. Lexikogr. XV (1908), S. 222 Stellung genommen, da der Neumond hier nach einer sakralen Einrichtung, also nach etwas Sekundärem benannt wäre. Auch würde man die Form **kalandae* erwarten, da die lateinischen Ableitungen von *calare* stets den *a*-Stamm zeigen, z. B. *calatores, comitia calata*. Zu diesen mir berechtigt erscheinenden Einwänden setze ich noch hinzu, daß sich der unbefangene Leser der Varrostelle eigentlich fragen müßte, warum denn nicht die Nonen den Namen Kalenden führen, da doch nach Varros Angabe am Monatsersten gerade der Ansatz der Nonen ausgerufen wird, ob sie im laufenden Monat auf den fünften oder siebenten Tag fallen. Döhring stellt nun *Kalendae* zur Wurzel *cal*, die in *occulo, clam, celo* (vgl. *caligo, κελαινός*) vorliegt, das Wort bedeute also: den „versteckten Mond, den Neumond“¹⁾.

Für diese Erklärung spricht auch noch etwas anderes. Man muß sich doch fragen: Warum sind die Kalenderbezeichnungen Feminina und Plurale, oder mit anderen Worten: Was haben wir uns z. B. zu *Kalendae* dazuzudenken in derselben Weise, wie zu *patria, regia* oder frz. *la fontaine* (lat. *fontana*) ein *terra, domus, aqua* zu ergänzen ist? *Kalendae* kann also von Haus aus gar nicht einen Tag bezeichnen haben, denn *dies* ist Masculinum, das Wort bezeichnet bekanntlich den Gott des im Sonnenglanz strahlenden Himmels, vgl. *Diespiter*. Erscheint es in der Bedeutung „Fälligkeitstag, Termin“ weiblich gebraucht, so ist das eine künstliche Erfindung der Geschäftssprache²⁾, geradeso wie der Plural *loci* mit seiner Sonderbedeutung in der Gelehrtenstube zur Welt gekommen ist. Das zu *Kalendae* zu ergänzende Substantiv, was kann es anderes sein als *lunae*? Der Plural deshalb, weil der Mond immer in mehreren Nächten hintereinander in derselben Phase zu sehen ist. Der Mond ist der sinnfälligste Zeitmesser. Darum die Rechnung nach Nächten bei Galliern und Germanen (Caes. B. G. VI 18, Tac. Germ. 11). Darum auch der Hinweis auf den Vollmond in der Antwort der Spartaner auf das athenische Hilfsgesuch vor der Schlacht bei Marathon (Herodot VI 106), sie geben eben nur den Zeitpunkt an, bis zu welchem ihr Nationalfest, die Karneen, beendet sind und sie abkommen können. Also auch bei Griechen und Römern spielte der Mond einst die erste Rolle in der Zeitmessung (*μήν, mensis* zusammenzustellen mit Part. *mensis* und *mensura*) und Caesar und

¹⁾ Bekanntlich ist *-ndus* ursprünglich die Endung des passiven Praesensparticipiums, vgl. *oriundus, secundus*. Neue, Formenlehre III, S. 176.

²⁾ *Dies fem.* bei Dichtern kommt selbstverständlich hier gar nicht in Betracht.

Tacitus hatten keinen Grund, sich über die Gallier und Germanen zu verwundern. Und wenn Tacitus a. O. sagt, bevor die Germanen zum Thing zusammenkämen, vergehe ein zweiter und dritter Tag, so ist daran nicht so sehr ihre Saumseligkeit (*cunctatio*) schuld, als vielmehr der Umstand, daß sich wachsender Mond oder Vollmond (*cum aut incohatur luna aut impletur*) schwer auf das Datum genau bestimmen lassen.

Kalendae sind also „die sich verbergenden Monde“, es sind damit die Nächte bezeichnet, in denen sich der Mond verbirgt. *Idus* hat man mit αἰθω, *aedes* zusammengestellt. Ob sich nicht in der Endung *-us* die griechische Participialendung *-ουσαι* verbirgt? Sei dem wie immer, jedenfalls bezeichnet das Wort die Zeit des Vollmonds, der in mehreren Nächten hintereinander sichtbar ist, daher auch hier der Plural. Und *Nonae*? Nach dem oben Gesagten kann die Varronische Etymologie „der neunte Tag vor den Iden“ nicht befriedigen³⁾.

Wenn aber *Kalendae* den (in mehreren Nächten) sich versteckenden, *Idus* den voll sichtbaren Mond bedeutet, so liegt es nahe, in *Nonae* eine Bezeichnung für den neu hervortretenden Mond zu suchen und mit *novus* in Verbindung zu bringen, was auch Varro a. O. als zweite Möglichkeit ins Auge gefaßt hat: *aut quod . . . (ab) nova luna Nonis* (Scioppius *corr. Nonae*). Aus **nouenae* wurde **nūnae*, ebenso wie *nūper* mit *novus* zusammenhängt oder aus **Iov-pater* ein *Iuppiter* geworden ist. Als nun alle diese Kalenderausdrücke zur Bezeichnung eines bestimmten Tages gebraucht wurden, wurde aus dem nicht mehr verstandenen *nūnae*, da es sich hier zufällig um den neunten Tag vor den Iden handelte, durch Volksdeutung *Nonae*. Unser „Neunkirchen“ aus „(Zur) neuen Kirchen“ bildet die genaue Parallele dazu.

Wien.

A. GAHEIS.

Zu Fronto De orationibus und Ad amicos.

(S. 161, Z. 14 ff. und S. 185, Z. 10 ff. Naber).

In Frontos großem Schreiben an den Kaiser Marc Aurel *De orationibus* tadelt er verschiedene unpassende und unnatürliche Ausdrücke in den kaiserlichen Edikten, worüber ich in dieser Zeitschrift XXXII (1910), S. 160 und 325 f. gehandelt habe. Fronto verweist ihn auf die Analogie mit den alten Münzen, unter denen sich viel weniger Bleistücke und sonstige Fälschungen finden als unter den neugeprägten. Es heißt S. 161, Z. 14 ff. in Nabers Text, der hier fast ganz der Angabe A. Mais folgt, so: *Monetam illam veterem sectator. Plumbei nummi et cuiuscemodi adulterini in*

³⁾ VI 28 *Nonae appellatae . . . quod ante diem nonum Idus semper.* — Walde, *Etym. Wörterbuch*, hat das Wort unter *novem* nur nebenher erwähnt.

istis recentibus nummis saepius inveniuntur quam in vetustis, quibus signatus est Perperna vel TRERE . . . Zu *Perperna* bemerkt Mai: *Ita evidenter codex*, er schreibt aber weiter *vel Tr[ebo]* mit Einklammerung von *ebo*, weil ihm dieser Teil des Wortes zweifelhaft war. Zu dem rätselhaften *TRERE* Du Rieu hat Naber in der Anmerkung hinzugefügt: *Quo quis ingeniosior, ex his vestigiis eo facilius aliquid eruet. Sed suspicionibus nihil proficitur in loco conclamato.* Die im Vorhergehenden auffällige Form *cuiuscemodi* ist wohl bloß orthographische Variante für *cuiusque modi*, das, worauf R. Klußmann in den *Emendationes Frontonianae* S. 64 hinwies, auch bei Cic. Verr. IV 7 erscheint.

Auf der mir während des letzten Sommers ermöglichten italienischen Studienreise, über deren Ergebnisse ich im nächsten Hefte dieser Zeitschrift eigens berichten will, habe ich die Stelle genauer überprüft und den Text bis *Perperna* im wesentlichen gesichert gefunden. Nur Kleinigkeiten wären nachzutragen, so daß *m!* statt *nummi* die ältere Form *nummei* geschrieben hatte, doch ist, wie sonst oft, *e* vom Korrektor durchgestrichen. Über der letzten Silbe dieses Wortes habe ich ferner schattenhaft *af. ac* erblickt, d. h. die Variante einer anderen Handschrift statt des folgenden *et* ist *ac*, eine Lesart, die mir wegen des gutturalen Anlautes des nächsten *cuiusce* nicht ursprünglich zu sein scheint. Weiter dürfte *vetustis* wie öfters im Palimpsest mit anlautendem *b* geschrieben gewesen sein. Um von einzelnen minder deutlichen Zeichen (so in den Verbalformen *inveniuntur* und *signatus*) abzusehen, ist der Eigenname *Perperna* gesichert, obwohl unter den uns bekannten Münzmeistern dieser Name sich nicht findet. Es ist damit aber wohl der Consul des Jahres 130 v. Chr. *M. Perperna*, der Besieger der Sklaven und des Aristonicus, gemeint. Im folgenden hat Martin Hertz (Fleck. Jahrb. Suppl. VII 22 f.) im Anschluß an Mais Lesung *vel Tr[ebo]* zweifelnd *Trebanius* vermutet, dessen Name auf Münzen mehrfach begegnet (vgl. Mommsen CIL. I 368) und Haines hat in seine Ausgabe diesen Namen ohne Angabe einer Variante aufgenommen. Außerdem wurden hiefür verschiedene andere Vorschläge gemacht, von diesen scheint die mir vor kurzem von Prof. Dr. W. Heraeus freundlichst mitgeteilte Vermutung *vel Crepereius* sich möglichst an die von Du Rieu ersehenen Zeichen anzuschließen. Es wäre damit der Münzmeister *Q. Crepereius Rocus* aus Cäsars Zeit gemeint. Aber erst bei meiner jüngsten Revision war mir die genaue Nachprüfung der schwer lesbaren Stelle möglich. Vorerst scheint mir *vel* zu fehlen, an seiner Statt ersehe ich *art*, woran sich *e* und die in den beiden Anfangs- und Schlußzeichen etwas minder deutliche, aber höchst wahrscheinliche Zeichenfolge *factis* anreihet. Das schließende *s* dieses Partizips ist gleich dem Anfangsbuchstaben des nächsten Wortes, wohl *p*, etwas verdeckt, aber aus dem mir deutlichen nächsten

Zeichen *r* und dem beschließenden *istina* ergibt sich mir nur die Form *pristina* als möglich, also zusammen *in vetustis, quibus signatus est Perperna, arte factis pristina*.

Es liegt also hier kein neuer Eigenname versteckt vor, sondern es wird die gute alte Münztechnik von Fronto noch eigens lobend hervorgehoben. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß die ἀρχαία ὀνόματα als die δόκιμα auch bei den Attizisten gerne im Wortspiel mit den ἀρχαία νομίσματα verglichen wurden, worauf auch Ed. Norden in der Antiken Kunstprosa S. 365 hinweist.

Sodann möchte ich über die S. 293 des Ambrosianus (Naber S. 185) einiges mitteilen. Bezüglich des Inhaltes dieser blassen Palimpsestseite bezweifelt Naber die Angabe Mais, es sei außer dem von Fronto an *Cl(audius) Iulianus (Naucellius)* gerichteten lückenhaften Briefe, dessen Titel und Anfang *Habuisti igitur domi* Naber bloß nach dem uns erhaltenen Inhaltsverzeichnis der Briefe (S. 172 N.) in den Text gesetzt hat, auch noch ein weiterer für Frontos Schwiegersohn *Victorinus* bestimmter Brief gestanden, der mit den Worten *Has saltem* begonnen habe. Naber stützt sich darauf, daß dieses Schreiben im Inhaltsverzeichnis fehlt. Aber bei genauerer Untersuchung habe ich gefunden, daß dieser Brieftitel wirklich auf S. 293, Spalte 1, Z. 16 u. 17, wengleich schattenhaft, steht. Auch den dazugehörigen Text, der mit *Has saltem epistulas* anhebt, konnte ich lesen. Da dieses Schreiben nur fünf Zeilen umfaßt und der nächste Brief wieder an den vornehmen Freund Frontos *Cl. Iulianus* gerichtet ist, erklärt sich der Irrtum des Zusammenstellers des Index unschwer: er hat das kurze Billet an *Victorinus* übersehen und war von dem einen Briefe an *Cl. Iulianus* auf den anderen übersprungen. Dieser beginnt aber textlich auf der zweiten Spalte der nämlichen Seite mit den Worten: *Non agnovi ista mea ab Gellio pessime quaeri*. In dem bisher nicht entzifferten Briefe erwähnt *Fronto* zum ersten Male *Gellius*, ohne Zweifel seinen Hörer *A. Gellius*, der nach den *Noctes Att.* XIX 8, 1 schon als *adulescentulus* Frontos gelehrte grammatische Erörterungen mit Nutzen besucht hatte und von denen er später eben in den *Noctes Atticae* fünf aufschlußreiche, unterhaltende Proben (II 26, XIII 29, XIX 8, 10 und 13) geboten hat. *Gellius* spricht von *Fronto* überall mit großer Ehrerbietung und es muß auffallen, daß sich *Fronto* hier auf die uns nicht erhaltene briefliche Mitteilung seines Freundes *Cl. Iulianus*, wonach *Gellius* seines Lehrers sprachliche Erörterungen zum Gegenstand der Untersuchung mache (so verstehe ich die Worte *ista mea . . . quaeri*), sich so scharf und abfällig geäußert hat. Eine Aufklärung hiefür scheint mir das im Palimpsest folgende zu bieten: *Credideris admonuisse se edere* ('du magst geglaubt haben, er habe mich darauf aufmerksam gemacht, daß er sie herausgebe'). Bündig heißt es weiter: *Ego epistulas invitissime scribo*. Es scheint

mir daraus hervorzugehen, daß Gellius diese Erörterungen Frontos ohne vorherige Anfrage herausgab. Wegen des stark betonten *Ego* meine ich, daß der Zwischengedanke ist: „Er hat nicht geschrieben, wie er hätte tun sollen. Ich aber korrespondiere sehr ungern.“ Auf diese seine Eigenheit kommt Fronto auch sonst zu sprechen (S. 102, Z. 6ff., 187, 1 u. a.). Am schroffen *pessime* der *m*¹ nahm nun schon die *m*² Anstoß und verbesserte im Texte *aptissime*. Dies entspricht zwar dem bekannten Ergebnungsverhältnis des Gellius, scheint aber, weil ein Schreib- oder Hörfehler ganz unwahrscheinlich ist, eine spätere Verbesserung oder Änderung zu sein, als Gellius, wie anzunehmen ist, sich bei Fronto wegen seiner Eigenmächtigkeit gehörig entschuldigt, wohl auch das Beanständete entsprechend geändert hatte. Ist dies richtig, so bezeugt diese Stelle, daß Frontos Briefe dem Altertum nicht in einer Rezension vorlagen, sondern daß die zweite Hand ihre öfters stark abweichenden Varianten und Zusätze aus einer teilweise geänderten zweiten Auflage schöpfte. Für uns bleibt immerhin die erste Fassung vor allem wichtig. Sie unterrichtet uns hier von einer zeitweiligen Verstimmung zwischen Fronto und Gellius, während die Änderung der zweiten Hand diesen Zwischenfall in volle Harmonie verwandelt.

Auch sonst begegnen uns bekanntlich bewegliche Klagen von nicht wenigen antiken Autoren, so von Cicero, Ovid, Quintilian, Diodor, Hieronymus, Galen, Symmachus u. a., über eigenmächtige Veröffentlichung ihrer Schriften in fehlerhaften oder mangelhaften Privatabschriften¹⁾. Ähnlich beschwert sich besonders Quintilian im Prooemium zum I. Buche seiner *Instit. orat.* § 7 über übereilte und unbefugte Veröffentlichung zweier Bücher seiner Rhetorik unter seinem Namen durch Schüler: *duo iam sub nomine meo libri ferebantur artis rhetoricae neque editi a me neque in hoc comparati. Namque alterum —, quantum notando consequi potuerant, interceptum boni iuvenes, sed nimium amantes mei temerario editionis honore vulgaverant. Quare in his quoque libris erunt eadem aliqua, multa mutata, plurima adiecta, omnia vero compositiora et quantum nos poterimus elaborata.* Da gerade Fronto an einer von mir verbesserten Stelle (Ad M. Caes. I 7) die gründlich und sachkundig rezensierten Ausgaben älterer lateinischer Schriftsteller rühmt, mußte ihn die unvollkommene und fehlerhafte Wiedergabe eigener Erörterungen überaus peinlich berühren. Die Verstimmung Frontos gegenüber Gellius wird aber, wie gesagt, nach der Korrektur der *m*² und dem warmen Ton der bei Gellius uns erhaltenen fünf Kapitel bald behoben worden sein.

Sprachlich wäre zu bemerken, daß *invitissime* die seltene Adverbialform zu dem selbst bei Cicero erscheinenden Superlativ

¹⁾ Vgl. namentlich Dziatzkos „Buch“ in Pauly-Wissowas Real.-Enc. V. Halbband, 965 ff., L. Haenny, Th. Birt u. a.

invitissimus ist, auch der Komparativ des Adverbs erscheint nur vereinzelt (bei Cicero De or. II 364, aber in Verbindung mit einem anderen Komparativ *vel pudentius vel invitius*).

Die übrigen Äußerungen dieses Briefes betreffen hauptsächlich Frontos große Mittheilbarkeit an gute Freunde. Dazu bemerkt er von sich selbst schwermütig *Aetate sic asp(er)a mea se|nis cupere tantum est* und er fügt hinzu, es sei so weit gekommen, daß *Cl. Iulianus* ihm nicht nur der liebste, sondern fast der einzige Freund sei, so allein stehe er. Im Texte lautet die Stelle nach meiner Lesung: *per|venit* (mit wohl von *m¹*. über der Zeile vorangesetztem *eo*, *m²*: *pervenisti*), *ut non tantum mi|hi|carissimus sis, sed etia(m)|paene solus, ita solitario u|teris*. Du Rieu hat bloß die Randglosse dazu gelesen, aber in der nach Nabers Ausgabe nicht verständlichen Fassung: *situs hunn. eo pervenit ut esset mihi non tantum carissimus - sis, sed paene solus* Für das scheinbar störende *sis* schlug Naber *is* vor, Haines nahm *is* in den Text auf und ließ statt des mysteriösen *situs hunn.* ohne weitere Angabe nach Brakmans Vorgang das nicht verständlichere *salus lumina . . .* als überliefert drucken. Die Glosse lautet aber nach meiner Lesung vielmehr *saviata arte viribus huma|nis eo pervenisti, ut tu mi|hi non tantum carissi|mus sis, sed paene solus*.

Wien.

EDMUND HAULER.

Index¹⁾.

(S. = Seite, A. = Anmerkung.)

- Abitorium** (ἀβιτώριον) S. 229.
abzet = ablit S. 80 f.
- Alexander von Aphrodisias, Aristoteleskommentator und Boethius S. 222.
ἀλλά, wiederholt bei Sophokles S. 230 f.
ἀλλεκτήριον (λεκτήριον?), Bedeutung S. 230.
- Ammonios, Neuplatoniker S. 218.
Anecdota Oxon. IV 432 (Cramer) S. 219 A.
- Aristophanes Ach. 864 ff., Av. 58 ff., Nub. 132 ff., Pac. 179 ff., Ran. 37 ff. S. 150; Ran. 465 ff. S. 151; Av. 179 ff., 636 f. S. 92 f.; Pac. 361 S. 133.
- Aristoteles, Zu W. Jaegers Grundlegung der Entwicklungsgeschichte des Aristoteles S. 1 ff.; Urmetaphysik nicht gleich nach Platons Tod entstanden S. 6; Erklärung des Wir-Stils S. 12 ff.; Met. B M N nicht notwendig in Assos geschrieben, Abfassungszeit vor K S. 18 ff.; Aristot. fühlt sich nicht als Platoniker S. 24 ff.; Datierung der Urmetaphysik S. 29 ff.; Verhältnis der Met. zur Eudemischen Fassung S. 33 ff.; Ergebnis S. 42 ff.; Zur Entstehungsgeschichte der Politik S. 45 ff.
- Athena, mütterliche Gottheit S. 110 f.; Angleichung an Hektoris S. 112; Hephaestia S. 112 f.; vereint mit Poseidon S. 113.
- Augustinus, Klangfiguren in den Briefen S. 193 ff.; Ähnlichkeiten mit den sermones S. 195; Ursachen der Zulassung von Klangfiguren S. 195 f.; Arten derselben S. 197 ff.
- Βασπερνάριοι, Bedeutung S. 230.
Baumkult, verbunden mit dem Gaia-Kult S. 52; s. Doppelaxt.
- βῆναι und στήναι volkstümlicher Gleichklang S. 138.
Blitzaxt s. Doppelaxt.
Boethius' schriftstellerischer Plan S. 215 ff.; **Comm. in Isagogen Porphyrii**, Datierung S. 216; Reihenfolge der ersten logischen Schriften S. 217; Kategorienkommentar, Abfassungszeit S. 219; Kat.-Komm. 162 C S. 222; 289 C S. 224; erste Interpretation zur **Isagoge Porph.** p. 13 CD, 14 A S. 221 u. A.; **Hermeneia**-Komm. II S. 190, 12; 196, 1; 458, 27 (M.) S. 224; **Contra Eutychen et Nestorium** aus der letzten Periode S. 224; B. und **Marius Victorinus** S. 223; Verhältnis der **Analytica priora** zu **De categ. syll.** S. 220 f.; **Topik** und **Elenchi** vor **Anal. post.** S. 223.
- Catullus passer** (c. 2 u. 3) eine Drossel (Blaumerle) S. 95 ff.; **passer** volkstümlich f. **p. solitarius** S. 99.
- Deiktischer Gebrauch des Artikels bei Sophokles S. 134 f.
- Dodon, Sohn des Zeus S. 67.
Dodona S. 48 ff.; Kultstätte zuerst der Erdgöttin, später des Zeus S. 50, 52; Verwandtschaft der Kultverhältnisse mit Kreta S. 63 f.
- Doppelaxt, Kultgegenstand S. 52 f.; Symbolik S. 55 ff.
- Ἑλλοί statt Σελλοί S. 53; Kultgenossenschaft S. 54.
- Eranos Vindobonensis, Vorträge im J. 1927/28 S. 106.
- Europa, Göttin von Dodona S. 67.

¹⁾ Von Prof. J. Reinisch angefertigt.

Fabula, Definition S. 233 f.
ingere = *ingere* bei Lucilius S. 83.
 Fronto *De orat.* S. 161, Z. 14 ff. (N.)
 S. 242 ff., *Ad amic.* S. 185, Z. 10 ff.
 S. 244 ff., Briefe an *Cl. Iulianus*
 und neues Billet an *Victorinus*
 S. 244, zweite Rezension von Frontos
 Briefen S. 245, Sprachliches S. 245 ff.,
 s. *Gellius* und *Iulianus*.

Gellius, A. und Fronto S. 244 ff., dessen
 Verstimmung über G.' voreilige
 Publikation S. 244 ff.

Hellanos, Zeus Hell. S. 126.
 Hellas, Etymologie S. 117 f.
 Helle, Göttin S. 127 ff.
 Hellenen s. *Hellos*, S. 115 ff.
Hellos-Hellotis II-IV S. 48 ff., 107 ff.,
 Dodona vorgriech. Kultstätte der
 Gaia S. 48 ff., Erd- und Tauben-
 göttin verbunden mit männlicher
 Gottheit S. 51 ff., Ähnlichkeit mit
 dem kretischen Kult S. 53, 62 ff.,
 Kultgenossenschaft der *Helloi* (*Selloi*),
 Erklärung von *Hellos* S. 53 ff., 114 ff.,
Hellotis-Europa S. 64 ff., Erklärung
 des Namens S. 65 ff., 108 ff., *Hellotis* an
 „pelasgischen“ Kultstätten S. 107 ff.,
Athena-Hellotis S. 110 ff., *Hellenen-*
Helloper S. 115 ff., *Hellopia*=*Dodona*
 S. 116 ff., *Hellenen* Gesamtname
 S. 123 ff., vereint mit dem *Zeus-*
Kult S. 123 ff.
Hephaistos Gatte der *Athene* S. 113,
 Doppelaxt S. 113.
Hieronimus, Nachwort zu den beiden
 letzten Ausgaben seiner *Chronik*
 S. 200 ff., technische Seite des Pro-
 blems S. 201 ff., 26-zeilige Hand-
 schrift S. 201 f., Verwendung ver-
 schiedener Farben S. 202 f., Ver-
 wendung der *virgulae* S. 203 f.,
 Typendifferenzierung S. 204 f., No-
 tizen in Dreiecksform, Archetyp,
 aus stenogr. Aufzeichnungen über-
 tragen S. 205, Seiteneinteilung des
 Kanons S. 206 f., Datierung der
 Ereignisse S. 208 ff., Chronologie
 S. 209 ff., Schwierigkeiten bei der
 Datierung S. 213 ff.
historia, Definition S. 233 f.
 Homer Schol. Od. XIV 327 S. 60 f.,
 II. XVI 233 ff. S. 118 ff.

ἱερὸς γάμος S. 59.
invitissime bei Fronto S. 245 f.
Iulianus, *Cl.* und Fronto S. 244, 246.

κατασχολᾶζειν mit Gen. S. 136 f.
 Klangfiguren s. *Augustinus*.
 Komödie, Streitszenen in der griech. röm.
 K. S. 68 ff., mit Gläubigern S. 68 f.,
 der Geprellten S. 69 f., Vorwurfs-
 szenen S. 72 ff., Vergleich zwischen
 Plautus und Terenz S. 77 f., 158 f.,
 Liebesgeschichten und ehelicher Streit
 S. 139 ff., Eifersucht S. 142 ff., *exo-*
ratio mit Streitcharakter S. 144 ff.,
 in Geldsachen S. 145 f., unter Sklaven
 S. 146 ff., unter Türhütern S. 149 f.,
 Zurückschimpfen S. 152 f., *electio*
 S. 153 f., Fesselung S. 155 f., gewalt-
 same Entführung S. 156 f., Vergleich
 zwischen alter und neuer Kom.
 S. 157 ff., *Krasis* in lyrischen Par-
 tien S. 135.

Laphria, -ios, *Labrys* S. 108 f.
Laphystios, Zeus L. S. 128.
 lateinische Wörter in griech. Inschriften
 S. 227 ff., mit griech. Synonymen
 verbunden S. 227 f.
λευκάματα, Bedeutung S. 231.
Lucilius, Oskisches 117 f. S. 78 ff., 581
 S. 80 ff., 174-176 vgl. mit *Lukians*
Amores c. 25 f. S. 82, 24 f. S. 84,
 279 ff. S. 82 f., 303 f. S. 83, 352 ff.
 S. 83 f.
Lukians Amores c. 25 f. S. 82.

Maecenaselegien, Beiträge zu ihrem
 Verständnis III. S. 85 ff., Weiter-
 bildung des Stils zur Trauerlegie
 S. 85 ff., letzte Szene auf dem Sterbe-
 bette S. 88 ff. — Zu II 3 ff. S. 89,
 15 f., 17 ff., 27, 29 f., 31 S. 90 f.
Marcus-Mamercus S. 93 ff.
Messalla Corvinus, übersehenes Frag-
 ment S. 100 f.
 mugire, *mugilus*, Bedeutung S. 185 ff.
 Münzen von Epirus S. 62, die alte
 Münztechnik von Fronto gelobt S. 243 f.

Naios, Zeus N. S. 124 f.
Nonae Ableitung S. 241 f.
Novla oskisch = *Nola* S. 79, *Novli-*
tanus S. 79.

Oskisches bei *Lucilius* S. 78 ff., *Ma-*
mers S. 93.
Ostia, Zu den neuen Bruchstücken der
 Stadtchronik S. 102 ff., auf *C. Caesar*
 zu beziehen S. 103 ff.

passer s. *Catull*.
Peleiades, dodonäische Priesterinnen S. 50.

Perperna Münzmeister *S.* 242.
 Pindarität bei Thuc. VI 13, 1 *S.* 93 A.
 Plautus Amph. 341 ff. *S.* 152, 551 ff.
S. 73, 632 ff. *S.* 139 f., 1021 ff. *S.* 152,
 Asin. 153 ff. *S.* 144 f., 381 ff. *S.* 151 f.,
 407 ff., 504 ff. *S.* 145 f., 909 ff. *S.* 140 f.,
 Aul. 40 ff., 415 ff., 628 ff. *S.* 153 f.,
 Bacch. 109 ff., 405 ff. *S.* 74, 530 ff.
S. 73, 573 ff. *S.* 151 f., 799 ff. *S.* 155,
 842 ff. *S.* 143 f., 1120 ff. *S.* 151, Capt.
 533 ff. *S.* 71, 659 ff. *S.* 155, Cas. 89 ff.
S. 147, 216 ff. *S.* 140 f., 353 ff. *S.* 148,
 591 ff. *S.* 73, Cist. 465 ff. *S.* 144 f.,
 Curc. 533 ff. *S.* 69, 557 ff., 610 ff.
S. 70, Epid. 475 ff., 570 ff. *S.* 70,
 Men. 466 ff. *S.* 69, 571 ff. *S.* 140 f.,
 675 ff. *S.* 154, 701, 753 ff. *S.* 141, 990 ff.
S. 155 f., Merc. 700 ff. *S.* 141 f., Mil.
 481 ff. *S.* 73, 1399 ff. *S.* 72, Most.
 1 ff. *S.* 147, 518 ff. *S.* 68 f., 888 ff.
S. 146 f., Pers. 272 ff. *S.* 146, 328 ff.
S. 74, 733 ff. *S.* 72, Poen. 373 ff. *S.* 74,
 1138 *S.* 142, 1195 ff. *S.* 72, Pseud.
 594 ff. *S.* 145 f., 151 f., Rud. 390 ff.
S. 73, 611 f. *S.* 156, 841 ff. *S.* 148,
 1264 ff. *S.* 70 f., Trin. 627 ff. *S.* 144,
 896 ff. *S.* 152, Truc. 256 ff. *S.* 147,
 151 f., 603 ff., 893 ff. *S.* 143.
 Plinius und Tacitus *S.* 234 f., Epist.
 IX 10, 2 und Dial. c. 9. *S.* 235,
 Datierung von Epist. I 6 und IX
 10 *S.* 239.
 Porphyrios Neuplatoniker *S.* 217, 219.
 Privatabschriften, eigenmächtig ver-
 öffentlichte Pr. *S.* 245.
Securus Verwendung *S.* 91.
 Sellaer Σελλοί *S.* 52 f.
 Senecas Phaedra, Kritisches *S.* 176 f.,
 V. 35 ff. *S.* 177, 85 f. *S.* 179 f., 299 ff.
S. 182 f., 325 f. *S.* 184 f., 341 ff. *S.* 185 f.,
 465 ff. *S.* 188 f., 604 f. *S.* 190 f.
 Similia zu Vergils Hirtengedichten,
 Ecl. VIII 58 ff., s. Vergil.
 sollo oskische Form bei Lucilius *S.* 79 f.

Sophokles, Bemerkungen zur Sprache
S. 130 f., zu Oed. Col. 113 f., 195,
 228 f., 383 *S.* 132 f., Trach. 265 ff.
S. 135 f., Phil. 126 f. *S.* 136 f., Aus-
 drücke der Volkssprache *S.* 137,
 Phil. 577 *S.* 137, 832 *S.* 138, Wieder-
 holung des gleichen Wortes Phil.
 494, Trach. 1114 *S.* 138 f. — Oed.
 Rex 1128 f. *S.* 225 f.
 Streitszenen in der griechisch-römischen
 Komödie, *S.* 68 f., 139 f., vgl. Komödie.
 συψέλια, συψέλια *subsellia* *S.* 231.

Tacitus, zu seiner Rhetorik *S.* 233 f.,
 T. und Plinius d. J. *S.* 234 f., Ent-
 wicklung des Tacit. Stils *S.* 234 f.,
 stilistische Kürze *S.* 235 f., Plinius
 und Tac. *Dialogus* *S.* 236 f., von
 Cic.' Stil stark beeinflusst *S.* 238,
 Rednerdialog lit. Anfänger-, nicht
 Jugendwerk *S.* 240.

Terenz And. 607 ff., 625 ff., 872 ff., Eun.
 817 ff., Haut. 562 ff. *S.* 75, Ad. 81 ff.,
 Haut. 1003 ff., Hec. 198 ff., 516 ff.
S. 76, Ad. 719 ff., 854 ff. *S.* 77,
 Ad. 551 ff. *S.* 156, Eun. 771 ff. *S.* 157,
 Phorm. 990 ff. *S.* 142 A.

Thucyd. VI 13, 1 und Pind. Pyth. III
 19 f. *S.* 93 A.

Trauerlegie *S.* 85 f.

Varro Atacinus, literarische Persönlich-
 keit *S.* 159 f., Einfluß der Neoteriker
S. 160 f., 166 f., zu Fragm. 3 und 7
S. 160 A. 4, Abhängigkeit v. Ennius
 und der arch. Technik *S.* 162 f.,
 Lebensgang, künstl. Entwicklung und
 Chronologie der Werke *S.* 170 f.

Vergil, *Similia* zu Ecl. VIII 58 ff.,
 62 f., 65, 70 *S.* 101, 74 f., 78, 80 f.
S. 102, 87 f., 92 f., 99, 105 f. *S.* 232 f.

Zeus auf Münzen *S.* 62 f., Ζ. Naios
S. 124 f., Zeuskult und Hellenen-
 name *S.* 126 f., Ζ. Hellanios von
 Aegina *S.* 126, Ζ. Laphystios *S.* 128.

Inhaltsverzeichnis zum XLVI. Bande.

Abhandlungen:

	Seite
Albin Lesky, Hellos - Hellotis, II. — IV.	48, 107
Hans v. Arnim, Zu W. Jägers Grundlegung der Entwicklungsgeschichte des Aristoteles	1
Ludwig Radermacher, Bemerkungen zur Sprache des Sophokles . .	130
Adelgard Perkmann, Streitszenen in der griechisch-römischen Komödie, III., IV.	68, 139
Karl Mraz, Randbemerkungen zu Lucilius' Satiren	78
Richard Holland, Beiträge zum Verständnis der Maecenaselegien, III.	85
Else Hofmann, Die literarische Persönlichkeit des P. Terentius Varro Atacinus	159
Karl Prinz, Kritisches zu Senecas Phaedra	176
Konrad Glaser, Klangfiguren in Augustins Briefen	193
Karl Mraz, Nachwort zu den beiden letzten Ausgaben der Chronik des Hieronymus	200
Alfred Kappelmacher, Der schriftstellerische Plan des Boethius . .	215

Miszellen:

Ludwig Radermacher, Zu Aristophanes' Vögeln	92
Emil Sofer, Zu Sophokles König Odipus Vers 1128f.	225
Adolf Wilhelm, Lateinische Wörter in griechischen Inschriften	227
F. Hiller v. Gaertringen, <i>Marcus - Mamercus</i>	93
Alexander Gahcis, <i>Nonae</i>	241
Mauriz Schuster, Der <i>passer</i> Catulls	95
Artur Biedl, Ein übersehenes Fragment des Messalla Corvinus . . .	100
Carl Weyman, <i>Similia</i> zu Vergils Hirtengedichten VI, Ekloge VIII.	101, 232
Edmund Hauler, Zu den neuen Bruchstücken der Stadtchronik von <i>Ostia</i>	102
Josef Mesk, Zur Rhetorik bei Tacitus	233
Mauriz Schuster, Tacitus und der jüngere Plinius	234
Edmund Hauler, Zu Fronto De orationibus und Ad amicos	242
Vorträge des <i>Eranos Vindobonensis</i> in der Zeit 1927/28	106

WIENER STUDIEN.

Zeitschrift für klassische Philologie.

Schriftleiter :

H. v. Arnim, E. Hauler und L. Radermacher.

XLVII. Band. — Jahrgang 1929.

FESTHEFT

zur Begrüßung der 57. Versammlung
deutscher Philologen und Schulmänner
in Salzburg.

Mit 6 Kunstdrucktafeln, 1 Vignette, Kartenskizze und
Nachzeichnung.

Wien 1929.

OSKAR HÖFELS, I. WALFISCHGASSE 1A.



Vorwort.

Die Schriftleitung der philologischen Zeitschrift „Wiener Studien“ begrüßt die nach längerer Zeit auf österreichischem, zugleich antikem Boden tagende 57. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner auf das herzlichste und überreicht ihr das vorliegende Festheft mit fünfundzwanzig Beiträgen, die von Professoren und Dozenten der österreichischen Universitäten aus den Fachgebieten der klassischen Philologie, alten Geschichte und klassischen Archäologie gestiftet wurden als Zeichen ihrer Freude über die Zusammenkunft so vieler Festgenossen deutscher Zunge und die erwünschte Gelegenheit, persönliche Bekanntschaften zu schließen und förderlichen Gedankenaustausch zu pflegen.

Gleichzeitig widmet die wissenschaftliche Leitung der Salzburger Versammlung den Teilnehmern an der Tagung einen zweiten Sammelband, den die inländischen akademischen Vertreter fast aller anderen Fachabteilungen außer der Altertumswissenschaft aus ihren Arbeitsgebieten beige steuert haben.

Wien und Salzburg, den 25. August 1929.

Für die Schriftleitung der „Wiener Studien“:

Dr. Edmund Haußer.

Hier bleibt das Grundproblem die Entwicklung des Dialoges, die Erklärung der Tatsache, daß die attische Tragödie neben den Gesängen des Chores Sprechpartien zeigt. Zwei Auffassungen stehen sich gegenüber, die beide von der Grundtatsache ausgehen, daß die Geschichte der Tragödie letzten Endes auf lyrische Formen zurückführt. Die eine, gerne von der französischen Philologie vertreten⁷⁾, läßt den Vorsänger des Chores Präludien singen, die gelegentlich einen lyrischen Dialog nach sich zogen und so die Vorstufe zu Sprechszenen darstellten, die sich unmittelbar aus dem Gesang heraus entwickelten. Die andere geht von der Verschiedenheit aus, die Chorgesang und Sprechvers im Dialekt zeigen⁸⁾, und kommt so zum Schlusse, daß der eine nicht aus dem anderen hervorgegangen, sondern notwendig von außen an diesen herangetreten sei. Ein solches Hinzutreten zum Chor nahm für den Sprecher der Tragödie v. Wilamowitz bereits in seiner klassischen Einleitung zum Herakles⁹⁾ an und die gleiche Wertung der antiken Zeugnisse über die Tätigkeit des Thespiis als „Erfinders der Tragödie“ liest man in der eingangs zitierten Darstellung der Entwicklung¹⁰⁾. Mit besonderem Nachdrucke aber hat Bethe in seinen Prolegomena¹¹⁾ die Ansicht vertreten, daß der Schauspieler, der ein anderes Gewand trägt als der Chor und in einer anderen Mundart redet als dieser, nie und nimmer aus der Mitte der Choreuten hervorgegangen sein könne.

Während auch die meisten neueren Behandlungen des Gegenstandes in diesem Punkte eine gewisse Einheitlichkeit der Auffassung innerhalb der deutschen Altertumswissenschaft zeigen, entwickelte Kranz¹²⁾ in einem außerordentlich geistvollen Aufsatz eine vielfach gänzlich neue Ansicht von der formalen Entwicklung der ältesten Tragödie. Die epirrhematische Komposition, deren große Bedeutung

7) Navarre Daremberg-Saglio s. v. *tragoedia* V 388, der sich weitgehend mit M. Croiset Hist. de la litt. grecque III 33 deckt, der den ältesten Schauspieler une sorte de mélopée vortragen läßt.

8) Die von O. Hoffmann, Das dorische α im Trimeter und Tetrameter der attischen Tragödie Rh. M. 69, 244ff. vertretene Ansicht, einiger Dorismen wegen müsse der Sprechvers bereits im dorischen Stadium der Tragödienentwicklung entstanden sein, rechnet nicht mit der Tatsache, daß jede Kunstsprache heterogene Elemente enthält.

9) Unveränderter Abdruck 1907, 86f.

10) 22f.

11) Prolegomena zur Geschichte des Theaters im Altertum 1896, 36ff. Auf derselben Grundlage auch B. ph. W. 1906, 1318, N. Jahrb. 1907 XIX 85, Gercke-Norden³ I, 3, 23 und Griech. Dichtung 164.

12) Die Urform der attischen Tragödie und Komödie. N. Jahrb. 1919 XLIII 145.

für die Komödie Zielinski gezeigt hatte, soll auch die für uns erreichbare Grundform der Tragödie sein. In symmetrischem Aufbau lösten Lied des Chores und Rede des Schauspielers einander ab und erst aus diesem Gebilde haben sich Stasimon und geschlossene Rhesis entwickelt, je nachdem einmal die Rede zwischen den Chorliedern verschwand oder diese den gesprochenen Versen Platz machten. Die Form der epirrhematischen Szene aber stammt nach Kranz aus der Komödie, in der ihre eigentliche Heimat zu suchen ist, während sich für die Tragödie als „allerletzt erreichbare“ Form der Lieddialog ergibt, den wir ja schon aus französischen Theorien kennen¹³⁾. Nie war die Tragödie, dieser Auffassung nach, reiner Chorgesang, die Schauspielerleistung war von allem Anfang an mit ihr gegeben. All diese Aufstellungen führen notwendig zu dem Schlusse, den Kranz 158 f. auch mit aller Klarheit selbst zieht: die Chorlieder, deren Dominieren in der älteren Tragödie Aischylos zeigt, die in wuchtig geschlossenen Massen das Gepräge der Hiketiden bestimmen, jene Chorlieder, die bislang als der eigentliche Mutterboden der werdenden Tragödie galten, sie sind für Kranz eine durchaus sekundäre Form, hervorgegangen aus der älteren epirrhematischen Komposition durch stellenweise Verkümmern der zwischen den Chorgesängen stehenden Schauspielerpartien! Das ist das grundstürzend Neue an der von Kranz gegebenen Rekonstruktion der Entwicklung, das aber meines Erachtens trotz aller wertvollen Einzelbeobachtungen seine Folgerungen zu unannehmbaren macht. Arbeiten wir bei den Ursprungsproblemen des Dramas auch auf einem Trümmerfelde, so viel lehrt uns die Überlieferung doch mit aller Deutlichkeit, daß die großen, geschlossenen Chorlieder im Anfange die Kernstücke des Dramas waren¹⁴⁾, deren Rückentwicklung zu pausenfüllenden Elementen zwischen den Akten, die sich allmählich herausbilden, wir noch in ihren Etappen verfolgen können. Kranz hingegen hält das Stasimon für relativ so jung, daß er meint, es in den Hiketiden noch *in statu nascendi* beobachten zu können, und von allem Anfang an ist es ihm (S. 159) dazu bestimmt, „Lücken zu schließen, Ruhepausen auszufüllen“. All diese Folgerungen fallen

¹³⁾ Natürlich zieht Kranz S. 166 den Theseus des Bakchylides heran, aber mit Unrecht will er für seine Argumentation die Frage ausgeschaltet wissen, ob v. Wilamowitz recht hat, der Gött. Gel. Anz. 1898, 142 dieses Stück aus der Einwirkung der entwickelten Tragödie erklärt.

¹⁴⁾ Man kann das nicht besser formulieren, als es v. Wilamowitz Aisch. Int. 8 für die Hiketiden getan hat: „Das Abzuglied ist wirklich wie der Einzug ein Hauptstück der Tragödie und die Szenen, welche die Chorlieder unterbrechen, sind kaum mehr als Episoden.“

fort, wenn man die epirrhematische Form der von Kranz herangezogenen Szenen — es handelt sich vor allem um drei aus den Hiketiden — aus ihrem inneren Gehalt erklärt und dabei die natürliche Auffassung zugrunde legt, daß der Gesang des Chores als das lyrische Element der Tragödie für diese in erster Linie Instrument der Gefühlsäußerung war, während der später hinzugetretene Sprechers zunächst der Vermittlung des Stofflichen diene. Für diese auf ganz anderem Wege gewonnene Auffassung werden die in Frage stehenden Szenen geradezu zur Bestätigung: in ihnen allen erklärt sich das Nebeneinander von Gesang und Wort zwanglos so, daß innere Erregung den einen der beiden Teile zu lyrischem Ausdruck treibt. Das zeigt am schönsten die große Szene zwischen Pelasgos und den Mädchen 234 ff., der auch bei Kranz eine besondere Stellung eingeräumt wird. In breit angelegter Rede bringt die Partie 234—292 die Selbstvorstellung des Pelasgos sowie die Frage nach Herkunft und Absicht der Mädchen, die sich zunächst ein wenig im Rätselstellen gefallen. Aber dann wird das Tempo von Frage und Antwort lebhafter und findet die ihm in der Tragödie angemessene Form der Stichomythie 293—343, die aber noch nicht starr genug gehandhabt wird, um nicht an besonders wesentlicher Stelle eine Ausweitung zu gestatten, die formell übrigens als Atempause empfunden wird. Nun fällt bereits gegen Ende dieser lebhaften Wechselrede die Bitte der Danaiden um Schutz; notwendig steigt die Erregung der Mädchen, die nun nicht mehr ihre Geschichte erzählen, sondern um etwas flehen, woran ihr Schicksal hängt. Und es ist einfach und schön, daß der Dichter den Chor in dieser bangen Stimmung singen läßt. Höchste Kunst zeigt der Übergang zur Liedform: die Danaiden haben ihre Bitte ausgesprochen und ihr auch schon in kurzen Worten Nachdruck verliehen. Nun stellen sie V. 343 ihre Angelegenheit in den Schutz des höchsten Gottes, der über den *ἰκέσιοι* waltet. Es ist, als käme dem Chor mit der Nennung des heiligen Namens erst die volle Bedeutung seines Anliegens, die Ungewißheit seines Schicksals voll zu Bewußtsein; nun genügen Worte nicht mehr, drängend tönt das Lied: *Παλαίχθορος τέκος κλῆθί μου / πρόφρονι καρδίαι, Πελασγῶν ἄναξ*. Dann folgt jene Szene 344—454 mit ihrem Wechsel von Chorlied und Schauspielers, die Kranz als epirrhematisch bezeichnet. Es ist unscharf zu nennen, wenn S. 156 von einer Szene wirklich dramatischen Lebens gesprochen und als ihr Inhalt angegeben wird: „die Überredung des Pelasgos durch die Danaiden, ihnen Aufnahme in Argos zu gewähren“. Es handelt sich ganz im Gegenteil um eine Szene des Verweilens, in der der Gegensatz zwischen *flehender Angst* der Mädchen und unentschlossenem Überlegen des

Königs nicht zum letzten durch den Gegensatz zwischen Lied und Sprechvers breit ausgemalt wird. Wenn Pelasgos als Ergebnis langen Nachsinnens verkündet (440 f.) *καὶ γεγόμφεται σκάφος / στρέβλαισι ναυτικάισιν ὡς προσηγμένον*, so zeigt das klar genug, daß die Handlung seit V. 336 *πῶς ὄν πρὸς ὑμᾶς εὐσεβῆς ἐγὼ πέλω*; auch nicht um einen Schritt weiter gerückt ist. Das tut sie erst, als nach der von Kranz epirrhematisch genannten Szene der Chor seinen letzten und stärksten Trumpf ausspielt: er wird sich an den Götterbildern erhängen, ein ungeheuerliches *ἄγος* für das Land. Das singen die Mädchen nicht; denn es soll nicht bloß als Ausfluß ihrer höchsten Erregung erscheinen und so nur als Drohung des Augenblicks gewertet werden. Darum wird es in Worten gesagt, die erst vorsichtig andeuten, dann aber das Schreckliche mit grausamer Gelassenheit nennen. Nun erst verspricht Pelasgos wirksame Vertretung vor dem Volk und die mächtige Szene klingt in einem Wechsel von breiter Rhesis und Stichomythie aus, der zwar frei ist, eines gewissen Rhythmus aber nicht entbehrt. Für unbefangene Interpretation wächst so die epirrhematische Form der von Kranz behandelten Szene organisch aus der Handlung heraus und alles erklärt sich, ohne daß wir anzunehmen brauchen, hier liege in das Drama eingebettet ein Petrefakt aus der ältesten Zeit der Tragödie vor uns. Archaisch ist natürlich der ganze große Komplex, der eben in aller Kürze analysiert wurde; das zeigt sich einerseits in einer gewissen Formenstrenge; denn die Responson der Lieder des Chores bringt auch Responson der Schauspielerentgegnung mit sich, die aber nicht absolut verbindlich ist, wie 407 ff. erweisen. Auf der anderen Seite steht aber bei aller Beschränktheit der Form doch eine köstliche Fülle von Ausdrucksmöglichkeiten für die verschiedensten Stimmungen, und wer archaischen Stil versteht und liebt, weiß, daß eben jene Mannigfaltigkeit innerhalb der Gebundenheit das eigentlich Kennzeichnende für ihn ist.

Es ist nicht möglich, auf die anderen von Kranz genannten Szenen in gleicher Weise einzugehen. Aber auch bei ihnen ist die organische Erklärung ihrer Form die einfachste: Angst treibt die Mädchen in der Szene 734—761 zu lyrischem Ausdruck und dasselbe Gefühl läßt sie in der Überfallsszene 825—910 in ihrer Not singen. Dem leidenschaftlichen Charakter des Ganzen entsprechend singt auch der ägyptische Herold zunächst und in dem Abklingen der wilden Erregung zu einem, natürlich noch immer heftig bewegten, Trimetergespräch läßt sich unschwer eine Entwicklung erkennen, die der früher in der Szene Pelasgos-Chor gezeigten entgegengesetzt verläuft. Mit vollem Rechte betont Kranz *in seinem an Anregungen so reichen Aufsätze die Notwendigkeit,*

die zur Rede stehende Form durch das Drama hindurch zu verfolgen, hier kann — so reizvoll es wäre zu zeigen, wie manches später in formaler Erstarrung auftritt, was einst aus dramatischem Leben geboren war — nur noch der Szene Ag. 1072 ff. gedacht werden; da finden wir als wertvolle Bestätigung dafür, daß die Form wirklich aus dem Inhalt herausgewachsen ist, zunächst V. 1072—1113 das umgekehrte Verhältnis: *Kassandra* singt in der mantischen Ekstase, während der innerlich noch nicht voll beteiligte Chor in Trimetern respondiert. Sowie aber die dämonische Gewalt von *Kassandras* Prophezeiungen den Männern ans Herz greift, singen auch sie in dem folgenden Szenenteil 1114—1177. Und ähnlich wie bei der Entschlußankündigung in den *Hiketiden* 455 ff. Ruhe nach leidenschaftlicher Erregung von höchster Wirkung ist, so folgt auch hier auf wildeste Bewegung die Rede *Kassandras* 1178 ff. mit ihrer alles enthüllenden Klarheit.

Bei der im Vorhergehenden gegebenen Erklärung der von Kranz seiner Rekonstruktion zugrunde gelegten Form ist der Weg wieder frei für die seit v. Wilamowitz und Bethe immer wieder vertretene Ansicht, daß zur Tragödie, die schon ihrem Namen nach ursprünglich Chorlied gewesen sein muß, der Sprechvers des Schauspielers als eine Neuerung hinzutrat. Schwierig ist es, bei der Ungunst der Überlieferung etwas über die Art und Weise zu sagen, in der die beiden heterogenen Elemente — Chorlied und Sprechvers — in der ältesten Tragödie eine Verbindung miteinander eingingen. Die Vermutungen hierüber werden meist in recht unbestimmter Form geäußert, bald wird von einem kurzen Verbinden der Lieder, bald von Erzählungen und dann wieder von Wechselreden gesprochen. Weiterkommen läßt sich hier durch die konsequente Auswertung einer bislang recht verschieden bewerteten Nachricht. *Themistios* Or. XXVI 316 D lesen wir über die Genesis der Tragödie: *καὶ οὐ προσέχομεν Ἀριστοτέλει, ὅτι τὸ μὲν πρῶτον ὁ χορὸς εἰσιῶν ἦδεν εἰς τοὺς θεοὺς, Θέσπις δὲ πρόλογόν τε καὶ ῥῆσιν ἐξεῦρεν . . .* v. Wilamowitz¹⁵⁾ hat diese Nachricht als voll genommen und auf den Dialog *Περὶ ποιητῶν* als naheliegende Quelle geschlossen. J. M. Stahl¹⁶⁾ verteidigt ihre Glaubwürdigkeit und Kalinka¹⁷⁾ verwendet sie als Beleg für seine Dar-

¹⁵⁾ N. Jahrb. 1912 XXIX 467.

¹⁶⁾ Rh. M. 69, 1914, 591. Wenn ich Leo, *Plaut. Forsch.* 1. Aufl. 171 recht verstehe, so verwertet auch er die Notiz. Ältere Polemik findet sich bei A. Müller, *Bühnenaltertümer* 172, 2, der gut urteilt.

¹⁷⁾ *Comm. Aenip.* X 35. Nun tritt auch Pickard-Cambridge, *Dithyramb Tragedy And Comedy* 1927, 109 für die Glaubwürdigkeit des *Themistios* ein.

stellung der Entwicklung. Andererseits äußert Crusius¹⁸⁾ Zweifel an den Kenntnissen des Themistios und W. Schmid¹⁹⁾ meint, die Angaben des Redners seien mit freier Phantasie aus den Andeutungen des Aristoteles herausgesponnen. Da ist wohl zunächst zu bemerken, daß Angaben eines Mannes, der über alles verfügte, was seine Zeit an Bildung zu geben vermochte, und der noch überdies seine besondere Tätigkeit Aristoteles widmete, nur dann außer Betracht zu stellen sind, wenn innere Gründe dazu zwingen. Solche wollte nun allerdings Kranz²⁰⁾ geltend machen: Aristoteles könne die Rhesis dem Thespis nicht zugeschrieben haben, da die älteste Tragödie kein *μέτρον λεκτικόν* hatte. Doch niemand hindert uns, wenn Aristoteles von einer *λέξις γενομένη* spricht, dieses Faktum in die Schaffenszeit des Thespis selber fallen zu lassen²¹⁾. Zum anderen aber, meint Kranz, gehe aus Poet. 1449a 27 zusammen mit 1449b 5 hervor, daß die Erfindung des Prologs erst in einem späteren Stadium der Tragödie gemacht worden sei. An der ersten Stelle spricht Aristoteles von der großen Mühe, die es machen würde, weitere Einzelheiten, wie die Ausgestaltung der großen Menge der Epeisodien zu entwickeln. Die zweite Stelle handelt von der Komödie und ist auch für uns wichtig: *τίς δὲ πρόσωπα ἀπέδωκεν ἢ πρόλογους ἢ πλῆθη ἑποικριῶν καὶ ὅσα τοιαῦτα, ἡγνόηται*. Aus diesen beiden Stellen folgt doch nur das eine, allerdings mit aller nur wünschenswerten Sicherheit, daß Aristoteles wußte, welchen einzelnen Dichtern der Tragödie die Erfindung von Masken, Prologen u. a. zugeschrieben wurde. Auf keinen Fall aber läßt sich behaupten, Aristoteles habe für die eine oder die andere der bei Themistios genannten „Erfindungen“ nicht den Namen des Thespis nennen können. Im Gegenteil: wenn uns Aristoteles deutlich genug sagt, daß er für die Einführung des *πρόλογος* einen bestimmten Namen kannte, den er bei breiterer Ausführung des Gegenstandes etwa in *Περὶ ποιητῶν* sicher genannt hat, wenn wir ferner bei einem Manne, der Aristotelesparaphrasen schrieb, dafür Thespis genannt finden, so kann eine derartige Notiz keineswegs als schlecht beglaubigt gelten²²⁾. Haben wir so keinen Anlaß, das Aristoteleszitat

¹⁸⁾ Philol. N. F. 34, 185, Anm. 23.

¹⁹⁾ Gesch. d. griech. Literatur I⁶ 281f.

²⁰⁾ a. a. O. S. 154, Anm. 1.

²¹⁾ Mit Recht verwirft Kalinka a. a. O. 36, 1 die Aufstellung Kranzens.

²²⁾ Nicht ohne Bedeutung ist es, daß die Zuteilung der *ῥῆσις* an Thespis durch die mannigfachen Nachrichten bestens gestützt wird, die ihn als Erfinder des *ἑποικριτής* und so der *τραγωδία* überhaupt bezeichnen. Zusammengestellt bei F. Jakoby Marm. Par. zu ep. 43.

des Themistios zu athetieren, so ergibt sich sogleich die nächste Frage, ob den darin enthaltenen Mitteilungen sachliche Wahrscheinlichkeit zukommt²³). Trägt es das Wort nicht schon, wie Kranz S. 154 will, in seinem Namen, daß es etwas Unursprüngliches bezeichnet: den Teil vor dem *λόγος*? Das hätte nach Leo²⁴) nicht mehr gesagt werden dürfen, der zeigte, daß das Wort von vornherein zwar das dem *λόγος* Vorhergehende wie den vorhergehenden *λόγος*²⁵) bezeichnen könne, daß es aber im lebendigen Gebrauch, mit dem die bekannte Aristotelische Definition nichts zu schaffen hat, die zweite Bedeutung, die der Anfangsrede hatte.

Ohne weiteres ist einzusehen, welche hohe technische Bedeutung die Erfindung solcher Vorreden für die Tragödie in einer Zeit haben mußte, da sie noch Chorgesang war. Die Grundlage für die wechselnden Gesänge des Chores konnte so gegeben, der Umschlag von Stimmungen konnte motiviert werden und neue Sagenstoffe, die sich die werdende Tragödie eroberte, ließen sich so in einer dem Publikum verständlichen Form gestalten. Zeigt uns nun die älteste Tragödie in der Tat solche *πρόλογοι*? Wir haben einen ausgezeichneten Beleg für eine mit dem Drama innerlich unverbundene, zur Orientierung des Publikums vorausgeschickte Rede in den Phoinissen des Phrynichos. Glaukos hat in seinem Werk über die Stoffe des Aischylos den Eingang dieses Prologes ausgeschrieben²⁶) und Aristophanes hat ihn uns in der Hypothesis der Perser erhalten: *τάδ' ἐστὶ Περσῶν τῶν πάλαι βεβηκότων*. Die wenigen Worte zeigen deutlich den rein orientierenden Charakter der Mitteilung an das Publikum, in der es von der Voraussetzung des Stückes, der Niederlage des Xerxes, unterrichtet wurde. Durch die Worte des Eunuchen, der die Sessel für die Ratsversammlung richtete, war der

²³) Ich habe über die Altertümlichkeit des Tragödienprologes im Winter 1926 im Wiener Verein klassischer Philologen gesprochen und ein knappes Résumé meiner Argumentation ist in den Mitt. des Vereines III 1926 p. VIII gedruckt. Zu meiner Freude sehe ich, daß W. Nestle in einer noch unpublizierten Tübinger Diss. 1927 über die Struktur des Einganges in der attischen Tragödie ebenfalls für frühen Ansatz dieser Einleitungsform eintritt, und außerordentlich wertvoll sind mir die zustimmenden Worte A. Körtes in seiner Besprechung Ph. W. 1928, 1297 ff.

²⁴) Plaut. Forsch. 1. Aufl. 171 u. Anm. 2.

²⁵) Bei dieser Bedeutung handelt es sich um einen ganz geläufigen Kompositionstyp. Kühner-Blass I, 2, 321 f. Es liegt adverbiale Determination vor, Beispiele auch bei A. Debrunner Griech. Wortbildungslehre § 47, der von dem Überbleibsel eines idg. Typus spricht. Die beste Parallele ist *πρόλογον*.

²⁶) *ἐπιθῆσι* in der Perserhypothesis v. 2 Wil. heißt hier „er schreibt aus“ und nicht, wie Marx Rh. M. 47, 1928, 349 will, „gibt die Auslegung“.

Stoff für die folgenden Klagegesänge des Chores gegeben. Von demselben Glaukos erfahren wir weiter in der Hypothese zu den Persern; daß das Spiel des Aischylos eine Umarbeitung der Phoinissen des Phrynichos war²⁷⁾. Eine Umarbeitung, die bei dem damaligen Tempo in der Entwicklung der Tragödie auch ein Fortschritt sein mußte. Dank der wertvollen Nachricht des Glaukos können wir ein wichtiges Moment dabei noch kontrollieren. Bei Phrynichos wird das Publikum über das Geschehene gleich im Eingang unterrichtet, Aischylos bringt an Stelle dieses Vorganges eine Entwicklung, indem der Chor der Perser zu Beginn des Stückes in banger Besorgnis gezeigt, die Nachricht von der Niederlage aber als dramatisches Element in das Innere des Stückes verlegt wird. Bei Aischylos, dem Schöpfer des zweiten Schauspielers, zeigt sich das freiere dramatische Leben und man wird so in dem Prolog des Phrynichos im Zusammenhang mit früher Gesagtem nicht eine Neuerung²⁸⁾, sondern im Gegenteil eine Fortführung archaischer Komposition zu erblicken haben. So wird auch das Fehlen einer eigenen Vorrede in den Hiketiden verständlich: was in einer solchen hätte gesagt werden müssen, die Flucht und ihre Vorgeschichte, gibt dem Dichter Stoff zu einer bereits dialogisch ausgestalteten Szene zwischen Pelagos und den Mädchen²⁹⁾. Aischylos hat später den Prolog mehrfach verwendet, aber da ist die Fortentwicklung der alten Form deutlich erkennbar. Die Vorrede, die Eteokles hält, ist durch Person und Inhalt ganz anders mit dem Stücke verklammert, als dies für den Eunuchen der Phoinissen der Fall sein konnte. Und in der Orestie verwendet der Dichter dieses Formelement mehrfach zu wirkungsvollster Exposition der Stimmung. In der Rede des Wächters auf dem Dach wird der Ton tiefer Niedergeschlagenheit, hoffnungsloser und doch gespannter Erwartung meisterhaft angeschlagen, auf den der ganze Agamemnon gestimmt ist. Die Worte des Orestes sind schwer verstümmelt, aber in dem Prolog der Prophetis erleben wir wieder die ganze Gewalt des dämonischen Dichters: der tiefe Gottesfriede in dem Gebet, ein Voraus-

²⁷⁾ F. Marx hat in einem sehr fesselnden Aufsatz über den Tragiker Phrynichos Rh. M. 47, 1928, 337ff. diese bestens beglaubigte Notiz durch Hypothesen umstoßen wollen, die doch nicht genug überzeugen können, um zur Verwerfung einer so trefflich fundierten Nachricht zu berechtigen.

²⁸⁾ So Geffcken Griech. Literaturgesch. 153, Bethe Griech. Dicht. 194, Marx a. a. O. 349.

²⁹⁾ Daß die Hiketiden wahrscheinlich (vgl. S. 3, Anm. 6) einige Jahre älter sind als die Phoinissen, macht die vertretene Anschauung von der Ersetzung einer berichtenden Vorrede durch eine dialogische Szene nicht unwahrscheinlich. Literarische Entwicklung verläuft nicht geradlinig.

leuchten des befreiten Schlusses der Trilogie, und das Entsetzen über das Bild im Tempelinneren treten in großartigen Kontrast. Das hat Aischylos aus einem technischen Hilfsmittel gemacht, das wir in seiner primitiven Verwendung noch bei Phrynichos greifen können. Mit vollem Recht weist Körte³⁰⁾ darauf hin, daß nicht zum letzten das zähe Nachleben dieser undramatischen Eingangsform für ihr hohes Alter spricht, und so lernen wir die vielbemängelten Euripideischen Theaterzettel-Prologe als einen der Archaismen kennen, an denen gerade dieser modernste Dichter der attischen Tragödie nicht arm ist.

So wenig wir auch von der ältesten Tragödie wissen, es genügt doch, erkennen zu lassen, daß die Nachricht des Themistios sich trefflich in das Bild einfügt, das wir aus den Trümmern gewinnen. Nicht soll behauptet werden, daß es nun gerade wirklich Thespis gewesen ist, der als erster vor die Gesänge des Chores Tetrameter oder Trimeter stellte; denn die Persönlichkeit dieses Dichters war doch auch den ältesten Literaturhistorikern nicht mehr deutlich faßbar, und wer sieht, wie Thespis die sicher nicht von ihm gemachte Erfindung der Maske zugeschrieben wird, der lernt verstehen, daß er für spätere Zeiten nur mehr ein Sammelname für das älteste Entwicklungsstadium der Tragödie darstellte. Aber daß diesem ältesten Entwicklungsstadium als eine seiner wesentlichen Formen der Prolog angehörte, der Terminus in weitem Sinne gefaßt als die durchaus nicht auf den Beginn eines Stückes beschränkte, sondern nach Bedarf den einzelnen Chorliedern vorangestellte erklärende Rede, das ist die Erkenntnis, die die Themistiosstelle bringt.

Als fremdes, dem Chor dienendes Element war die Rede an das alte Chorlied herangetreten, das zeigen mit aller Deutlichkeit noch die Hiketiden selbst in einem wesentlichen Stücke ihrer Komposition. Nach Abgang der Männer singen die Mädchen 524—599 ein Lied, das um den Iomythos Bitte an Zeus und Lob seiner Größe schließt und ein Exponent der Stimmung bangen Harrens ist, in der wir den Chor sehen. Dann tritt Danaos auf, nach kurzer Begrüßung spricht er 21 Trimeter, in denen er durch Erzählung des Beschlusses der Volksversammlung eine gänzlich neue Situation schafft. Damit ist seine Aufgabe vollendet und nun entströmt frei und breit das herrliche Segenslied für Argos 625—709. v. Wilamowitz³¹⁾ hat gezeigt, wie unangebracht es ist, die

³⁰⁾ Ph. W. 1928, 1300. Auf den archaischen Charakter der Euripideischen Prologe hat J. M. Stahl Rh. M. 69, 1914, 591, Anm. 3 aufmerksam gemacht.

³¹⁾ Aisch. Interpr. 1. Wertvoll die Feststellung p. 7 zu unserer Stelle: „Es sind diese Szenen, in denen der Vater uns den einen Schauspieler des Thespis erkennen läßt.“

Verse des Danaos als Epeisodion zu bezeichnen. Die Anwendung späterer Termini hat hier überhaupt keinen Sinn; rein technisch betrachtet haben wir es einfach mit einer Vorrede zu dem folgenden Chorgesang zu tun, die eben um seinetwillen da ist, eine Form, die sich trotz besserer Einfügung in das Ganze des Stückes als nahe Verwandte des Eunuchenprologos der Phoinissen erweist.

Einfach und natürlich erklärt sich aus den primitivsten dramatischen Erfordernissen der Antritt der Rede in dieser Form an das Chorlied. Ein weiterer und in gewissem Sinne letzter Schritt war die Entwicklung des Dialoges. Ihr kam zustatten, daß der Dithyrambos, wie wir die Nachrichten über ihn mit Kalinka³²⁾ zu verstehen haben, von allem Anfang an in der Gegenüberstellung von Vorsänger und Chor eine dialogische Keimzelle enthielt, die sich dann, als der Sprechvers einmal zum Instrument der Tragödie geworden war, rasch entwickelte. Die Hiketiden bereits zeigen reichen Dialog, allerdings bezeichnenderweise ausschließlich zwischen Schauspieler und Chor. So war letzten Endes, wie das Aristoteles wohl mit den berühmten Worten meint, in den *ἐξάρχοντες* des Dithyrambos eine Vorstufe des Dialoges vorhanden gewesen, aber der Sprechvers, der erst die Entfaltung dieses Keimes gestattete, mußte von außen an die Tragödie herantreten, sonst wäre sie das geblieben, was ihr Name besagt, der aus einer Zeit stammt, in der sie noch reiner Gesang war³³⁾.

Graz.

ALBIN LESKY.

³²⁾ Comm. Aenip. X 34f.

³³⁾ Man könnte einwenden, daß bei dem gegebenen Bilde der Entwicklung der Terminus *ὑποκριτής* unberücksichtigt bleibt, dem Kranz so große Bedeutung beimißt. Aber abgesehen davon, daß wir dieses Wort erst aus der Sophistenzeit kennen, kann mit ihm nicht operiert werden, ehe seine Bedeutung nicht tatsächlich geklärt ist. Die Akten des seinerzeit lebhaften Streites darüber (Literatur bei Christ-Schmid I⁶ 259, 1 und 281, 6, ferner Müller Bühnenaltertümer 171, 2) hat man zur Unzeit geschlossen und sich bei der Auskunft späterer Grammatiker beruhigt, *ὑποκριτής* sei der Antworter. Diese Bedeutung ist gänzlich unzutreffend, denn wenn bei der Vorstufe der Tragödie von einem Respondieren die Rede sein kann, so tat das der Chor dem *ἐξάρχων* und nicht umgekehrt. Sowie aber ein *ὑποκριτής* spricht, sehen wir in den Szenen, die uns nach v. Wil. den einen Schauspieler des Thespis erkennen lassen, diesen neue Tatsachen an den Chor heranbringen; daß das gelegentlich auf eine von diesem gestellte Frage geschehen konnte, ist so unwesentlich, daß es unmöglich zur Bezeichnung seiner Funktion geführt haben kann. Ferner ist nicht zu vergessen, daß unvoreingenommene Betrachtung der Homerstellen für *ὑποκρίεσθαι* als seine Grundbedeutung *interpretari* und nicht *respondere* ergibt. Die Schwierigkeit des Problems wird aus der vorsichtigen Äußerung Pickards a. a. O. 100, 3 klar.

Zur Theogonie des Pherekydes von Syros¹⁾.

1. Pherekydes lebte ohne Zweifel um die Mitte des 6. Jahrhunderts²⁾, und schon dem Aristoxenos (bei Diog. Laert. I 118) galt er als der Lehrer des Pythagoras³⁾. Von ihm gab es nach Suidas (Pherek. A 2 Diels) eine Schrift *Ἑπτάμυχος ἦτοι Θεοκρασία ἢ Θεογονία*, enthaltend *θεῶν γένεσιν καὶ διαδοχάς*. Die beiden ersten Titel zunächst ganz rätselhaft. Lassen wir sie vorerst beiseite und halten nur fest, daß hier „Heptamychos“ überliefert ist, und daß es vorschnell war, wenn Diels im Hinblick auf die A 8 erwähnte *πεντέμυχος γενεὰ θεῶν* seiner Abhandlung (Berl. Sitzungsber. 1897) die Überschrift vorsetzte: Zur Pentemychos des Pherekydes. Dagegen ist es

¹⁾ Einige der folgenden Bemerkungen habe ich noch Diels brieflich mitgeteilt, der sie Vorsokr. I⁴ p. XXVI verwertet hat.

²⁾ Nach Diog. Laert. I 121 „lebte“ (*γέγονε*) er um die Zeit der 59. Olympiade (544 bis 540), nach Suidas zur Zeit des Lyderkönigs Alyattes († um 560) und wurde um die Zeit der 45. Olympiade (600—596) „geboren“ (*τετέχθαι*). Zwischen diesen beiden Angaben vermag ich den zuletzt von U. v. Wilamowitz (Pherekydes, Berl. Sitzungsber. 1926, S. 126) erörterten Widerspruch nicht wahrzunehmen. Vielmehr stimmen beide auch mit dem für die Chronologie des Pherekydes wichtigsten Zeugnis durchaus überein: *καθὰ φησιν Ἀριστοτέλης . . . ἐφιλονέκει . . . Θάλητι . . . Φερεκίδης* (Diog. Laert. II 46).

³⁾ Zuerst werden, soviel ich sehe, Pherekydes und Pythagoras in einem von Duris, dem Schüler Theophrasts, bewahrten Epigramm des Ion von Chios auf Pherekydes miteinander in Verbindung gebracht (Ion Frg. 4 Diels):

*ὥς ὁ μὲν ἠγορέη τε κεκασμένος ἠδὲ καὶ αἰδοῖ
καὶ φθίμενος ψυχῇ τερπνὸν ἔχει βίοντον,
εἶπερ Πυθαγόρης ἐτύμως ὁ σοφὸς περὶ πάντων
ἀνθρώπων γνώμας ἦιδεε κάξέμαθεν.*

Das konnte man so verstehen, als hätte sich Pythagoras über die jenseitige Seligkeit des Pherekydes ausdrücklich ausgesprochen, konnte demnach auch ein persönliches Verhältnis beider aus diesen Versen lesen; an sich aber brauchen sie nur zu besagen: wenn die Lehre des Pythagoras richtig ist, darf ein so ausgezeichneter Mann wie Pherekydes seines Wohlergehens im Jenseits gewiß sein.

offenbar richtig, daß die Schrift des Syriers eine Theogonie enthielt, ja bei Aponius steht sogar die etwas überraschende Behauptung (A 5): *deorum vero naturam et originem ante omnes descripsit*⁴⁾.

„Seit der Fetzen des Papyrusbuches gefunden ist“, sagt U. v. Wilamowitz (Pherekydes, S. 129), „habe ich immer geglaubt und gelehrt, daß ein solches Buch, das die Götter sogar redend einführte, eigentlich unter die Mythographen sehr viel besser paßte als unter die Doxographen.“ Diese Überzeugung teile ich. Doch hat sich mir auch das Wort des Aristoteles durchaus bewährt, der (A 7 Diels) von Mythologen spricht, die sich „als ein Mittelding (zwischen Mythologen und Physikern) auch dadurch erweisen, daß sie, wie Pherekydes und einige andere, nicht alles mythisch darstellen“ (*οἱ μὲν μὲν γὰρ τῶν θεολόγων καὶ τῶι μὴ μυθικῶς ἅπαντα λέγειν . . .*).

2. Der Eingang der „Theogonie“ ist uns erhalten: *Ζᾶς μὲν καὶ Χρόνος ἦσαν ἀεὶ καὶ Χθονίη, Χθονίη δὲ ὄνομα ἐγένετο Γῆ, ἐπειδὴ αὐτῇ Ζᾶς γῆν γέρας διδοῖ* (Fr. 1 Diels).

„Zas“ ward als dialektisch erwiesen von Kretschmer (bei Kern, *De Orphei, Epimenidis, Pherecydis Theogoniis*, p. 93 n.). Doch reicht das zur Erklärung nicht aus. Denn nach Herodian gebrauchte Pherekydes auch die Formen „Dis“, „Zen“ und „Den“, wovon die beiden letzten offenkundig etymologisierende Namen sind (*ζῆν, δῆν*). Eben dies gilt wohl auch von „Chronos“ (statt „Kronos“) und „Rhe“ (statt „Rhea“, Frg. 9). So wird man also auch bei „Zas“ an *ζαῖς, ζάθεος, ζάω* denken dürfen⁵⁾. — „Chronos“ bietet die gute Überlieferung (vgl. A 8, A 9). Und der „Chronos“ bei Pherekydes ist nicht unanschaulicher als der „Eros“ bei Hesiod: wie hier die

⁴⁾ Danach ist auch das Theopomp-Zitat bei Diog. Laert. I 116 zu ergänzen: *πρῶτον περὶ φύσεως καὶ γενέσεως θεῶν γράφαι*.

⁵⁾ Überdies aber sollten wohl die drei ewigen Urwesen auch von den ihnen entsprechenden, aber in der Zeit entstandenen Gottheiten des Volksglaubens unterschieden werden: somit, wie Chthonie von Ge und Chronos von Kronos, vielleicht auch Zas von Zeus. Hängt es damit zusammen, daß, wie Frg. 4 (neben Chronos?) Kronos erwähnt, so auch in Frg. 5, in dem von dem gegenwärtigen Weltzustand die Rede ist, „Zeus“ genannt wird? Verwandelte sich etwa Zas, wie zum Zwecke der Weltbildung in Eros (Frg. 3), so weiterhin zum Zweck ihrer Beherrschung in Zeus? (Freilich kann auch beide Male Origenes die ihm ungewohnte Form durch die ihm gewohntere ersetzt haben.)

Liebe allen Zeugungen, so geht dort die Zeit allem Geschehen vorher⁶⁾. — Über „Chthonie“ als Kultgottheit und ihre Erwähnung bei Musaios und Empedokles siehe Diels zur Stelle. Die Loslösung der Erdgottheit von der Erde bedeutet einen wichtigen Schritt zur Loslösung der Gottheiten von den Naturgegenständen überhaupt und damit zu ihrer Vergeistigung⁷⁾.

Wenn diese drei Urwesen „immer waren“, also unentstanden, anfangslos sind, so liegt darin gewiß ein Widerspruch gegen den Volksglauben; auch das Chaos heißt bei Hesiod nur „zuerst entstanden“ (*πρώτιστα Χάος γένητ'*). Allein ganz vereinzelt ist der Gedanke der Anfangslosigkeit im 6. Jahrhundert keineswegs: man denke an Orpheus Frg. 6 Diels (*Ζεὺς κεφαλή, Ζεὺς μέσσα . . .*), an Anaximanders Apeiron, an Xenophanes' Beweise gegen eine Entstehung Gottes⁸⁾.

Hermias endlich (und fast wörtlich mit ihm übereinstimmend Probus, A 9 Diels) deutet die drei Urwesen auch allegorisch: *Ζῆνα μὲν τὸν αἰθέρα, Χθονίην δὲ τὴν γῆν, Κρόνον δὲ τὸν Χρόνον*. Nur die erste dieser Gleichungen sagt uns freilich etwas Neues. Gerade ihr aber dürfte es, wie sich noch zeigen wird, im weiteren

⁶⁾ Viele Stellen, von Solon bis Euripides, an denen Chronos gleichfalls personifiziert wird, hat jetzt Nestle (bei Zeller I⁶ 104⁹) zusammengestellt: bei Solon (Frg. 24, 3 Diehl) und Anaximander (9 Diels) insbesondere erscheint er als eine das Recht zur Geltung bringende Macht, bei Pindar (Ol. II 19) und Kritias (Frg. 25, 34 Diels) als Weltschöpfer, auch Sophokles (Frg. 280 Nauck) legt ihm Prädikate der obersten Gottheit bei, Euripides (Frg. 303, 8) betont seine Anfangslosigkeit; auch in orphischen Darstellungen (Orpheus Frg. 13 Diels) wird er als Urwesen genannt. Über „Chronos“ neben „Kronos“ s. vorige Anm.: ist jener ein anderes Wesen, oder verwandelte er sich in diesen, oder änderte er bloß seinen Namen? — lauter Möglichkeiten, denen die apodiktische Erklärung Ulrichs v. Wilamowitz (Kronos, Berl. Sitzungsber. 1929, S. 41): „Ich halte einen Urgott Zeit im 6. Jahrhundert für undenkbar“ schwerlich gerecht wird.

⁷⁾ Daß dieser Schritt sich gerade an der Erde zuerst vollzieht, mag damit zusammenhängen, daß sie von den drei Hesiodischen Urwesen (Chaos, Ge, Eros) das stofflichste ist, so daß sich die Stoffgebundenheit an ihr zuerst fühlbar machen mochte. Auch Akusilaos (Frg. 1 Diels) läßt in der Reihe der Urwesen die Erde weg und zählt nur Chaos, Erebus, Nyx, Aither, Eros, Metis auf.

⁸⁾ Im 5. Jahrhundert dann an Parmenides' Widerlegung alles Werdens und Vergehens (*τὼς γένεσις μὲν ἀπέσβεσται καὶ ἄπυστος ὄλεθρος*), an Heraklits „immer dagewesenes, ewiglebendes Feuer“ (*ἦν αἰεὶ . . . πῦρ αἰεζῶιον*), endlich an Epicharms Frg. 1 (*ἀλλ' αἰεὶ τοὶ θεοὶ παρῆσαν . . .*).

Verlaufe der Erzählung nicht an einem Anhaltspunkte gefehlt haben⁹⁾.

3. Über den weiteren Gang der Theogonie bei Pherekydes besitzen wir keinen zusammenhängenden Bericht. Allein in schattenhaftem Umriß schimmert dieser Gang immerhin hinter einer Anspielung Platons und einer solchen des Maximus von Tyros hervor. Platon spricht (Sophist. 242^c^d) von einem alten Denker, der da behauptete, *ὡς τρία τὰ ὄντα, πολεμεῖ δὲ ἀλλήλοις ἐνίοτε αὐτῶν ἅττα πηι, τοτὲ δὲ καὶ φίλα γιγνόμενα γάμους τε καὶ τόκους καὶ τροφὰς τῶν ἐκγόνων παρέχεται*. Bei Maximus aber heißt es (A 11 Diels): . . . τοῦ Συρίου τὴν πόλιν σκόπει καὶ τὸν Ζῆνα καὶ τὴν Χθονίην καὶ τὸν ἐν τούτοις ἔρωτα καὶ τὴν Ὀφιονέως γένεσιν καὶ τὴν θεῶν μάχην καὶ τὸ δένδρον καὶ τὸν πέπλον. Da wir überdies aus einem eingehenden Einzelbericht (Frg. 4) und aus einem wörtlich erhaltenen Bruchstück (Frg. 2) mit höchster Wahrscheinlichkeit schließen dürfen, daß es eben der von Maximus erwähnte Götterkampf war, bei dem einerseits Ophioneus, andererseits Kronos die miteinander kämpfenden Scharen führten, und daß die von Platon erwähnte Hochzeitsfeier der Vermählung des Zas mit der Chthonie galt und die Überreichung des Peplos einschloß, so spricht alles dafür, daß sich die hier erwähnten Vorgänge bei Pherekydes in der folgenden Reihenfolge zutragen: Liebe des Zas zu Chthonie — (Dazwischenkunft eines störenden Umstandes) — Geburt des Ophioneus — Götterkampf — Friedensschluß — Vermählung des Zas mit Chthonie, wobei auch ein „Baum“ eine Rolle spielte und ein „Gewand“ überreicht ward — Geburt und Aufzucht ihrer Nachkommenschaft. Damit ist uns aber die Aufgabe gestellt, mit diesem Leitfaden die einzelnen Bruchstücke der Theogonie sowie die erhaltenen Auszüge aus ihr zu vergleichen: dabei läßt sich einiges an jenem Leitfaden passend aufreihen; manche Stelle dieses Fadens bleibt freilich leer; dieser oder jener Einzelheit läßt sich auf ihm ein Ort nur ganz unsicher und vermutungsweise anweisen — und in einem wichtigen Falle nicht einmal das.

4. Da Maximus des Eros gleich nach den ewigen Urwesen gedenkt, so wird sich wohl Zas nahe am Beginn der Erzählung in ihn

⁹⁾ Von dem bei Hermias folgenden Satzchen: *ζηλοτυπία τοίνυν τῶν γερόντων* sagt Vorsokr. I⁴ p. XXVI Diels selbst, daß es „besser wegbleibt“: es bezieht sich auf eine angebliche *ζηλοτυπία* zwischen Pherekydes und Leukipp, die mit jener zwischen Platon und Aristoteles (Doxogr. Gr. 653f.) verglichen wird.

verwandelt haben (*εἰς Ἔρωτα μεταβεβλήσθαι τὸν Δία μέλλοντα δημιουργεῖν*, Frg. 3), wie das ja auch seiner Stellung am Eingange der Theogonie des Hesiodos wie des Akusilaos entspricht. Dann aber klafft in unseren Nachrichten eine große Lücke, die auch noch die Geburt des Ophioneus umfaßt. Doch muß angenommen werden, daß zugleich mit diesem oder doch unmittelbar nach ihm auch jene Götterschar entstand, die dann im Götterkampf (Frg. 4) sein Gefolge bildet. Und da diesem hier eine andere, von Kronos geführte Götterschar gegenübersteht, so muß auch deren Erzeugung noch vor jenem Kampf erfolgt sein. Dann liegt indes der Gedanke wohl ungemein nahe, eben dies sei jenes „andere Göttergeschlecht“, von dessen Entstehung ein rätselvoller Bericht des Damascius spricht, und der in diesem Bericht erwähnte Vorgang sei demnach von Pherekydes nach der Geburt des Ophioneus, jedoch vor dem Götterkampf erzählt worden.

Damascius berichtet (A 8), nachdem er die drei ewigen Urwesen genannt hat: *τὸν δὲ Χρόνον ποιῆσαι ἐκ τοῦ γόνου ἑαυτοῦ πῦρ καὶ πνεῦμα καὶ ὕδωρ ἐξ ὧν ἐν πέντε μυχοῖς διηρημένων πολλὴν ἄλλην γενεὰν συστήναι θεῶν τὴν πεντέμυχον καλουμένην, ταῦτόν δὲ ἴσως εἰπεῖν πεντέκοσμον¹⁰⁾.*

¹⁰⁾ Für *ἑαυτοῦ* wollten Kern, Nestle, Diels *αὐτοῦ* setzen und dies auf Zas zurückbeziehen. Doch erweist sich dies als unmöglich, sowie man nicht, wie Diels, die Zwischenbemerkungen des Damascius fortläßt, vielmehr seine Worte in ihrem ursprünglichen Zusammenhang liest. Da lauten sie nämlich: *... Ζάντα μὲν εἶναι καὶ Χρόνον καὶ Χθονίαν τὰς πρώτας ἀρχὰς (τὴν μίαν φημί πρὸ τῶν δυοῖν καὶ τὰς δύο μετὰ τὴν μίαν), τὸν δὲ Χρόνον ποιῆσαι ἐκ τοῦ γόνου αὐτοῦ . . .* Wer konnte das verstehen, und wer hätte es auf den Samen des Zas bezogen? Hat also bei Pherekydes der anfangslose Zeitgott Feuer, Hauch und Wasser „aus seinem Samen“ gebildet, ähnlich wie ja auch bei Anaximander (10 Diels) bei der Bildung der Grundstoffe *τὸ ἐκ τοῦ αἵθλου γόνιμον θερμοῦ τε καὶ ψυχροῦ* eine nicht leicht verständliche Rolle spielt? — Vielleicht hat es mit diesem *γόνος* überhaupt eine andere Bewandnis. Porphyrios nämlich klagt (Frg. 7 Diels) über die Weitschweifigkeit „des Numenios und der Ausleger der pythagoreischen Gleichnisreden, die auch bei Platon unter dem Fluß Ameles, bei Hesiod und den Orphikern unter dem Styx, bei Pherekydes unter der Ekrhoë den Samen verstehen“ (*... παρὰ δὲ τῷ Φερεκῦδι τὴν ἐκροῆν ἐπὶ τῷ σπέρματι ἐκδεχόμενοι*). Bezieht sich das auf unsere Stelle, und das ist doch wohl das bei weitem Wahrscheinlichere, so war also bei Pherekydes gar nicht von einem *γόνος*, vielmehr von einer *ἐκροῆ* die Rede, — vermutlich eine Art Urwasser, auf das sich auch die Notiz des Aratkommentators Achilleus beziehen wird (Frg. 1a): *Θαλῆς . . . καὶ Φερεκῦδης . . . ἀρχὴν τῶν ὄλων τὸ ὕδωρ . . . , ὃ δὴ καὶ Χάος καλεῖ ὁ*

Aus einem von Damascius als γόνος bezeichneten Zeugungsstoff also bildete Chronos Feuer, Hauch¹¹⁾ und Wasser, und nachdem diese durch fünf μυχοί hin verteilt worden waren, entstand aus ihnen das zahlreiche, πεντέμυχος genannte Göttergeschlecht; diesen letzteren Ausdruck aber erklärt Damascius selbst sofort mit den Worten: „d. i. etwa soviel wie πεντέκοσμος“. In der Tat bedeutet zwar μυχός zumeist gewiß einen verborgenen Raum, insbesondere den Delphischen Spalt und den Hades. Allein an anderen Stellen¹²⁾ doch auch jeden irgendwie abgegrenzten Bezirk, also etwa soviel wie Sphäre oder Reich, so daß sich die (offenbar entweder dem Zusammenhang entnommene oder einem guten Gewährsmann entlehnte) Erklärung des Damascius als durchaus annehmbar erweist. Welches sind aber die fünf Sphären oder Reiche, durch die hin die drei Stoffe Feuer, Hauch und Wasser verteilt sind, und die Pherekydes in einem Buche besprach, dem man die Überschrift Ἐπτάμυχος gab, d. h. also das Buch von den sieben Sphären oder Reichen?

Φερεκύδης, — offenbar indem er Χάος von χέω ableitete und im Gegensatz zu dem gemeinen ὕδωρ jenem Urwasser diesen erlesenen Namen vorbehielt. Da er überdies (Frg. 9) die Rhea „Rhe“ nannte (doch wohl, weil ihm diese Namensform noch entschiedener an ῥέω anzuklingen schien, vgl. Kerns Orphica Frg. 56 Anfang), so darf man vielleicht vermuten, sie werde sich zu jener ἔκροή ähnlich verhalten haben wie die Chthonie zur Ge, so daß man dann sagen dürfte: wie bei Hesiod Kronos aus Rhea ein Göttergeschlecht erzeugt, so bei Pherekydes Chronos aus der Ekrhoe. (Achilleus durfte das Wasser der Ekrhoe, ohne sich eine „falsche Deutung“ zuschulden kommen zu lassen, ἀρχή τῶν ὄλων nennen, auch wenn es keineswegs, wie dies U. v. Wilamowitz, Kronos S. 42², vorauszusetzen scheint, eine auch den ewigen Urwesen überlegene „Urpotenz“ war.) Des Damascius unmittelbare Vorlage wird eben nicht, wie man meist annimmt, Eudem, vielmehr einer jener „Ausleger pythagoreischer Gleichnisreden“ gewesen sein, und zu dessen Worten: τὸν δὲ Χρόνον ποιῆσαι ἐκ τοῦ γόνου mag dann ein Leser (vor oder nach Damascius) ein fragendes εἰαυτοῦ; am Rande beigeschrieben haben.

¹¹⁾ Πνεῦμα, d. i. bewegte Luft. Denn vor Anaximenes galt, wie schon Tannery erkannte, nur der sichtbare Dunst und der fühlbare Wind als Stoff, — wie ja auch in Indien nicht die „Luft“, vielmehr einerseits der „Wind“ (vāyu), andererseits der „Raum“ (ākāśa) zu den Grundstoffen zählt.

¹²⁾ Man vgl. etwa γ 263 (von Mykenai): μυχῶι Ἄργεος Ἰπποβότοιο, Hesiod Theog. 1015 (von Argios und Latinos): μυχῶι νήσων ἱερῶων, Pindar Pyth. VIII 79: μυχῶι τ' ἐν Μαραθῶνος, Isthm. I 80 (von dem offen daliegenden Becken von Orchomenos): τὸν Μινῶα τε μυχόν, Euripides Helena 817: ἄστρων ὡς βεβηκνίαν μυχοῦς.

In der Schrift *Περὶ ἑβδομάδων* c. 1 werden gleichfalls sieben *κόσμοι* unterschieden: die Sphären des Himmels (*Ὀλύμπιος κόσμος*, c. 2), der Sterne, der Sonne, des Mondes, der Luft (*πέμπτη μοῖρα ἢ τοῦ ἡέρος σύστασις καὶ κόσμος*), des Meeres und der Erde, wobei einerseits die *κόσμοι* des Himmels und der Erde, andererseits die fünf zwischen ihnen gelegenen enger zusammengehören (*ἢ γῆ καὶ ὁ Ὀλύμπιος κόσμος ἔχει τὴν φύσιν στάσιμον, τὰ δ' ἄλλα ὁδὸν ἔχει περιπόλης*, c. 2). Nehmen wir noch hinzu, daß nach *Περὶ ἑβδομάδων* c. 2 auch unter der Erde wieder sieben *κόσμοι* liegen, daß uns aber auch aus Pherekydes (Frg. 5) der Satz erhalten ist: *κείνης δὲ τῆς μοίρας ἐνεσθὲν ἐστὶν ἡ ταρταρὴ μοῖρα*, so scheint es mir unleugbar, daß beide Darstellungen demselben Vorstellungskreis entstammen — mag nun dieser ursprünglich griechisch oder orientalisches sein¹³). Setzt man nämlich die *μυχοί* des Pherekydes den *κόσμοι* in *Περὶ ἑβδομάδων* gleich, dann beantwortet sich die oben aufgeworfene Frage von selbst: im ganzen gibt es — von den unterirdischen Bezirken abgesehen — sieben Sphären oder Reiche, von denen jedoch die beiden äußersten, die des Himmels und der Erde, zweien der drei ewigen Urwesen (Zas und Chthonie) vorbehalten und darum auch von den ihnen entsprechenden Stoffen (Himmelsstoff oder Äther einerseits, Erde andererseits) erfüllt sind; in den fünf zwischen diesen beiden gelegenen Sphären oder Reichen jedoch ist Raum für ein neues, nicht anfangsloses Göttergeschlecht, dem indes bloß drei Stoffe zugeordnet werden können, da zwar die Sphäre des Meeres und die der Luft von je einem Stoff, die drei Sphären des Mondes, der Sonne und der Sterne dagegen sämtlich von einem und demselben dritten Stoff, dem Feuer nämlich, eingenommen werden. So ist es denn durchaus in Ordnung, daß zwar das Geschlecht der entstandenen Götter das Geschlecht der fünf Sphären oder Reiche hieß, die den Aufbau des All in seiner Gesamtheit darstellende Schrift des Pherekydes dagegen als das Buch von den sieben Sphären oder Reichen bezeichnet werden konnte.

5. Zwischen dieser neugebildeten, von Kronos befehligten, und einer schon vorher gezeugten, von Ophioneus geführten Götterschar fand somit vermutlich die große Götterschlacht statt, deren sowohl

¹³) Für *Περὶ ἑβδομάδων* glaubt A. Götze (Zeitschr. f. Indologie u. Iranistik II 60ff.) eine persische Vorlage nachweisen zu können, und davon, die Möglichkeit persischen Einflusses auch für Pherekydes ins Auge zu fassen, darf man sich auch durch die luftigen Spekulationen in R. Eislers „*Weltenmantel und Himmelszelt*“ nicht abhalten lassen.

Platon wie Maximos gedenken, über die uns aber (in Frg. 4) auch noch ein Auszug des Origenes bzw. des Celsus unterrichtet: *Φερεκώδην μυθοποιεῖν στρατεῖαν στρατεῖαι παραταττομένην καὶ τῆς μὲν ἡγεμόνα Κρόνον ἀποδιδοῦναι, τῆς δ' ἑτέρας Ὀφιονέα. προκλήσεις δὲ καὶ ἀμίλλας αὐτῶν ἱστορεῖ, συνθήκας δὲ αὐταῖς γίνεσθαι, ἵν' ὀπότεροι αὐτῶν εἰς τὸν Ὀγγηρὸν ἐμπέσωσι, τούτους μὲν εἶναι νενικημένους, τοὺς δ' ἐξώσαντας καὶ νικήσαντας ἔχειν τὸν οὐρανόν¹⁴).*

Zur Erklärung der seltsamen Namensform Ὀγγηρός (der es ja an einem dialektischen Anknüpfungspunkt so wenig wie der Form Ζάς gefehlt haben mag) hat man babylonisch *uginna*, Kreis, herbeigezogen: meines Erachtens ist sie das Musterbeispiel eines etymologisierenden Namens, sie soll den Okeanos als jenen Strom kennzeichnen, der die *γη* wie ein O umschließt.

6. Auf den Kampf folgte nun die Versöhnung und die Hochzeitsfeier, aus deren Schilderung uns der „Papyrusfetzen“ ein kostbares, leider durch eine Lücke empfindlich entstelltes Stück bewahrt hat, das Diels (im wesentlichen gewiß richtig) folgendermaßen schreibt: *αὐτῶι ποιῶσιν τὰ οἰκία πολλά τε καὶ μεγάλα. ἐπεὶ δὲ ταῦτα ἐξετέλεσαν πάντα καὶ χρῆματα καὶ θεράποντας καὶ θεραπαίνας καὶ τᾶλλα ὅσα δεῖ πάντα, ἐπεὶ δὴ πάντα ἐτοιμα γίνεται, τὸν γάμον ποιεῦσιν. κάπειδῃ τρίτῃ ἡμέρῃ γίνεται τῶι γάμῳ, τότε Ζὰς ποιεῖ φᾶρος μέγα τε καὶ καλὸν καὶ ἐν αὐτῶι ποικίλλει Γῆν καὶ Ὀγγηρὸν καὶ τὰ Ὀγγηροῦ δώματα*

. βουλόμενος γὰρ σέο τοὺς γάμους εἶναι, τούτῳ σε τιμῶ. σὸ δὲ μοι χαῖρέ τε καὶ σύνησθι. ταῦτά φασιν ἀνακαλυπτῆρια

¹⁴) Dieser Erzählung fehlt es keineswegs an Gegenstücken. In einem Scholion zu *Θ* 479 (*I* 292 Dindorf) unterwirft Zeus Ophion, den mächtigsten der Giganten, und setzt Kronos den Unterworfenen zum Herrscher; in einem solchen zu „Wolken“ 247 werden unterschieden: ein erstes Göttergeschlecht unter Ophion und Eurynome (vgl. den Hadesdämon Eurynomos bei Pausanias IV 28, 7), ein zweites (die Uranier) unter Kronos und Rhea, endlich als drittes (die Olympier) *οἱ Διὶ τὴν ἀρχὴν καταλύσαντες ἐκείνων*; bei Apollonios Rhodios I 503 ff. endlich heißt es: zuerst hatten Ophion und Eurynome die schneeigen Gipfel des Olympos inne, durch Gewalt bezwungen aber trat jener dem Kronos, diese der Rhea die Herrschaft ab und so stürzten sie in die Fluten des Okeanos, jene aber herrschten so lange, bis auch sie von Zeus bezwungen wurden. Da in keinem dieser Berichte der Name Ophioneus wiederkehrt, auch nach keinem der Kampf durch einen Vertrag beendet wird, so sind sie wohl nicht (wie es U. v. Wilamowitz, Kronos S. 41³, für Apollonios voraussetzt) aus Pherekydes geschöpft, geben vielmehr die von diesem benutzte und abgeänderte Fassung der Sage wieder.

πρῶτον γενέσθαι· ἐκ τούτου δὲ ὁ νόμος ἐγένετο καὶ θεοῖσι καὶ ἀνθρώποισιν. ἢ δὲ μιν ἀμείβεται δεξαμένη ἐν τῷ φᾶρος.¹⁵⁾

Es ist so gut wie gewiß, daß das hier erwähnte φᾶρος ebendasselbe Gewand ist wie der πέπλος des Maximos. Dann wird aber an diesem Punkte der Erzählung auch schon von dem bei Maximos zuerst genannten δένδρον die Rede gewesen sein. Ja Clemens deutet (gleichfalls in Frg. 2 Diels) auf einen noch weit engeren Zusammenhang zwischen δένδρον und φᾶρος hin mit den Worten: ἢ ὑπόπτερος δρυς καὶ τὸ ἐπ' αὐτῇ πεποικιλμένον φᾶρος. Freilich bemerkt er dazu: πάντα δσα Φερεκύδης ἀλληγορήσας ἐθεολόγησεν, und die Auslegungskunst der Neueren darf sich wohl mit der seinen messen¹⁶⁾. Vergessen wir sie und versetzen wir uns in den Inhalt des „Papyrusfetzens“! Dieser führt uns in eine Zauberwelt: Diener und Dienerinnen werden „gefertigt“ wie Geräte. Kein Wunder, daß Zas, um das Prachtgewand zu wirken, den Morgen des Tages abwartet, an dem er's der Braut überreichen will! Dann aber muß er wohl einen Zauberwebstuhl besitzen, auf dem er die Arbeit im Nu vollendet. Und von diesem, so sollte man denken, müßte in der Lücke die Rede gewesen sein. Statt dessen sagt Clemens, das Gewand sei „auf einer ὑπόπτερος δρυς gewirkt“ worden (oder habe sich zu anderem Zweck auf ihr befunden). Oder könnten eben diese Worte jenen Zauberwebstuhl bezeichnen? Nun, ὑπόπτερος jedenfalls bedeutet nicht bloß „geflügelt“, es heißt auch „so rasch wie einer, der Flügel hat“, windeseilig¹⁷⁾. Und heißt nicht der Webebaum, auf den das gewirkte Gewand sich aufrollt, ganz treffend „Eiche“? So daß also eben die von Clemens gebrauchten Worte den Zauberwebstuhl bezeichnen und wir, dem Sinne nach, den Anfang der Lücke etwa so ausfüllen können: „Da fertigt Zas ein großes, prächtiges Gewand und wirkt darein in bunten Farben die

¹⁵⁾ Der Erläuterung bedarf dieser kristallklare Bericht an sich nicht, und nur weil man hinter den „Behausungen des Ogenos“ orientalische und astronomische Weisheit gewittert hat, verweise ich auf N 21 (κλυτὰ δώματα βένθεσι λμνης/χρύσεια, μαρμαίροντα, von Poseidon), O 303 (σφοῖσι δόμοισι, von Okeanos und Tethys) und 311 (δῶμα βαθύρρον Ὠκεάνοιο).

¹⁶⁾ „Das Gerüst der Erde“ (Diels, Zur Pentemychos . . .); „der mit Flügeln versehene Mastbaum der Erde, an dem der Peplos segelartig aufgehängt ist“ (derselbe, Vorsokr., zur Stelle); von R. Eislers geflügelten Bäumen und den „Zeltlinien“ seines „Himmelszeltes“ nicht zu reden.

¹⁷⁾ So Pindar IX 35: ἀγάνορος ἵππου θᾶσσον καὶ ναδς ὑποπτερόν oder Ion Frg. 14 Nauck: ἴθι μοι, δόμον, οἰκέτα, κλήμισον ὑπόπτερος.

Ge und den Ogenos und des Ogenos Behausungen (alles auf windeseiligem Eichbaum aufs trefflichste gewirkt.....)“, also griechisch etwa: <ἐπὶ δρυὶ ὑποπτέρωι κάλλιστα πάντα ποικίλλον.....>.

7. Aus der Verbindung des Himmelsgottes mit der Erdgöttin, des Zas und der Chthonie, ging, dies wissen wir aus Platon, eine Nachkommenschaft hervor. Weiter freilich reicht unser Wissen nicht, ja hier reißt der Faden überhaupt ab, den Platons und Maximos' Anspielungen uns in die Hand gaben. In der Sache freilich liegt es, daß man von jener Nachkommenschaft dasselbe sagen konnte, was der orphische Hymnus (XIII 6 Abel) von Kronos sagt: γαίης τε βλάστημα καὶ οὐρανοῦ ἀστερόεντος, und was fast mit denselben Worten auf dem Goldplättchen von Petelia (Orpheus Frg. 17, 6 Diels) die menschliche Seele bekennt: Γῆς παῖς εἰμι καὶ Οὐρανοῦ ἀστερόεντος. Auch muß dieser Gleichlaut kein zufälliger sein: denn Kronos ist der alte Herrscher der Menschen (Hesiod *Ἔργα* 169, Orpheus Frg. 139 Kern, Pindar Ol. II 70, Pyth. IV 201), ja nach der von Dion (Or. XXX 10) wiedergegebenen Erzählung stammt der Mensch geradezu aus dem Blute der Titanen, d. i. der Söhne des Uranos und der Gaia.....

Wozu dies alles? Möglich wär' es immerhin, daß unter der Nachkommenschaft des Zas und der Chthonie nicht bloß Götter, vielmehr auch Menschen zu verstehen wären und daß es also in diesem Zusammenhange geschah, daß Pherekydes (A 5 Diels) jene merkwürdige Seelenlehre entwickelte, die uns der Kirchenschriftsteller Aponius bezeugt: *Ferecides . . animam hominis prior omnibus immortalem auditoribus suis tradidisse docetur et eam esse vitam corporis et unum nobis de coelo spiritum, alterum credidit terrenis seminibus comparatum* — eine Nachricht, deren erster Teil auch bei Cicero vorliegt: *... primum dixit animos esse hominum sempiternos.*

Allein mag Pherekydes diese Lehre in welchem Zusammenhang immer vorgetragen haben, jedenfalls ist er der erste, von dem wir erfahren, daß er im Menschen ein Element himmlischer Herkunft annahm; ist doch seine Seelenlehre um mehr als ein halbes Jahrhundert älter als die Heraklits (A 15 und 17 Diels), ja fast um ein Jahrhundert als die des Empedokles. Und da, wer im Menschen ein Element himmlischen Ursprungs annahm, dies gewiß auch irgendwann zum Himmel zurückkehren ließ, ist es insofern ganz berechtigt, Pherekydes auch den ersten zu nennen, der — noch vor Pythagoras (1 Diels) — dem Menschen Unsterblichkeit zuschrieb;

denn die Fortdauer der Schattenseele im Hades betrachtet der Hellene nicht als ein Fortleben: der Hades ist ihm ja eben die Stätte der Gestorbenen.

Allein was Aponius für Pherekydes bezeugt, ist etwas viel Eigentümlicheres und Spezielleres als die Vorstellung, im Menschen sei mit einem irdischen und sterblichen Leib eine himmlische und unsterbliche Seele verbunden — eine Vorstellung, wie sie uns ja dann im 5. Jahrhundert mehrfach entgegentritt¹⁸⁾. Pherekydes führt vielmehr den Schnitt mitten durch das seelische — oder richtiger: das feinstoffliche — Teil des Menschen selbst: er schreibt ihm zwei Hauche, einen himmlischen und einen irdischen, zu.

Doch auch mit der Lehre von den zwei Hauchen steht Pherekydes keineswegs allein. A. Götze hat sie im Großen Bündahisn, Kap. XXVIII, nachgewiesen¹⁹⁾, jedoch auch schon bemerkt, daß ein ähnlicher Gedanke auch in *Περὶ ἑβδομάδων* c. 13 begegnet: *Ubi ergo dico hominis animam, illic crede me dicere originale calidum et frigidum concretum* Auch weist ja schon Aristoteles (*De anima* I 2 Ende) darauf hin, daß die Älteren das Lebensprinzip entweder als Wärme oder als Kälte begriffen und es demnach bald ζῆν (von ζέω), bald ψυχή (von ἀνάψυξις) genannt hätten. Weit näher aber steht der Ansicht des Pherekydes offenbar das pythagoreische Lehrstück, über das Diog. Laert. VIII 27 f. folgendermaßen berichtet²⁰⁾:
. . . . και ἀνθρώπων εἶναι πρὸς θεοῦς συγγένειαν κατὰ τὸ μετέχειν ἀνθρώπων θερμοῦ και ζῆν μὲν πάντα ὅσα μετέχει τοῦ θερμοῦ (διὸ και τὰ φυτόα ζῶια εἶναι), ψυχὴν μὲντοι μὴ ἔχειν πάντα. εἶναι δὲ τὴν ψυχὴν ἀπίσπασμα αἰθέρος και τοῦ θερμοῦ και τοῦ ψυχροῦ, τῶι

¹⁸⁾ So bei Epicharm (*γᾱ μὲν ἐς γᾶν, πνεῦμα δ' ἄνω*, Frg. 9 Diels), in dem Epigramm auf die vor Potidaia Gefallenen (*αἰθὴρ μὲμψυχὰς ὑπεδέξατο, σώματα δὲ χθών*, Epigr. Gr. 21, 5 Kaibel) oder bei Euripides (*πνεῦμα μὲν πρὸς αἰθέρα, τὸ σῶμα δ' ἐς γῆν*, Suppl. 531; vgl. Helena 1013; *τὰ μὲν ἐκ γαλας φόντ' ἐς γαῖαν, τὰ δ' ἀπ' αἰθερίου βλαστόντα γονῆς εἰς οὐράνιον πάλιν ἦλθε πόλον*, Frg. 836, 9ff. Nauck).

¹⁹⁾ Zeitschr. f. Indologie u. Iranistik II 66 gibt er den § 13 dieses Kapitels folgendermaßen wieder: „Ebenso wie Ohrmazd in der Höhe ist und Ahriman in der Tiefe seinen Stand hat . . . : so hat auch der Mensch zwei Winde im Leibe; der eine ist der Wind der Weisheit, die Seele, deren Thron im Gehirn des Kopfes ist und deren Stoff warm und feucht ist . . . ; der andere ist der Wind der Sünde, dessen Stoff kalt und trocken und dessen Thron im . . . ist . . .“.

²⁰⁾ In jener Darstellung, von der Wellmann (*Hermes* 24, 225) gezeigt hat, daß ihre Elemente nicht jünger sein können als das 4. Jahrhundert, z. T. indes gewiß noch wesentlich älter sind.

<τε> συμμετέχειν ψυχροῦ αἰθέρος διαφέρειν ψυχὴν ζωῆς. ἀθάνατόν τε εἶναι αὐτήν, ἐπειδήπερ καὶ τὸ ἀφ' οὗ ἀπέσπασται ἀθάνατόν [τε] ἐστὶ ... Und diese Anschauung hat sich sogar noch in der Stoa erhalten²¹).

Da läßt sich denn wohl vernünftigerweise nicht daran zweifeln, daß auch Pherekydes unter dem himmlischen Hauch den warmen, unter dem irdischen den kalten verstand. Und fassen wir nunmehr das Frg. 1 seines jüngeren Zeitgenossen, des Anaximenes, ins Auge, dann drängt sich uns eine Vermutung förmlich auf, der ich zwar keineswegs Gewißheit, indes doch eine ansehnliche Wahrscheinlichkeit zuschreiben möchte. Anaximenes nämlich, so berichtet hier Plutarch nach Aristoteles, erkannte weder das Kalte noch das Warme als etwas Substantielles (*ἐν οὐσίαι*) an, vielmehr seien dies nur Zustände des Stoffes, die durch dessen Verdichtung und Verdünnung hervorgebracht würden. *ὅθεν οὐκ ἀπεικότως λέγεσθαι τὸ καὶ θερμὰ τὸν ἀνθρώπον ἐκ τοῦ στόματος καὶ ψυχρὰ μεθίεναι*. Denn durch den Druck der geschlossenen Lippen werde der Hauch verdichtet, bei geöffneten dagegen bleibe er dünn und darum auch warm. Mit a. W., für Anaximenes wenigstens sind die zwei Hauche etwas nicht bloß gedanklich Ausgeklügeltes, vielmehr etwas erfahrungsmäßig Gegebenes: bei geschlossenen Lippen entströmt dem Menschen der kalte, bei geöffneten der warme Hauch. Ist es da nicht wahrscheinlich, daß sich auch schon zur Zeit des Pherekydes die Lehre von den zwei Hauchen auf diese Erfahrungsgrundlage stützte, und daß eben diese Lehre es ist, gegen die Anaximenes streitet, indem er zeigt, es handle sich bei jener Erscheinung nicht um zwei wesenhaft verschiedene Arten des Hauchs, vielmehr nur um zwei Zustände eines und desselben Stoffes, der Luft?

8. Waren nach Pherekydes die Seelen wenigstens teilweise von göttlichem Stamm, so wird dies ihr göttliches Teil endlich auch zu seinem himmlischen Ursprung zurückgefunden haben. Näheres wissen wir jedoch hierüber nicht. Denn wenn Porphyrios sagt (Pherek. Frg. 6 Diels), Pherekydes habe von *μυχοί, βόθροι, ἄντρα, θύραι, πόλαι* gesprochen und damit „in geheimnisvoller Weise“ auf das Kommen und Gehen der Seelen hingedeutet (*διὰ τούτων αἰνιττομένου τὰς τῶν ψυχῶν γενέσεις καὶ ἀπογενέσεις*), so spricht

²¹) Denn auch diese lehrte, was die tierische Seele von der pflanzlichen unterscheide, sei das Hinzutreten kalter Luft zum heißen Hauch, vgl. Chrysipp. Frg. phys. 806 (auch 782 f., 786 f., 789, 804, 807) Arnim.

das am ehesten noch dafür, daß eine deutliche Darstellung der Wanderungen der Seele bei ihm nicht zu finden war²²).

Auf einen Umstand indes ist hier doch noch zurückzukommen. Der Titel der Pherekydeischen Schrift lautete bei Suidas *Ἐπιάνυχος ἦτοι Θεοκρασία*. „Theokrasie“ aber begegnet bei Iamblichos in der Bedeutung „Vereinigung mit Gott“ (*θεοκρασίαν τινα καὶ τὴν πρὸς τὸν θεὸν ἔνωσιν καὶ τὴν τοῦ νοῦ κοινωνίαν*, V. Pyth. 240). Somit dürfte bei Pherekydes etwas gestanden haben, was einem Ausleger dazu Anlaß gab, darin ein Einswerden der Seele mit Gott zu finden. M. a. W., des Menschen „himmlischer Hauch“ wird auch bei Pherekydes — wie später bei Heraklit und Empedokles — nach irgendwelchen Fährlichkeiten endlich an den Ort seines Ursprungs, vermutlich in den himmlischen Äther, zurückgekehrt sein.

Wien.

H. GOMPERZ.

Isokrates und die Menschheitsidee.

Nachdem Rudolf von Scala seinerzeit auf den bis dahin unterschätzten politischen Scharfblick des Isokrates nachdrücklich hingewiesen hat, ist dem großen Redekünstler nunmehr in Max Mühl ein noch eifrigerer Bewunderer erstanden, der in seiner Dissertation und neuerdings im 14. Heft der Sammlung „Das Erbe der Alten“ bei ihm weittragende Gedanken vorgebildet findet, die sich erst später voll auswirkten¹⁾. Dabei hat er in der letzteren Schrift S. 35 und Anm. 102 meine Auffassung einer wichtigen Äußerung des Redners abgelehnt²⁾, während seinem Rezensenten Richard Wagner

²²⁾ Daher können wir auch nicht sagen, mit welchem Rechte Suidas dem Pherekydes als erstem die Lehre von der Seelenwanderung beilegt. Erwähnte er freilich wirklich auch in diesem Zusammenhange der *μυχοί*, also der „Sphären“ oder „Reiche“, dann könnte die Stelle, die Porphyrios hier auszog, etwa den folgenden Versen des Empedokles (Frg. 115, 9—11 Diels) entsprechen haben: *αἰθέριον μὲν γὰρ σφε μένος πόντονδε διώκει,*
πόντος δ' ἐς χθονὸς οὐδας ἀπέπτυσσε, γαῖα δ' ἐς αἰγάς
ἤελλου φαέθοντος, ὃ δ' αἰθέρος ἔμβαλε δίνας.

¹⁾ Max Mühl, Über die politischen Ideen des Isokrates und die Geschichtschreibung, Würzburg, 1917; Die antike Menschheitsidee in ihrer Entwicklung, Leipzig, 1928.

²⁾ Julius Jüthner, Hellenen und Barbaren, S. 34 ff.

meine Ansicht als höchst wahrscheinlich erscheint³⁾. Da die Stelle für Isokrates' Volksbewußtsein von grundlegender Bedeutung ist, glaube ich, nochmals eingehender, als es in dem größeren Rahmen möglich war, darauf eingehen zu sollen.

Es handelt sich um die Stelle Isokr. 4 (Paneg.) 50: *τοσοῦτον δ' ἀπολέλοιπεν ἡ πόλις ἡμῶν περὶ τὸ φρονεῖν καὶ λέγειν τοὺς ἄλλους ἀνθρώπους, ὥσθ' οἱ ταύτης μαθηταὶ τῶν ἄλλων διδάσκαλοι γεγόνασι, καὶ τὸ τῶν Ἑλλήνων ὄνομα πεποίηκε μηκέτι τοῦ γένους ἀλλὰ τῆς διανοίας δοκεῖν εἶναι, καὶ μᾶλλον Ἑλληνας καλεῖσθαι τοὺς τῆς παιδείας τῆς ἡμετέρας ἢ τοὺς τῆς κοινῆς φύσεως μετέχοντας.* Mühl übersetzt den Schluß: „Der Name der Griechen hat es dahin gebracht, daß er nicht mehr eine Abstammung bezeichnet, sondern vielmehr eine Sinnesart, und daß man Griechen eher diejenigen nennt, die an unserer Bildung, als die, welche an der gemeinsamen Abstammung teilnehmen.“ Daraus hat er dann gefolgert: „Diese Worte, welche eine Erweiterung des ethnographischen Begriffes ‚hellenisch‘ in einen Kulturbegriff darstellen, stehen gleichsam als Motto über der Eingangspforte in die hellenistische Zeitepoche. Isokrates ist über die strenge Absperrung des Griechentums bereits hinausgekommen. Schon wird die griechische Kultur unter dem Gesichtspunkt ihres universalen Charakters betrachtet.“ Mühl hat sich also die landläufige Auffassung dieser Stelle angeeignet, die dahin geht, daß Isokrates die Schranken der Abstammung zwischen Hellenen und Barbaren beseitigen und einen Barbaren, der griechische Bildung besaß, als Hellenen gelten lassen wollte⁴⁾.

Diese Deutung unterliegt aber mannigfachen Bedenken, von denen ein sprachliches gleich vorweggenommen sei. Das Subjekt zu *πεποίηκε* erblickt Mühl in *τὸ τῶν Ἑλλήνων ὄνομα*. Aber wie soll der Name als solcher es „dahin gebracht“, d. h. also bewirkt haben, daß mit ihm eine solche Begriffsveränderung vor sich gegangen ist? Vielmehr bietet sich ganz von selbst das seit dem § 47 wiederholt hervortretende und auch an der Spitze unseres Satzes stehende Hauptsubjekt der ganzen Rede, *ἡ πόλις ἡμῶν*, auch hier an und paßt auch vortrefflich zu dem Verbum. Der Stadt Athen allein wird das Verdienst zugeschrieben, durch ihre für alle vorbild-

³⁾ Phil. Woch. 1929, S. 54.

⁴⁾ Vgl. die Stellensammlung Hellenen und Barbaren, S. 132, Anm. 92.

liche Kultur die einschneidende Umdeutung des Hellenennamens veranlaßt zu haben.

In sachlicher Beziehung ist zunächst daran zu erinnern, daß Isokrates nach der ganzen Fassung unserer Stelle nicht einen eigenen Gedanken oder Vorschlag vorbringt, der in seiner Auswirkung die kulturelle Entwicklung der Menschheit beeinflußt hätte, sondern daß er diese Entwicklung nur insofern unterstützt hat, als er eine sich einbürgernde Wandlung im Sprachgebrauch, eine, wie er beobachten zu können glaubte, damals bereits herrschende *communis opinio* feststellte.

Aber auch das Wesen dieser Wandlung scheint von Mühl nicht richtig erkannt. Die Umdeutung des Namens „Hellenen“ bestand darin, daß man bei seinem Gebrauch früher an die Zugehörigkeit zur gemeinsamen Nation, zur Zeit des Isokrates mehr an „unsere Bildung“ dachte. Könnte *τῆς κοινῆς φύσεως* so angewendet und in dieser Weise von „gemeinsamer“ Abstammung gesprochen werden, wenn unter den „Gebildeten“ auch Fremdstämmige gemeint wären? Die Art, wie *ἡ κοινὴ φύσις* mit dem bestimmten Artikel verwendet ist, beweist vielmehr, daß der Begriff „Hellenen“, von dem dieses „Gemeinsame“ ausgesagt wird, unter den namhaft gemachten Begriffen den weitesten Umfang haben muß, daß also Isokrates bei seinen Erwägungen über dessen Umfang nicht hinausgeht. In dem Begriff *οἱ τῆς παιδείσεως τῆς ἡμετέρας μετέχοντες* können also neben den gebildeten gebürtigen Griechen nicht auch gebildete Barbaren mitgemeint sein, weil dann die Beziehung von *κοινῆς* unverständlich wäre. Da aber die „an unserer Bildung Teilnehmenden“ denen „von gemeinsamer Abstammung“ entgegengesetzt sind, der gleiche Umfang also ebenfalls ausgeschlossen ist, bleibt nur übrig, daß die erstere Gruppe von Menschen einen engeren Begriff darstellt als die zweite, *ἡμετέρας* also nicht so viel ist wie *ἑλληνικῆς*, was ja sprachlich möglich, aber dann mit *κοινῆς* gleichbedeutend wäre, sondern *ἡμετέρας* identisch ist mit *Ἀττικῆς*, wie es die ganze Tendenz des Panegyrikos von vornherein fordert. Isokrates hat ja im vorhergehenden seit § 47 die Verdienste seiner Vaterstadt um die *παιδεύσεις* oder *φιλοσοφία* mit beredten Worten gepriesen (vgl. auch 12, 295f.), und so ist kein Zweifel, daß er auch hier die attische Bildung als dasjenige hervorheben will, was jetzt den Begriff „Hellenen“ ausmacht. Nunmehr steht dem Allgemeinen, d. h. der gemeinsamen Abstammung, das Besondere, d. h. die attische Bildung, wirksam gegenüber. Es ist nicht von griechisch gebildeten

Barbaren, sondern von attisch gebildeten Griechen die Rede: um als echter Hellene zu gelten, genügt also die griechische Geburt nicht, es muß die attische Bildung und Gesittung hinzukommen. Es ist nicht eine Erweiterung des Begriffes „Hellenen“ auf Fremdstämmige eingetreten, sondern im Gegenteil eine Einengung auf Griechen mit attischer Bildung.

Nach Mühls Auffassung läge eine Äußerung der Duldsamkeit vor, die in auffälligem Widerspruch stünde mit Inhalt und Tendenz des ganzen Panegyrikos, der doch die Einigung aller Hellenen zum Kampfe mit den von Natur aus feindlichen Barbaren bezweckt⁵⁾, und wo sich der Redner in ausführlicher Darlegung zu den abfälligsten Bemerkungen über die Fremdvölker hinreißen läßt, zu denen dann ähnliche Aussprüche in seinen übrigen Werken hinzukommen⁶⁾.

Schon durch diese seine allgemeine Einstellung und seine ganze Politik den Persern gegenüber scheint es ausgeschlossen, daß Isokrates im Panegyrikos, in dieser in einer panhellenischen Festversammlung gedachten Ansprache, einen Barbaren, und wäre er noch so gebildet, einem gebürtigen Griechen gleichgestellt oder wegen seiner Bildung gar vorgezogen und eher als eigentlichen Hellenen angesprochen hätte.

Seine sonstige Beurteilung der Barbaren wäre damit ebenfalls nicht in Einklang zu bringen. Als das verlässlichste Zeichen der Bildung, das *σύμβολον τῆς παιδείσεως ἡμῶν ἐκάστου πιστότατον*,

⁵⁾ Isokr. 4, 184 *ἐπὶ τοὺς καὶ φύσει πολεμίους καὶ πατρικοὺς ἐχθρούς*. Daß dieses die Kluft zwischen Hellenen und Barbaren so scharf kennzeichnende Wort Anklang gefunden und Schule gemacht hat (vgl. Plat. Rep. V 470 C, Plut. Kim. 18, Aristid. 16) hat Mühl, Phil. Woch. 1921, S. 71f. dargetan. Noch in dem späten Werke Isokr. 12 (Panath.) 163 heißt es *πρὸς τοὺς βαρβάρους τοὺς καὶ φύσει πολεμίους ὄντας*. Vgl. 5, 115; 12, 42.

⁶⁾ Isokr. 4, 150—156. Die Perser bilden der Hauptsache nach einen *ἄτακτος καὶ κινδύνον ἄπειρος*, *πρὸς μὲν τὸν πόλεμον ἐκλελυμένος, πρὸς δὲ τὴν δουλείαν ἄμεινον τῶν παρ' ἡμῖν οἰκετῶν πεπαιδευμένος*. Die Angesehensten unter ihnen sind *τὰ μὲν σώματα διὰ τοὺς πλούτους τροφῶντες, τὰς δὲ ψυχὰς διὰ τὰς μοναρχίας ταπεινὰς καὶ περιδεεῖς ἔχοντες*. Sie betragen sich gegen die Freunde treulos, gegen die Feinde unmännlich (vgl. auch 5, 137; 9, 66), ja sie mißachten die Götter. Dazu kommen einzelne Bemerkungen wie 4, 157ff. über den Haß der Athener gegen die Asiaten oder 181 über den unwürdigen Zustand, sich von Barbaren unterjochen zu lassen, während man sich im Privatleben der Barbaren als Sklaven bediene. In dem Sendschreiben an Philipp 5, 16 rät Isokrates, die Hellenen und Barbaren verschieden zu behandeln, wie es dem Charakter der beiden Völkerschaften angemessen sei. Vgl. 5, 80, 154.

wird im vorhergehenden Paragraph die Redekunst bezeichnet. Sie also muß der Gebildete in erster Linie besitzen. Aber gerade dieser Gipfelpunkt der Bildung und überhaupt jede höhere Einsicht wird von Isokrates in späteren Reden den Barbaren abgesprochen⁷⁾. An diesem Urteil wird auch durch die Stelle im Panathenaios 12, 208 f. nichts geändert, wo aus Gründen der Polemik die Lakedaimonier für ungebildeter erklärt werden als die Barbaren. Der Vorzug der letzteren bezieht sich ja nicht auf die Bildung, die Isokrates im Auge hat, vor allem nicht auf die Beredsamkeit, sondern nur auf gewisse *ἐπιτηδεύματα* und *τέχναι*, worin die Barbaren viele Neuerungen gelehrt oder als gelehrige Schüler übernommen haben, während die Lakedaimonier so sehr die allgemeine Bildung und Erziehung entbehren, daß sie reine Analphabeten sind. So wird den Lakedaimoniern, die im Panathenaios gegenüber den verhimmelten Athenern in möglichst ungünstigem Lichte dargestellt werden sollen, an jener Stelle die Bildung allerdings abgesprochen, und sie wären dadurch nach der Feststellung im Panegyrikos aus der Reihe der eigentlichen Hellenen gestrichen, aber die Barbaren werden deshalb keineswegs als solche anerkannt. Im Philippos 5, 59 hat Isokrates übrigens den strengen Maßstab bei den Rivalen seiner Vaterstadt noch nicht angewendet; denn hier heißt es noch *καὶ Λακεδαιμονίους καὶ τοὺς ἄλλους* 'Ἕλληνας.

Wie konnte nun bei diesem klaren Sachverhalt die andere Meinung überhaupt aufkommen und allgemeine Verbreitung finden, ja auch von dem neuesten Bearbeiter hartnäckig festgehalten werden? Der Grund liegt offenbar in den Worten *τοὺς ἄλλους ἀνθρώπους*: „die Stadt hat die übrigen Menschen im Denken und Reden hinter sich gelassen“. Unter den „übrigen Menschen“, meinte man offenbar, müßten auch die Barbaren inbegriffen sein. In der Tat, wenn die Athener die Griechen in der Bildung überragten, so übertrafen sie selbstverständlich auch die Nichtgriechen, und so ist hier die Hervorhebung des ganzen Menschengeschlechtes am Platze und durch den epänetischen Charakter der Rede geradezu gefordert. Aber im folgenden zeigt es sich, daß der selbstbewußte Grieche,

⁷⁾ Vgl. insbesondere Isokr. 15 (Antid.), 293 f. *αὐτοὶ προέχετε καὶ διαφέρετε τῶν ἄλλων . . . τούτοις, οἷσπερ ἡ φύσις ἢ τῶν ἀνθρώπων τῶν ἄλλων ζῶων καὶ τὸ γένος τὸ τῶν Ἑλλήνων τῶν βαρβάρων, τῷ καὶ πρὸς τὴν φρόνησιν καὶ πρὸς τοὺς λόγους ἄμεινον πεπαιδευῆσθαι τῶν ἄλλων*. Ferner 5, 139, wo selbst der *Perseerkönig* als barbarischer und schlecht erzogener Mensch bezeichnet wird.

wenn er von der Menschheit spricht, doch zunächst an seine Stammesgenossen denkt. Denn wir haben ja gesehen, daß durch τῆς κοινῆς φύσεως die allgemeine Aussage wieder auf die Griechen eingeschränkt wird. Noch deutlicher tritt diese halb unbewußte Gleichstellung der Griechenwelt mit der gesamten Menschheit an anderen Stellen hervor. Kurz vorher (§ 46) heißt es, daß Athen für Bewerbungen Preise aussetzt und auch „die übrigen“ (τοὺς ἄλλους, vgl. 26, 52 und sonst) dazu veranlaßt: τὰ γὰρ ὑφ' ἡμῶν κριθέντα τοσαύτην λαμβάνει δόξαν, ὥστε παρὰ πᾶσιν ἀνθρώποις ἀγαπᾶσθαι. Scheinbar ist dies von allen Menschen ausgesagt, gemeint aber können nur die Griechen sein, da ja hier und im folgenden von den griechischen Nationalfesten die Rede ist, an denen eine Beteiligung von Ausländern überhaupt verboten war. Ganz ähnlich verhält es sich 15, 293 (vgl. S. 30, Anm. 7) mit ἅπασιν und τῶν ἄλλων, wo ebenfalls nicht an alle Menschen, sondern nur an Hellenen zu denken ist, da die Barbaren im folgenden ausdrücklich ausgeschlossen werden. Auch 5, 144f. und 147 kann herangezogen werden. Es darf also auch an unserer Stelle der Ausdruck οἱ ἄλλοι ἄνθρωποι nicht gepreßt werden.

Die Idee eines weltumspannenden Griechentums, des universalen Charakters griechischer Kultur, war schon vor Isokrates aufgekeimt und von Sophisten, Kyrenaikern, Skeptikern, Kynikern gehegt worden. Doch beschränkte sie sich lange Zeit im wesentlichen auf die griechische Welt, auf den durch die Kolonien beträchtlich erweiterten Geltungsbereich der griechischen Sprache. Erst Alexanders scharfes Schwert hat hiefür auch die Barbarenländer eröffnet, und erst die Schule der Stoiker, deren ältere Vertreter großenteils dem Völkergemisch des Orients entstammten und daher vom hellenischen Nationalgefühl, dem der Barbar verächtlich war, weniger beeinflusst wurden, haben die neuen Ideen ausgebaut und in ein System gebracht. Isokrates hatte, selbst wenn der neue Gedanke schon Anhänger besaß, keinen Grund, ihn in einer von patriotischer Begeisterung getragenen Festrede auch nur anzudeuten.

Innsbruck.

JULIUS JÜTHNER.

Aristoteles' Metaphysik K und B.

Über das Verhältnis des Buches *K* der Aristotelischen Metaphysik zu der ausführlicheren Darstellung derselben Gegenstände in den Büchern *BΓE* herrscht noch immer Meinungsverschiedenheit, da neuerdings Paul Gohlke der Ansicht W. Jaegers widersprochen hat, der in *K* 1—8 eine frühere selbständige Darstellung desselben Gegenstandes aus einem älteren Entwicklungsstadium der Aristotelischen Metaphysik meines Erachtens mit Recht erblickt. Ich glaube, daß sich diese Kontroverse ein für allemal mit objektiver philologischer Methode entscheiden läßt durch Vergleichung der kürzeren Darstellung der Aporien im *K* cp. 1. 2 mit der längeren im *B*. Es gilt die Abweichungen, die beide Darstellungen, trotz größter allgemeiner Ähnlichkeit, in einzelnen Punkten zeigen, sowohl bezüglich des Bestandes (der Auswahl) wie bezüglich der Reihenfolge der Aporien, zu erklären. Ob sich diese Abweichungen leichter erklären lassen, wenn man sich *K* 1. 2 zum *B* erweitert oder wenn man sich *B* zu *K* 1. 2 verkürzt denkt, das ist für die Priorität entscheidend. Ob die materiellen Unterschiede der beiden Parallelfassungen für die Auffassung der Aufgabe der *πρώτη φιλοσοφία* durch Aristoteles etwas ergeben und entwicklungsgeschichtlich verwertbar sind, das ist eine spätere Frage. Ob Aristoteles *K* oder *BΓE* früher geschrieben, bzw. vorgetragen hat, ist eine Tatsachenfrage, die mit rein philologischer Methode entschieden werden kann, ohne daß man die philosophische Entwicklung des Aristoteles hineinzieht.

Im *B* haben wir zu unterscheiden die Enumeration der Aporien in cp. 1 von ihrer Erörterung, die den Rest des *B* füllt. Schon hier ist nicht ganz klar, ob jedem Punkt der Enumeration eine diesen Punkt betreffende Erörterung entspricht und ob die Erörterungen dieselbe Reihenfolge einhalten wie die Punkte der Enumeration. Im *K* ist die Enumeration gleich mit der manchmal ganz kurzen, manchmal aber auch weiter ausgreifenden Erörterung verbunden. Wir haben daher drei (nicht zwei oder vier) Reihen miteinander zu vergleichen.

Die Reihenfolge der Erörterungen im *B* weicht in folgenden Punkten von der der Enumeration ab. Die vierte und fünfte Aporie der Enumeration (995 b 13—18 u. b 18—27) haben in der Erörterung ihre Plätze getauscht, insofern die vierte erst 997 a 34—998a 19, d. h. nach der fünften, 997 a 25—34 besprochenen, zur Erörterung gelangt. Die Reihenfolge dieser beiden Aporien im *K* ist dieselbe wie die in der Enumeration des *B*; denn *K* 1059a 29—34

entspricht *B* 995 b 18—27; und *K* 1059 a 38—b 21 entspricht *B* 995 b 13—18. Aber zwischen diesen beiden Aporien bringt *K* noch eine andere (1059 a 34—38), die in *B* überhaupt fehlt. Außerdem wird im *B* die zwölfte Aporie (996 a 12—15) früher erörtert als die elfte, nämlich die zwölfte schon in cp. 5, 1001 b 26—1002 b 11, die elfte erst in cp. 13, 1002 b 32—1003 a 17. Im *K* fehlt die zwölfte überhaupt; auf die elfte folgen aber im *K* noch die siebente und achte des *B*.

Vergleichen wir nun weiter Bestand und Reihenfolge der Probleme im *K* mit Bestand und Reihenfolge der Probleme im *B*, so zeigt im *K* das 1. Kapitel ein ganz anderes Verhältnis zu der ihm entsprechenden Darstellung des *B*, als das zweite Kapitel. Das erste Kapitel des *K* enthält die sechs ersten Aporien des *B*, in derselben Reihenfolge wie die Enumeration des *B*, und zwischen der vierten und fünften eine weitere (siebente), die im *B* fehlt. Diese lautet 1059 a 34—38: ἀλλ' οὐδὲ περὶ τὰς ἐν τοῖς φυσικοῖς εἰρημένας αἰτίας τὴν ζητουμένην ἐπιστήμην θετέον. οὔτε γὰρ περὶ τὸ οὐ ἔνεκεν · τοιοῦτον γὰρ τὰγαθόν · τοῦτο δ' ἐν τοῖς πρακτοῖς ὑπάρχει καὶ τοῖς οὖσιν ἐν κινήσει · καὶ τοῦτο πρῶτον κινεῖ · τοιοῦτον γὰρ τὸ τέλος · τὸ δὲ πρῶτον κινήσαν οὐκ ἔστιν ἐν τοῖς ἀκινήτοις. Ein ganz ähnlicher Gedanke findet sich in *B* 996 a 21: ἔτι δὲ πολλοῖς τῶν ὄντων οὐχ ὑπάρχουσι πᾶσαι (scil. αἱ ἀρχαί aus dem Vorausgehenden zu ergänzen). τίνα γὰρ τρόπον οἷόν τε κινήσεως ἀρχὴν εἶναι τοῖς ἀκινήτοις ἢ τὴν τὰγαθοῦ φύσιν, εἴπερ ἅπαν ὃ ἂν ἢ ἀγαθόν καθ' αὐτὸ καὶ διὰ τὴν αὐτοῦ φύσιν, τέλος ἔστιν καὶ οὕτως αἰτιον, ὅτι ἐκείνου ἔνεκα καὶ γίγνεται καὶ ἔστι τᾶλλα. τὸ δὲ τέλος καὶ τὸ οὐ ἔνεκα πράξεως τινός ἐστι τέλος, αἱ δὲ πράξεις πᾶσαι μετὰ κινήσεως. ὥστ' ἐν τοῖς ἀκινήτοις οὐκ ἂν ἐνδέχαιτο ταύτην εἶναι τὴν ἀρχὴν οὐδ' εἶναι τι αὐτὸ ἀγαθόν'. b 1 ἀλλὰ μὴν εἴ γε πλείους ἐπιστήμαι τῶν ἐναντίων εἰσὶ καὶ ἕτεραι ἑτέρας ἀρχῆς, τίνα τούτων φατέον εἶναι τὴν ζητουμένην. Hier im *B* ist dies keine selbständige Aporie, sondern ein Teil der Erörterung seiner ersten Aporie. Es dient hier dazu, die Mehrheit von den ἀρχαί handelnder ἐπιστήμαι zu erweisen. Offenbar hat Aristoteles die ursprünglich, im *K*, selbständige Aporie bei der im *B* vorliegenden zweiten Bearbeitung der Aporien der ersten Aporie subsumiert. Der umgekehrte Vorgang ist nicht denkbar. Darum ist *K* für die frühere Fassung zu halten.

Im übrigen sind die Aporien in *K* cp. 1 dieselben und werden in derselben Reihenfolge vorgeführt wie im *B*, wie aus der Tabelle ersichtlich ist.

- | | | | |
|-----------|--------------------------|-------------------------|--------------------------------|
| 1. Aporie | | | |
| | <i>K</i> 1059a20—23 | <i>B</i> en. 995 b 4—6 | <i>B</i> disp. 996 a18—b26 |
| 2. Aporie | | | |
| | <i>K</i> 1059a23—26 | <i>B</i> en. 995 b 6—10 | <i>B</i> disp. 996 b26—997 a15 |
| 3. Aporie | | | |
| | <i>K</i> 1059a26—29 | <i>B</i> en. 995 b10—13 | <i>B</i> disp. 997 a15—25 |
| 4. Aporie | | | |
| | <i>K</i> 1059a29—34 | <i>B</i> en. 995 b18—27 | <i>B</i> disp. 997 a25—34 |
| 5. Aporie | | | |
| | <i>K</i> 1059a38—b21 | <i>B</i> en. 995 b13—18 | <i>B</i> disp. 997 a34—998 a19 |
| 6. Aporie | | | |
| | <i>K</i> 1059b 21—1060a2 | <i>B</i> en. 995 b27—31 | <i>B</i> disp. 998 a20—999 a23 |

Von diesen sechs Aporien im 1. Kap. des *K* sind die vier ersten ganz kurz in je drei bis fünf Zeilen formuliert, die fünfte dagegen braucht 22, die sechste 21 Zeilen, weil hier, im Gegensatz zu der bei den vier ersten Aporien beobachteten lakonischen Kürze, eine lange Erörterung folgt. Dadurch geht der Verfasser von der ursprünglich im *K* herrschenden (der des *B* ähnlichen) Enumeration der Aporien über zu einer Erörterung derselben, die der in *B* cp. 2—13 vorherrschenden Weise ähnlich ist. Er will nun Aufzählung und Erörterung der Aporien verbinden. Dadurch wird das ganze Aporienverzeichnis ungleichmäßig und unübersichtlich. Vielleicht war es dieser Mangel der stilistischen Form, der den Philosophen bewog, in der späteren Fassung, der des *B*, die Enumeratio von der Disputatio zu trennen, um in der Enumeratio völlige Gleichmäßigkeit und Übersichtlichkeit zu erreichen, in der Disputatio das jedesmal von dem Gegenstand erforderte Maß der Ausführlichkeit anwenden zu können. Auch dies spricht für die Priorität des *K*.

Die in *K* folgerichtig durchgeführte Beziehung aller einzelnen Aporien auf die *ζητουμένη ἐπιστήμη* ist im *B* bei der fünften und sechsten Aporie formell nicht mehr ausgedrückt: *πότερον τὰς αἰσθητὰς οὐσίας εἶναι μόνον φατέον ἢ καὶ παρὰ τὰς ἄλλας* und *πότερον αἱ ἀρχαὶ καὶ τὰ στοιχεῖα τὰ γένη ἐστίν* usw. Man muß natürlich die langen Erörterungen, die im *K* der fünften und sechsten Aporie gewidmet werden, mit den Erörterungen derselben Aporien im *B* vergleichen, also *K* 1059a 38—b21 mit *B* 997a 34—998a 19 und *K* 1059 b 21—1060 a 2 mit *B* 998 a 21—999 a 23. Vielleicht könnte auch diese Vergleichung lehrreich sein für die Prioritätsfrage zwischen *K*

und B. Aber das würde eine lange und schwierige Untersuchung erfordern, auf die ich heute nicht eingehen will, da ich einen viel kürzeren Weg zu sehen glaube, der zum Ziel, zur Entscheidung der Prioritätsfrage führt.

Das 1. Kap. des K schließt mit den Worten: *τὰ μὲν οὖν τὴν ἀπορίαν ἔχοντα ταῦτα καὶ τοιαῦτ' ἐστὶν ἕτερα*. Wer Griechisch versteht und die Art des Aristoteles kennt, eine Aufzählung oder Erörterung rekapitulierend abzuschließen, der muß annehmen, daß die Aufzählung der Aporien beendet ist und daß, trotz des *τοιαῦθ' ἕτερα*, keine weiteren mehr folgen sollen. Es folgen aber am Anfang des 2. Kapitels die Worte: *ἔτι πότερον δεῖ τιθέναι τι παρὰ τὰ καθ' ἕκαστα ἢ οὐ, ἀλλὰ τούτων ἢ ζητουμένη ἐπιστήμη*, als ob die Aufzählung der Aporien fortgeführt werden sollte. Es fällt aber gleich auf, daß die in diesen Worten bezeichnete erste Aporie des zweiten Kapitels sachlich identisch ist mit der fünften des ersten Kapitels.

K cp. 1. 1059a 34 *ὅλως δ' ἀπορίαν ἔχει πότερόν ποτε περὶ τὰς αἰσθητὰς οὐσίας ἐστὶν ἢ ζητουμένη νῦν ἐπιστήμη ἢ οὐ, περὶ δὲ τινὰς ἑτέρας. εἰ γὰρ περὶ ἄλλας ἢ περὶ τὰ εἶδη εἴη ἂν ἢ περὶ τὰ μαθηματικά. τὰ μὲν οὖν εἶδη ὅτι οὐκ ἔστι δῆλον. ὁμῶς δ' ἀπορίαν ἔχει, κἂν εἶναι τις αὐτὰ θῆ, διὰ τί ποτ' οὐχ ὥσπερ ἐπὶ τῶν μαθηματικῶν, οὕτως ἔχει καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων, ὧν ἔστιν εἶδη. λέγω δὲ ὅτι τὰ μὲν μαθηματικά μεταξὺ τε τῶν εἰδῶν τιθέασι καὶ τῶν αἰσθητῶν οἷον τρίτα τινὰ παρὰ τὰ εἶδη τε καὶ τὰ δεῦρο. τρίτος ἄνθρωπος δ' οὐκ ἔστιν οὐδ' ἵππος παρ' αὐτόν τε καὶ τοὺς καθ' ἕκαστον.* (Das Weitere betrifft nur noch die mathematischen Größen.)

K cp. 2. 1060a 3. *Ἔτι πότερον δεῖ τιθέναι τι παρὰ τὰ καθ' ἕκαστα ἢ οὐ, ἀλλὰ τούτων ἢ ζητουμένη ἐπιστήμη. ἀλλὰ ταῦτ' ἀπειρα. τὰ γε μὴν παρὰ τὰ καθ' ἕκαστα γένη ἢ εἶδη ἐστίν. ἀλλ' οὐδετέρον τούτων ἢ ζητουμένη νῦν ἐπιστήμη. διότι γὰρ ἀδύνατον τοῦτ', εἰρηται. καὶ γὰρ ὅλως ἀπορίαν ἔχει, πότερον δεῖ τινα ὑπολαβεῖν οὐσίαν εἶναι χωριστὴν παρὰ τὰς αἰσθητὰς οὐσίας καὶ τὰς δεῦρο ἢ οὐ, ἀλλὰ ταῦτ' εἶναι τὰ ὄντα καὶ περὶ ταῦτα τὴν σοφίαν ὑπάρχειν. Ζητεῖν μὲν γὰρ εἰκόκαμεν ἄλλην τινὰ καὶ τὸ προκείμενον τοῦτ' ἐστὶν ἡμῖν, λέγω δὲ τὸ ἰδεῖν εἴ τι χωριστὸν καθ' αὐτὸ καὶ μηδενὶ τῶν αἰσθητῶν ὑπάρχον usw.*

Man sieht sofort, daß die Aporie in Kap. 2 nicht als Fortsetzung der in Kap. 1 enthaltenen Aufzählung eingeführt und der fünften des ersten Kapitels koordiniert werden konnte, die mit ihr im wesentlichen identisch ist. Denn *τὰ καθ' ἕκαστον* sind mit *τὰ αἰσθητά*

und τὰ δεῦρο identisch. Wir lesen aber in Kap. 2 überhaupt nicht eine Fortsetzung der im 1. Kap. enthaltenen Aufzählung oder Liste von Aporien, sondern eine einheitliche zusammenhängende Erörterung über die Berechtigung der Annahme eines transzendenten (von den sinnlich-körperlichen Dingen verschiedenen) Seienden, das den Gegenstand der *ζητούμενη ἐπιστήμη* bilden könnte. Immer wieder wird das Postulat betont, daß es eine solche *οὐσία* geben und daß sie, als *ἀρχή* des Kosmos und seiner ewigen Ordnung, selbst *αἰδία* und *χωριστή* sein müsse. Aber alle Versuche, ihr Wesen zu bestimmen, scheitern. Dieser durchgreifende Zusammenhang reicht zunächst unzweifelhaft bis 1060 a 27. Aber auch die folgende Aporie, a 27—36, ob eine und dieselbe *ἀρχή* für die vergänglichen und für die unvergänglichen Dinge den Daseinsgrund bilden könne, diese Aporie, die in der Enumeration des *B* als die siebente erscheint (*B* 995 b 31—36) und dort 999 a 24—b 24 erörtert wird, fällt hier nicht aus dem durchgreifenden Zusammenhang heraus. Denn sie ist ausdrücklich auf die *οὐσία καὶ ἀρχή τοιαύτη τὴν φύσιν ὅταν νῦν ζητοῦμεν* bezogen; und dasselbe gilt auch für den folgenden Abschnitt (1060 a 36—b 6) über das *ἐν* und das *ὄν*, in dem gezeigt wird, daß das *ὄν* und das *ἐν*, wenn auch *ἀκίνητα*, doch, insofern sie nicht *τόδε τι*, nicht *οὐσία*, nicht *χωριστά* sind, den Postulaten nicht entsprechen, die wir bezüglich der *αἰδίοι καὶ πρῶται ἀρχαί* stellen: *τοιαύτας δὲ ζητοῦμεν τὰς αἰδίους τε καὶ πρῶτας ἀρχάς*. Der folgende Abschnitt wieder (1060 b 6—17) läßt sich von dem vorausgehenden nicht trennen, weil er die in diesem bereits widerlegte Ansicht, daß τὸ *ἐν* = *οὐσία* sei, noch einmal wieder aufnimmt und in der speziellen Form, aus der Verbindung des *ἐν* mit der *ὄλη* entstehe die Zahl als *οὐσία*, als unmöglich erweist. Im Anschluß hieran wird dann noch bewiesen, daß auch Punkte, Linien, Flächen, als *τομαί* und *πέρατα*, nicht *οὐσῆαι χωρισταί* sind, also unserm Postulat bezüglich der *ζητούμεναι πρῶται ἀρχαί* nicht entsprechen. Auch 1060 b 17—19 gehört noch zu diesem zusammenhängenden Abschnitt, als ein weiterer Beweis, daß der Punkt nicht, als *ἐν*, *οὐσία* sein kann. Diese ganze Partie ist nicht Aufstellung einzelner Aporien, sondern eine zusammenhängende Widerlegung der in der Metaphysik der Akademie enthaltenen Lehre vom *ἐν* als *οὐσία*. Die sechste Aporie des *K*, 1059 b 21—1060 a 2, hatte auch schon vom *ἐν* und *ὄν* als *ἀρχαί* gehandelt und hatte sie als solche mehr durch logische Gründe bekämpft. Auch dies zeigt, daß *K* cp. 2 nicht ursprünglich als Fortsetzung der in *K* cp. 1 enthaltenen Aporienaufzählung gedacht war. Aber was von 1060 b 19 an bis zum Schluß von *K* cp. 2 noch folgt, das macht wieder

mehr den Eindruck einer solchen Fortsetzung der Aporienaufzählung in *K* cp. 1. Denn 1. haben die drei hier genannten Aporien jede ihre Entsprechung im *B*:

- a) *K* 1060 b 19—23 ist die 11te Aporie des *B* 1003 a 5—17 (nur ohne die Bemerkungen über *δύναμις* und *ἐνέργεια* 1002 b 32—1003 a 5); vgl. *B* 996 a 9—12.
- b) *K* 1060 b 23—28 ist die 7te Aporie des *B* 999 a 24—b 24. Vgl. 995 b 31—36, die aber nicht nur mit diesen Zeilen des *K*, sondern auch mit *K* 1060 a 3—18 Übereinstimmung zeigt.
- c) *K* 1060 b 28—30 ist die 8te Aporie des *B* 999 b 25—1000 a 4. Vgl. 996 a 1—2.

2. werden sie nur aufgezählt und nur ganz kurz oder gar nicht erörtert.

3. ist zum mindesten unklar, ob der einheitliche Gedankengang der vorausgehenden Partie 1060 a 3—b 19, den ich nachgewiesen habe, durch sie fortgesetzt wird. Denn a wendet sich zwar gegen die in jener dominierende Annahme, die *ζητούμενη ἀρχή* müsse *τόδε τι* und *οὐσία* sein, aber b ist, als Wiederholung des 1060 a 3—18 Gesagten, keine passende Fortsetzung jenes einheitlichen Gedankenganges, und bei c ist ein Zusammenhang mit diesem nicht ausgedrückt. Dieser Schluß von *K* cp. 2 macht daher den Eindruck eines nachträglichen Zusatzes. Aber aus diesem uneinheitlichen zweiten Kapitel des *K*, das von dem ersten in der ganzen Behandlungsart abweicht, weil es so deutlich dem positiven Ziel der aristotelischen Seinslehre zustrebt und am Ende mit einem unorganischen Nachtrag versehen ist, hat das *B* das ganze zweite halbe Dutzend seiner 12 Aporien übernommen: nämlich die siebente und achte aus dem Nachtrag 1060 b 23—30, die neunte und zehnte aus dem einheitlichen Hauptteil des Kapitels (nämlich die neunte aus 1060 a 27—36 = 996 a 2—4 = 1000 a 5—1001 b 3; die zehnte aus 1060 a 36—b 6 = 996 a 4—9 = 1001 a 4—b 25); die elfte wieder aus dem Nachtrag 1060 b 19—23; die zwölfte aber (ob die Punkte, Linien, Flächen selbständige Wesenheiten sind) *B* 996 a 12—15 = 1001 b 26—1002 b 11 ist zwar als selbständige Aporie in *K* cp. 2

nicht zu finden, aber *in nuce* steckt sie in 1060 b 12—17, nur daß hier den Punkten, Linien, Flächen der Charakter von *οὐσίαι* ohne weiteres abgesprochen und nicht erst die Aporie formuliert wird, ob sie *οὐσίαι* und, wenn *οὐσίαι*, ob *χωρισταί* oder *ταῖς αἰσθηταῖς ἐνπάρχουσαι* sind.

Mir scheint, daß es dem eben nachgewiesenen Tatbestande gegenüber unmöglich ist, die Priorität der Aporiendarstellung in *K* cp. 1, 2 vor der des *B* zu leugnen und etwa das Verhältnis umzukehren. Die einheitlich, mit Scheidung der Enumeratio von der Disputatio, durchgeführte Darstellung des *B* kann nur aus der klarbewußten Absicht entstanden sein, die Ungleichmäßigkeit der Darstellung im *K* durch Folgerichtigkeit und Gleichmäßigkeit zu ersetzen, ihre Wiederholungen durch Vereinigung des innerlich Zusammengehörigen zu vermeiden und ihre Unvollständigkeit durch Hinzufügung neuer selbständiger Aporien zu ergänzen. Die Aporie des *K*, ob die *ζητουμένη ἐπιστήμη* von den vier Ursachen aus Phys. *B* zu handeln habe, ist im *B* mit Recht als selbständige Aporie getilgt, bzw. der ersten Aporie untergeordnet und mit Recht ist auch im *B* die zwölfte Aporie verselbständigt. Es ergeben sich also, wenn *K* früher ist, verständliche Gründe für seine Umarbeitung in die Fassung des *B*, Gründe, unter denen das Bestreben, die Aporien einer veränderten Auffassung von der Aufgabe der *πρώτη φιλοσοφία* anzupassen, meines Erachtens keine Rolle gespielt hat. Denn auch die Aporien des *B* können nur durch die Setzung einer ersten Wesenheit gelöst werden, die, unkörperlich und ewig, außer und neben allen stofflichen Substanzen bestehend, zugleich Einzelwesen und, wegen der Abhängigkeit aller übrigen von ihr, allgemein und Seiendes als solches ist. Dagegen läßt sich kein plausibler Beweggrund denken, der, wenn *B* früher wäre, den Philosophen veranlaßt haben könnte, die ausführliche, gleichmäßige, wohlgeordnete, vollständigere Darstellung des *B* in die kürzere, ungleichmäßige, durch Wiederholungen entstellte, unvollständige des *K* umzuarbeiten.

Ich bin überzeugt, daß sich bei genauer Analyse und Vergleichung der dem *Γ* und *E* entsprechenden Partien des *K* mit jenen Büchern dasselbe Verhältnis ergeben wird, das sich uns als zwischen den beiden ersten Kapiteln des *K* und dem Buche *B* bestehend ergeben hat. Aber der in diesem Hefte für mich verfügbare Raum gestattet nicht, auch darauf noch einzugehen.

Ein Fund bei Eusebius.

Sollte man es für möglich halten, daß man selbst bei einem bekannten und mehrmals herausgegebenen Autor gelegentlich noch Neues finden kann? Eine solche Überraschung habe ich erlebt bei der Kollation einer Handschrift für meine Ausgabe von Eusebius' *Praeparatio Evangelica*, die im Rahmen der „Griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte“ erscheinen wird.

Eusebius verkündet im letzten Kapitel des XV. Buches (§ 16, p. 855 d. Vig.) in einem kurzen Rückblick mit allen Registern seiner etwas weitschweifigen Beredsamkeit den Schluß dieses Werkes und den Übergang zur *Demonstratio Evang.*: 'Αλλὰ γὰρ καὶ τῆς τῶνδε (τῶν φιλοσόφων) πρὸς σφᾶς αὐτοὺς ἀποδεδειγμένης στάσεως τε καὶ μάχης τῆς τε μὴδὲν ἡμῖν προσηκούσης, περιττῆς δὲ ἄλλως (d. h. weiter nichts als überflüssig) καὶ οὐ γνωστῆς παιδείας τε καὶ μαθήσεως τῶν λοιπῶν ἀπάντων, ἐν οἷς εἰσέτι νῦν ἀποσεμνόνονται φιλοσόφων παῖδες, ἀπεληλεγμένων οὐχ ἡμετέραις, ταῖς δ' οἰκείαις αὐτῶν ἀποδείξουσιν τὰ μὲν τῆς Εὐαγγελικῆς Προπαρασκευῆς ἐν τούτοις ἡμῖν περιγεγράφθω κτλ. Mir war immer der Anschluß von τῶν λοιπῶν ἀπάντων . . . ἀπεληλεγμένων an παιδείας τε καὶ μαθήσεως seltsam vorgekommen, mochte man ersteres von letzterem abhängig machen oder in ersterem einen neuen *genet. absol.* sehen (der dann dem vorhergehenden *gen. absol.* logisch untergeordnet sein müßte). Aber aus der Hs. O (*Cod. Bonon. Univers. 3643*, aus dem XIII. Jahrh.) war bereits von E. H. Gifford in seiner Ausgabe (Oxford 1903) die Lesart τῶν τε λοιπῶν mitgeteilt worden und das Weitere zu finden glückte mir selber. Schon hatte ich nämlich an einem trüben Apriltag 1926 zu Rom in der Biblioteca Vittorio Emanuele (wohin ich mir die Hs. hatte senden lassen) die vorletzte Seite von O kollationiert und wollte zur letzten übergehen, da kam die Sonne und zu meinem Erstaunen bemerkte ich nun, daß auf die scheinbar letzte Zeile von Fol. 244^r, d. h. auf γνωστῆς noch eine Zeile folgte, in der ich folgendes mit vieler Mühe entziffern konnte: ἀντί (= ἀνθρώποις) Φ . . . ΟΓΙΑC (also φιλολογίας); die weiteren Worte sind nicht bloß wie diese beiden verblaßt, sondern infolge der Beschädigung des unteren Randes bis auf die obersten Spitzen verschwunden, deren Vorhandensein immerhin beweist, daß die ganze Zeile beschrieben war.

Bevor ich nun an deren Wiederherstellung schreite, ein paar Worte über die Überlieferung der *Praeparatio Evangelica*. Im Gegensatz zur Kirchengeschichte (die ja allen Parteien der Kirche unentbehrlich

war) ist die *Praep. Ev.* des der Ketzerei verdächtigten Autors nur in wenigen selbständigen Hss. überliefert, von der *Demonstr. Ev.* sind sogar 10 Bücher verloren gegangen und die Erhaltung der übrigen zehn verdanken wir einer einzigen Hs. Von der *Praep. Ev.* konnte der berühmte Erzbischof von Caesarea *Arethas* nur die ersten fünf Bücher auftreiben, wie sein Vermerk auf Fol. 322^r des *Cod. Paris. Gr.* 451 (A) beweist, den er 914 durch Baanes herstellen ließ: *ζήτει τὰ λοιπὰ κτλ.* Die übrigen zehn Bücher sind nur in folgenden selbständigen Hss. erhalten: B (*Paris.* 465, XIII. Jahrh.), O und I (*Venet. Marc.* 341, XV. Jahrh., aus dem Besitz des Kardinales Bessarion). Aus diesen Hss. sind alle anderen noch vorhandenen abgeschrieben¹⁾, wie E. Schwartz und I. A. Heikel (*De Praepar. Ev. Eusebii edendae ratione*, Helsingfors 1888) nachgewiesen haben, ein Ergebnis, das durch meine eigenen Forschungen durchaus bestätigt worden ist. Nun gibt aber B bloß einen Auszug des Werkes und I ist im letzten Teil des XV. Buches (von Kap. 17, p. 819a Vig. an) aus B abgeschrieben.

Da aber an der strittigen Stelle B und somit auch I eine Lücke aufweisen (von p. 855 d 4 Vig. *τῆς τε μηδὲν ἡμῖν* bis p. 856 a 1 *προτετιμήκαμεν* vor *τὰ μὲν τῆς . . .*), beruht die Überlieferung dieser ganzen Stelle bloß auf der O-Sippe. Warum hat nun die beschädigte Zeile keine Spur in unserer Überlieferung hinterlassen? Das hängt mit der Geschichte des Vulgattextes zusammen. Die beiden ersten Ausgaben, die von Rob. Stephanus (Paris 1544) und die des Jesuiten Vigerus (François Viguier, Paris 1628), nach der zitiert wird, waren auf zwei noch jetzt in der Pariser Nationalbibliothek verwahrten Hss. des XVI. Jahrh., E (468) und D (467), aufgebaut²⁾. E stammt aus I, hat aber die in I vorhandenen Lücken, wie E. Schwartz vermutet hatte und ich durch meine Kollationen in Paris 1926 bestätigen konnte, aus dem der O-Sippe angehörigen D ergänzt. Die Abhängigkeit des E von D an unserer Stelle kann man aus meiner Kollation ersehen: beide haben *τῆς σφᾶς* (so!) unter Weglassung von *τῶνδε πρὸς*, lassen *τε* nach *στάσεως* und vor *λοιπῶν* aus, D hat *γνωστῆς* mit diesem Akzent, woraus E *γνωστός* gemacht hat. In beiden fehlt nun die in O beschädigte Zeile vollständig; ebenso in N. Diese hat schon der Schreiber von G

¹⁾ Mit Ausnahme vielleicht von *Cod. N* (*Neapol.* II A A 16). Wenn er nicht aus O abgeschrieben ist, gehört er zur selben Sippe.

²⁾ S. Dindorfs Ausgabe (1867) I S. XIII f. Vigerus' Angabe in seiner Vorrede S. 3: *duos ex Bibliotheca Regia Manuscriptos Codices accepimus, quorum altero Stephanus in Graeca editione usus videtur*, ist bezüglich des *Stephanus* ungenau; s. Dindorf a. a. O.

(*Laurent.* VI 9) im Jahre 1344, als er G aus O abschrieb, nicht mehr lesen können; denn sie fehlt auch dort, wie ich 1928 festgestellt habe. Daher hat auch der Schreiber, der im XV. Jahrh. in O sehr viele verblaßte Schlußzeilen der Blätter erneuerte, von einer Wiederherstellung jener Zeile abgesehen. Und ist denn O selber in früherer Zeit von niemand eingesehen worden? Nein! Denn als seine Abschrift G schon Jahrhunderte lang in Florenz sich befand, war O noch im Südosten Europas oder in Kleinasien. Über seine Herkunft habe ich im vergangenen Jahre in Bologna folgendes ermitteln können. In einem von der Hand des berühmten Orientalisten *Ioseph Simonius* (so!) *Assemanus* geschriebenen *Index librorum bibliothecae Marsilianae* (datiert *Ex Aedibus Vaticanis IV. Kal. Aug. Anno Domini MDCCXX.*) erscheint O (p. 16 Nr. XIV) als Bestandteil der vom Grafen *Aloysius Ferdinandus Marsilius* zusammengebrachten Bibliothek, die dieser noch bei Lebzeiten (1712) dem *Institutum scientiarum Bononiense* schenkte (der Grundstock der Handschriftensammlung der gegenwärtigen Universitätsbibliothek von Bologna³⁾). Dieser Marsi(g)li (1658—1730), ein nicht bloß hochgebildeter, sondern auch schriftstellerisch tätiger Mann, kämpfte im Heere der Kaiserlichen gegen die Türken, nahm an der Eroberung von Ofen (1686) teil und wurde schließlich General des Kaisers Leopold I. In seiner ebenfalls in der Universitätsbibliothek von Bologna befindlichen Korrespondenz, von der bisher nur ganz wenig veröffentlicht worden ist, erwähnt er, wie mir Professor Sighinolfi von der *Biblioteca Comunale* von Bologna erzählte, daß, so oft sich die Soldaten nach der Einnahme einer Stadt zur Plünderung wandten, er die Hss. und Bücher sammelte und in Sicherheit brachte; sehr interessant ist seine Bemerkung, einmal 800 Hss. auf einem Haufen beisammen gesehen zu haben. Das ist also der Weg, auf dem O nach Bologna gelangt ist. Doch blieb die Hs. dort unbeachtet, bis sie E. Schwartz entdeckte (s. Heikel a. a. O. S. 16), worauf Heikel die ersten fünf Bücher und wenigens aus dem VI. und XI. verglich. Gifford ließ 1898 für seine Ausgabe die ganze Hs. durch zwei englische Gelehrte vergleichen, doch ist die Kollation, wie ich feststellen konnte, wenig verläßlich. So kam es, daß jene Zeile bis jetzt unbekannt blieb.

Wollen wir jetzt deren Wiederherstellung versuchen! *Φιλολογία* habe ich zwar in der *Praep. Ev.* nicht gefunden, aber V 18, p. 208 c 1

³⁾ Die aber noch von anderen Spendern und um 1800 auch aus den aufgehobenen Klöstern Handschriften bekam (s. *Le bibl. governative it. nel 1898* [Roma 1900], XVII. *Bibl. univ. di Bol.*, p. 249 ss.). Daher war bisher die Herkunft von O unklar.

heißt es τὰ πᾶσι πρόδηλα τοῖς φιλολόγοις (den wissenschaftlich Gebildeten). Die Parallelität mit στάσεως τε καὶ μάχης und παιδείας τε καὶ μαθήσεως verlangt nach φιλολογίας ein durch τε καὶ angeschlossenes Substantiv. Ferner ist zu bedenken, daß bei Eusebius gewisse Gedanken mit gleichen oder ähnlichen Redewendungen öfter wiederkehren. Betrachten wir nun folgende Stellen: VI 7, p. 261 c 5 ἐπὶ παιδείᾳ καὶ φιλοσοφίᾳ μέγα φρονήσαντες; X 3, p. 468 c 1 τὴν βουμένην Ἑλλήνων παιδείαν τε καὶ φιλοσοφίαν τὰ τε πρῶτα αὐτῶν μαθήματα und XII 32, p. 609 b 4 εἰς τὴν κατὰ θεὸν παιδείαν τε καὶ φιλοσοφίαν, so kann wohl kein Zweifel sein, daß das gesuchte Substantiv φιλοσοφίας ist. Hierauf erfordert die Parallelität τῆς τε und Attribute zu παιδείας τε καὶ μαθήσεως. Hier können uns folgende Stellen behilflich sein: I 4, p. 13 a 6 παιδείαν παιδεύεσθαι ἔνθεον καὶ εὐσεβῆ (die christliche Lehre) und IV 5, p. 141 a 2 τῆς ἐνθέου καὶ ἀληθοῦς εὐσεβείας (der christlichen Lehre). Es wird also ἀθέου καὶ ἀσεβοῦς (oder ψευδοῦς) zu ergänzen sein. Das stimmt auch zur durchschnittlichen Buchstabenzahl der Zeilen von O, die in diesem Teil 50—60 beträgt; p. 856 a 8 ss. (ἀποχρῶ) μεθα — αὐτοῖς ist z. B. eine Zeile von 52 Buchstaben (-οῖς ist durch das Kompendium ausgedrückt). Meine Ergänzung ergibt eine Zeile mit 50 Buchstaben (ἀνθρώποις abgekürzt!). Die ganze Stelle lautet also:

... τῆς τῶνδε πρὸς σφᾶς αὐτοῦς ἀποδεδειγμένης στάσεως τε καὶ μάχης | τῆς τε μηδὲν ἡμῖν προσηκούσης, περιττῆς δὲ ἄλλως καὶ οὐ γνωστῆς ἀνθρώποις φιλολογίας <τε καὶ φιλοσοφίας⁴⁾ | τῆς τε ἀθέου καὶ ἀσεβοῦς (vel ψευδοῦς) > παιδείας τε καὶ μαθήσεως | τῶν τε λοιπῶν ἀπάντων ————— ἀπεληλεγμένων κτλ.

Wir sehen jetzt, daß die Stelle mit sehr schöner rhetorischer Symmetrie gebaut ist: zwei *genet. absol.* sind mit τε aneinandergereiht, von denen der erste sich auf einem τρίκωλον aufbaut, dessen einzelne durch τε aneinandergefügte Glieder je zwei durch τε καὶ verbundene Substantive aufweisen, während der zweite durch den Relativsatz und die Antithese οὐχ — ἀποδείξουσιν Nachdruck erhält; an diesen schließt sich mit οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ noch ein dritter *genet. absol.*, den ich nicht ausgeschrieben habe (demnach wieder ein τρίκωλον). Also die schönste Symmetrie, die man sich denken kann, besonders passend am Schluß eines so umfangreichen Werkes.

Graz.

KARL MRAS.

⁴⁾ Das heißt: die wissenschaftliche Bildung und Philosophie, die sich menschlicher Erkenntnis entzieht.

Ein griechisches Epigramm aus dem Gebiete von Termessus maior.

Etwa drei Reitstunden nordwestlich von Adalia liegen an der Straße nach Istanos-Isinda, unweit des seldschukischen Ewdir-Khan, die nicht unbedeutenden Ruinen einer Siedlung, deren Zugehörigkeit zu Termessus in meinen Termessischen Studien (Denkschr. Akad. d. Wiss. Wien, 1929, Kap. I) nachgewiesen ist. Rott (Kleinas. Denkm. S. 30f.) hat sie mit dem Bischofsitze Eudocias (dies ist die besser bezeugte Form, Rott schreibt nach Hierokles Eudokia) identifiziert, als älteren Namen habe ich a. a. O. nach einer Sarkophaginschrift aus Termessus, TAM III/1 779, "Αυδοκος in Vorschlag gebracht, weil er mir zu ihrer Lage auf der wasserarmen zweiten pamphyliischen Terrasse gut zu passen schien. Spätestens im zweiten nachchristlichen Jahrhundert entsprach er allerdings nicht mehr den Verhältnissen, weil eine Reihe von Kanälen für die Bewässerung der gerade dort verhältnismäßig fruchtbaren Gegend angelegt waren, was aber natürlich sein Fortbestehen nicht hinderte.

Diese Kanäle durchziehen, heute freilich ausgetrocknet, die Siedlung. An dem bedeutendsten, einem auf flachen Bogen in etwa 1 m Höhe über der Ebene geführten Aquädukt, der sein Wasser vermutlich (s. a. a. O.) dem das Jenidsche-Bogaz durchfließenden Indschirli-Su entnahm, hat Daniell von einem kleinen Altare die Inschrift CIG 4341f = TAM III/1 907 abgeschrieben, um die sich verschiedene Gelehrte, zuletzt Kaibel, Ep. Gr. 808 bemüht haben. Dazu haben Paribeni-Romanelli ein Parallelexemplar aufgefunden und Mon. Linc. XXIII, p. 83, n. 60 = TAM III/1 908 veröffentlicht. Der sachlich nicht ganz uninteressante Inhalt des Textes möge trotz seiner literarischen Minderwertigkeit rechtfertigen, wenn ich, mitten in der Arbeit an TAM III/1 außerstande, wie ich lieber gewollt hätte, eine kunstgeschichtliche Untersuchung vorzunehmen, ihn als Gegenstand meines Beitrages zu dieser Festschrift wähle, zumal er sich mir nach der Eigenart des Problems besser als jene in den Rahmen dieser Zeitschrift einzufügen scheint.

Das von Daniell gesehene Exemplar hat nach ihm niemand mehr abgeschrieben. So wird eine mir vorliegende Kopie seiner Aufnahme in S. Birchs Manuskript, S. 312 (über dieses s. Hill J. H. St. XV, p. 116f.) wichtig, die von dem aus Spratt-Forbes in das CIG übernommenen Text in einigen Punkten abweicht. Da ihr Mehr durchaus unverdächtig

und wertvoll ist, während die Travels ihr gegenüber ganz den Eindruck erwecken, durch Weglassen unverständener Reste und naheliegende Korrekturen zurechtgemacht zu haben, wird man sie (trotz der Warnung Hills, die sich übrigens hauptsächlich auf die Buchstabenformen bezieht) der Textgestaltung zugrunde legen müssen, weshalb ich nachstehend sie der Abschrift der Italiener an die Seite stelle und die Varianten der Travels in die Anmerkungen verweise.

TAM III/1 907:

ΑΥΡ Ἀ ΘΟΜΟΥ
 ΘΑΓΟΡΑΣΕΙΡΗΝ¹⁾
 ΑΡΞΑΣΣΤΗΣΑΤ²⁾
 ΤΟΒΩΜΟΥΣ
 5 ΦΟΙΒΩΚΑΙΚΟΥ
 ΡΗΑΡΤΕΜΙΑΕΙ
 ΝΕΚΕΝΕΥΧΗΣ
 ΜΕΤΡΟΝΜΗΗΣ³⁾
 ΓΗΧΕΙΣΑΣΠΗΓΑΙΣ⁴⁾
 10 ΥΠΟΝΥΜΦΩΝ
 ΑΜΦΩ ΟΜΩΣΠΟ⁵⁾
 ΤΑΜΟΣΔΑΤΟΝΩΝΟ⁶⁾
 ΠΕΙΟΡΟΙΣ: ΔΟΧΡΥΟΙ⁷⁾

TAM III/1 908:

ΜΑΥΡ//////ΟΝΟ
 ΟΡΘΑΓΟΡΑΣΕΙΡΗΝΗΣ
 ΑΝΑΣΤΗΣΑΤΟ
 ΒΩΜΟΥΣ
 5 ΦΟΙΒΩΚΑΙΚΟΥΡΗΑΡ
 ΤΕΜΕΙΕΝΕΚΕΝ
 ΕΥΧΗΣ
 ΜΕΤΡΟΝΜΗΝΕΙΣ
 ΠΗΧΕΙΣΔΣΠΗΓΑΙΣ
 10 ΥΠΟΝΥΜΦΩΝ
 ΑΝΦΩ////ΩΣΠΟΤΑ
 ΜΟΣΛΑΤΟΝΩΝΡΕΙ

Die Überlieferung ist in keinem der beiden Exemplare untadelig, aber in 908 schlechter und sicher einmal, vielleicht öfter durch Schuld des Steinmetzen entstellt.

So ergibt schon in Z. 2—4 907 mit leichter Ergänzung einen einwandfreien Hexameter — *εἰρήνης ἄρξας* kann als poetisch sein wollende Umschreibung des *εἰρηναρχήσας* der amtlichen

¹⁾ ΘΑΓ Spr.-F.

²⁾ Der letzte Buchstabe ist in meiner Abschrift aus Birch getilgt und sicherlich Dittographie des ersten der folgenden Zeile; ob Versehen und Tilgung schon auf Daniell oder erst auf Birch zurückgehen, ist nicht zu entscheiden, ersteres im Hinblick auf Z. 12 (s. A. 6) wahrscheinlicher.

³⁾ ΟΝΜΗ . ΗΣ Spr.-F.

⁴⁾ Π zu Eingang, die Ligatur von Π und Η, die aus typographischen Gründen nicht wiedergegeben werden konnte, aufgelöst Spr.-F.

⁵⁾ ΟΠΩΣ Spr.-F.

⁶⁾ ΝΩΝ. Spr.-F. Das Ο ist wohl aus dem Schluß der vorhergehenden Zeile heruntergeraten und nur nicht wie Τ in Z. 3 (s. A. 2) sofort getilgt worden; hier beides eher durch Daniells als Birchs Versehen.

⁷⁾ ΟΡΟΙ . . . ΟΧΕΥΟΙ Spr.-F.

Sprache nicht befremden —, wogegen 908 durch *ἀναστήσατο* mit einem grammatischen und einem metrischen Fehler zugleich behaftet ist und außerdem zu der mehr als bedenklichen Erklärung Paribenis zwingt, daß mit *εἰρήνης* die Göttin gemeint sei, der die Altäre geeignet hätten, was syntaktisch ungenau, sachlich neben der Weihung an Apollon und Artemis unhaltbar ist⁸⁾. Auch in Z. 5—7 läßt sich nach 907 durch gelinde Mittel, ob man nun zwischen *APTEMIA* und *EINEKEN* ein *I* vom Kopisten übersehen oder *EI* durch Haplographie ausgefallen denkt, ein befriedigender Wortlaut gewinnen, während man nach 908 zu der Korrektur *ε[τ]νεκεν* noch die weitere Änderung *'Αρτέμ[ιδ]ει* oder gar mit Paribeni den bei der Göttin unerhörten Dativ *'Αρτέμει* hinnehmen müßte. Der metrische Fehler *'Αρτέμειδι* wird wohl dem „Dichter“ zur Last gelegt werden müssen; wenigstens wage ich nicht, ihn gegen die Übereinstimmung beider Exemplare durch die an einen feinen Gedanken K. Keils (Philol. V, S. 647) anknüpfende Vermutung zu beseitigen, daß der Steinmetz etwa *Δητωῖδι* der Vorlage, das ja zu *κούρη* trefflich passen würde, gedankenlos mit dem geläufigen Namen der Göttin vertauscht habe.

Schwieriger sind die folgenden Zeilen, in denen die Älteren an 907 mannigfach herumgebessert haben, so daß man versteht, daß Paribeni, auf 908 gestützt, dem Problem auf einem neuen Wege beizukommen versucht. Er meint, daß von Z. 8 ab nicht mehr Verse, sondern Prosa vorliege, und schreibt: „*Μέτρον μὴν εἰς πήχεις λ[ς]' πηγαῖς ὑπὸ Νυμφῶν ἄμφω, [ὄπ]ως ποταμὸς Λαγόνων ῥεῖ*“, worin er eine Ortsbestimmung für die Altäre findet: „Le nostre are dovevano essere disposte ambedue a 36 cubiti sotto le fonti delle ninfe, così come corre il fiume dei Lagones, ossia nel senso delle acque, a valle.“

Gegen diese Herstellung erheben sich aber schwerwiegende Bedenken. Schwierigkeit macht schon *ἄμφω*, das in dem selbständigen Satze ohne Beziehung dasteht und Subjekt wie Verbum aus dem Epigramm nachwirkend zu denken nötigt. Wichtiger als diese sprachliche Härte ist aber, daß nach Paribenis Text die Quellen der Nymphen in nächster Nähe des Standortes von 908 gelegen haben müßten, wozu, wie er selbst zugesteht, der Befund an Ort und Stelle nicht stimmt — und, darf man angesichts des Charakters der Gegend getrost hinzusetzen, nicht

⁸⁾ Mit seiner angeblichen Parallele Rott, Kleinias. Denkm. S. 360, n. 53 a—d = TAM III/1 906, 912, 915, 909 geht er in die Irre, da dort in Z. 1 jeweils zweifellos nicht *T(ῆς) Θεᾶς 'Ελευθέρας*, sondern *'I(ερῆς) Θεᾶς 'Ελευθέρας* zu lesen ist.

stimmen kann. Dies nötigt ihn zu der ganz unwahrscheinlichen Hilfs-
hypothese, daß mit *πήχεις* hier nicht die übliche Elle, sondern ein
größeres Längenmaß gemeint sei, wofür er sich nach Steph. Thes. s. v.
πήχυς auf den Genesiskommentar des Origenes beruft. Aber selbst
wenn wir des letzteren „geometrische“ Elle von 12 Fuß zugrunde
legen wollten, ergäbe die Rechnung nicht viel über 100 m, längst nicht
genügend, um an den eine Stunde abliegenden Rand der Berge zu ge-
langen, wo allein die Quellen gesucht werden können. Anstößig ist
weiter, daß sein Text zwar eine umständliche Ortsangabe, die zudem
nur durch Änderung von *ΑΣ* zu *ΑΙ* mundgerecht gemacht werden
kann, für die Altäre gibt, wo solche Genauigkeit wenig Zweck hat,
von der Leistung des Stifters dagegen schweigt, obwohl man, wenn
schon eine ausführliche Fassung beliebt wurde, deren Erwähnung
viel eher erwarten würde. Vor allem aber ist nur für 908, nicht für 907
geholfen. Und doch ist Übereinstimmung in Z. 8—12 bis auf die
Varianten in Z. 8 und 9, die offensichtlich bloß auf Verlesung beruhen
(s. u.), Wort für Wort vorhanden und darf auch darüber hinaus zu-
versichtlich angenommen werden; denn es ist wohl evident, daß in
908 das *PEI* von Z. 12 nicht den Schluß bildet, sondern eine weitere
Zeile, sei es vom Steinmetz aus Raummangel weggelassen worden,
sei es mit einem untersten Streifen des Fußprofils weggebrochen ist.
Dann aber geht es nicht an, die beiden Überlieferungen derselben
Vorlage ganz verschieden herzustellen.

Damit ist gesagt, daß auch der Schluß des Textes metrisch zu
gestalten ist. Dafür braucht man aber gar nicht zu den gewagten
Änderungen der Früheren zu greifen, sobald man sich nur entschließt,
in *ΠΗΧΕΙΣΑΣ* den Nom. part. aor. des durch Symmach. Ezech. 43,
13 und die Ableitungen *πηχισμός* und *πήχισμα* gesicherten *πηχίζω*
in dem Sinne: „(mit der Elle) messen, durch Messen festlegen“
anzuerkennen, von dem einerseits *μέτρον*, anderseits *πηγαῖς* abhängt.
Man hat dann nur noch in Z. 8 aus Birchs *ΜΗΙΗΣ μὴν γῆς* herzustellen
(für *MHNEIS* in 908 bleibt die Wahl, Verlesung eines ligierten *ΓΗ*
oder itazistischen *ΓΙΣ* anzunehmen) und Z. 11, 12 das von Birch
Gebotene mit leichtester Besserung zu *PEIΘPOIΣINOXEYOI*
zurechtzurücken, um zwei formell tadellose Hexameter: „*μέτρον μὴν
γῆς πηχέσας πηγαῖς ὑπὸ Νυμφῶν, ἄμφω ὄπως ποταμὸς λαρόνων
ῥεῖθροισιν ὀχετοῖ* zu erhalten, die auch inhaltlich den Erwartungen ent-
sprechen, insofern sie Anlaß für die Weihung der Altäre und zugleich
Verdienst des Weihenden angeben.

Danach rühmt sich dieser, Quellen, die unweit -- wenn wir zu

ὕπὸ Νυμφῶν mit geläufiger Ellipse ναῶ, ἱερῶ oder τεμένει ergänzen, unterhalb, wenn ἄντρον, auch innerhalb — eines Nymphenheiligtums entsprungen, das μέτρον γῆς, sachlich gesprochen, die Breite des Bettes abgesteckt zu haben, mit dem sie sich in Hinkunft zu bescheiden hatten, statt wie bisher ihren Lauf frei zu wählen. Der Zweck und zugleich das Verdienst des Eirenarchen war natürlich, sie in das Bewässerungssystem der Siedlung einzubeziehen; ihn bringt der Schlußvers zum Ausdruck — finalen Sinn von ὄπως sichert der Optativ des Verbums — kleidet ihn aber in eine Form, die doppelter Auslegung zugänglich ist.

Klar ist, daß ποταμός den aus einem Fluß abgeleiteten Aquädukt bezeichnet, an dem die Altäre stehen, und die Quellen in diesen einmündeten. Zweifellos ist jetzt auch ἄμφω nicht auf βωμούς, sondern auf das unmittelbar vorangehende πηγαῖς zu beziehen, sind also zwei Quellen anzunehmen. Nur die Umschreibung, die das Epigramm für diesen Sachverhalt wählt, stellt sich verschieden dar, je nachdem wir ὄχεοι erklären.

Sehen wir darin eine nach Homers und anderer Vorgang (am nächsten lag dann χέω—χέω) unter dem Verszwange gewagte Parallelbildung zu ὄχεω, so ergibt sich der simple Sinn: „auf daß der Fluß sie beide mit den Fluten seines Bettes (λαγόνων mit einem schon von Boeckh aus Antip. Sidon. belegten Bilde gesagt; einen Eigennamen darin zu sehen, wie Paribeni wieder tun muß, halte ich aus den von Boeckh angeführten Gründen für unmöglich) dahintrage“. Daneben gestattet aber der bekannte Gebrauch von ὄχεω für das Bespringen der Tiere, auch ohne diese Annahme den Vers, minder trivial und darum vielleicht ansprechender, zu deuten. Die Gleichung Fluß—Stier ist ja antiker Kunst geläufig, das Bild auf die πηγαί zu erweitern, lag nach dem grammatischen Geschlechte nahe genug, und die sich überschlagenden Bogen der ῥεῖθρα, als Symbol für Wasser in Malerei wie Plastik immer wieder verwendet, konnten so leicht an die Rückenlinie des bespringenden Stieres gemahnen, daß eine auf diesen Gedankengängen fußende Erklärung gewiß zulässig erachtet werden darf, mag sie sich auch einer die griechische Fassung währenden Übertragung in das Deutsche, dem ja diese Bilder fremd sind, entziehen. Als eigenes Gut wird man den immerhin gewagten Vergleich zwar dem Verfasser unseres Epigrammes kaum zumuten, um so eher hellenistischen Vorgängern, auch ohne daß ich einen bestimmten dafür namhaft machen könnte; einem solchen würde auch die leichte Pikanterie, die in dem Hintergedanken läge, daß ποταμός wie πηγαί ja der Befruchtung dienstbar sein sollten, und der daraus für ῥεῖθρα und λαγόνες sich ergebende Doppelsinn gar nicht schlecht anstehen.

Wie immer man sich entscheiden mag, scheint mir für Z. 2 ff. mit verhältnismäßig leichten Mitteln ein Wortlaut gewonnen, der den Ansprüchen genügt, die nach Zeit und Ort billigerweise gestellt werden können.

Die größten Schwierigkeiten bereitet Z. 1, in der eigentlich nur das Aureliergentilicium, das Entstehung nach 212 n. Chr. (s. Term. Stud. Kap. II) sehr wahrscheinlich macht, von beiden Exemplaren übereinstimmend geboten wird. Das Fehlen des Praenomens in 907 könnte man dem Steinmetzen zur Last legen; wahrscheinlicher ist mir indes Verlust durch Bruch der Ecke des Steines, weil auch in Z. 2, wenigstens nach Birch, der hier wieder mehr Vertrauen erweckt als Spratt-Forbes, vor *P*, von dem er noch den — wohl erst ihm zu groß geratenen — Bogen hat, links ein ausgerücktes *O* ergänzt werden muß und ebendort in Z. 3 der Schluß von *εἰρήνη*, ligiert geschrieben, vielleicht besser als am Ende von Z. 2 untergebracht wird. Nach *M. Aῦρ.* darf **ΘΟΜ* aus 907 zuversichtlich in die dafür gerade ausreichende Lücke von 908 eingesetzt werden; weiterhin sind die Abschriften nur durch Korrektur gleichlautend zu machen.

Sichere Herstellung ist, wenn nicht etwa noch ein drittes, besser erhaltenes Exemplar des Textes auftaucht, nicht zu erreichen; nur mit Vorbehalt möchte ich eine Lesung vorschlagen, die vor mannigfachen anderen, die ich erwog, den Vorzug hat, mit verhältnismäßig einfachen Mitteln auszukommen. Festgestellt sei zunächst, daß die Buchstaben nach *M. Aῦρ.*, gleichgültig, welcher Abschrift man folgt, fortlaufend gelesen sich keinem aus Termessus belegbaren Namen fügen. Teilt man sie dagegen auf Gruppen auf, so sondern sich zu Anfang sofort die bekannten Kürzungen für *Θό(ας)* und *Μο(λης)* ab — wagrechte Striche über Sigeln sind in Termessus zwar beliebt, aber nicht ausnahmslos angebracht —, die sich mit dem Vorangehenden zu dem Namen *M. Aῦρ. Θό(ας) Μο(λεως)* zusammenschließen, dessen Träger sich als jüngerer, möglicherweise geschlechtsverwandter Namensvetter zu dem Probulen von B. c. h. XXIII, p. 290, n. 1, 2 = TAM III/1 145, 162, *Θόας Μολεως Κενδεον* stellen ließe. Es erhebt sich dann die Frage, in welchem sachlichen Zusammenhange Z. 1 mit dem Epigramme stehe. Die auf den ersten Blick vielleicht nächstliegende Auffassung, daß sich in ihr der Weihende nenne, scheidet daran, daß Z. 2 ihm den Namen *Ῥορθαγόρας* gibt, der nur mit völligem Verzicht auf die abgeschriebenen Reste in Z. 1 unterzubringen wäre und auch dann noch, konstruktionslos dastehend und unmittelbar darauf wiederholt, befremden müßte. So erübrigt eigentlich nur, in Z. 1 die Datierung nach einem Beamten zu sehen, deren Beifügung

jetzt, wo wir sehen, daß die Aufstellung der Altäre nicht Selbstzweck, sondern Ausdruck des Dankes an die Götter für die Vollendung eines im öffentlichen Interesse unternommenen Werkes war, durchaus verständlich ist. Auch der bei dieser Deutung zu erwartende Beamten-titel läßt sich der Überlieferung ohne allzu starken Eingriff abgewinnen, wenn wir *Y*, bzw. *N* als aus der bei *πρόβουλος* in Datierungen ständig verwendeten Ligatur, *Π* mit in die Mitte gestelltem, nach oben überragendem *P*, verlesen ansehen; die Zeile wäre dann beidemale am rechten Ende vollständig erhalten, wie sie die Abschriften geben, 907 böte das Kompendium in seiner kürzesten Form, 908 in der längeren mit beigesetztem *O*, die neben jener nicht wesentlich seltener auftritt.

So glaube ich, die Vorlage von TAM III/1 907 und 908 folgendermaßen herstellen zu können:

*M. Ἀδρ. Θό(αντος) Μο(λεους) προ(βούλου).
 Ὀρθαγόρας εἰρήνης ἄρξας στήσατο βωμοὺς
 Φοίβω καὶ κόρῃ Ἀρτέμιδι εἶνεκεν εὐχῆς,
 μέτρον μὴν γῆς πηχέλας πηγαῖς ὑπὸ Νυμφῶν,
 ἄμφω ὅπως ποταμὸς λαγόνων ῥέιθροισιν ὀχεύοι.*

Graz.

R. HEBERDEY.

Zu Phidias.

(Zweite Fassung.)

„Haec sint obliter dicta de artifice
 numquam satis laudato.“

Plinius XXXVI 19.

Vor vier Jahren entschloß ich mich zum erstenmal, meine nach langjährigen Erwägungen für mich zur Gewißheit herangereifte Ahnung, daß wir Phidias auch für die äußeren Skulpturen des Zeustempels in Olympia zu danken haben, den Fachfreunden mitzuteilen. Damals fühlte ich, daß den zahllosen Beobachtungen von überzeugenden verwandtschaftlichen Beziehungen in den beiden Skulpturenkomplexen des Zeustempels und des Parthenon einzig und allein die allgemeine Schulmeinung entgegenstand, die seit der Irreleitung durch Pausanias und seit der Enttäuschung durch die Ergebnisse der deutschen Ausgrabungen in fast einem halben Jahrhundert sich zu keiner sicheren Stellungnahme durchzuringen vermochte. Sie war vielleicht am prägnantesten in Neugebauers aus dem Leipziger Seminar 1913 hervorgegangenen „Studien über Skopas“ formuliert; dort heißt es auf S. 7 nach dem Hinweis auf die von Pausanias V 10 genannten Künstlernamen Libon, Phidias, Paionios und Alkamenos: „Wird auch die Unrichtigkeit

der beiden Letztgenannten heute nur noch vereinzelt bezweifelt, so läßt sich an ihrer Stelle ebensowenig Phidias in Vorschlag bringen.“ Irgend begründet wurde dieser Satz nicht. So wirkte er eher anregend, auch dort den Weg zu Phidias zu verfolgen, den mir trotz allem, was ich gelernt hatte, was weiter von mir und allen fort gelehrt wurde, die Tatsachen immer deutlicher „in Vorschlag brachten“, bis ich ihnen endlich nachgeben mußte und 1925 meinen Wegweiser „Zu Phidias“ mit einiger, wohl begreiflicher innerer Erregung herausgab.

Irgendwelche Gegen Gründe konnten nicht vorgebracht werden.

Da heute wohl fast alle die Entstehung des Zeus vor der Parthenos als sicher annehmen, da ferner schon heute, nach nur vier Jahren, irgendein Stück der gesamten Parthenonskulpturen mit irgendeinem Stück der Bildwerke des Zeustempels vergleichen, nichts anderes bedeutet, als „Phidias in Vorschlag bringen“, so muß ich mich nunmehr wohl neuerdings entschließen, nach einer Olympiade eben noch einmal, und zwar diesmal ganz ruhig, nur alle wichtigsten Tatsachen wieder in Erwägung zu stellen, die mir längst meine Ahnung haben zur Überzeugung werden lassen.

A. Der Tempelbau.

1. Die Datierung. In die Zeit vom 15. September 466 bis zum Jahre 456 bzw. 448 erscheinen die Arbeiten am Zeustempel durch astronomische Berechnung und literarische Überlieferung festgelegt. Wie Studniczka kürzlich in den N. Jb. f. W. u. J. II (1926) hervor gehoben hat, bedeutet die 83. Olympiade nicht nur das Jahr 448, sondern die Jahre von 448 bis 445, also in Phidias' Entwicklungsgang, wie ihn die meisten jetzt erkennen, das Jahr des Abschlusses der Arbeit am Zeus und die ersten Jahre der Arbeiten am Parthenon. Hat Phidias an der Parthenos rund 10 Jahre gearbeitet, so kommt man bei einer Arbeitszeit von etwa 15 Jahren für den Zeus, was mit Rücksicht auf die Größe des Werkes, den reicheren Schmuck und die noch geringere Erfahrung eher zu knapp bemessen sein dürfte, bis ins Jahr 463 hinauf, d. h. die Jahre der Entstehung des Zeus decken sich fast völlig mit den für den ganzen Bau zu ermittelnden Jahren. Und nimmt man vor dem eigentlichen Baubeginn auch nur 2 Jahre für die Vorbesprechungen und Entwürfe an, so wird doch schon das Jahr 468 erreicht, das letzte der 3 Jahre von 471 bis 468, die Pomtow für die Errichtung der Marathon-Miltiades-Gruppe in Delphi festgelegt hat.

2. Die Säulenhöhe. Hier brauche ich wohl wirklich nur auf die in der 1. Fassung S. 24 zitierten Worte Dörpfelds und Kleins hin-

zuweisen, um nur neuerdings in Erinnerung zu rufen, was es bedeuten muß, wenn ein so wichtiges Maß wie die Säulenhöhe bei zwei so bedeutenden Tempeln, die zeitlich unmittelbar aufeinanderfolgen, so völlig übereinstimmt. Der attische Einfluß ist hier eben unverkennbar.

B. Die Metopen.

3. Ihre Anordnung. Schon 1829 wurde, wie gesagt (s. 1. Fassung, S. 17 und 27/28), erkannt, daß ihre Stelle am Bau innerhalb des Peripteros dem Platz des Cellafrieses am Parthenon entspräche; später, daß die zentripetale Komposition der Ostmetopen dem Ostfries, ferner, daß die Anordnung der West- und der Ostmetopen ganz der Anordnung der gleichen Skulpturen am Parthenon entspräche, daß schließlich der olympische Metopenschmuck mit Athene beginne und ende, gleichgültig, ob man die Augias- oder die Atlasmetepe als letzte zähle. Und in beiden Ostmetopenreihen geht wie in der zentripetalen Komposition der Parthenon-Südmeterpe die Bewegung von links her etwas über die Mitte nach rechts hinaus.

Es erscheint fast wie die Auswirkung eines biologischen Naturgesetzes, wenn die gleiche minimale Exzentrizität auch im Cellaostfries beobachtet werden kann. Auf den Parallelismus in den östlichen Enden des Cellasüdfrieses und der Parthenon-Südmeterpe habe ich schon einmal hingewiesen. In den beiden westlichen Friesreihen findet sich, wie ich eben erst bemerkte, ein ganz gleicher Parallelismus: dem einzigen aus der Gesamtrichtung des Cellawestfrieses herausstrebenden Pferd bald am Beginn des Zuges, entspricht außen im Metopenkranz die aus der Gesamtrichtung der Westmeterpe allein herausprengende Amazone der 11. Meterpe. Und so möchte ich denn auch weiterhin bei den Nordmeterpen des Parthenon an einen Parallelismus der Hauptbewegung mit dem Cellanordfries denken, was ja auch nach Praschnikers Parthenon-Studien noch immer möglich bleibt.

Jedenfalls unterscheidet sich die Lösung der Aufgabe des Metopenschmuckes am Zeustempel und Parthenon ebenso von allem hier etwa zum Vergleich Heranzuziehenden am „Theseion“ oder Athener-Schatzhaus, wie sie untereinander immer enger verwandt und verwoben erscheinen.

4. Stilistische Ähnlichkeit des Atlas und des Poseidon. Darauf, daß die vom Beschauer weiter entfernte Schulter beider Figuren in der gleichen Art „verzeichnet“ sei, habe ich schon in der 1. Fassung S. 5 hingewiesen. Die auf Tafel IV beigegebenen Bildchen ermöglichen es jedem, sich sofort von der Richtigkeit der Beobachtung zu überzeugen, wobei man noch immer bedenken muß, daß ja etwa 20 Jahre

von 460 bis 440 zwischen den beiden Werken liegen. Als Hoch-, bzw. Flachrelief stehen beide mehr unter den zeichnerischen Gesetzen der Malerei. Sollte die damalige große Freskomalerei, von der Löwy in seinem neuesten Buche wohl fast Polygotischer als Polygot selbst annehmen möchte, daß sie die führende Raumkunst gewesen sei, sollte diese damals selbst solche „Fehler“ gemacht haben? Es scheint doch eher, daß dieses alles darstellen zu wollen, mehr dem dreidimensionalen Raumgefühl eines Bildhauers entsprungen sei. Freilich stehen gerade unmittelbar neben diesen Gestalten die vollendeten des Herakles, bzw. des jugendlichen bekränzten Gottes.

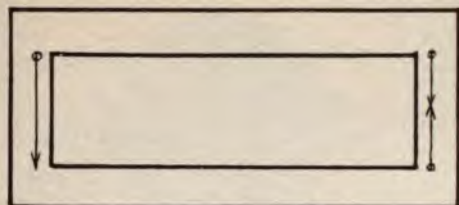
5. Ähnlichkeit der Augias-Athene mit der Parthenos. Diese beiden Schöpfungen brauchte ich wohl nicht in kleinen „aide-memoire“-Bildchen vorzubringen. Zu oft schon ist die Varvakeion-Statuette wiederholt und die Augiasmetopen-Athene ist mit ihrer ebenso auf den Schildrand gestützten Linken, mit ihrem ebenso emporgeklappten Wangenschutz jedem sofort durch irgendein Handbuch zugänglich. Es erübrigt sich hier wohl auch, noch besonders durch weitere Worte auf die Ähnlichkeit beider Gestalten hinzuweisen.

6. Überlieferung bei Tzetzes. Gerade das Augias-Abenteuer erwähnt dieser späte Schriftsteller unter den doch namhaften Werken des Phidias. Sollte eine andere Darstellung dieses Themas durch Phidias, die wir noch nicht gefunden hätten, durch keinen anderen Autor erwähnt sein? Oder glaubte sich Tzetzes berechtigt, eine der von Pausanias erwähnten Metopen eben ohne weiteres als Werk des Phidias zu bezeichnen? Auch all das wurde schon in der 1. Fassung S. 17 bedacht.

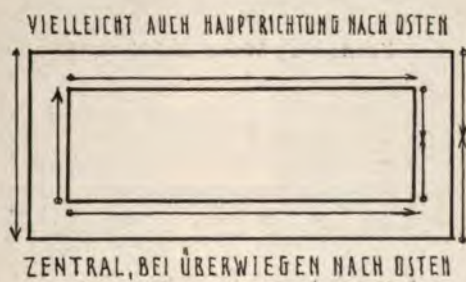
C. Der Westgiebel.

7. Gesamtanordnung ähnlich der Südmetopenreihe des Parthenon. Von einer Mitte geht beidemale zentrifugal die Bewegung aus: in Olympia von der übermächtigen Einzelfigur des Apoll, am Parthenon von den neun mittleren Metopen. Die beidemal unmittelbar rechts und links anschließenden Kentaurengruppen entsprechen einander fast genau. Und wieder müssen fast 20 Jahre zwischen beiden Werken liegen, wenn auch an den Olympia-Giebeln noch nach 460 gearbeitet werden konnte, ja noch nach 456. Aber nur um desto mehr muß diese große Übereinstimmung auffallen.

8. Ähnliche Details in beiden Werken. Zu dieser Übereinstimmung in der Gesamtanordnung kommen viele schon immer beobachtete Einzelzüge, die z. B. schon 1889 Studniczka veranlaßten (*im Jahrbuch IV 166*), gegen Treu für die ältere falsche Ergänzung der



Schema für den Zeustempel.



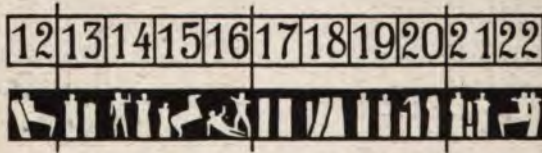
Schema für den Parthenon.



Parthenon, Südmetopen 10—12.



Zeustempel, Westgiebel-Mitte.



Parthenon, Mitte der Südmetopen.



Hippodameia aus dem Ostgiebel.



Frauenfigur aus der Parthenonsüdmetope XIX.



Münze von Elis.



Detail vom Seherkopf des Ostgiebels.



Detail eines Kentaurenkopfes aus dem Westgiebel.



Detail vom Schild der Parthenos.



Köpfe vom Parthenon-Nordfries.



Kopf des Sehers aus dem Ostgiebel.



Vom Parthenon-Ostfries.



Aus der Atlasmetope.

Westgiebelmitte die drei Parthenonsüdmetopen 10—12 als Zeugen heranzuführen. Nun aber nach der richtigen Ergänzung und, nachdem wir die ganzen 32 Südmetopen wieder als eine geschlossene Komposition überblicken, erhöht sich die Beweiskraft dieser Einzelzüge noch ganz wesentlich.

9. Ähnliche Details bei der Zeusstatue. Wie mit den Parthenonsüdmetopen erscheint der Westgiebel mit dem Zeus des Phidias im Inneren des Tempels eng verbunden durch die ähnliche Haarbehandlung an dem Kopf des knabenraubenden Kentauren, worauf noch später zurückgekommen werden muß.

10. Peirithoos - Theseus - Gruppe ähnlich der Perikles - Phidias-Gruppe der Parthenos. Schon in der 1. Fassung S. 29 konnte ich auf diese Übereinstimmung hinweisen. Nunmehr freue ich mich, daß die gleiche Beobachtung sich auch in Schraders Phidias S. 22 findet, wo eingehend hervorgehoben wird, „daß Phidias in seiner Haltung auf das deutlichste an den Theseus des olympischen Westgiebels erinnert —“, was übrigens auch schon Winnefeld 1910 richtig erkannt hatte; denn kürzlich las ich zufällig zu meiner großen Freude im Pergamon-Werk III 2, S. 149, von einem der Kämpfer der Gigantomachie: „er wiederholt das Motiv, das schon im Westgiebel des Zeustempels zu Olympia für Theseus verwendet und in der gleichzeitigen rotfigurigen Vasenmalerei mehrfach dargestellt von Phidias für sein Bildnis im Amazonenkampfe des Schildes der Parthenos gewählt ist.“

D. Der Ostgiebel.

11. Die Mittelgruppe ein Nachklang der in Delphi unmittelbar vorher errichteten Marathon-Miltiades-Gruppe. Auch hier zog ich in der 1. Fassung S. 26 nur konsequent den letzten Schluß aus einer Gedankenreihe, die schon Hauser im Text zu Furtwängler-Reichhold II, 248 bzw. 312 bis zum vorletzten Glied durchdacht hatte. Freilich hatte sich mir primär aus der Anschauung, bzw. Ahnung der beiden Denkmäler die Erkenntnis ihrer formal-künstlerischen Verwandtschaft ergeben: die fünf aufrecht nebeneinanderstehenden Mittelfiguren paßten nicht in eine Giebelmitte; sie sind von einer auf einer Basis frei aufgestellten Statuenreihe herübergenommen, deren es damals, vorher und später in der griechischen Kunst viele gab; aber kurz vorher (471—468) hatte Phidias eben seine 13-Figurenreihe für Delphi geschaffen. Der beim Zeustempel einzig mögliche Schluß lag nahe genug, besonders wenn sich für einzelne Figuren der Giebelmitte Vergleiche machen ließen, die zu dem gleichen Ergebnis führten.

12. Der Zeus des Giebels mit einem Blitz zu ergänzen. Da

kam gerade damals durch Studniczka die Erkenntnis uns zu, daß in der Linken des Gottes statt eines Szepters, das der Länge nach keinen Platz gehabt hätte, ein kurzes Attribut, eben ein Blitz zu ergänzen sei. Zeusfiguren mit je einem Blitz in jeder Hand gab es mehrere; vgl. nur Pausanias V 22, 1 und V 24, 9. Aber ein Zeus ohne Blitz, wie ihn Phidias im Innern des Tempels gewiß absichtlich friedvoll darstellen wollte, das bedurfte einer inhaltlichen Ergänzung, die wohl am leichtesten zu verstehen ist, wenn sie der gleiche Meister selbst innerhalb des gleichen großen Gesamtkunstwerkes brachte.

13. Stilistisch ähnliche Haarbehandlung am Kopf des greisen Sehers und bei der Goldelfenbeinfigur des Zeus. Wir haben schon oben (Punkt 9) gesehen, daß der alte knabenraubende Kentaur die gleich durchgeführte Haarstilisierung erkennen lasse, wie die Münzen mit dem Zeuskopf. Auch beim Haar des Sehers sieht man die gleiche Stilisierung: längere Wellenlinien mit aufgerollten Enden. So wurden von den Zeichnern der Zeusmünze wenigstens die Reste verstanden (am leichtesten bei Helbig, Führer durch die Sammlungen klassischer Altertümer in Rom I³, S. 190, Zeus v. Otricoli, zugänglich). Und gleich ergibt sich eine weitere Beobachtung, die alle drei Köpfe in ihrer feinen Differenzierung nur noch enger aneinanderschließt: das Haar des Zeus schlicht gewellt, aber lang herabwallend, göttlich; das Haar des alten Sehers schlicht gewellt, nur bis zum Halsende reichend, königlich; das Haar des Kentauren schlicht gewellt, aber zum Teil viel kürzer, so im hohen Stil genügend deutlich den wilden Waldmenschen charakterisierend.

14. Stilistische Verwandtschaft des Kopfes des Sehers mit den neu von Eichler erkannten Köpfen des Parthenon-Nordfrieses. Durch seine hohe Schädelswölbung und seine hohen Brauenbogen, auch durch die Bildung des Mundes ist der Kopf des Sehers aber auch aufs engste mit den gleich durchgebildeten alten Männerköpfen auf dem zweiten Wiener Parthenon-Fragment verwandt. Fast 20 Jahre liegen hier vielleicht wieder zwischen beiden Werken, und doch bemerkte ein Handwerker, dessen scharfes Auge für Formen der Natur und Kunst ich oft wahrzunehmen Gelegenheit hatte, als er ohne jede Vorkennntnis der beiden Werke die drei Köpfe nebeneinander überblickte, nach kurzem Erwägen spontan: „Man möchte bereits meinen, daß sie von dem gleichen Meister sind.“ — Und noch ein neuer Zusammenhang zwischen einer der Ostgiebelfiguren mit einer Figur am Parthenon:

15. Die Hippiodameia des Zeustempels ähnlich der Frauengestalt der XIX. Süd-Metope links. Ließ uns oben Punkt 5 die Relieffigur der Augias-Athene die Parthenos vorausahnen, so erinnert uns

hier die Relieffigur der Süd-Metope an die überlebensgroße Rundfigur des Giebels; die gleiche Bewegung der rechten Hand zum Herzen, um in der Sprache der bildenden Kunst die innere Erregung zu zeigen; das gleiche Motiv der linken, im Ellbogen auf die rechte aufgestützten Hand.

So stehen diese Punkte nun nach vier Jahren noch unberührt da; vermehrt vielmehr, erweitert und vertieft. Und die allgemeine Stellungnahme zu diesen Fragen? Der ganze Parthenonskulpturenkomplex wird heute nach den neuesten Studien von Praschniker, Rodenwaldt (Jb. 1926, S. 199 mit Anm. 3) und Rumpf (Jb. 1925, S. 29ff.) wieder immer mehr, sogar mit den Giebeln als Entwurf und vielfach Werk des Phidias empfunden. Curtius wollte dies durch den Hinweis auf Hildebrand als technisch undurchführbar bezeichnen, welchen Einwand jedoch Johansen als unberechtigt zurückwies. Nur Löwy, der in seiner griechischen Plastik früher den Einheitsgedanken ebenfalls vertrat, gab ihn erst kürzlich seinem Polygnot zuliebe auf. Man könnte hier, wo es sich zunächst nur um die manuelle Durchführbarkeit handelt, auf Schwanthaler hinweisen, der in seinem kurzen, noch dazu von Krankheit beeinträchtigten Leben (1802—1848) der Masse nach fast mehr schuf als Phidias, dessen Wirken unter viel günstigeren Umständen wir ja nun fast über 40 Jahre von 471 bis 432 überblicken.

Und wodurch hätte sich nun Phidias auf diese ganz gigantische letzte Leistung vorbereitet, die eine kolossale Goldelfenbeinstatue und so viele Marmorbildwerke im architektonischen Rahmen umfaßt? Nur durch die Erschaffung des Zeus? Woher hätte er die Übung für das Entwerfen und Leiten der Marmorplastiken erworben?

Zwangsläufig muß die Forschung bei ganz unvoreingenommenem Fortgang dahin kommen, daß sie auch erkennt: neben der Arbeit an dem Goldelfenbeinkoloß des Zeus, der etwa 463—448 entstand, in der Zeit, die zwischen der Fertigstellung der Marathon-Miltiades-Gruppe in Delphi (468) und dem Beginn der Arbeiten auf der Akropolis von Athen (447) lag, muß Phidias auch noch anderes geschaffen haben. Dann wird man den einen Meister, den sowohl Rodenwaldt (Jb., 1926, S. 235ff.) als auch Buschor (A. M. LI, 1926, S. 169) hier am Werke ahnen, nicht mehr aus dem jonischen Osten herleiten müssen. Sein „athenisches Erlebnis“ wird mit seiner Heimat sich vereinen und ruhig wird sich das Bild des größten Meisters zeichnen lassen, der sich freilich in ganz genialer Weise über alle Mitstrebenden hoch erhob bis in fast einsame Höhen der Kunst.

Archäologisch-Philologisches.

1. Plutarch über Phidias.

„Wir haben in den letzten Jahren eine starke Reaktion erlebt auf den Radikalismus jener Chorizonten, welche den Parthenon von Pheidias entfernten und seinen Anteil, abgesehen von der Parthenos, kaum mehr faßbar erscheinen ließen, so daß die so charakteristischen Worte Plutarchs über Pheidias: *πάντα διεΐπε καὶ πάντων ἐπίσκοπος ἦν αὐτῷ Φειδίας . . .*, *πάντα δ' ἦν σχεδὸν ἐπ' αὐτῷ* (Perikles cap. 13) zur Farce wurden. Nachdem Frickenhaus mit kühner Hand eine Bresche geschlagen hatte, mehrt sich heute immer stärker die Zahl derjenigen, welche wieder zu der Annahme zurückkehren, Pheidias sei der Urheber des plastischen Schmuckes des Parthenon gewesen.“ So lesen wir in der jüngst erschienenen, äußerst verdienstvollen Untersuchung über die Nord- und Ostmetopen des Parthenon, mit einer großen Zahl von Verweisen auf übereinstimmende Äußerungen anderer¹⁾. Ja, von manchen werden die Parthenonskulpturen geradezu als die sicherste Grundlage für unsere Erkenntnis von der Kunst des Meisters angesehen. Ich glaube, daß für eine solche Auffassung in der Aussage Plutarchs, wenn man auf ihren Zusammenhang eingeht, eine Grundlage nicht gegeben ist.

Daß an der erstangeführten Stelle *πάντων ἐπίσκοπος* sich wesentlich auf Arbeiten anderer beziehe, bedarf kaum der Erörterung. Aufsicht des Meisters über die Ausführung seiner eigenen Entwürfe würde Plutarch als selbstverständlich schwerlich hervorheben, und daß nicht eine solche Aufsicht gemeint ist, die der Künstler im eigenen Interesse vornimmt, besagt überdies das *αὐτῷ* (*Περικλεῖ*). Die in Rede stehende Auffassung stützt sich offenbar auf das *πάντα διεΐπε*, eine freilich etwas abgegriffene Redensart, deren sonstiger Gebrauch eher an praktisches Anordnen und Leiten als an künstlerisches Schaffen denken läßt²⁾. Jedesfalls erfährt sie hier eine einschränkende Erläuterung durch das unmittelbar anschließende *καίτοι μεγάλους ἀρχιτέκτονας ἐχόντων καὶ τεχνίτας τῶν ἔργων*. Daß der Bildhauer Phidias³⁾

¹⁾ Praschniker, Parthenonstudien 246 f., dazu Verweise a. O., Anm. 2. Seither noch Lippold, Gnomon IV (1928), 426 und Koch, DLZ. L (1929), 769.

²⁾ Hesych. und Suidas s. v. *διέπει*, u. a. (s. Lexika). Für uns besonders lehrreich Herodot III 53 *οὐκέτι δυνατὸς τὰ πρῆγματα ἐποῶν τε καὶ διέπειν* (von Periander).

³⁾ Hiezu s. folgende Anmerkung.

an so ausgedehnten architektonischen Schöpfungen anders als höchstens mit Anregungen und Ratschlägen beteiligt gewesen sei und daß die „großen Architekten“ sich den Entwürfen eines Außenstehenden untergeordnet hätten, darf billig bezweifelt werden. Für Iktinos und den Parthenon lehnt Noack eine solche Einflußnahme des Phidias nachdrücklich ab⁴⁾. Neben den *ἀρχιτέκτονες* nennt Plutarch freilich auch *τεχνῖται*, auf welche das Epitheton *μεγάλοι* offenbar mitzubeziehen ist; denn daß an den Werken auch gewöhnliche Handwerker beschäftigt waren, wird man Plutarch doch nicht eigens hervorheben lassen. Soll das Wort, dessen Gebrauch ja ein sehr weiter ist, sich hier auf den nicht-architektonischen, also bildnerischen Teil der Werke beziehen, so wäre damit ausgesprochen, daß für diesen — und der Parthenon käme dabei in erster Linie in Betracht — Plutarch andere Künstler als Phidias im Auge hat. Man kann aber, und vielleicht wahrscheinlicher, solche Mitarbeiter höheren Ranges verstehen, denen die bauliche Ausführung nach den Entwürfen der erfindenden Architekten oblag und die durch das *μεγάλοι* als tüchtige Kräfte mitbezeichnet werden sollten. In diesem Falle sagt der Satz über das Bildhauerische überhaupt nichts aus.

Es folgt die Aufzählung der *ἔργα*, zunächst der Bauwerke, mit nur beim Odeion unterlassener Nennung der Künstler. Also Parthenon, Telesterion in Eleusis, lange Mauer, Odeion, Propyläen. Und am Ende dieser mit *Καλλικράτης εἰργάζετο καὶ Ἰκτίνος* begonnenen Reihe als gleichartig, aber durch die abschließende Stelle und das *δέ* betont: *Ὁ δὲ Φειδίας εἰργάζετο μὲν τῆς θεοῦ τὸ χρυσοῦν ἔδος καὶ τοῦτον δημιουργὸς ἐν τῇ στήλῃ εἶναι γέγραπται*. Also als persönliches Werk des Phidias nur dieses eine angeführt, und für dieses Berufung auf eine Urkunde. Hätte Plutarch, dem es doch um möglichste Heraushebung des Phidias zu tun ist und der im Vorangehenden von einer Abschweifungen keineswegs scheuenden Ausführlichkeit ist, sich auf die Goldelfenbeinstatue beschränken können, wenn er von Phidias auch als Urheber des Bildschmuckes des Tempels gewußt hätte? Und wie verträge sich diese Beschränkung mit dem vorausgegangenen *πάντα διεῖπε*, wenn dieses im Sinne schöpferischer Betätigung gemeint wäre?

Aber der Gedanke Plutarchs wird noch deutlicher durch die syntaktische Verbindung dieses Satzgliedes mit dem folgenden: *πάντα δ' ἦν σχεδὸν ἐπ' αὐτῷ καὶ πᾶσιν, ὡς εἰρήκαμεν, ἐπεστάται τοῖς*

⁴⁾ Noack, Eleusis 174 f., der auch auf die Bezeichnung *Φειδίας ὁ πλάστης* bei Plutarch weiter unten (Perikles 31) verweist.

τεχνίταις, διὰ φιλίαν Περικλέους. Scharf wird durch das *μέν* die im Vorangehenden mit *εἰργάζετο* und dann noch einmal mit *δημιουργός* bezeichnete Tätigkeit dem in den folgenden Worten Ausgesagten entgegengesetzt: „gearbeitet hat Phidias die goldene Statue, doch lag nahezu alles auf seinen Schultern und er stand allen Künstlern vor“ — das *πάντα ἦν ἐπ' αὐτῷ*, wenn von künstlerischer Arbeit gemeint, ein nicht minder seltsames Umgehen präzisen Ausdrucks wie vorhin das *διεῖπε*. Die beiden Stellen sagen, wie Plutarch selbst verstanden wissen will (*ὡς εἰρήκαμεν*), das Gleiche. Nur daß *διὰ φιλίαν Περικλέους* noch deutlicher als oben das *αὐτῷ* den nichtoffiziellen Charakter dieser anderen Tätigkeit des Phidias und damit abermals erkennen läßt, daß sie nicht in eigenen Entwürfen bestand. Denn tatsächlich ausgeführte Entwürfe von solchem Umfange setzen die offizielle Betrauung des Künstlers voraus, der gegenüber die Freundschaft mit dem leitenden Staatsmann, auch wenn sie zur Erteilung des Auftrages verhalf, unwesentlich wird. Andererseits würde die letztbesprochene Stelle nach dem früher über die *τεχνίται* Bemerkten gestatten, von der Phidias zugeschriebenen Oberaufsicht oder Oberleitung die erfindenden Architekten auszunehmen.

Den Worten Plutarchs läßt sich also nicht nur nicht entnehmen, daß er Phidias als Urheber der Parthenonskulpturen ansah, sondern sie schließen eine solche Meinung des Schriftstellers — des einzigen als Gewährsmann in Betracht kommenden — meines Erachtens aus. Von Trennung von etwas überliefertem Zusammengehörigem kann nicht die Rede sein, denn eine solche Überlieferung ist nicht vorhanden. Wieweit sich Einheit des Schöpfers von Statue und Tempelskulpturen durch die erhaltenen Werke selbst begründen läßt, wieweit letztere unter sich Einheit des Gedankens bezeugen und dies Gedanke des Phidias ist, soll an dieser Stelle nicht erörtert werden.



2. Ein Motiv bei Aristophanes.

Lysistrate Vers 155 f. sagt Lampito:

ὁ γῶν Μενέλαος τὰς Ἑλένας τὰ μᾶλα πα
 γυμνᾶς παρανιδῶν¹⁾ ἐξέβαλ', οἴῳ, τὸ ξίφος.

In einem vor Jahren veröffentlichten Aufsatz²⁾ suchte ich die in der vorausgehenden Überlieferung nicht nachweisbare Fassung des Vorganges als durch ein Bildwerk eingegeben zu erklären. Auf einem Vasenbilde³⁾, dessen Abhängigkeit von einer in Athen befindlichen größeren Schöpfung aus der Wiederkehr der hauptsächlichen Züge auf zwei nebeneinanderstehenden Metopen des Parthenon, wie übrigens auf einer Anzahl anderer attischer Vasenbilder gefolgert werden darf, sehen wir den Augenblick dargestellt, in welchem dem Helena verfolgenden Menelaos das Schwert entsinkt. Daß die Entwaffnung durch den Zauber von Helenas Schönheit bewirkt wird, hat der Schöpfer dieses Bildes durch das Dazwischentreten Aphrodites mit dem kleinen Eros meisterhaft ausgedrückt: der auf der Seite offene ungegürtete Peplos Helenas entstammt, wie das gelöste Haar, der Hast, in der die Aufgeschreckte sich das Kleid umwarf. Aber der athenische Volkswitz habe das — offenbar einem öffentlichen Gebäude angehörige — Bild so ausgelegt, wie es Aristophanes und übereinstimmend Euripides⁴⁾ ausdrücken.

Gegen diese Auffassung, die von der Erklärung des *παρορᾶν* als „von der Seite sehen“ ausging, hat sich vor nicht langem Buschor ausgesprochen⁵⁾. Soweit seine Einwendungen die Zurückführung des Originalgemäldes auf Polygnot betreffen, soll hier nicht auf sie eingegangen werden, wo es mir nur um die Aristophanesstelle zu tun ist. Buschor übersetzt sie so: „als Menelaos' Blick auf den Busen der Helena abirrte, hat er das Schwert weggeworfen“. Offenbar hält sich Buschor hiebei an die andere Bedeutung von *παρορᾶν*: „übersehen“. Aber da *μᾶλα* Objekt zu dem Partizip ist, so würde bei dieser Bedeutung die Stelle das Gegenteil dessen sagen, was Buschor annimmt, nämlich daß der Blick des Menelaos über den Busen Helenas hinweg-

¹⁾ Als die richtige Schreibung betont von Wilamowitz, Aristophanes Lysistrate 132.

²⁾ Wien. Stud. XXXIV (1912, Gomperz-Heft), 282 ff. Auf die Darlegung möchte ich Nachprüfende verweisen.

³⁾ Unsere Abbildung S. 58, Literatur bei Buschor (s. Anm. 5).

⁴⁾ Andromache 627 ff.

⁵⁾ In Furtwängler-Reichhold-Buschor, Griech. Vasenmalerei III 307 ff. zu Taf. 170, 1; besonders 309. Buschor schließt sich Praschniker a. O. 243 f. an.

ging, ihn also nicht traf. Und in jedem Falle: wie ist der Hergang zu denken, bei dem nur durch „Abirren“ des Blickes Menelaos den Busen Helenas sehen konnte? Hatte Menelaos Helena schon erreicht und gefaßt, wie es Buschor sich, wesentlich nach der vereinzelt Darstellung eines späteren Vasenbildes⁶⁾, vorstellen möchte, dann gab es für sein Schwert und seinen Blick kein eigentliches Ziel als die Brust der Verfolgten. Und floh Helena vor Menelaos her, dann konnte dieser ihres Busens nur angesichtig werden, wenn die beiden so zueinander standen, wie unser Vasenbild es zeigt. Der Plural *μάλα* ist eine im Munde der Sprecherin wohl gestattete Verallgemeinerung. Und wenn auf der Metope beide Brüste, nach Buschor, verhüllt sind⁷⁾, so wäre das einer der Züge mehr, in denen die größere Treue auf Seite des Vasenbildes ist⁸⁾.

In dem erwähnten Aufsätze hatte ich auch auf die parallele Bedeutung von *παραβλέπειν* und dafür auf einige Stellen hingewiesen, darunter drei des Aristophanes selber. Eine davon darf ich ausschreiben. Frösche 409 ff. singt der Chor:

*καὶ γὰρ παραβλέψας τι μειρακίσκης
νῦν δὴ κατεῖδον, καὶ μάλ' ἐπροσώπων,
συμπαιστρίας χιτωνίου
παραραγέντος τιθλοῦ προκόψαν.*

Schwerlich läßt sich ein besserer Kommentar zu der Stelle der Lysistrate denken, als diese Verse: es ist dasselbe Bild, durch das *προκόψαν* noch deutlicher ausgesprochen (und man beachte auch die zweimalige Verwendung von *παρα* in den Verben). Nicht leicht aber auch eine bessere Illustration als das Vasenbild, wenn man von der verschiedenen Kleidung absieht. Der seitlich offene Peplos hätte der athenischen Wirklichkeit jener Zeit nicht entsprochen; er wurde durch den Chiton ersetzt. Aber ist bei diesem ein Riß an der Seite so selbstverständlich? Den hat Aristophanes eingeführt, das Bild zu begründen. Die von jenem Gemälde und seiner volkstümlichen Auslegung empfangene Anregung hat über die Lysistrate hinaus noch in die sechs Jahre spätere Komödie nachgewirkt.

Wien.

EMANUEL LÖWY.

⁶⁾ Schaal, Griech. Vasen aus Frankfurter Sammlungen, Taf. 52 f.; Buschor 309 f.

⁷⁾ a. O. 309. Die Beschreibung Praschnikers (S. 20) läßt den Peplos „auf der rechten Seite bis auf die Hüfte herab offen“ sein; siehe auch seine Zeichnung, S. 18, Abb. 11.

⁸⁾ Polygnot 29; vgl. Studniczka bei Dümmler, Jahrb. d. Inst. II (1887), 178 (Dümmler, Kl. Schr. III 333).

Der Schluß des Plautinischen Epidicus.

Dziatzkos Hypothese, Rhein. Mus. LV (1900), 104ff., wonach Plautus den Schluß des griechischen Originals seines Epidicus, das mit der Heirat des Stratippocles und seiner Halbschwester Telestis endete, geändert haben soll, weil eine solche Ehe zwar nach attischem Rechte statthaft, nach römischer Anschauung aber unerlaubt war, hat vielfach Beifall¹⁾, kürzlich aber bei Ed. Fraenkel, Plautinisches im Plautus 313ff. energischen Widerspruch gefunden. Es ist nach ihm nicht anzunehmen, daß Plautus die Handlung wirklich vorwärts führende Dialogteile aus verschiedenen Dramen entnommen und zu einem neuen einheitlichen Dialoge verflochten oder Elemente einer Haupthandlung selbständig erdacht habe. Eine solche Arbeitsweise des Plautus sei mit unseren Vorstellungen von ihm unvereinbar. Fraenkels Ausführungen stimmt unbedingt zu Köhler, Jahresber. üb. d. Fortsch. d. klass. Altertumswiss., Bd. 217, Jg. LIV (1928), 63; auch Sonnenburg, RE s. v. Maccius Sp. 106 findet seine Ablehnung von Dziatzkos Hypothese „trotz mancher bedenklichen Einzelheiten durchaus glaublich“. Mir will es scheinen, daß Fraenkel in seinem bedeutenden Werke zwar einige Beweisgründe Dziatzkos als unhaltbar erwiesen hat, über andere sehr ins Gewicht fallende aber hinweggegangen ist, so daß eine Überprüfung der Frage angezeigt sein dürfte. Ich gehe dabei naturgemäß von Fraenkels Einwendungen aus.

Unbedingt richtig ist zunächst die Voraussetzung, daß jede Rekonstruktion des *Γεωργός* des Menander, von der Dziatzko ausgegangen war, auszuschneiden ist, da dies eine viel zu unsichere Grundlage bietet. Überzeugend dargelegt ist ferner, daß Dziatzkos auf die Zuweisung der Anfangsworte des auf die Lücke der Hss

¹⁾ Schanz, Gesch. d. röm. Lit. I² 80; Legrand, Daos 55; Fredershausen, Hermes XLVII (1912), 204; Leo, Plaut. Forsch. ² 198, Anm. 2, Gesch. d. röm. Lit. 132f.; Kunst, Stud. z. griech.-röm. Komödie 168.

folgenden Verses 189 *continuo ut maritus fiat* an Periphanes, des Restes aber an Apoecides gegründete Annahme eines vorgefaßten und festgehaltenen Planes zur Verheiratung des Stratippocles mit seiner Halbschwester nicht zu Recht besteht. Weiter kann ich aber Fraenkel nicht vorbehaltlos folgen; im einzelnen ist vieles treffend bemerkt, zur Widerlegung der Hauptsache reicht es nicht hin.

Wenn er der Behauptung, die Liebe des Stratippocles zu Telestis sitze zu tief, als daß es wahrscheinlich sei, er werde sich mit der ihm jetzt gleichgültigen Zitherspielerin abfinden lassen (V. 653), mit dem Einwand begegnet, hier verfälsche modernes sentimentales Empfinden das Urteil über die Absichten des alten Dichters (S. 317), so ist die grundsätzliche Ausschaltung modernen Gefühls bei der Wägung dieses Argumentes nur zu billigen, falsche Einstellung führt zu falschen Urteilen. Das wenig freundliche Geschick des Jünglings an sich darf uns nicht beirren. Doch ich meine, auch rein verstandesmäßig betrachtet, wird die Sache nicht besser. Der Dichter darf uns nicht das Unwahrscheinliche einreden wollen; es ist aber unwahrscheinlich und wird es allezeit bleiben, daß ein wirklich und aufrichtig Liebender auf den Gegenstand seiner Neigung Verzicht leistet, wenn es nicht sein muß. Was Fraenkel zum Vergleich heranzieht, deckt sich nicht mit dem Fall im Epidicus. Im Trinummus (V. 1181 ff.) erklärt sich der junge Tunichtgut Lesbonicus zerknirscht dazu bereit, die Tochter des Callicles zur Frau zu nehmen; denn nur unter dieser Bedingung erhält er die Verzeihung seines erzürnten Vaters; aber sein Herz ist frei, nur im Verzicht auf sein ungebundenes Junggesellenleben besteht das Opfer. Auch im Hautontimorumenos gibt Clitipho das kostspielige Verhältnis mit Bacchis auf, um den Vater zu versöhnen; doch ist es ihm gleichfalls vor allem um seine Freiheit zu tun, und da es denn sein muß, wählt er wenigstens eine Frau, die ihm paßt (V. 1064 f.). Menanders Perikeiromene schließlich ist nur scheinbar eine schlagende Parallele. Der „ganz rasend“ in Glykera verliebte Moschion wird „dennoch gegen Schluß des Stückes (448) ganz rasch mit einer bis dahin überhaupt nicht erwähnten Braut abgefunden“ (S. 317 f.). Gewiß, aber Glykera ist Moschions leibliche Schwester, beide sind Kinder desselben Elternpaares, eine Heirat ist daher ausgeschlossen. Moschion muß verzichten, sein schmerzlicher Ausruf V. 347 f., der dem des Stratippocles V. 652 so ähnlich ist, ist durch die Sachlage vollkommen gerechtfertigt. Wir verstehen auch, daß er die von *seinem* Vater für ihn gewählte Frau heiraten wird, da ihm Glykera

unerreichbar geworden ist, es wird eine Konvenienzehe werden wie so manche andere. Im Epidicus liegt jedoch der Fall ganz anders. Hier handelt es sich um eine Halbschwester, die Heirat ist nach attischem Recht möglich, ein Verzicht nicht geboten. Allerdings hat man den Eindruck, daß Stratippocles nach der Eröffnung des Epidicus seine Hoffnungen begräbt, doch weiß er ja noch nicht, daß Telestis bloß seine Halbschwester ist. Das Nähere will ihm Epidicus später bei Gelegenheit mitteilen (V. 656). Dann wird er erfahren, daß die Geliebte nicht auch das Kind seiner Mutter ist, daß die Ehe mit ihr nicht außer Bereich der Möglichkeit liegt. Wird er dann auch noch auf sie Verzicht leisten und sich mit der ihm gleichgültigen Zitherspielerin abfinden lassen? Treffend bemerkt Dziatzko (S. 104f.), daß am Ausgang des Lustspiels nicht gesagt werde, wie Periphanes über seine beiden Kinder und die Acropolis zu verfügen gedenke, daß schwerlich anzunehmen sei, es sei im griechischen Original die Zukunft des Stratippocles ohne Einholung der Einwilligung des Vaters vom Machtspruch eines Sklaven abhängig gemacht worden. Fraenkels Behauptung, gerade die beiläufige Art, in der die Mitteilung an Stratippocles durch Epidicus erfolge, sei charakteristisch und dem Original nicht abzusprechen, leuchtet nicht ohne weiteres ein, zum mindesten ist ein gleichlaufender Fall nicht nachweisbar. Man fragt sich unwillkürlich, ob man es nicht mit einem momentanen, nicht weiter ernst zu nehmenden Einfall des Sklaven zu tun hat, dem die Möglichkeit einer Verbindung der Liebenden nicht bekannt ist. Der Dichter jedenfalls muß darum wissen und sein Publikum nicht minder. Der Vorschlag des Sklaven, wenn er als Lösung angesehen werden soll, dem Original zuzusprechen, bereitet also ernstliche Schwierigkeiten.

Aber noch mehr. Wie steht es unter dieser Voraussetzung mit Periphanes und Philippa? Fraenkel sagt, die bevorstehende Heirat der beiden hätte zum Schluß mindestens erwähnt werden müssen (S. 319). Er nimmt also an, der zwar etwas beschränkte, aber grundehrliche und anständige Periphanes, der schon bisher das Philippa zugefügte Unrecht nach Tunlichkeit gutgemacht hatte, werde es nunmehr durch die Heirat mit ihr vollends sühnen, und hat damit zweifellos recht. Der Alte trug sich ja nach dem Tode seiner Frau (V. 174) schon lange mit diesem Gedanken, nur die Rücksicht auf seinen Sohn hielt von dessen Verwirklichung ab (V. 173); eben darum ging er auf den von Apocides angeregten, von Epidicus dann als eigener Einfall vorgeschlagenen Ausweg (V. 190, 267) so

schnell ein, Stratippocles zu verheiraten, ihn so aus dem Hause zu schaffen und die Bahn für sich frei zu machen. Vorbedingung war dabei, daß der Sohn die Liebschaft aufgab, die Epidicus so meisterlich als Hebel für die Durchführung seiner Pläne benutzt. Wenn sich nun aber Stratippocles mit der Zitherspielerin, die sein leichtentzündbares Herz früher entflammt hatte, wirklich trösten wollte, liegen dann die Dinge am Schluß des Stückes anders als am Anfang? Ist irgendein Fortschritt zu verzeichnen? Offenbar nicht. Stratippocles bleibt im Hause, die Bedenken des Periphanes bleiben bestehen, die erwartete Heirat mit Philippa kommt nicht zustande. Außerdem würde das Verhältnis mit Acropolistis, nun ein doppeltes Ehehindernis, vom Alten zum mindesten geduldet; die Väter der Komödie pflegen aber Liebschaften der Söhne nicht gut zu heißen, schon gar nicht, wenn sie ihren eigenen Interessen widerstreiten. Im Epidicus ist logischerweise nicht anzunehmen, daß sich Periphanes mit einer Liaison seines Sohnes jetzt mehr einverstanden erklären sollte als früher (V. 191 f., 246, 253). Wenn er unter Hinweis auf seine eigene Jugend das Verhalten des Jünglings zu verstehen und zu entschuldigen versichert (V. 382 ff., 431 ff.), so ist dies kein Widerspruch mit seinen Ansichten; diese plötzliche und unerwartete Anwendung von Duldung und Verständnis für Jugendsünden überkommt ihn nur für den Augenblick in seiner Freude und Zuversicht, dank Epidicus den unbequemen Sohn durch eine Heirat aus dem Wege zu schaffen und so die Verbindung mit Philippa möglich zu machen. In dieser Stimmung will er gern verzeihen, aber auch nur in dieser Stimmung und unter jener Voraussetzung. Es liegt somit eine doppelte Schwierigkeit vor: weder steht zu erwarten, daß Stratippocles von Telestis lassen werde, wenn er erfährt, daß sich der Verbindung mit ihr kein unüberwindliches Hindernis entgegenstellt, noch ist anzunehmen, daß Periphanes das früher mißbilligte Verhältnis seines Sohnes mit einer Zitherspielerin billigen werde, das nach wie vor seinen eigenen Eheabsichten im Wege steht. Wohl beugt sich in der Komödie der Sohn dem Willen des Vaters, wenn er nicht anders kann, weil die Gefahr der Enterbung droht, dann ist aber die Lage stets anders geartet als im Epidicus. Der Fall, daß ein Vater dem Sohn ein Mädchen zuwies, aus dem sich dieser nichts macht, dafür aber eine Neigungsehe verhinderte, die zugleich seinen Zwecken dient, wäre außer im Epidicus nicht nachweisbar. Es ist wirklich nicht einzusehen, worauf schon Dziatzko hinweist, *warum ein griechischer Komödiendichter, der doch alle Möglichkeiten*

auszunutzen pflegt, sein Stück so unbefriedigend sollte enden lassen, wenn es ohne Verletzung der Gefühle und Anschauungen seines Publikums anders enden konnte. Es ist vollkommen richtig, daß es der neuen Komödie nicht darauf ankommt, wie es heute in Lustspiel und Posse Regel ist, „am Schluß alle Hauptpersonen gleichmäßig zu beglücken“ (Fraenkel 318), aber eine halbwegs befriedigende und durch die Umstände gegebene Lösung forderte auch das antike Publikum. Diese Lösung bestand im vorliegenden Falle in der Heirat der Halbgeschwister, in Athen war sie angängig, in Rom nicht und daher anstößig. Sonnenburg a. a. O. meint, es fehle an ausreichenden Beweisen, solche Empfindlichkeit des römischen Publikums glaubhaft zu machen, auch Men. V. 7—9 (*atque hoc poetae faciunt in comoediis: omnis res gestas esse Athenis autumant, quo illud vobis Graecum videatur magis*) spreche dagegen. Doch steht es außer Frage, daß die Heirat zwischen Halbgeschwistern dem römischen Rechte widersprach und den Anschauungen des Publikums zuwiderlief, auch dann zuwiderlaufen mußte, wenn sie in Athen erfolgte und die Zuschauer sich dorthin versetzen sollten. Es läßt sich allerdings nicht beweisen, daß das sittliche Empfinden der Römer auch unter dieser Voraussetzung den Erfolg eines Stückes gefährden mußte, man würde aber vollkommen begreifen, daß ein römischer Dichter es nicht auf die Probe ankommen lassen wollte und darum den Ausgang des Originals änderte. Im Epidicus freilich wäre dies durch Zerhauen, nicht durch Lösen des Knotens geschehen.

Soll man aber eine so unbefriedigende Lösung dem griechischen Original zutrauen, bei dem doch einer befriedigenden keine Bedenken im Wege standen? Fraenkel glaubt, Dziatzkos Hypothese den Todesstoß versetzen zu können „durch eine sorgfältige Würdigung der Szene, in der Stratippocles erfährt, daß Telestis seine Schwester ist“ (S. 316). Er erhebt es zu größter innerer Wahrscheinlichkeit, daß diese alle Vorzüge des attischen Dialogs mit unverkennbarer Treue bewahrende Stelle von Plautus nicht erfunden sein könne, der Schluß des Originals daher von ihm nicht geändert worden sei. Aber wenn auch diese packende Szene dem Original angehört, wie mir Fraenkels feine Analyse bewiesen zu haben scheint, für den Ausgang des griechischen Stückes beweist sie noch nichts. Sie bringt ja nicht die endgültige Aufklärung, sie verschleiert sie nur und verzögert sie; die Aufhellung des Sachverhaltes, die Erkenntnis, daß Stratippocles und Telestis nur Halbgeschwister sind, steht für den Jüngling, der sich

mit der Zitherspielerin trösten soll, noch aus. Bei Plautus wird sie einer unbestimmten Zukunft vorbehalten — sehr begreiflich, wenn der Epidicus so enden soll, wie er endet —, der griechische Dichter aber hatte keinen ersichtlichen Grund, die Dinge nicht schon auf der Bühne vollständig aufzuhellen und so die erwartete, allein befriedigende Lösung zu ermöglichen. Das hat Dziatzko so einleuchtend dargetan, daß es genügt, einfach darauf hinzuweisen. Auch was er (S. 106f.) über die von Epidicus dem Stratippocles zugedachte Zitherspielerin sagt, scheint mir zutreffend. Sie sollte ursprünglich dem sich für sie interessierenden Miles (V. 153ff.) mit Gewinn weiterverkauft werden, ein Geschäft, das nicht zustande kam, weil Periphanes das vom Miles gesuchte Mädchen noch für seine Tochter hielt. Das Verkaufsmotiv wird dann überhaupt fallen gelassen, obwohl sich herausstellt, daß nicht jenes Mädchen, sondern Telestis die Tochter des Periphanes ist, der Verkauf daher möglich erscheint. Allerdings nur scheint; denn nach V. 504ff. ist Acropolistis im Namen des Käufers Stratippocles freigelassen worden, wovon vorher (V. 46ff., 90, 130f.) nichts verlautet. Dieser Widerspruch weist auf eine andere Lösung der Verwicklungen im griechischen Original hin als im Epidicus.

Endlich legt auch die Kürze des lateinischen Stückes, die nur am Curculio eine Parallele hat, den Gedanken an starke Eingriffe in den Bestand des Originals nahe. Dies wird denn auch von Dziatzko und Fraenkel gleichermaßen angenommen. Um die Rolle des Sklaven auf den ersten Plan zu bringen, wurde die des Periphanes arg beschnitten und zurückgedrängt. Ein Prolog, wie ihn Leo (Plaut. Forsch. ² 198, Anm. 2) voraussetzt — er ist trotz Goetz (*Pracf. Epid.* ² XV) und Kunst (Stud. 169, Anm. 3) nicht unwahrscheinlich —, könnte das Wichtigste aus der Vorgeschichte mitgeteilt haben, würde aber die der Vertiefung des Charakters des Periphanes dienenden Partien bei anderem Ausgang des Epidicus nicht überflüssig gemacht haben. Hier hat sicher Plautus rücksichtslos gekürzt; gewiß, aber der hinter der normalen Länge zurückbleibende Umfang des Epidicus kann daraus allein nicht erklärt werden. Fraenkel meint, „dafür mögen uns unbekannte Gründe, die vielleicht mit den Bedingungen der Aufführung zusammenhängen, maßgebend gewesen sein“ (S. 319). Möglich, aber unleugbar, daß der von Dziatzko vermutete Grund mindestens ebensogut denkbar ist. Damit wäre aber nach diesem neben der Rücksicht, die Plautus auf sein Publikum nahm, auch die Selbständigkeit erwiesen, mit der

er gegebenenfalls der griechischen Vorlage gegenüber verfuhr (S. 110). Gerade diese Selbständigkeit traut Fraenkel Plautus nicht zu und gerade deshalb scheint ihm Dziatzkos Hypothese unhaltbar. Das selbständige Vorgehen wäre natürlich nicht zu leugnen; müßten wir in diesem besonderen Falle unsere Vorstellungen von Plautus als Dichter wirklich erheblich ändern? Man bedenke doch, worin seine Eigenleistung bestehen würde, wenn die Szene, in der Stratippocles hört, daß Telestis seine Schwester ist, dem griechischen Original zuzuweisen ist, wie ich mit Fraenkel glaube. Er konnte der Vorlage bis zu dem Punkte folgen, wo diese den Knoten anders zu lösen begann, als ihm gut schien. Dann brauchte er dem Zuschauer nur zu sagen, was wir V. 653 und 656 als Worte des Epidicus an Stratippocles lesen: *tibi quidem quod ames domi praestost — fidicina* und *cetera haec posterius laxo scibis, ubi erit otium*. Auf die Abfindung mit der Zitherspielerin zu verfallen war nicht eben schwer, die Entlastung der Bühnenhandlung durch Hinweis auf eine später zu gebende genauere Auskunft aber war in der neuen Komödie gewiß nicht selten; wir finden sie in der Cistellaria (V. 779), wo freilich der Ausgang zweifellos ist,¹⁾ während im Epidicus alles im unklaren bleibt und für den denkenden Zuschauer am Schlusse ein Fragezeichen steht. Hat Plautus diesen unbefriedigenden Schluß aus seiner Vorlage übernommen, so trifft diese derselbe Vorwurf, den wir jetzt gegen den römischen Dichter erheben müssen, falls er geändert haben sollte. Hat er es aber, dann hat er seine Sache wahrlich nicht gut gemacht und hat bewiesen, daß er kein dramatischer Dichter war (Fraenkel 320); unsere Vorstellungen von seiner Arbeitsweise würden wir daher nicht grundstürzend umzuwandeln brauchen, er hätte, wohl in einem Einzelfalle, einen nicht eben geglückten Versuch selbständigen Vorgehens gemacht.

Graz.

JOSEF MESK.

¹⁾ Vgl. auch Terenz Andr. 980 f., Phorm. 765.

Iktus und Akzent im lateinischen Sprechvers.

Unter diesem Titel hat kürzlich Ed. Fraenkel ein Buch veröffentlicht, dessen Ergebnis er S. 342 so zusammenfaßt: „Im altlateinischen Sprechvers ist der Iktus an den Wortakzent gebunden¹⁾. Fällt er auf eine andere Silbe als diejenige, die innerhalb des isolierten Wortes den Hauptton tragen würde, so rührt diese Verschiebung nicht von einer Verletzung des Sprachakzentes her, sondern es wirken dabei Momente mit, die in der lebendigen Sprache den Akzent modifizieren können, nämlich syntaktische Zusammenhänge, wozu außer den Bindungen zwischen den einzelnen Gliedern auch das Vorliegen einer Pausastellung gehört, sowie die verschiedenen Möglichkeiten eines okkasionell auf einen Satzteil gelegten Nachdrucks²⁾. Innerhalb dieser Kategorien gibt es für den Dichter die Freiheit der Auswahl. Ikten einzuführen, die kein Korrelat in Akzentverhältnissen der Sprache haben, sind sie nicht in der Lage.“ Obwohl auch ich überzeugt bin, daß man beim römischen Vers überhaupt von keinem „Widerstreit“ reden sollte — ich vertrete diesen Standpunkt seit Jahren in meinen Vorlesungen —, kann ich trotz vieler ganz ausgezeichneten Einzelheiten seinem Wege zu dem obigen Ergebnisse nicht beistimmen, da leider kein Beweis dafür gebracht wird, daß syntaktischer Zusammenhang, Pausastellung und Nachdruck wirklich von der Verwendung im Vers unabhängige, von der gewöhnlichen Betonung abweichende, aber neben ihr existierende Akzentverhältnisse hervorgerufen haben, wobei eine Auseinandersetzung mit den Akzentgesetzen, denen dieses „Korrelat in Akzentverhältnissen der Sprache“ nicht entspricht, jedenfalls notwendig gewesen wäre.

Neben diesem Bedenken allgemeiner Art möchte ich noch folgendes bemerken: 1. Fr. hat sich nur auf die Endiktierungen beschränkt, jedoch die Schlüsse der Senare und troch. Septenare und damit viele Endiktierungen ausgeschieden; dagegen hat er sie durch die meines Erachtens den phonetischen Tatsachen wider-

¹⁾ Ungenau, da ein Wort auch mehrere Ikten tragen kann: *cōntuméliis, rēddidērunt*, ohne daß der Wortakzent verletzt wird. Fraenkel meint Fälle wie *cōnsertá manú*, leider auch *simplici*. Jenes wäre genau bezeichnet worden mit: „steht die Silbe, die innerhalb des isolierten Wortes den Hauptton trüge, in Senkung, so rührt usw.“. Auf dieses paßt seine Fassung überhaupt nicht.

²⁾ Fraenkel bezeichnet das bezügliche (V.) Kapitel mit „Emphasis“; aber die antike *ἐμφασις* (= *significatio*) ist etwas anderes.

sprechende Ablehnung³ des Nebenakzentes auf der Schlußsilbe kretischer oder kretisch auslautender Wörter vermehrt (*simplici* ist keine auffallende Iktierung). 2. Sein Ausgangspunkt, daß vor vier-silbigem oder „quasiviersilbigem“ (wie hätte wohl Plautus dies genannt?) Schlußwort jede Endiktierung „legitim“ sei, ist eine rein subjektive und unbewiesene Vermutung. 3. Der Begriff der Pausastellung ist viel zu weit gefaßt⁴). 4. Fr. hat den Umstand nicht beachtet, daß in der überwiegenden Mehrzahl seiner Beispiele die akzentverschiebende Endiktierung vor iambischem Wort oder Wortanfang steht. 5. Fr. kommt erst S. 343 auf die Freiheit der Auswahl zu sprechen und begnügt sich mit wenigen Beispielen (*salvé* und *sálve, memíní* und *mémíní, bonís . . . suis* und *ócúlos*⁴) . . . *tuos*). Gerade die fortwährende Gegenüberstellung der abweichenden und regelmäßigen Betonung bei allen Kategorien hätte von vornherein deutlich gemacht, daß an die Stelle des *quoad eius fieri posset* durch die angebliche Begründung ein recht bedenkliches *Quoad poetae liberet* aufgestellt worden ist⁵).

³) Fr. steht viel zu sehr im Banne der „logischen“ (s. Wien. Stud. XXII 59ff.) Interpunktion im Deutschen, sonst hätte er gewiß nicht den nur im Deutschen angewendeten Beistrich vor determinierendem Relativsatz oder vor satzschließendem, bzw. im Satz stehendem Vokativ als „einschnittbildend“ im Lateinischen angenommen.

⁴) Ich bezeichne aufgelöste Hebungen mit zwei Akzenten, weil ich fest überzeugt bin, daß sich Akzent und Iktus auf beide Silben gleich verteilt haben. Gleiche Erscheinungen in deutschen Volksliedern oder Liedern, die solchen Charakter tragen, haben mich hierin bestärkt. Sonst kämen unter Umständen Senkungen von der Gestalt $\cup \cup -$ heraus. Ob Klotz mit der Bezeichnung $\cup \cup$ dasselbe gewollt hat, weiß ich nicht.

⁵) Als das eine Beispiel sei hierfür die „Stichprobe“ *leno* (S. 103f.) angeführt. Weil *léno* 74 mal (darunter jedoch 7 mal *lénost*, einmal *lenóst*), 17 mal *lén(o)* vorkommt und nur 20 mal den Iktus nicht auf der ersten Silbe trägt, wobei 8 mal *len(ó)*, wird deduziert: „Die Iktierung *lenó* wird tunlichst vermieden. . . In einem syntaktischen und Tonzusammenhang wie etwa *leno hic habitat vicinus* kommt mithin *lenó* bei Plautus niemals vor.“ Man stelle sich nur vor, was alles Plautus im Kopfe gehabt haben muß, wenn er trotzdem *lenó* verwendete. Und dazu das Vorkommen bei Terenz, den ja Fr. sonst heranzieht. *Avàrus léno* (in einer Aufzählung), *léno ego sum* (mit fürchterlichem Nachdruck, Don. *terribiliter pronuntiantum*), *Vah léno iniqua* (mit besonderem Nachdruck), dagegen *lenó sum fateor, ne parum lenó sies, leno a:di*. Daraus könnte man ebenso deduzieren, daß bei Terenz *lenó* niemals vorkommt. Syntaktischer Zusammenhang, „emphatischer“ Nachdruck haben eben nichts mit der Betonung zu tun, sondern der Wechsel *léno—lenó* ist einerseits in der schwebenden Betonung des spondeischen Wortes,

Gefühlsmäßig stimme ich dem Endergebnis Fraenkels, daß es eigentlich keinen „Widerstreit“ gibt, zu; daß nur *dūlce decūs meūm* mit einem Akzent und nicht *dūlce dēcūs mēum* mit drei Akzenten⁶⁾ von Horaz auch gesprochen wurde, steht mir wie wohl jedem, der sich in seine Gedichte „hineingelebt“ hat, seit langem fest. Aber der Weg⁷⁾ Fraenkels führt nicht zur Bestätigung dieses Gefühls.

andererseits in der Stellung des Wortes in der rhythmischen Phrase, bzw. vor dem iambischen Worte begründet. Noch sonderbarer ist der Fall „*hodie*“. S. 282 heißt es: „Sehr deutlich, dank der Beispiele, tritt die auffallende Iktierung bei *hodie* hervor.“ Folgen 13 Beispiele aus Plautus, 3 aus Terenz und eines aus Titinius für *hodiē*. „Wir wünschen nicht auf sprachgeschichtliche Hypothesen einzugehen, in diesem Falle liegt aber doch die Vermutung äußerst nahe, daß die durch die Versikten wahrscheinlich gemachte Endbetonung (dazu Anm.: „Sie wird in plautinischer Zeit von *hodie* irgendwie nicht mehr allein geherrscht haben.“?) mit der viel behandelten Verkürzung der ersten Silbe zusammenhängt. Jedenfalls dürfte es gut sein, wenn künftige etymologische Bemühungen um *hodie* auch die hier ermittelte (*sic*) Besonderheit berücksichtigen.“ Diese Sicherheit und Überlegenheit veranlaßte mich, den Tatbestand festzustellen: a) Terenz: *hōdie* 30mal, *hodiē* 8mal; 2mal bildet *ho* die 2. Silbe einer aufgelösten Hebung, wobei *e* verschliffen wird, 1mal bildet *hodiē* die Senkung und *e* wird verschliffen. b) Plautus: 268mal *hōdie*, 43mal *hodiē*; 17mal bildet *ho* die 2. Silbe einer aufgelösten Hebung mit gleichzeitiger Verschleifung des *e* und 18mal ist im gleichen Fall *e* betont. Statt der 13 Fälle sind also 61 Fälle für *hodiē* vorhanden, aber was beweisen diese gegen 268 mit der anderen Betonung? Nach der bei *leno* geübten Logik höchstens, daß *hodiē* bei Plautus niemals vorkommt. Tatsächlich hat dies nichts mit der Verkürzung von *ho* zu tun; denn *ho(d)* (das alte Neutrum) und *die* verhält sich zu *de die* oder *interdiu* wie *id-eo* zu *ad-eo* oder *idcirco* zu *quo(d)circa* usw. Es hat also nie eine Verkürzung des *o* stattgefunden. Und die verschiedene Akzentuierung erfolgt, weil *hodie* als anapästisches Wort genau so wie ein daktylisches Wort von dem Römer als ein spondeisches Wort behandelt wird, d. h. einmal ruht der Ton auf den beiden ersten Silben, das andermal auf der zweiten, wie es seine Stellung im Rhythmus des Sprechtaktes erfordert, den der Dichter gerade braucht. (Quintil. Inst. or. IX 4, 115: *Ante enim carmen ortum est quam observatio carminis.*) Wo bleibt aber die Berechtigung, sogar mit Unterdrückung des eigenen Wunsches den etymologischen Bemühungen (man fühlt die Ironie über ihre bisherige Fruchtlosigkeit) die „ermittelten Besonderheiten“ zur Berücksichtigung zu empfehlen? Ich empfehle jedem Leser, überall nachzuprüfen.

⁶⁾ Nie hätte sich aus mit *stress*-Akzent versehenem *Gött* sei bei uns, *Vergiß* mein nicht usw. ein *Gottsefbeiuns*, *Vergißmeinnicht* entwickeln können; das war nur bei der Iktierung *Gött* sei bei uns usw. möglich.

⁷⁾ Auch E. A. Sonnenschein (The Class. Quarterly XXIII [1829], S. 80 ff.) und Jean Safarewicz (Revue de philol. III [1929], S. 195 ff.) lehnen diesen „Weg“ entschieden ab.

Die folgenden Ausführungen, die sich mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum die äußerste Beschränkung auferlegen müssen, wollen nichts mehr als eine Möglichkeit einer solchen Bestätigung andeuten.

Haupterfordernis einer Lösung ist die Einfachheit⁸⁾, sie muß aber nicht einheitlich sein. Denkbar wäre es, sofern man nicht nur am *stress*-Akzent, sondern auch am *stress*-Iktus festhält, die endlich von Saran für das Deutsche formulierte Ansicht: „Akzent ist die Gliederung der Rede“ auch auf das Lateinische anzuwenden und die Lösung darin zu finden, daß nur der die Gliederung bewirkende Hauptakzent des Sprechaktes auch einen Iktus tragen müsse, wenn wir nicht auch sehr viele Sprechakte fänden, die den iktierten Hauptakzent gegen die „Akzentregeln“ gesetzt aufweisen⁹⁾. Daher gilt es zunächst, zu untersuchen, ob wir nicht für die Endiktierung, der wir bei den bestehenden Akzentregeln ratlos gegenüberstehen, da sie bekanntlich von den Grammatikern nahezu einstimmig abgelehnt wird, nicht doch eine Existenzberechtigung — natürlich abgesehen von den aus Verlegenheit entsprungenen kümmerlichen Auswegen der Grammatiker — erschließen können. Vielleicht führt

⁸⁾ Diese geht der Fraenkelschen Lösung ab. Abgesehen von einer früheren Bemerkung möchte ich noch fragen, wie man sich die komplizierten syntaktischen Bedingungen lateinisch ausgedrückt denken soll, so daß ein Dichter des 3. oder 2. Jh. v. Chr. sie verstehen und befolgen konnte. Bekanntlich ist die „Syntax“ erst viel, viel später begonnen worden. Ich habe versucht, die zahlreichen Regeln aus Fr. zusammenzuschreiben, und kann mir nicht vorstellen, wie ein Plautus sich ein solches Regelbuch hätte merken können.

⁹⁾ Natürlich spielt der syntaktische Zusammenhang auch eine Rolle, aber keine primäre, wie Fr. annimmt, sondern eine sekundäre; d. h. syntaktischer Zusammenhang richtet sich gerne nach rhythmischer Silbenfolge ein, Verschiebung des Akzentes hängt aber nicht vom syntaktischen Zusammenhang, sondern von der Silbenfolge ab. Das ist z. B. bei der stehenden Verbindung von *quid opus est* mit *verbis* deutlich zu sehen. Der Sinn, bzw. der syntaktische Zusammenhang verlangt hier gewiß keine *variatio*. Wie kommt diese Phrase nun vor? Für Plautus (und Terenz) ergibt sich folgender Bestand: a) *Quid verbis opus est?* iamb. Versanfang: I (1), in der 3. und 4. Hebung: 0 (1), b) *Quid verbis opust?* am Verschuß: 7 (2), c) *Quid opust verbis?* an 1., 2., 3., 4. Stelle (troch.): 8 (0), an 2. und 3. Stelle (iamb.): 1 (0). Das zeigt doch klar, daß nur die Silbenfolge für die Iktierung bestimmend ist, nicht der syntaktische Zusammenhang. Dagegen ruht der Sprechaktakzent zugleich mit dem Iktus immer auf *verbis*, und zwar, da dies ein spondeisches Wort ist, bald auf der 1., bald auf der 2., wenn nämlich das folgende *opust* den Ton auf sie zieht. Die einzige Stelle, die *Quid opust verbis?* erfordert (Bacch. 1164), ist unsicher!

uns folgender Weg dazu. Unser ältestes Zeugnis (Cic. Or. 58) gibt zwar die Akzentgrenze nach rückwärts mit der Antepaenultima an, aber erst der nächste Zeuge (Quintil. Inst. Orat. I 5, 30f.) weist das Verbot der Ultima auf! Das muß auffallen, zumal die Klauseln bei Cicero Endiktierungen in großer Zahl aufweisen, die gegenüber der sonst fast durchgängigen Beobachtung des Wortakzentes bei geltenden „Akzentregeln“ einen Widerstreit zwischen Klauseliktus und Wortakzent (so noch Zander) ergeben.

Weiter scheint uns aber die genaue Betrachtung der ganzen Quintilianstelle (von § 25 an) zu bringen¹⁰). Es werden hier unterschieden: 1. *quidam eruditi, nonnulli grammatici*, die Spitzfindigkeiten ersinnen wie *circum, quäle* und *qualé*; an *piscosos scopulos* nehmen sie aber keinen Anstand; 2. *vetus lex sermonis*; 3. *Praeceptum*. Nach der *vetus lex sermonis* bilden *circumlitora* und *Troiaequi primus ab oris* (und wohl auch *circumpiscososscopulos*) *tanquam unum, una vox*, mit nur einer scharf betonten Silbe, und zwar *dissimulata distinctione* (Wortgrenze), also „Sprechtakte“, dagegen „*separata*“, also *circum | litora* und *circum | piscosos | scopulos* und *Troiae | qui | primus | ab | oris* weichen sie nicht vom *praeceptum* ab. Der *vetus lex sermonis* ist eben eigentümlich das *verba coniungere* = in Sprechakteten reden, das *praeceptum* kümmert sich nur um den Akzent des einzelnen Wortes. Das ist aber auch der Standpunkt aller Grammatiker, die damit die bekannten Akzentregeln vertreten: sie haben nur die Betonung der *separata verba* im Auge¹¹). Es hat also vor

¹⁰) Ceterum scio iam, quosdam eruditos nonnullos etiam grammaticos sic docere ac loqui, ut propter vocum quaedam discrimina verbum interim acuto sono finiant, ut in illis *Quae circum litora, circum Piscosos scopulos*, ne, si gravem posuerint secundam, *circus* dici videatur, non *circuitus*. Itemque cum *quale* interrogantes gravi, comparantes acuto tenore concludunt; quod tamen in adverbis fere solis ac pronomibus vindicant, in ceteris veterem legem sequuntur. Mihi videtur condicionem mutare, quod his locis verba coniungimus. Nam cum dico *circum litora*, tanquam unum enuntio dissimulata distinctione, itaque tanquam in una voce una est acuta, quod idem accidit in illo *Troiae qui primus ab oris*. Evenit, ut metri quoque condicio mutet accentum, ut, *pecudes pictaeque volucres*; nam *volucres* media acuta legam, quia, etsi natura brevis, tamen positione longa est, ne faciat iambum, quem non recipit versus herous. Separata vero haec a praecepto non recedent, aut si consuetudo vicerit, vetus lex sermonis abolebitur.

¹¹) Gerade dieser Rückschritt vom Gruppen- (Sprechtakt-) akzent in Vers und Prosa auf den Wortakzent beweist das Eingreifen eines unorganischen gelehrten Faktors. Ich möchte an Tyrannio als den Vermittler der auch bei den Griechen durch die Alexandriner erfolgten unorganischen Regelung denken,

ihrer „allgemeinen Vorschrift“, dem *praeceptum* für die *separata*, auch eine andere Akzentuierung gegeben, die *vetus lex* für den *sermo* (zusammenhängende Rede). Im Sinne dieser *vetus lex* werden Sprechakte angeführt und aus den angeführten Sprechakten oder rhythmischen Phrasen (in der rhythmischen Prosa *membra* oder *incisa*) kann man einerseits die ungefähre Ausdehnung, andererseits einige bemerkenswerte Einzelheiten entnehmen. Wenn die Iktierung *volúeres* als eine durch das Metrum bewirkte Akzentuierung bezeichnet wird, und wenn *Troiaequi . . . abóris* nur wegen des *abóris*¹²⁾ erwähnt wird, so läßt dies den Schluß zu, daß derselbe Autor weder an der Akzentuierung *piscosósscopulòs* noch an *Troiaequi* noch an *pecudès* einen Anstoß genommen hat. Alle vier Phrasen bilden je *una pars orationis* mit je einem Gruppenakzent (*lí, sós, ó, lí*), genau so wie im Deutschen oder irgendeiner andern Sprache mit *stress*-Akzent. Aber dieser Akzent muß mit einem Iktus zusammenfallen. Dies wolle vorläufig als erstes Gesetz für den Dichter angesehen werden. Und da das lateinische „Betonungsgesetz“ lediglich auf der Länge der Paenultima beruht, ist unser Gewissen hinsichtlich des ersten und dritten Beispielen beruhigt; denn bestünden diese Phrasen wirklich nur aus einem Worte, könnten Akzent und Nebenakzente gar nicht anders sitzen, da bei den scharf markierten Quantitäten mehr als zwei gänzlich unbetonte Silben doch wohl unstatthaft gewesen sind (*ádsentátiúnculàs, ínverècundíssimùs* etc.).

Dieses erste Gesetz klärt aber Fälle wie *circum piscosós scopulòs* oder *cònsertá manù, odì profànum vòlgus et árceò* etc. nicht auf. An und für sich darf man wohl annehmen, daß eine Sprache, in der die Silbenquantität die entscheidende Rolle in rhythmischer Hinsicht spielte, einerseits die Akzentuierung an die Quantität band, andererseits auch keinen besonders starken, sondern sogar¹³⁾

über dessen Auftreten in Rom namentlich einzelne Briefe an Atticus bemerkenswerte Andeutungen geben. Das dem Lateinischen eigene Verbot der Betonung der Ultima scheint auch erst jetzt aufgestellt worden zu sein; vielleicht gewinnt damit endlich das bisher unklare *Sed, quaeso, quid ex ista acuta et gravi refertur ad télos?* (ad Att. XII 6) seine Aufklärung.

¹²⁾ Die Stelle hat Fr. (S. 110) mißverstanden; Quintilian sagt weder über *Troiaequi* etwas aus noch stellt er *Troiaequi* mit *circumlítora* auf gleiche Stufe. Oder urteilte Fr. nur nach dem Halmtext?

¹³⁾ Die geringere Stärke des lateinischen Akzentes ergibt sich unzweifelhaft aus der Tatsache, daß der Nachdruck nur durch besondere Stellung — ganz richtig verweist Fr. auf das franz. *c'est . . . que* — ausgedrückt wird. Glaubt jemand, daß der Lateiner (oder sein Erbe, der Franzose) einen Satz

bisweilen schwankenden („schwebenden“) Akzent¹⁴⁾ ausbildete. Während es schwer sein wird, trochäische Wörter mit Endbetonung aufzuzeigen¹⁵⁾, läßt die wechselnde Iktierung spondeischer (daher auch daktylischer und anapästischer) und molossischer (daher auch choriambischer und päonischer) Wörter auch auf schwankende Akzentuierung dieser Wörter schließen¹⁶⁾. An und für sich führen schon die Klauseliktierungen zu diesem Schlusse, da gegenüber der außerordentlich großen Mehrheit der rhythmischen Klauseln mit vollkommener Übereinstimmung des Klauseliktus mit dem Wortakzent es schwer anzunehmen ist, daß der „Redner“ sich Klauseln mit Widerstreit an entscheidender Stelle hätte gestatten können, ohne dabei Widerspruch zu finden¹⁷⁾. Gibt es nun Anhaltspunkte für solche Akzentuierungen? Sonst muß wie bisher auch von einem Widerstreit des Klauseliktus gesprochen werden. Es sei mir daher zunächst erlaubt, nur hinsichtlich der iambischen Wörter auf einige Momente hinzuweisen.

Die Beobachtung, daß in der rhythmischen Klausel die Versuche mit syntaktischem Zusammenhang, Enklisis etc. nicht ausreichen, sowie die Grammatikerbemerkungen (über *abhinc*, *adhuc*)

wie den bekannten aus der Zauberflöte: „Sag' an, hast du diese Schlange bekämpft?“ gleich dem Deutschen ohne sonstige Veränderung, bloß durch die Verlegung des Sprechakzentes variieren könnte?

¹⁴⁾ Das hat für uns Deutsche nichts Befremdendes; wir iktieren: „daß wértlos ird'scher Lóhn“ und „wertlós sei ird'scher Lóhn“.

¹⁵⁾ *Vosmet agitur, s'impér idem* sind besonders zu beurteilen. *Sicut ego* gehört überhaupt nicht dazu.

¹⁶⁾ So erklären sich wohl zwanglos Anapäste wie *Resónet tristí, Funditú fletús* usw.

¹⁷⁾ Weder Cicero noch Quintilian erwähnen in ihren ausführlichen Darlegungen über den Numerus diesen Widerstreit, ja sie geben sogar sehr gerne Beispiele aus Dichtern! Ebenso werden für die abweichenden Betonungen gerne Beispiele aus Dichtern von anderen gegeben (*exadversum* u. ä.). Man hat ja bekanntlich schon lange syntaktischen Zusammenhang, Enklisis usw. als Begründung angeführt, ohne freilich hiefür einen Beweis erbringen zu können. Aber auch damit kommt man nicht aus, es bleiben zu viele Fälle übrig, wo auch dieses Mittel versagt. Ich habe daher schon in meinen „Studien zu Pacianus“, 1902, die Meinung ausgesprochen (S. 15), daß iambische oder iambisch anlautende Wörter im rhythmischen Zusammenhange Oxytonese der vorhergehenden schließenden Länge mit Verlegung des Nebentones auf die eigene Länge bewirkt haben, und daß u. a. insbesondere Klauseln von der Gestalt *impréssiús notábdtur* oder *domíní volúntátem* dafür zu sprechen scheinen. Seither bin ich zur Überzeugung gekommen, daß iambische Wörter überhaupt vorwiegend den Ton auf der zweiten Silbe tragen.

legen die Annahme einer fakultativen Betonung iambischer Wörter auf der zweiten Silbe nahe. Verstärkt wird diese Vermutung durch die Häufigkeit der Zusammensetzungen wie *adprobè, admodùm, affatim, flicò, postmodò, quòmodò* etc.; hier scheint die iambische Silbenfolge mit Endbetonung die primäre Ursache für den Zusammentritt mit Betonung der (jetzt) ersten und Nebenton auf der letzten Silbe gewesen zu sein. Daran schließen sich Zusammensetzungen wie *huiùsmòdi, istiùsmòdi, illiùsmòdi, interealòci, interviàs, verùmtamèn + Kons., quodàmmodò, tantùmmodò, multimòdis* etc.; hier scheint die iambische Silbenfolge die primäre Ursache für die Oxytonierung des ersten Wortes und damit der Bildung der *una pars* gewesen zu sein, Fügen wir hiezu Ausrufe und alltägliche Phrasen wie *Dí bonè, Dì vostrám fidèm, pèr tuám fidèm, prò deum atque hominùm fidèm, eí mihi, àbìn hinc in malám rem* oder *malám crucèm, vaè capitì tuò, vaè miserò mihi, ò factùm benè* etc., so darf wohl angenommen werden, daß uns diese Iktierung die gewöhnliche Akzentuierung wiedergibt. Mit widerstreitender Iktierung hätte der Dichter so alltägliche Phrasen nicht bringen können. Die Beispiele *vostrám-fidèm, factumbene* sind uns dann noch aus einem anderen Grunde interessant; sie zeigen uns wieder die Oxytonierung spondeischer Wörter (für die Grammatiker auch eine Verlegenheit). Daher ist *odè profánum* ebenso zu beurteilen wie *nónpriùs*, aber auch *Musarium sacerdos*¹⁸⁾ wie *Maécenàs*. Und wenn wir sogar in der Hymnenpoesie unter rein akzentuierenden Versen noch immer lesen *venì creàtor géntiùm, talis decèt partùs deùm, verbùm dei factùmst carò, deùs creàtor ómniùm, dièm decèro lúminàns* etc. etc., so sehen wir, daß sich die aus der quantitierenden Rhythmik entspringende Endakzentuierung eines iambischen Wortes¹⁹⁾ und die hiedurch bewirkte

¹⁸⁾ Und um das letzte Beispiel für den „Widerstreit“ aus Hor. Carm. I 1, 1—4, zu erledigen, *virginibùs puertisque* ist nicht anders zu betrachten wie *dùlce decùsmeùm* oder *intereà loci*.

¹⁹⁾ Dieser Umstand dürfte neben der Schwäche des lateinischen Wortakzentes überhaupt dazu beitragen, daß beim sogenannten „Iambenkürzungsgesetz“ von der Kürzung in der Hebung, von E. A. Sonnenschein auch schon aus phonetischen Gründen mit Recht bestritten, als primärem Vorgang abgesehen wird. Kürzung konnte nur im Falle: *bene factum*, nicht im Falle: *benè fectsti* eintreten; wo ein iambisches Wort in aufgelöster Hebung erscheint, liegt Übertragung vor. Es ist auch hohe Zeit, daß endlich die Unmöglichkeit der Kürzung positionslanger Silben (außer mit Ausfall) oder solcher, die einen Diphthong enthalten, zugegeben wird; die neueste „Römische Metrik“ von Fr. Crusius enthält noch *ubi àbstrúdam* und *tibi aut + Kons.*, wo nicht bloß

Oxytonierung des vorangehenden Wortes noch am längsten erhalten hat und, weil eminent rhythmisch, sogar in die akzentuierende Dichtung übergegangen ist²⁰⁾. Angesichts dieser Sachlage scheint mir das Zitat aus dem Grammatiker Vergilius Maro (An. Helv. 190, 1—15), der die Endbetonungen *egó, amá, docé, audí, sedés* (Verb.), *regés* (Verb.) hervorhebt, doch anders zu betrachten sein, als Schoell (*De accentu* etc. S. 58) dies getan hat.

Und nun noch einen Blick auf Plaut. Mil. Glor. 1—101 (Ter. Haut. 1—101). Zunächst betrachten wir die Verschlüsse. Da kretisches Wort oder kretischer Wortschluß meines Erachtens keinen Widerstreit aufweisen, sind 60 (55) Verse normal; es enthalten also 40 (45) ein iambisches Wort am Ende. Davon fallen 3 (1) auf den Typus *invià*, 10 (17) auf den Typus *inquit mihi* (sogen. Enklit.), 13 (7) auf Endikt. + iamb. Nomen *cònsertá manú*, 14 (20) auf Endikt. + iamb. Verb (vgl. die zitierte Stelle des Verg. Maro), 1 (1) auf Endikt. + *tamèn*, vgl. *átlamèn*. Nimmt man die fakultative Endbetonung an, so ergibt sich somit kein Widerstreit! Fast überall ist die Akzentuierung aber auch schon durch die rhythmische Form des Sprechaktes gegeben (z. B. *sycophánta autem impudéns, datè potèstatém mihi = Hautontimorúmenòn*); das iambische Wort steht allein: 27 *femúr* (81 *mihi*, 83 *cheú*, 95 *sciés*). Vor dem iambischen Schlußwort stehen einsilbige, spondeische (oder

der Diphthong, sondern auch die Positionslänge „gekürzt“ wird, obwohl auch von anderen (Lund, Sommer) die Unmöglichkeit erkannt wurde (Abhilfe allerdings auf unzulängliche Weise — *ap^hd forum*, Drucksilbe — gesucht). Wie Recht hatte Osthoff, als er von dem Unheil sprach, das das IGK anrichtet! In diesen Fällen liegt eben Verflüchtigung der ersten Silbe zum silbenlosen Vorschlag vor und die Iambenkürzung bleibt im wesentlichen auf zweisilbige, vokalisch auslautende iambische Wörter beschränkt (*bene, male, tibi, cave* usw.). Daber Plaut. Rud. 972: *Quòs quom cèpi, si quídem cèpi, m^t sunt: hàbèò pró meis (mè^h neben meis wäre Verbrechen)*. Damit werden auch die „berüchtigten“ Stellen Truc. 504 und Andr. 857 erledigt: *V^enire sálvom* und *Trístis s^vérítas*. Also genau derselbe Vorgang im Anfangsstadium, den durchgeführt Immisch (Glotta XIII S. 32 f.) für *querimen—qu^erimen—crimen* annimmt.

²⁰⁾ Festzuhalten ist, daß es sich auch hier öfter um fakultative Betonung handelt, die aber dem Zufall, der bei Fr. herrscht, dadurch entrückt wird, daß es eben von der rhythmischen Silbenfolge, also von einem jeweils eindeutigen Grunde, abhängt, nicht von einem syntaktischen Zusammenhange, der mit beiden Iktierungen sich findet. Dieser fakultative Charakter findet wohl insofern eine Bestätigung: Französisches *mon, ma* ist wohl nur aus *meám, medám* zu erklären (Mitteilung Prof. Ettmayers), während *mío, mia* auf *méum, méam* zurückgehen dürfte.

anapästische), molossische (oder ionische [a minore] oder choriambische) Wörter. Endiktierungen der beiden letzteren erklären sich teils aus der durch das iambische Wort bedingten Oxytonese samt der schwebenden Betonung dieser Wörter, teils aus der Stellung im Sprechtakt. Und so finden auch alle übrigen „Widerstreite“ ihre befriedigende Aufklärung²¹⁾. Nur noch ein Wort über die durch Synalöphe betroffenen mehrsilbigen Wörter, deren abweichende Iktierung man seit Bentley als eine usuelle Akzentuierung anzusehen sich gewöhnt hat. Die Beispiele *oculorum aciem* neben *elephanto in India, consignavi hic* neben *fortunatum et, occidisti uno, enarrandum hoc, argumentum ex*, sodann *periuri atque, illarum altera* neben *servavi in, virtute et etc. (currenti invidia, aegrotum adulescentuli, facturum autumat, faciundo operae, consilio operae* neben *pro uxore haberet, aliena ut esset*, ferner *oratorem esse* neben *consolando aut)* zeigen auf das deutlichste, daß diese Verschiebungen nichts mit syntaktischem Zusammenhang, Pausastellung etc. zu tun haben, sondern lediglich der verschiedenen Stellung im Sprechakte zuzuschreiben sind, genau so wie die Verschiedenheiten bei den mehrsilbigen Wörtern, die mehrere metrische Ikten tragen²²⁾.

Ich muß hier abbrechen. Jeder, der sich der Sache im angegebenen Sinne weiter annimmt, wird von selbst auf eine Reihe stehender rhythmischer Typen kommen, die sich in allen Dichtungsarten wiederfinden, nicht nur im Sprechvers. Das ist auch ganz natürlich. Der lediglich quantitative Unterschied besteht in der größeren oder kleineren Entfernung von der Sprache des täglichen

²¹⁾ So setzen sich z. B. Haut. 1—6 aus folgenden Sprechtakten zusammen: *Nequo sit vöstrum mirum / quor partis seni poeta dèdèrit / quae sunt adulescèntium / id primum dicam / deinde quód veni / éloquár. Ex integrá Graeca / integrám comoédiam / hodiè sum actúrus / Hautontimorúmenón / dupléx / quae ex argumènto facta est simplici.*

²²⁾ Desgleichen ist bei den Wörtern wie *facilius* der Unterschied zwischen *fidélius* und *faciltus* nicht mit Thierfelder zu erklären, daß hier nämlich die gleichen Momente (syntaktischer Zusammenhang usw.) als Begründung für die den Akzentregeln entsprechende Betonung ins Treffen geführt werden, während die hievon abweichende als die normale angesehen wird. Hier hatte Seyffert richtig gesagt: „Die Betonung richtet sich eben nach dem Versbedürfnis“, ich sage „nach der Stellung im Sprechtakt“. Der Dichter konnte neben *Poeta cum primum ànimum ad scribendum appulit* auch ohne sogenannte Akzentverletzung sagen *Poeta primum cum ad scribendum ànimum appulit*, der Sprechtakt *ànimum ad scribendum appulit* hatte aber mit seiner Betonung als *una pars* für römische Ohren nichts Befremdendes, ob er nun im Verse stand oder nicht.

Lebens und ist ein Stilmoment. Mit dem Schwinden des Gefühls für die Quantität wird die Rhythmik akzentuierend. Im ganzen möchte ich meine „Hypothese“, für mich ist sie Gewißheit, dahin zusammenfassen: Im lateinischen Verse muß der Sprechakt- (Phrasen-, Gruppen-)akzent mit einem Iktus zusammenfallen. Erfolgt dies auf einer Silbe, die nach den späteren Akzentvorschriften nicht den Wortakzent trägt, haben wir größtenteils frühere Betonungsverhältnisse zu erblicken, deren fakultative Verwertung dem Dichter bei der Wahl der rhythmischen Phrase²³⁾ freistand. Mit dieser Erklärung scheint mir der Ausgleich zwischen der quantifizierenden Rhythmik und der Akzentuierung im Lateinischen gefunden und der „Widerstreit“ beseitigt zu sein. Wenn Fr. S. 343 für seine Meinung von der Freiheit des Dichters die Verse anführt: *Poëta, tabùlas cùm cepit sibì, quaerit quod nusquamst gëntiùm, reperit tamèn*, so ist zu bemerken, daß Plautus noch hinzufügt: *Facit illud vèri simìle, quòd mendáciùmst*. Ich hoffe, daß auf meine Ausführungen das ganze Zitat nicht angewendet wird²⁴⁾.

Wien.

R. KAUER.

²³⁾ Wobei ihm auch das jeweilige Versmaß gewisse Beschränkungen auferlegte. Der epische Dichter konnte Wörter, wie *periculis, memoria, archipirato*, nicht verwenden. Wenn aber Hörax *hinc illae lacrimae* in der Form *hinc illae lacrimae* bringt, ist diese Veränderung auch innerlich begründet.

²⁴⁾ Angesichts der Erfolglosigkeit der bisherigen Erklärungsversuche hielt ich mich für berechtigt, im Jahre 1927 den Anhang III., Wortakzent und Versiktus, im Kommentar zur *Andria* folgendermaßen zu formulieren: Schon eine flüchtige Betrachtung zeigt, daß in der *Andria* eine außerordentlich große Übereinstimmung von Wortakzent und Versiktus — ebenso wie in der übrigen Dichtung der Römer — vorliegt. Bei genauerer Betrachtung ergibt sich, daß in unserem Stücke das Verhältnis der Fälle der Übereinstimmung zu den Fällen der sogenannten Nichtübereinstimmung oder Widerspruchs zwischen 88:12 und 80:20 schwankt. Aus dem Altertum ist uns keine erklärende Bemerkung über dieses Faktum erhalten. Dies legt die Annahme nahe, daß auch die Fälle, die uns einen Widerspruch zwischen Wortakzent und Versiktus zu zeigen scheinen, von den Römern gar nicht als solche empfunden wurden, d. h. daß sie im Zusammenhange der Rede überhaupt der Quantität der Silben noch mehr Einfluß auf die Betonung des Wortes innerhalb einer Wortgruppe, eines Sprechaktes oder im Satze eingeräumt haben als bei der Betonung der einzelnen Wörter für sich allein. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß im Zusammenhange der gewöhnlichen Rede zweifellos iambische Wörter auf der zweiten Silbe betont wurden und — ebenso iambisch *anlautende* Wörter — den Ton des vorausgehenden Wortes auf dessen letzte Silbe zogen (*ei mihi, missum facè, pro deum fidem, di nostram fidem, per*

Die Wahl der Lebensgüter.

Niemand, behauptet Horaz in der ersten Satire, ist mit dem Los zufrieden, das er dem Zufall oder der Überlegung verdankt. Wer den Soldatenberuf ergriffen hat, lobt alt geworden das Dasein eines Händlers, dieser seinerseits findet den Kriegsdienst vorzuziehen. Der Advokat beneidet den Bauern, der Bauer die Stadtbewohner. Gäbe ein Gott den Unzufriedenen Gelegenheit, die Rollen zu tauschen, dann freilich wollten sie von solchem Glück nichts wissen. Längst hat man gesehen, daß dieser Gedankengang in auffallender Übereinstimmung bei einem griechischen Schriftsteller des zweiten christlichen Jahrhunderts wiederkehrt. Der Sophist Maximus Tyrius spricht zu Beginn seiner 21. Rede eindrucksvoll und in Einzelheiten ausmalend, wie Horaz, vom Neid der Berufe und Stände. Zöge aber ein Gott, wie in einem Drama mit den Schauspielern geschieht, jedem seine augenblickliche Rolle aus und legte ihm die seines Nächsten zu, so werden die gleichen Leute ihren früheren Zustand herbeisehnen und den gegenwärtigen beklagen. So unzufrieden ist der Mensch.

Es ist wohl allgemein — und mit Recht — zugegeben, daß Horaz wie Maximus ihre Darlegung aus einer älteren Quelle schöpfen, die R. Heinze in seiner Dissertation *De Horatio Bionis imitatore*, S. 16f. als Predigt eines kynischen Wanderredners, etwa des Bion, bestimmt hat, andere wollten lieber eine Burleske im Stil des Menipp erkennen. Schon Heinze hat ähnliche Gedankengänge auch bei dem Verfasser des Axiochus wiedergefunden. Ich hebe nur das Wesentlichste heraus (368 A): Mag der Mensch einen Beruf oder ein Handwerk wählen, wie er immer will, wird er es nicht tadeln und über den gegenwärtigen Zustand verdrossen sein? Der Handwerker jammert über sein Los, miß-

omnis tibi adiuró deòs, intereá loci, ádmódum, intérvias, pessúm dabunt etc.), daß spondeische und molossische Wörter schwebende, d. i. wechselnde Betonung hatten (éccum + Kons. neben eccúm + Kons., Horaz nennt seinen Freund gewöhnlich Maécénàs, nur zweimal Maecénas), . . . daß choriambische Wörter oder Wortgruppen auf der 1. und letzten Silbe betont wurden (pisciculòs; kann man sich eigentlich vorstellen, daß der Römer dulce decús meúm und nicht dulce decús meúm sprach?). . . . Diese Andeutungen, die fast restlos den sogenannten Widerstreit beseitigen, dürften neben den gelegentlichen Hinweisen im Kommentar zur Aufstellung der Behauptung berechneten, daß es eigentlich keinen Widerspruch zwischen Wortakzent und Versiktus gegeben hat, weil in der gewöhnlichen Rede auch so betont wurde wie im Vers.

vergnügt ist der Schiffer, der Bauer, der Politiker. Die Auswahl der Unzufriedenen ist ziemlich die gleiche, doch fehlt freilich das Wesentlichste, nämlich das Angebot eines Rollenwechsels. Ähnlich liegt die Sache mit einer Stelle des XVII. sogenannten Hippocratesbriefs (IX, 368 L, S. 19, 4 Putzger; s. Heinze a. O. S. 15). Im Gedankengang kommt sie sogar dem Urbild noch näher. Die Menschen sind unglücklich über ihr Los und hängen doch daran; das wird am Beispiel der Schiffer, Bauern, Soldaten, Staatsmänner nachgewiesen. Wendungen, die von Horaz und Maximus gebraucht werden, tauchen auf, wie: Feldherren und Könige preisen den Privatmann selig, doch der möchte gern ein König sein. So erkennt man auch hier Nachwirkung eines einmal bildhaft lebendig gewordenen Gedankens. Doch fehlt das mimische Element, das Dazwischenfahren eines Gottes. Man sieht nur sicher, daß die Typen feststehen. Es sind für den antiken Menschen die Berufe, die er überhaupt zu nennen liebt¹⁾. Auch in der Rhetorenschule hat man sie einander gegenübergestellt und auf ihre Vorzüge und Mängel hin geprüft. Thesen, sagt Quintilian²⁾, werden aus dem Vergleich des Gegenständlichen abgeleitet, wie ob das Leben eines Bauern oder eines Stadtmenschen vorzuziehen sei, ob ein Advokat oder ein Soldat höhere Anerkennung verdient. Wer immer der Mann war, der dem Horaz und Maximus den Stoff ihrer Betrachtungen lieferte, er brauchte nur ins Leben zu greifen, um seinen Stoff zu finden. Phantastische Zutat ist allein der Gott, der einen Wechsel gestattet. Ist dies ein originaler Einfall? Wir müssen uns weiter umschauen, um eine Antwort zu finden.

Am Schluß seines *Dialogus de oratoribus* läßt Tacitus den Maternus von den Gründen sprechen, die bewirkt haben, daß der Hochstand rednerischer Leistung, wie er zu Ciceros Zeiten war, nicht erhalten blieb. Maternus erkennt den Grund im Wechsel der Regierungsform. Ein einzelner entscheidet; für Redner, die in Verhandlungen wirken, ist kein Raum und keine Gelegenheit mehr. Dann heißt es: „Glaubt mir, ihr trefflichen und nach Maß des Bedürfnisses wohlberedten Männer, wäret ihr in einem früheren Jahrhundert und die, die wir bewundern, im jetzigen geboren und hätte irgendein Gott Leben und Zeitläufte plötzlich vertauscht, so würde weder euch jene außerordentliche Stellung und Berühmtheit in der Beredsamkeit noch jenen Maß und Zucht gefehlt haben: nun aber, da niemand zu gleicher Zeit großen Ruhm und großes Behagen erlangen kann, möge jeder den Vorteil seines Jahrhunderts

¹⁾ Vgl. Almanach der Akademie der Wiss. in Wien 1918, S. 481f.

²⁾ *Inst. or.* II 4, 24.

ohne Neid wegen eines anderen genießen.“ Die Schlußwendung kommt überraschend und dennoch ist sie mit den vorangehenden Darlegungen wohl verknüpft. Es wird sozusagen ein Experiment angestellt, um zu erweisen, daß die Entwicklung rednerischen Könnens zeitlich bedingt, also in irgendeiner Relativität gebunden ist. Der Gott, der die Rollen tauscht, wirkt diesmal, wenn man so sagen darf, nicht horizontal, sondern vertikal. Die Möglichkeit muß vorläufig zugestanden werden, daß Tacitus, der Horaz kannte, von dem Dichter unmittelbar angeregt worden ist.

In seiner Neubearbeitung (1906) des Horazkommentars von Kießling bemerkt R. Heinze, bei Horaz und Maximus liege ein Gedanke zugrunde, den man als alte hellenische Weisheit bezeichnen könne, und er verweist zur Bekräftigung kurz auf Herodot VII 152. Auch auf diese Herodotstelle ist einzugehen; sie ist deshalb merkwürdig, weil die Worte, auf die es ankommt, in einem ziemlich lockeren Zusammenhang mit ihrer Umgebung stehen. Herodot spricht über das Verhalten der Argiver im Xerxeskrieg. Offenbar ist ihnen schwer verdacht worden, daß sie sich der Waffengemeinschaft der Athener und Spartaner nicht anschlossen. Nun hören wir die Gründe, die sie zu ihrem Verhalten bewogen, und zwar zunächst die offizielle Legende, wie sie von Argos aus vertreten wurde, dann aber auch anderes Gerede, das in Griechenland verbreitet war, von einer Botschaft des Xerxes an die Argiver, in der die Perser als Abkömmlinge des Perseus, des argivischen Stammheros, und somit als Verwandte der Argiver bezeichnet waren; sie sollen sich dadurch haben beeinflussen lassen. Auch von einer Gesandtschaft der Argiver an Artaxerxes waren in Griechenland Gerüchte verbreitet. ‚Ob das wahr ist‘, fährt Herodot fort, ‚vermag ich nicht bestimmt zu sagen und will darüber auch keine andere Ansicht äußern als die, welche die Argiver haben. Nur soviel weiß ich genau: wenn alle Menschen ihr eigenes Unglück auf einen Haufen zusammentragen wollten, um mit ihren Nächsten zu tauschen, und wenn sie sich dann das Unglück des Nachbars genau betrachteten, so würde jeder von ihnen, was er selber beigesteuert, mit Vergnügen wieder heimtragen³⁾. So ist auch von seiten der Argiver nicht das Allerschimpflichste geschehen.‘ Der allgemeine Gedanke soll ohne Zweifel eine Entschuldigung

³⁾ Aus Herodot schöpfte Konstantinos Manasses seine Klage (Hercher *Erotici Graeci* II 564 Vs. 13ff.) entweder unmittelbar oder durch irgendein Zwischenglied, das uns unbekannt ist. Crusius, der die Stelle im Rhein. Mus. XLIII 464f. aufzeigte, hätte auf Herodot verweisen können. Auch bei Konstantinos sind die Verse 13 bis 26 ein deutlich zu fassender Einschub.

gung für das Verhalten der Argiver sein, doch paßt er keineswegs auf deren besondere Lage. Sie waren ja gar nicht aufgefordert, Fremdes für Eigenes einzutauschen. Ihre Lage war höchstens die, daß sie zu dem Leid, das sie schon hatten, noch neues hätten gewinnen können, wenn sie sich in das gefährliche Unternehmen eines Krieges gegen die Perser eingelassen hätten. Man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß Herodot die Sentenz, die er irgendwo vofrand, deshalb in seinem Werke unterzubringen versuchte, weil sie ihm besonders gefiel. Aber die Einschachtelung ist deutlich zu erkennen. Über den Ort, wo der Geschichtschreiber den Gedanken fand, läßt sich noch eine Vermutung aussprechen. Zunächst: Herodot bringt den Gedanken ein zweitesmal, und zwar in einer Form, die an Horaz noch näher anklingt. Das ist der Fall in der Darstellung der Verbrechen des Kambyses (III 38). Der Schriftsteller argumentiert: „Wäre K. nicht verrückt gewesen, hätte er sich gegen das Heilige und die Sitte nicht derart vergangen. Denn wenn jemand allen Menschen die Möglichkeit böte, aus den bestehenden Bräuchen die schönsten zu wählen, so würde jeder einzelne nach sorgfältiger Überlegung die eigenen wählen. So glaubt jeder, der eigene Brauch sei der beste. Augenscheinlich kann sich darum auch nur ein Verrückter darüber hinwegsetzen.“

Herodots Betrachtung ist in diesem Falle zwar etwas besser mit dem Thema verknüpft, aber der Gedanke einer Wahl doch auch diesmal einigermaßen künstlich herbeigezogen. Nun kennen wir die Gegend, in der solche Erwägungen gewachsen sind, durch die dorischen *Δισσοὶ λόγοι* oder *Διαλέξεις*. Es ist die Niederschrift eines Unbekannten, gemacht bald nach 404 v. Chr., vielleicht eine Aufzeichnung von Schulvorträgen eines lehrenden Sophisten. Ausführlich und fördernd hat H. Gomperz in seinem Buch „Sophistik und Rhetorik“ S. 138 ff. darüber gehandelt und die Schrift erläutert. Dem Verfasser ist wesentlich darum zu tun, die Relativität von Gut und Böse, Löblich und Schimpflich, Recht und Unrecht, Wahr und Falsch, Narrheit und Gesundheit, Weisheit und Torheit nachzuweisen. Im zweiten Kapitel, das vom *καλόν* und *αισχρόν* handelt, findet sich der Satz (Diels Vorsokratiker³ S. 337, 29): „Ich meine aber, wenn jemand allen Menschen den Befehl gäbe, was die einzelnen als schimpflich ansehen, auf einen Haufen zusammenzutragen und wiederum von diesem Haufen fortzunehmen, was die einzelnen für schön halten, so würde auch nicht ein Restchen bleiben (*οὐδὲ ἓν κα λειφθῆμεν*), sondern alles würde unter allen

verteilt sein.“ Nachher (338, 22) heißt es noch einmal: „Man behauptet, wenn welche das Schimpfliche aus allen Völkern zusammentrügen, dann die Menschen zusammenriefen und anwiesen, jeder solle sich nehmen, was er für schön hielte, so würde wohl alles als schön davongetragen werden.“ Gomperz, der schon richtig sah, wie locker die entsprechenden Sentenzen im Text des Herodot sitzen, hat dann weiter argumentiert, daß die *Dialexeis* und Herodot einer gemeinsamen Quelle folgen, nämlich dem Protagoras (S. 163 ff.). Dem soll nicht widersprochen werden, doch meine ich, in den Gedankengängen des Verfassers der *Dialexeis* und in denen des Herodot auch Besonderheiten zu finden, die nicht ganz belanglos und nicht zufällig sind. Bei dem Autor der *Dialexeis* ist das dingliche Problem schärfer gefaßt: was ist gut und was böse, was Recht und Unrecht? Davon haben die Menschen eine verschiedene Vorstellung: dem einen kommt als recht vor, was dem andern als unrecht gilt. Herodot läßt Böses böse sein, aber jeder liebt doch darin sein eigenes Maß. Sitten sind sehr verschieden; jeder hält die eigenen für die besten. Die Relativität ist gleichfalls da, jedoch erfaßt nur als Erfahrung, wie sie auch ein unphilosophischer Beobachter des täglichen Lebens machen kann!

Über die Zeit des Protagoras hinaus führt ein Bruchstück des Heraklit. Von ihm hat Aristoteles den Gedanken erhalten: „Esel würden wohl Spreu an Stelle des Goldes wählen⁴⁾“. Nach der potentialen Form ist es ein Rest, dem sein Vorderteil fehlt, doch läßt sich davon wenigstens noch erraten, daß auch hier eine Wahl gestellt worden sein muß, dem Anschein nach umfassender als bei den Späteren; der Wählende nimmt, was ihm gefällt; am Beispiel des Esels wird dies in drastischer Form klargemacht. Und das Erwählte, Spreu statt Gold, ist sicher eine *res vilissima*, in Herodots Sinne ein *κακόν*. Auch die heraklitische Fassung läßt sich mit der herodotischen nicht unmittelbar verbinden; wir dürfen an Zwischenglieder denken. Sprach schon Heraklit von einem *ἐς μέσον συννεγκεῖν*? Und zuletzt, wo bleibt der Gott, der die Wahl freistellt?

Wenn man die älteren Formungen des Gedankens genauer mit den jüngeren seit Horaz vergleicht, so stellt sich klar heraus, was diese jüngeren als Besonderes haben. Erstens lassen sie die Wahl unter bestimmten Berufsklassen vornehmen. Da ließ sich feststellen,

⁴⁾ Diels Fragm. 9 (Aristot. Eth. Nicom. K 5. 1176^a 7 ὄνους σόρματ' ἄν ἐλέσθαι μᾶλλον ἢ χρυσόν.

daß es diejenigen Klassen sind, die in der Antike stets als typische hervorgehoben werden. Zweitens wird vom Rollentausch geredet; da ist der Vergleich von den Schauspielern hergenommen. Wer das tat, empfand das Dramatische des Vorganges. Doch um die Handlung in Bewegung zu setzen, war ein Beweger erforderlich, der Gott, der den Rollentausch gestattet. Unbedingt gesellt sich Tacitus in diesem Falle zu Horaz und Maximus; auch er hat den Schauspielervergleich wie den göttlichen Urheber. Nirgends ist bei den Älteren von einem Gotte die Rede, allenfalls von einem jemand, oder es wird angenommen, daß die Menschen selber ihr Unglück auf einen Haufen zusammentragen, um hernach zu wählen. Aber der Zufall will, daß wir noch einen Rest Menandrischer Dichtung besitzen, der in die Lücke tritt und zugleich den Weg zu einer klaren Lösung des Problems zeigt. Aus Menanders *Θεοφορομένη* sind uns Verse erhalten (bei Meineke *Fr. Com.* IV 134f.), deren Anfang lautet:

*εἴ τις προσελθὼν μοι θεῶν λέγοι· Κράτων,
ἐπὶ ἀποθάνῃς, ἀθθίς ἐξ ἀρχῆς ἔσει·
ἔσει δ', ὃ τι ἂν βούλῃ, κύνων, πρόβατον, τράγος,
ἄνθρωπος, ἵππος· δις βιῶναι γάρ σε δεῖ.
εἰμαρμένον τοῦτ' ἐστίν, ὃ τι βούλει δ', ἔλοῦ.
ἅπαντα μᾶλλον, εὐθὺς εἰπεῖν ἂν δοκῶ,
ποίει με πλὴν ἄνθρωπον⁵⁾.*

Zu Kraton, dem alten Manne, tritt ein Gott, um ihm nach dem Tode die Wahl eines neuen Lebens freizugeben; er kann aussuchen, was er will, ein Leben als Hund, Schaf, Ziegenbock, Mensch, Roß. Da würde er nun lieber alles andere wählen, nur nicht, noch einmal ein Mensch zu sein. Der Einfall des Dichters ist kaum denkbar ohne die berühmte Szene in Platons Staat, wo die Seelen ein neues Leben wählen, Orpheus das Leben eines Schwans, Aias das eines Löwen, Thersites das eines Affen u. a. m. Und wenn schon Menander an Platon anknüpft, haben wir auch das Recht, den Gott Menanders, der das Geschenk macht, bei Platon zu suchen. Dort im Staat ist es Lachesis, der die Leitung der Wahl zufällt⁶⁾; sie verteilt die Schicksalslose und richtet die Bilder auf, an die sich die

⁵⁾ Auf die Stelle hat Fr. Marx *Quaest. Lucil.* 47f. hingewiesen; er hat sie dort mit Lucilius *Frg.* 1003 (XXX) in Verbindung gebracht. Doch gewährt der kurze Luciliusvers, der sich erhalten hat, keine sichere Beziehung zum Thema. Marx hat im Luciliuskommentar die Kombination wieder aufgegeben.

⁶⁾ *S. Republ.* 617 D.

Wählenden zu halten haben. Wie sie kraft ihrer Göttlichkeit handelt, verkündet sie auch: *αἰτία ἐλομένον· θεὸς ἀνάιτιος*. Es ist gewiß kein Zufall, wenn bei Platon noch ein zweites Mal ein Gott schicksalsbestimmend an den Menschen herantritt, kein Zufall auch, wenn es wiederum in einem seiner Mythen geschieht. In der phantastischen Erzählung des Dichters Aristophanes von den zwei Hälften, die einst vereint, dann getrennt unermüdlich einander suchen, greift Hephaistos ein und fragt: „Was begehrt ihr Menschen? Wollt ihr wieder zu einem Körper verschmolzen werden, so bin ich bereit, euren Wunsch zu erfüllen.“ Und in diesem Falle meine ich auch noch in der Form der Einkleidung eine Beziehung zu Menander zu verspüren:

Symposion 192 D:

*καὶ εἰ αὐτοῖς — ἐπιστὰς ὁ
“Ἥφαιστος — ἔροιτο· τί ἔσθ’
κτλ.*

Menander a. a. O.:

*εἴ τις προσελθὼν μοι θεῶν λέγοι·
Κράτων, κτλ.*

Die Tatsache, daß Platon in Mythen den Gott als Wunscherfüller wirken läßt, verdient Aufmerksamkeit. Eine scharfe Trennung seiner Dichtung von dem, was das Volk erzählte, ist wenigstens in diesem Falle kaum möglich. Knüpfen wir da zunächst beim heutigen Bestande an. Märchen, in denen ein gefangener Dämon drei Wünsche gewährt, und zwar einem Toren, der von dem Geschenk keinen rechten Gebrauch zu machen weiß, solche Märchen sind noch heute bei germanischen und slawischen Völkern, aber auch in Frankreich und Spanien reichlich nachgewiesen. Eine andere Gruppe, auf romanischem Boden verbreitet, erzählt, daß der Herrgott selber oder der Himmelspfortner einem armen Manne wiederholte Bitten gewährt. Eine dritte Gruppe läßt wandernde Götter oder Heilige Wünsche der Sterblichen erfüllen. Bolte und Polivka haben diese Überlieferungen bis ins Mittelalter zurückverfolgt und bei der Gelegenheit auch an die antike Sage von Tantalos erinnert, der von Zeus die Erlaubnis erhalten hatte, zu fordern, was er begehre (Athenaeus 281b⁷). Die Antike hat zweifellos noch andere Formen der Erzählung gekannt; ich erinnere an Phaethon, an Theseus; in der Midassage ist Dionysos der Gewährer eines Wunsches. Es braucht nicht unsere Aufgabe zu sein, diesen Formen volkstümlicher Legende im Altertum weiter nachzuspüren, weil die gegebenen Nachweisungen

⁷) Anmerkungen zu den Märchen der Gebrüder Grimm zu Nr. 19 und 87.

vollkommen genügen, um den Zusammenhang zu zeigen, der zwischen Platon und dem Volksmythos besteht.

Kehren wir nunmehr noch einmal zu dem großartigen Gemälde seiner Republik zurück. Ist nicht schon dort der Mensch zu finden, der sich ein Königtum wählt und nach geschעהener Erfüllung seine Wahl verflucht (619 B)? Wird nicht der gesamte Vorgang der Wahl der Lebensformen als bemitleidenswert, lächerlich und wunderlich bezeichnet? Um es kurz zu sagen, Platon ist eine Quelle und ein Ausgang für alle ähnlich eingekleideten späteren Betrachtungen. Er bedeutet den entscheidenden Wendepunkt in formaler wie in sachlicher Hinsicht. Es liegt ja auf der Hand, daß die Älteren auf die Beschaffenheit der Güter reflektieren, die sie als relativ erkennen; diese Erkenntnis ist ihnen Hauptsache, der Gedanke bestimmt durch das Objekt. Bei Platon tritt das Subjekt in den Vordergrund, der Mensch, der um seiner *εὐδαιμονία* willen wählt. Und in Wahl steht nicht mehr ein einzelnes Gut oder Böse, sondern ein ganzes Menschendasein und Schicksal. Die Entwicklung vollzieht sich entsprechend der in der griechischen Philosophie, für die seit Sokrates das Problem des Menschen ausschlaggebend wird. Seitdem bleibt auch der gewährende Gott, den Platon einführte, mit dem Vorgang der Glückswahl aufs engste verbunden⁸⁾. Da wir dies Motiv so weit reichen sahen, haben wir keinen Anlaß mehr, Tacitus in eine engere Beziehung zu Horaz und Maximus zu bringen. Hat doch Horaz selbst das Motiv noch an zwei anderen Stellen aufgegriffen. Einmal legt er es dem Davus in den Mund⁹⁾: „Du lobst das Glück und die Moral der Vergangenheit; wenn dich aber ein Gott hineinversetzte, würdest du dich dagegen sträuben.“ Viel charakteristischer ist der andere Fall. „Wenn die Natur uns erlaubte, noch einmal jung zu werden und neue Eltern auszusuchen, würden sich die meisten wohl solche wünschen, die ihrem Hochmut entsprechen, ich aber wäre zufrieden mit denen, die ich hatte“, sagt der Dichter (Sat. I 6, 93ff.). Hier spricht der Anhänger des Epikur, wenn er an Stelle des Gottes die Natur walten läßt. Aber in dem Wunsch nach neuer Jugend enthüllt sich noch einmal das Märchen; nie war der Gedanke seinem phantastischen Ursprung so nah.

Wien.

L. RADERMACHER.

⁸⁾ Die Vorstellung des von einem Gotte veranlaßten Rollentausches wird die einzige Zutat des Bion sein, der sich gern auf Schauspiel und Schauspieler bezieht (*Teletis Reliquiae*² S. 3 und 5 Hense).

⁹⁾ Horaz Sat. II 7, 22ff.

Vergil und Theokrit.

In den Scholien zu Theokrit und darnach in der Anth. Pal. IX 205 lesen wir: *Ἀρτεμιδώρου γραμματικοῦ*

*Βουκολικαὶ μοῖσαι σποράδες ποκά, γῶν δ' ἅμα πᾶσαι
ἐντὶ μιᾶς μάνδρας, ἐντὶ μιᾶς ἀγέλας.*

Der Grammatiker Artemidoros hatte um 70 v. Chr. in Sullanischer Zeit eine Sammlung bukolischer Gedichte veranstaltet; die ländlichen Musen nahmen Theokrit, Moschos und Bion in ihren Schutz. Theokrit wurde so zum Bukoliker, obgleich Artemidor aus dem von ihm in den Bibliotheken aus losen Blättchen gesammelten Material auch ganz Andersartiges herausgab, darunter als theokriteisch, was sicher nicht diesem Dichter zuzuschreiben ist, so z. B. das VIII. Gedicht. Diese Sammlung kam dem Vergil unter die Augen und er hat sie, wie die Verwendung eben des VIII. Gedichtes zeigt, benützt. Denn durch die Nachahmung Vergils wurde Theokrit ebenso wie durch Artemidor und dann den Kommentar des Theon erst entdeckt und berühmt. Die Wahl Vergils ist charakteristisch. Er, der mit den Dichtungen, die wir im Katalepton vereinigt finden, deutlich unter dem Einfluß der Neoteriker, speziell Catulls, seines Landsmannes, steht, greift wieder zu einem modernen Dichter, dem eben entdeckten Theokrit. Es ist nun schon in den Vergilkommentaren des Altertums und seither immer wieder, zuletzt bis ins Einzelne von P. Jahn, dem letzten Erklärer des Vergil, und von Hosius, angemerkt worden, wie sehr Vergil den Theokrit benützt hat, und man hat alles, was nur irgendwie einer Anlehnung gleicht, sorgfältig zusammengetragen. So kommt es, daß schließlich Vergil als Gedächtniskünstler erscheint. Kroll in den „Studien zum Verständnis der römischen Literatur“, S. 157ff. sagt: „Zum Teil steigert sich die Nachahmungstechnik bis zu einer kunstvollen Mosaikarbeit. Vielleicht das glänzendste Beispiel dafür sind Vergils Bukolika Welch ein mnemotechnisches Kunststück hier geleistet ist, ganz abgesehen von der auch nicht gering anzuschlagenden dichterischen Arbeit, kann man am besten aus den bequemen Übersichten von P. Jahn erkennen.“ Nun ist aber doch gleich zu sagen, daß da nur auf eine Seite allzusehr Gewicht gelegt ist, daß hier in übertriebener Genauigkeit Beweismaterial gesammelt wurde, das gewissermaßen als Anklagematerial gegen den römischen Dichter verwertet wird. So hat man, glaube ich, den Dichter über dem Nachahmer zu wenig geachtet. Es sind aber gerade in neuerer Zeit einige Arbeiten von

Bedeutung erschienen, die die selbständige dichterische Tätigkeit Vergils zu ergründen suchen: K. Witte, *Der Bukoliker Vergil. Die Entstehungsgeschichte einer römischen Literaturgattung*; K. Jachmann, *Zu Vergils Eklogen* (Neue Jahrb., J. 1922) und F. Klingners Aufsatz (Herm. 1927), dann die Bücher von Norden, Boll und G. Rohde, *De Vergilii eclogarum forma et indole*, 1925.

Vor allem müssen wir uns sagen, daß Vergil in einem wesentlichen Punkt von Theokrit abweicht, und uns über den Grund klar werden. Theokrit schreibt in einem Mischdialekt, in einer Kunstsprache, die vom Dorischen ausgeht und mit Ionismen des Epos durchsetzt ist. Etwas Entsprechendes gibt es bei Vergil nicht. Wir sind gewöhnt, darüber hinwegzusehen und zu denken: Vergil hätte ganz und gar nicht, wenn er in diesem Dialekt des Theokrit etwas Naturhaftes gesehen hätte, etwas Ähnliches an die Stelle setzen können. Man bedenke aber: Um Caesars Zeit waren die Dialekte Italiens noch nicht tot; just aus dieser Zeit besitzen wir ein schönes Beispiel von Durchdringung des Lateinischen mit dem Oskischen, eine Probe von natürlichster Dialektmischung, ein Stück echtsten Volkslateins, und kein Zweifel, dieses Stück zeigt klar, es gab eben Mischdialekte. Das Denkmal ist von Weege gefunden, von Bücheler entziffert und erklärt worden (Rh. M. XLII 554 ff. = Bonner Jahrb. CXVI 296 ff.). Es ist ein Fluchtäfelchen: *L. Harines Har. Maturi, C. Eburis, Pomponius, M. Caedicius M. f., N. Andripius M. f. pus olu solu fancua recta sint, pus flatu sicu olu sit.* (Vgl. Schwering—Bacherler, Bursian 176, 44.)

Vergil urteilte jedenfalls anders; für ihn war Theokrit ein Sikuler, seine Muttersprache also dorisch, dazu fand er Anklänge an das Epos, also an eine ältere Sprache. So bietet auch Vergil Archaismen und Vulgarismen. Es sind ihrer nicht viele, man vgl. die Kommentare und Steffani, Progr. Mitterburg 1884, aber gerade genug, damit der Hörer doch die Absicht merkte, z. B.

Ecl. III 1.: *Dic mihi Damoeta cuium pecus?*

Das wurde im Altertum als *rusticum* getadelt (*Vita Verg.* 16): *Cuium pecus? anne Latinum? Non verum Aegonis.*

Nostri sic ruri loquuntur. Aber Vergil hat davon nicht allzuviel in den Eklogen. Er wollte die Sprache nicht vulgär gestalten. Er sah besser als mancher Moderne, daß Theokrits Hirten, wenn sie selbst voneinander noch so sehr versichern, den Bocksgeruch zu *verspüren*, doch nur in einer Maskerade auftretende Personen sind.

Man vgl. vor allem eine Perle der Theokritea, die Thalysien, wo Simichidas von Lykidas erzählt:

ἔσθλόν σὸν Μοῖσαισι Κυδωνικὸν εὐρομεσ ἄνδρα,
 οὖνομα μὲν Λυκίδαν, ἧς δ' αἰπόλος, οὐδέ κέ τις νιν
 ἠγνοίησεν ἰδὼν, ἐπεὶ αἰπόλῳ ἔξοχ' ἐώκει.
 ἐκ μὲν γὰρ λασίοιο δασύτριχος εἶχε τράγοιο
 κνακὸν δέρου' ὅμοισι νέας ταμίσοιο ποτόσδον.

Darüber also war Vergil sich im klaren, die Hirten seien nicht echt. Freilich, was er so gefunden und, wie wir jetzt zugeben müssen, richtig gefunden hatte, das sahen die Philologen lange nicht, die dem Theokrit gerne eine echt naturalistische Färbung zubilligen wollten, dem Vergil dagegen eine saftlose und schwache Nachahmung. Unterschiede werden uns noch gerade in diesem Punkte entgentreten. Daß wir jedoch auf dem richtigen Wege sind, zeigt eine zweite Überlegung. Es ist uns unangenehm, wenn in der dritten Ekloge (90) mitten im bukolischen Kolorit ganz zeitgenössische literarische Anspielungen sich finden: *Qui Bavium non odit, amet tua carmina Maevi* oder in der IX. Ekloge 33 ff.:

*Et me fecere poetam
 Pierides, sunt et mihi carmina, me quoque dicunt
 Vatem pastores; sed non ego credulus illis.
 Nam neque adhuc Vario videor nec dicere Cinna
 Digna, sed argutos inter strepere anser olores.*

Das sind Stellen, die zweifellos angeregt sind durch Theokrit, z. B. [VII] 37 ff.:

Καὶ γὰρ ἐγὼν Μοισᾶν καπυρὸν στόμα, κῆμὲ λέγοντι
 πάντες ἀοιδὸν ἄριστον · ἐγὼ δέ τις οὐ ταχυπειθής,
 οὐ Δᾶν · οὐ γάρ πο κατ' ἐμὸν νόον οὔτε τὸν ἐσθλὸν
 Σικελίδαν νίκημι τὸν ἐκ Σάμω οὔτε Φιλίταν
 αἰείδων, βάτραχος δὲ ποτ' ἀκρίδας ὡς τις εἰρίσδω.

Wie Simichidas in VII Theokrit, so ist Menalcas in der IX. Ekloge Vergil, wenn auch nur für einen Augenblick ganz der Dichter; denn die Schicksale des Menalcas im einzelnen dürfen, wie u. a. Leo (Herm. XXXVIII 1ff.) klar gezeigt hat, nicht als die Vergils ausgelegt werden (vgl. darüber auch Jachmann a. a. O.). So ist also die Verkleidung ein bei Theokrit bereits vorhandener Trik, Vergil folgt darin dem Griechen. War ihm das aber klar, so konnte er unmöglich in den Hirten Theokrits eben nur Hirten erkennen; es

war ihm zum Bewußtsein gekommen, daß Theokrit in der Verkleidung Selbsterlebtes bietet. Daß die bukolischen Lieder des Theokrit eben doch von den ursprünglichen kultischen Bräuchen beim Artemisfest, wo Hirten in sonderbaren Aufzügen mit den Begegnenden Schnadahüpfel und Trutzlieder um die Wette sangen und der Sieger beschenkt wurde, weit entfernt sind, ist klar. Ja, es muß als sehr fraglich gelten, ob Theokrit diese alten Bräuche überhaupt kannte und sich des literarischen Zusammenhanges mit seiner Dichtung bewußt war. Daher hätte W. Aly in seiner Literaturgeschichte vielleicht doch nicht behaupten sollen, daß Theokrit derlei in den Koischen Kreis gebracht hat. Er hätte da lieber statt Reitzenstein Wilamowitz folgen sollen. Klearchs Erotika z. B. zeigen eine literarische Quelle für Theokrit. Er erzählt, wie eine unglücklich Liebende in den arkadischen Bergen der Wildnis ihre Klagen vorträgt, daß „sogar die wilden Tiere sie beweinen“. Und ihr Geliebter heißt Menalcas. Also ein theokritisches Motiv (Thyrsis) und ein theokritischer Name. Wir werden im Verlaufe noch weiter über Philoxenos zu Stesichoros kommen. Ferner ist der bewußte Anschluß an Homer bei Theokrit bekanntlich unverkennbar, z. B. erinnert die Schilderung des Bechers in I. ganz deutlich an Homers Schildbeschreibung. So konnte also bei Vergil sich die Vorstellung bilden, daß die Hirten eben nicht naturwahr seien, daß die ganze Bukolik nur eine bestimmte Einstellung habe, daß sie ein Mittel sei, der Wirklichkeit zu entfliehen, um manches leichter in der Verkleidung zu sagen. Dabei ist freilich sofort ein wesentlicher Unterschied zwischen Theokrit und Vergil zu erkennen. Theokrit ist im ganzen heiterer als Vergil. Alle Bukolik hat, da sie der Wirklichkeit, der augenblicklichen Gegenwart entrückt ist, einen Hang zum Romanatischen, zur Sehnsuchtsstimmung, zur Hoffnung auf Besseres. Aber bei Theokrit tritt das nicht so hervor wie bei dem Römer. Die Zeit, in der er dichtete, war ernster. Der historische Hintergrund, der sich von den Eklogen deutlich abhebt, zeigt die Geißel des Bürgerkrieges. So wird Vergil weit mehr sentimental als Theokrit, der ihm gegenüber naiver erscheint. Endlich sah und lernte Vergil aber, wie Theokrit die Verkleidung benützt, um, wie schon erwähnt, persönliche Erlebnisse verhüllt zu gestalten. Das zog ihn an. Auf Grund solcher Erwägungen nun, in denen ich die Art der Einwirkung Theokrits auf Vergil zu zeigen versuche, glaube ich, können wir weiter kommen als mit dem Aufzeigen einzelner, oft nur recht *fraglicher Parallelstellen*. Es wird sich so wohl zeigen, daß wir

weniger von Vergils Gedächtnis, aber um so mehr von seiner dichterischen Seele zu halten haben.

Wir müssen, um Vergil zu begreifen, uns darüber klar sein, daß er mit einer bestimmten Einstellung der Dichtung Theokrits entgegenkam. Es war die Sehnsucht, aus dem Jammer der Gegenwart hinauszukommen, die Sehnsucht nach einer ruhigen, beseligenden Lebensführung. Daß aber Vergil mit dieser Lebensauffassung nur ausdrückte, was viele seiner Zeitgenossen empfanden, läßt sich dadurch beweisen, daß der viel nüchternere Horaz in der XVI. Epode ihr Ausdruck verliehen hat. Vergil hat also den Theokrit mit den Augen seiner Zeit gesehen, das, was ihm da wertvoll schien, übernommen und gesteigert. Die Bukolik mit ihrer Möglichkeit, unter einer Verkleidung eigenes Erleben und Empfinden, eigenes Sehnen und Wünschen dichterisch zu gestalten, hat er eben auch aus Theokrit genommen. Daß ihn gerade die Thalysien dazu anregten, werden wir ihm nicht gering anrechnen. Es wird sich zeigen, daß der Einfluß dieses Gedichtes weiter geht, als man bisher beobachtet hat.

Wir wollen nun an einem konkreten Falle zeigen, daß das Urteil über das Verhältnis Vergils zu Theokrit nach der bisher gerne angewandten Methode noch nicht zu einem befriedigenden Endziel geführt hat, wenn auch viele, besonders die Neueren, schon mancherlei richtig gesehen haben.

Als das älteste oder als eines der ältesten Gedichte der Sammlung ist das II. anzusehen. In V wird bereits auf II und III angespielt, Vers 85 ff.:

Hac te nos fragili donabimus ante cicuta.

Haec nos: „Formosum Corydon ardebat Alexin.“

Haec eadem docuit: „Cuium pecus? an Meliboei?“

Der Inhalt des II. Gedichtes ist schnell erzählt: Der schöne Korydon erglüht in Liebe zu Alexis, dem Buhlnaben des Herrn, und zwar ohne Gegenliebe zu finden. Er klagt sein Leid dem Wald (1—5): Trotz der Glut-hitze des Mittags ist er gekommen, jetzt, da sich selbst die sonst der Sonne zustrebenden Eidechsen verkriechen. Alexis erhört ihn nicht, hat kein Mitleid, er wird ihn noch in den Tod treiben. Besser wäre es, sich einer Amaryllis Zornesausbrüche gefallen zu lassen oder dem schwarzen Menalcas nachzulaufen, wenn auch Korydon schön weiß ist. Aber Alexis soll nicht so stolz sein: *Alba ligustra cadunt, vaccinia nigra leguntur* (6—18). Zu Unrecht bin ich dir verächtlich; denn ich bin reich, kann auf der Hirtenpfeife beneidenswert schön spielen, auch bin ich gar nicht so häßlich (19—27). Entschleiß dich, zu mir zu kommen, so lernst du wie Pan spielen; zwei Böcklein,

auf die schon Thestylis spitzt, stehen dir bereit (28—44). Des Korydon Ungeduld steigert sich, er wartet ja lange — seit der Mittagshitze. *Huc ades, o formose puer*. Nymphen bringen Blumen, Korydon selbst sammelt Früchte und Blüten zum duftenden Strauß (45—55), sogar solche, die seine Amaryllis liebte. Und Alexis kommt nicht, da verzweifelt Korydon, er sieht ein, er ist eben nur ein Bauer (*rusticus es Corydon*), ein Alexis läßt sich durch seine Gaben nicht ködern und dessen Herr Iollas hat noch verlockendere Gaben, dabei ist es töricht von Alexis, das Landleben zu fliehen, das selbst Götter lieben. Freilich, es ist eine unsinnige Leidenschaft, ein Trieb, der ihn zu Alexis zieht. Es ist Abend geworden, die Rinder kehren heim, doch seine Leidenschaft verzehrt ihn noch. Welches Ziel und Ende wird es geben (55—68)? — Wir müssen nun wieder denken, daß eine geraume Zeit verstrichen ist; der Dichter hat klar auf die Zeitunterschiede hingewiesen, wenn er sagt, daß Korydon von Mittag (13) bis Abends (67) wartet; er sorgt also dafür, daß wir verstehen, daß Korydon wartet und klagt; die Klage des Korydon setzt gleichsam von Zeit zu Zeit ein. Da erkennt endlich Korydon, er sei *demens*. Er hat doch Vernünftiges zu tun, das Unkraut auszujäten und Körbchen aus Binsen zu fertigen, also geht er, indem er sich tröstet, Alexis sei nicht der Einzige, er werde einen anderen finden: *Invenies alium, si te hic fastidit, Alexim*.

Es muß uns schon aus dieser Analyse deutlich werden, daß Korydon, durch die lange Wartezeit vernünftig geworden, seine Leidenschaft überwindet. Der *Λόγος* hat über die *Ἐπιθυμία* in diesem Einzelfall gesiegt. Dazu kommt, daß Korydon trotz seiner Leidenschaft oder gerade wegen dieser von Haus aus an andere Geliebte und begehrenswerte Personen wie Menalcas und Amaryllis nicht ganz vergißt und durch sie Alexis eifersüchtig machen will.

Versuchen wir das Gedicht zu gliedern, so ergibt sich bei Beachtung der Sinnesabschnitte von selbst folgende Einteilung:

I. (v. 1—5) Einführung in die Situation. — II. (6—18) erste Klage (2, 6, 3, 2 Verse). — III. (19—27) zweite Klage (1, 3, 2, 3 Verse). — IV. (28—44) dritte Klage (3, 9, 5 Verse). — V. (45—55) vierte Klage (6, 5 Verse). — VI. (55—65) fünfte Klage (2, 2, 3, 3 Verse). — VII. (66—73) Umschlag der Stimmung (3, 1, 3, 1 Verse).

Kurt Witte hat in seinem genannten Buche eine kompliziertere Einteilung geboten: Er betrachtet die Klage des Korydon (V. 6—73) und findet die Einschnitte nach den Versen: 16. (11 Verse), 27. (11 Verse), 39. (12 Verse), 55. (16 Verse), 73. (18 Verse).

Ich kann den starken Einschnitt nach dem Verse 16 nicht zugeben, denn *Quamvis ille niger, quamvis tu candidus esses?* gehören mit den Versen 14 und 18 aufs engste zusammen. Ferner ist nach Vers 39 kein so starker Einschnitt festzusetzen. Die Verse 40—44 gehören ebenso zu den Versen 28—30 wie die Verse 31—39. Es

werden die Vorteile des Hirten- und Landlebens dem Alexis vorgeführt und er eingeladen, es zu genießen. Witte will nun aber in 6—16 und 17—27 die größte Parallelität erkennen, er hat das in Wiener Stud. XLII (1921), S. 68f. ausgeführt und dabei gewiß im einzelnen manche gute Beobachtung angestellt: V. 17 knüpfe genau an 6 an. Man beachte z. B. die Alliteration *O . . . nimium . . crede colori* mit *O . . . nihil . . carmina curas*. Am Ende des ersten Abschnittes ist von der Schönheit des Alexis (V. 16 *quamvis tu candidus esses*), am Ende des zweiten von dem Aussehen des Korydon die Rede. Ferner wird am Ende des ersten Abschnittes Menalcas, am Ende des zweiten Daphnis genannt (das sind die Namen der beiden Partner aus Theokrit 13). Gewiß, die Einzelbeobachtungen sind fein und vielleicht richtig, der Ausgangspunkt wohl falsch: Die Verse 18—19 gehören zu dem Vorhergehenden: Der grausame Alexis soll nicht auf seine Schönheit allzusehr pochen, er könne sich am Ende verrechnen¹⁾. Warum liegt aber Witte so sehr an solcher genauen Einteilung, am Nachweise parallelen Baues usw.? Man war sich bisher darüber einig, daß die II. Ecl. vor allem inhaltlich im Ganzen und Einzelnen aus dem Kyklops des Theokrit stamme, Witte meint nun auch Komposition, Aufbau, Gliederung stammten daher.

Betrachten wir den Kyklops, jenes reizende Gedicht unserer Theokrit-Sammlung, näher. Das Gedicht ist ein Gelegenheitsgedicht, es ist aus einem bestimmten Erlebnis des Dichters erwachsen. Sein Freund Nikias, der Arzt, ist krank, liebeskrank, unglücklich verliebt. Gegen die Liebe gebe es kein Tränklein, keine Salbe, kein Pflaster; es helfen nur die Musen. Nikias, dem ja die Musen hold seien, solle es wie der junge Polyphem machen, der, als Jüngling in erster Liebe entbrannt zur schönen Galatea, das Heilmittel im Liede (Vers 80 f.) fand:

*οὐτω τοι Πολύφημος ἐποίμαινεν τὸν ἔρωτα
μουσίσδων, ἕῳον δὲ δι᾿ ἧ εἰ χρυσὸν ἔδωκεν.*

Das Lied des Polyphem an Galatea gliedert sich nun also:

I. Klage des Kyklopen 19—40. Er ist unbeachtet, und zwar seit langem (19—24), wegen seiner Häßlichkeit (24—33, 8 Verse), trotz seines Reichtums (33—40, 8 Verse). — II. Galatea möge zu ihm kommen (40—53); denn er

¹⁾ Ohne auf weitere Einzelheiten einzugehen, sei noch ausdrücklich bemerkt, daß der Vers 66 bei Witte, der den Umschwung deutlich anerkennt, keine Rolle spielt.

nährt für sie Tiere (40—42), es sei bei ihm schön (42—49, 8 Verse). Dadurch und durch seine Liebe werde seine Häßlichkeit aufgewogen (49—53, 4 Verse). — III. Oder er wolle zu Galatea kommen 54—63. Hätte er doch nur Flossen (54—58, 6 Verse), er möchte ein Floß benutzen (59—62, 3 Verse). — IV. Also solle doch Galatea zu ihm kommen, das sei möglich (63—66, 4 Verse.) — V. Anklage gegen die Mutter (67—71, 4 Verse). — VI. Nach diesem höchsten Affekt die Ernüchterung: Er hat Vernünftiges zu tun (4 Verse). Es gibt noch andere schöne Mädchen (4 Verse).

Man hat nur auf die Ähnlichkeiten beider Gedichte alles Augenmerk gerichtet: Kein Zweifel, es gibt ganz genaue Entsprechungen, wie man leicht jetzt aus Jahn sehen kann, z. B.: Verg. Ecl. II 19—23 = Theok. XI 33ff.; II 28f. = XI 65; II 40—41 = XI 40; II 69 = XI 72; II 71—72 = XI 73 und II 73 = XI 76. Daneben sind auch andere Theokrit-Gedichte benützt; denn das sorgsame Zusammensetzen von Versstücken aus verschiedenen Gedichten ist mit Recht u. a. besonders von Jahn konstatiert worden; es ist ja die Hauptursache, daß Kroll die Gedächtniskunst Vergils bewundert. Ob man aber da nur nicht zu weit geht, wenn zu V. 6 gleich XI 19; III 6; 33; 52 notiert werden oder zu 12f. VII 26f. und 138; es handelt sich doch im besten Falle um eine Anregung.

Zweifellos bildet das XI. theokriteische Gedicht für Vergil eine Vorlage. Er entlehnt ihm eine tragende Idee für sein Gedicht. Nach Witte verdankt er ihm vor allem auch die Komposition. Nach diesem nämlich zerfällt die Klage des Kyklopen — nur um diese kümmert er sich, nicht um den Rahmen 1—18 und 80, 81, in 5 Teile. Es sind nach ihm I. die Verse 19—29, die, wie er sagt, für sich allein stehen; dann II. 30—41, III. 42—53, IV. 54—66 und V. 67—79, wobei sich die Gruppen 30—41 und 42—53 als Gegenstücke entsprechen und auch in der Unterteilung eine Beziehung zeigen, indem sie chiasmische Gliederung 4, 8, 8, 4 haben. Nun kann ich mich aber mit Wittes Einteilung hier nicht einverstanden erklären; zunächst gehören die Verse 19—40 (M.) zusammen. Polyphem ist von Galatea nicht beachtet, weil er häßlich ist, doch die Häßlichkeit wird durch Reichtum aufgewogen. Ferner gehört Vers 40 *τρέφω δέ . . .* bereits zum folgenden; Galatea soll durch die für sie aufgezogenen Tiere gelockt werden und deshalb zu ihm kommen. Die Verse 67—79 bilden nicht, wie Witte will, eine Einheit; denn sie enthalten die Klage gegen die Mutter und den Selbsttrost des Polyphem. Kann ich so Wittes Einteilung nicht billigen, so entfällt damit für mich auch jede Möglichkeit, die Folgerungen Wittes für *sicher zu halten*. Ganz und gar aber geht es nicht an, etwa bei

Vergil nun vorauszusetzen, er habe just wie Witte die Einteilung des theokriteischen Gedichtes vorgenommen und darnach sich gerichtet und zwar bis in jede Kleinigkeit. Auch inhaltlich stimmt dies nicht. Ja, es findet sich ein ganz wesentlicher Unterschied schon im Aufbau. Denn bei Vergil ist Korydon gleich in der ersten Klage (V. 6—16) so weit, dem Alexis mit Amaryllis und Menalcas zu drohen. Dieser Unterschied ist aber, wie sich zeigen wird, ganz wesentlich. Dagegen muß man sich also wenden, daß Vergil etwa schematisch sein Gedicht nach Theokrit gebaut habe; dabei soll gar nicht in Abrede gestellt werden, daß sich Gliederungen, die einander entsprechen, finden.

Bisher ist das Augenmerk nur auf die Ähnlichkeiten gerichtet gewesen und so scheint es fast, als hätte Vergil sich ganz und gar nach Theokrit gerichtet. Nun weicht er aber in sehr wichtigen Beziehungen ab; einmal ist bei Theokrit der Umschlag in der Stimmung vom Dichter begründet worden; der Kyklop hat sich durch seine Klage, sein Lied von der Leidenschaft befreit, auch Nikias werde durch ein Opfer an die Musen wieder seine Ruhe finden. Bei Vergil ist davon gar keine Rede und leicht macht sich der Vorwurf geltend, Vergil biete eben nur eine schwache Nachahmung Theokrits, so schwach, daß er den witzigen Schluß als Witz übernimmt, dagegen an eine Motivierung des Stimmungswechsels gar nicht gedacht habe. So hat besonders Rhode gezeigt, wie bei Vergil alles kürzer und straffer ist. Bei näherem Zusehen läßt sich aber auch zeigen, daß Vergil es sich gar nicht so leicht gemacht hat und daß sich seine Absicht erklären läßt. Vor allem läßt sich gar nicht leugnen, daß die Charaktere des Polyphem und des Korydon vollkommen verschieden sind. Polyphem ist Anfänger in der Liebe; es wird ganz fein vom Dichter angedeutet, wie er, eben zur Männlichkeit herangereift, auf einem Spaziergange in Begleitung der Mutter Galatea kennen lernt und an ihr sich seine erste Liebesleidenschaft entzündet; daher am Schlusse die Anwürfe des gequälten armen Jungen gegen die Mutter. Der Korydon des Vergil hat schon geliebt, Amaryllis war ihm eigen, er fürchtet nur ihr jähzorniges Wesen, auch auf den Menalcas hat er schon seine Blicke gerichtet. Alexis ist seine neue Leidenschaft. Als er aber infolge des langen Wartens ernüchtert ist, da sagt er mit vollem Rechte, es gebe noch andere. So ist sein Stimmungswechsel und der Selbsttrost aus dem ganzen Charakter erklärlich. Somit hat Rhode nicht recht, wenn er von Korydon behauptet, der Charakter sei nicht einheitlich. Es

kann nun nicht Zufall sein, daß Vergil, wenn er so eine in sich geschlossene Figur schafft und aus dem Gedichte sich eine befriedigende Lösung ergibt, ohne Grund von Theokrit abgewichen ist. Wir sind überdies berechtigt, diese Frage auch deshalb mit allem Nachdruck zu stellen, weil nach unserer persönlichen, modernen Auffassung Theokrits Motivierung überaus gut und ansprechend ist, also sein Gedicht uns einfach gefällt, dagegen Vergil uns als der Nachahmer erscheint, der hinter Theokrit zurücksteht. Nun will ich nicht mißverstanden sein. Ob Theokrit oder Vergil uns besser gefällt, ist nicht Gegenstand meiner Untersuchung; ich will nur Vergil verstehen und glaube, dann erst über ihn urteilen zu dürfen. Wenn es sich also gezeigt hat, daß bei Vergil wohl überlegt eine Abweichung und zwar eine sehr wichtige von seinem deutlichen Vorbilde vorliegt, so ist es zweifellos, daß er aus Gründen bestimmter Art abgewichen ist und daß eine uns nicht mehr beeinflussende Einstellung auf ihn wirkt: Es ist der Moment da, wo wir historisch den Dichter begreifen müssen.

Ist die zweite Ekloge von uns richtig interpretiert worden, so ist sie noch mit einem anderen Gedicht des Theokrit zu vergleichen, an das man in diesem Zusammenhang noch gar nicht gedacht hat. Man hat wohl gezeigt, daß bei aller Anlehnung an Theokrit XI. einzelne Verse auch an andere Theokrit-Gedichte anklingen, besonders an III., ja Witte versucht, wegen der Namen Beziehungen mannigfacher Art herzustellen; aber die Beziehung zu den Thalysien liegt meines Erachtens besonders nahe und ist auffällig. Wir haben schon gesehen, daß Theokrit sein Lied auf Aratos singt. Im Altertum wurde über Wert und Unwert der Musik und zwar im weitesten Sinne viel gestritten; bekannt sind die Meinungen Platos und Aristoteles' darüber. Auch bei Polybios IV 20, wo er von dem Ansehen und guten Ruf der Arkader spricht, ist von diesem Streit die Rede, er polemisiert gegen Ephoros, „man dürfe nicht glauben, die Musik sei, wie Ephoros in der Einleitung seiner Universalhistorie sagt, indem er eine für ihn unpassende Behauptung hinwirft, eingeführt worden zum Trug und zur Verhexung der Menschen²⁾.“ Nicht diese und andere Stellen führen uns weiter. Wir müssen vielmehr schließen, daß zur Zeit des Vergil in

²⁾ οὐ γὰρ ἡγητέον μουσικὴν ὡς Ἐφορός φησιν ἐν τῷ προοίμιῳ τῆς ὅλης πραγματείας, οὐδαμῶς ἀρμόζοντα λόγον αὐτῷ εἶναι, ἐπ' ἀπάτη καὶ γοητεία παρεισήχθαι τοῖς ἀνθρώποις.

einem ihm vertrauten Kreise eine andere Ansicht, als sie bei Theokrit vertreten ist, gang und gäbe war. Nun lesen wir bei dem Epikureer Philodemos *Herc. Vol. I* 15 (S. 80 Kemke, Teubnertext = Arnim *Fragm. Stoic.* III 230, 77): *Καὶ μὴν οὐδὲ παραμυθεῖσθαι δύναται μουσικὴ τὰς ἐν ἔρωτι δυσπραξίας· λόγον γὰρ μόνου τὸ τοιοῦτον, ἀλλ' ἀνεπιβλήτους ποιεῖ περισπῶσα, καθάπερ ἀφροδείσια καὶ μέθη. ποιήματα, δ' εἰ προαιεῖται, διδόντω καὶ Φιλόξενον εἰ τοῦτ' ἠνίττετο, μὴ τελέως ψεύδεσθαι, καθάπερ οὐδὲ Μέξανδρον πο[ν]ηρ[ὸν] ὑπέκκαυμα πολλο[ῖ]ς αὐτὴν λέγοντα τῷ διδόναι τινὰς ἀφορμάς.* Also „nicht einmal beruhigen kann die Musik die Liebespein; denn dergleichen ist nur Sache der ruhigen Überlegung, sondern sie schafft durch ihr Zerren (an der Seele) nur Wirre, wie der Liebesgenuß und die Trunksucht. Wenn er aber (Philodemos' Gegner) Gedichte (als Quelle) vorzieht, so soll er zugeben, daß auch Philoxenos, wenn er das (eben nun) in einer Anspielung sagte, am Ende schließlich nicht log, wie auch nicht Menander, wenn er sagte: „Sie (die Musik) sei für viele ein verderbliches Feuer, in dem sie Anreize bietet...!“ Der Gegner ist der, gegen den in der Hauptsache im 1. Teil des IV. Buches polemisiert wird, Diogenes, Artemidoros' Sohn aus Seleukia, genannt der Babylonier (*Fragm. Stoic.* III 210ff., Wellmann, Pauly-Wiss. Real-Enz. s. v., H. Abert: Die Lehre vom Ethos 23). Philoxenos ist der bekannte Dithyrambendichter aus Kythera, der längere Zeit am Hofe des älteren Dionysios von Syrakus lebte und den er (Diod. XV 6) durch sein freimütiges Urteil über dessen schlechte Gedichte reizte. Von Philoxenos gab es bereits nach Stesichoros' Beispiel einen Kyklops, der das Vorbild für Theokrit war. Das wissen wir aus dem Schol. in Theocr. XI 1: *Καὶ Φιλόξενος ποιεῖ τὸν Κύκλωπα παραμυθούμενον ἑαυτὸν ἐπὶ τῷ τῆς Γαλατείας ἔρωτι καὶ ἐντελλόμενον τοῖς δελφίσι, ὅπως ἀγγέλλωσιν αὐτῇ, ὅτι ταῖς Μούσαις τὸν ἔρωτα ἀκεῖται* und Plut. *Quaest. Symp.* I 5 (vergl. *Erotic.* 18): *Ὅπου καὶ τὸν Κύκλωπα Μούσαις εὐφρόνους ἰᾶσθαι φησι τὸν ἔρωτα Φιλόξενος.* Nun haben wir noch eine Stelle über den Kyklops des Philoxenos. Der Scholiast zu Aristoph. Plut. 290 berichtet: *ὁ Φιλόξενος ὁ διθυραμβοποιὸς ἐν Σικελίᾳ ἦν παρὰ Διονυσίῳ· λέγουσι δέ, ὅτι ποτὲ Γαλατεία τινὶ παλλακίδι Διονυσίου προσέβαλε καὶ μαθὼν Διονύσιος ἐξώρισεν αὐτὸν εἰς Λατομίαν. φεύγων δὲ ἔκειθεν . . . δρᾶμα τὴν Γαλατείαν ἐποίησεν, ἐν ᾧ εἰσήνεγκε τὸν Κύκλωπα ἐρῶντα τῆς Γαλατείας, τοῦτο δὲ αἰνιτιτόμενος εἰς Διονύσιον· ἀπέκασε γὰρ αὐτὸν Κύκλωπι, ἐπεὶ καὶ οὗτος ὁ Διονύσιος οὐκ ὠξυδόρκει.* Antike Gelehrsamkeit

spricht also dem Kyklops des Philoxenos satirischen Charakter zu; ob mit Recht, können wir nicht beurteilen, aber daß es so gelehrt und weitergegeben wurde, zeigt der Scholiast. Man war sich einig, daß das „Drama“ ein *αἶνιγμα* aufgab. Der Eros des Dionysios war darin verspottet. Aus dem Scholiasten ist klar, daß der Spott des Philoxenos darin bestand, daß er Dionysios mit dem Kyklopen verglich, der sich doch um die schöne Galatea vergeblich bemühte; in dem Satz „Die Musen heilen die Liebe“ sah Philodemos aber, da doch des Dionysios Leidenschaft weiter besteht, nur eine ironische Äußerung und sagte daher, wenn Philoxenos erklärte, die Liebe werde durch die Musen geheilt, so hat er, wenn er das nur „in einer Anspielung sagte“, nämlich auf des Dionysios Leidenschaft, nicht gelogen. Es wäre freilich bequemer gewesen, einfach die Stelle des Philodemos auf ein anderes Gedicht des Philoxenos zu beziehen, doch das halte ich für unmöglich; denn wie der Scholiast spricht auch Philodemos von einem *αἶνιγμα* und der doch auffallend gleiche Ausdruck zeigt, daß es sich um eine Interpretation desselben Gedichtes handelt, deren Gedankengang uns nicht ganz erhalten ist und die wir vielleicht aufgedeckt haben. Das Menanderzitat ist uns auch bei Stob. Floril. 68, 18 (= C. G. F. IV M. S. 138) überliefert: πολλοῖς ὑπέκτανε' ἐστ' ἔρωτος μουσική.

So sehen wir also, daß eine wesentliche Änderung, die Vergil vornahm, nicht zufällig ist, sondern mit der von Philodemos vertretenen Ansicht über die Musik zusammenhängt. Hatte nun Vergil irgendwie Beziehungen zu dieser Lehre? Daß Vergil ein Schüler des Epikureers Siron war, ist bekannt; auf Siron beziehen sich zwei reizende Gedichte des Katalepton 5 und 8. Der Epikureer Siron war aber wohl mit Philodemos befreundet. Daß ferner Vergil und sein Kreis direkt Beziehungen zu Philodemos gehabt hat, zeigen Lesung und Erklärung der *Vol. Herc.* von Körte (Rh. M. LIV 173) und Crönert (Kolotes und Menodemos) [Vergl. Kroll, P.-W.-R.-E. s. v. Siron]. So sehen wir, wie offenbar eine neue, damals moderne Lehre den Dichter zu einer wesentlichen Änderung geführt hat.

Es ist klar, daß Theokrit sich in der Grundansicht „die Musen heilten den Polyphem“ ebenso eng an Philoxenos angeschlossen hat, wie Vergil in dieser Beziehung sich von Theokrit entfernt hat; denn das erwähnt ja Vergil nicht, andererseits scheint gerade der schnippische Schluß, der Hinweis, daß es auch andere schöne Mädchen gibt, von Theokrit zu sein; vielleicht ergibt sich das auch *daraus*, daß in einem anderen Liede sich so ein unvermuteter,

schnippischer Trost und Abschluß findet. In den Thalysien singt Simichidas, also Theokrit, ein Lied, das er selbst als gelungen bezeichnet, über die unglückliche Liebe des Arat zu einem Knaben, das also schließt:

‘αἰαῖ’ φαντί, ‘Φιλῖνε, τό τοι καλὸν ἄνθος ἀπορρεῖ’.
 μηκέτι τοι φρουρέωμες ἐπὶ προθύροισιν, Ἄρατε,
 μηδὲ πόδας τρίβωμες · ὁ δ’ ὄρθριος ἄλλον ἀλέκτωρ
 κοκκύσδων νόρκαισιν ἀνιαραῖσι διδοίη,
 εἷς δ’ ἀπὸ τᾶσδε, φέριστε, Μόλων ἄγχοιτο παλαιστρας.
 ἄμμιν δ’ ἄσυχία τε μέλοι, γραία τε παρείη,
 ἄτις ἐπιφθύζουσα τὰ μὴ καλὰ νόσφιν ἐρῶκοι.

Vergils Ekloge bietet aber noch eine ganz wesentliche Abweichung von Theokrit. Statt des Kyklopen und Galatea ist die Leidenschaft des Korydon zu Alexis eingeführt. Vielleicht ist es möglich, auch diese Änderung zu erklären. Schon die Alten haben einen Weg angedeutet; ihn weiter zu verfolgen, wäre verlockend. Wir lesen bei Servius 18 Th. *Corydonis in persona Vergilius intellegitur, Caesar Alexis in persona inducitur*. Ferner eine zweite Erklärung — bekanntlich bietet unser Servius nicht eine einheitliche Masse, sondern zumindest ist in den eigentlichen Servius eine zweite, vielleicht sehr alte Tradition hineingearbeitet — *Alexim dicunt Alexandrum, qui fuit servus Asinii Pollionis, quem Vergilius, rogatus ad prandium, cum vidisset in ministerio omnium pulcherrimum, dilexit eumque dono accepit. Caesarem quidam acceperunt, formosum in operibus et gloria. Alii puerum Caesaris, quem si laudasset, gratam rem Caesari fecisset. Nam Vergilius dicitur in pueros habuisse amorem: nec enim turpiter eum diligebat. Alii Corydona, Asinii Pollionis puerum, adamatam a Vergilio ferunt eumque a domino datum; Corydona a Vergilio ficto nomine nuncupari ex eo genere avis, quae corydalis dicitur, dulce canens; Alexin vero puerum quasi sine responsione ac superbum; hunc autem dilectum fuisse Pollionis, et Vergilium gratum se futurum existimasse, si eum laudaret, cuius forma Pollio delectabatur, qui eo tempore Transpadanam Italiae partem tenebat et agris praeerat dividendis*.

Diese Vermutungen und Aufstellungen wurzeln in der Überzeugung, Vergils Eklogen seien allegorisch zu erklären. Wir haben diesen Standpunkt überwunden, müssen uns aber doch klar sein, daß Vergil durch Theokrit angeregt wurde, in den Eklogen Selbst-

erlebtes, eigene Erfahrungen niederzulegen. So wäre es also doch vielleicht möglich, daß irgendein Selbsterlebnis den Dichter zur Änderung veranlaßt hat, d. h.: Ist nicht irgendein Geschehen im Leben des Dichters der Anlaß zur Einführung der Knabenliebe und der Erklärung, sie sei in dem besonderen Falle überwunden? Das anzunehmen hätten wir natürlich nur ein Recht, wenn sich erstens zeigen ließe, daß Vergil jemals in Leidenschaft zu einem Knaben entbrannte und daß er zweitens auch so weit ging, davon zu sprechen. Nun lesen wir im Katalepton 7:

*Scilicet, hoc sine fraude, Vari dulcissime, dicam:
Dispeream nisi me perdidit iste pothos; (potus, putus: Scaliger)
Sin autem praecepta vetant me dicere, sane
Non dicam, sed me perdidit iste puer.*

Das Gedicht haben neuerdings Birt (Jugendverse und Heimatpoesie Vergils 1910, S. 82ff.) und Jachmann (Herm. LIII 1924) behandelt, ohne daß sie miteinander übereinstimmen. Der Angelpunkt zum Verständnis liegt in dem Umstande, daß der Text an einer maßgebenden Stelle schwer verständlich ist, in dem Worte *praecepta*. Wenn Jachmann an die Lehre der Epikureer dachte, die (Stob. Flor. 63, 81) *οὐκ ἐρασθήσεσθαι τὸν σοφὸν* gebot (vgl. Lucr. V 1050ff.), so übersah er, daß bei Vergil die *Praecepta* nicht ein Tun, sondern schon ein Sagen verbieten. Also ist doch wohl mit Birt richtiger, an eine rhetorische Vorschrift zu denken. Außerdem ist zu beachten, daß dem *me perdidit iste pothos* die Worte *me perdidit iste puer* entsprechen. Die Verfehlung liegt darin, daß der Dichter *pothos*, so liest Birt richtig statt *pothus*, also ein griechisches Wort anwandte. Dies war ihm und seinem Freunde offenbar in der Schule des Rhetors verboten worden. Wie streng man da war, beweist z. B. Suet. 71. Tiberius entschuldigte sich, als er das Wort *monopolium* gebrauchen mußte, und tilgte das Wort *emblema* aus einem *Senatus-consultum* (Kroll a. a. O. 104).

Übrigens ist für unseren Zweck allés deutlich genug. Vergil liebte einst einen Knaben und hat davon gesprochen. So wäre es also möglich, daß uns in der II. Ekloge ein Selbsterlebnis vorliegt. Freilich nur in dem Sinne: Vergil hat seine Liebe zu dem Knaben überwunden und wie er von der ihn verzehrenden Liebe gesprochen hatte, so erzählt er jetzt von der Befreiung. So meine ich, daß das *Selbsterlebnis* leicht in das Gedicht hineinspielt und leise an-

gedeutet wird. Die Verkleidung ist sonst festgehalten, es liegt ein wirkliches Hirtengedicht vor. Und das ist die Manier, an der Vergil vor allem in den Eklogen festhält. In der I. Ekloge z. B. besitzt Tityrus, wie Leo a. a. O. zeigte, keinen Zug von Vergil, er ist alt, ein eben freigewordener *colonus*, hat Galatea zur Kebse gehabt, dann Amaryllis zur Frau usw., aber er hat die Landesverweisung ertragen, er ist dem Octavius dankbar. Hier spielt Selbsterlebtes hinein und, was das Wichtigste ist, es wird nun (vgl. Jachmann a. a. O.) ein Lebensideal gezeichnet, das des behaglich auf der Scholle in Ruhe lebenden Bauern, dem der im Elend Lebende entgegengestellt wird. Und nun zu Theokrits Thalysia. Theokrit selbst ist im glücklichen Besitze eines Schätzchens, aber seinem Freunde Aratos geht es schlecht, das wissen auch andere. Er liebt den Philinos ohne Erfolg. Der Dichter wünscht ihm nun den Besitz, er bittet den Gott, seinem Freunde behilflich zu sein. Aber plötzlich schlägt die Stimmung um, er macht den Freund auf die Dummheit seines Tuns aufmerksam und bittet ein altes Mütterchen, ihn vor allem Bösen zu bewahren. Wir haben hier wieder mit einem Erlebnis eines Dichters zu tun, wieder aber ist es ins Hirtenleben versetzt. Es liegt eine deutliche Verkleidung vor. Kein Zweifel, Vergils II. Ekloge ist eine seiner frühesten, er hätte es nicht gewagt, sein eigenes Erleben in das Gedicht zu kleiden, wenn er nicht etwas Ähnliches bei Theokrit vorgefunden hätte. Nun könnte man sich auch etwa zur Ansicht bekennen, daß eben nur Theokrit VII die Ursache sei, daß Vergil die Veränderungen in dem XI. Gedicht vorgenommen hat. Es findet sich hier ja Knabenliebe und auch eine Art von Verzicht, mindestens der Rat dazu. Aber nur wenn wir Katalepton VII mitberücksichtigen, finden wir den inneren Antrieb für den Dichter, nur wenn wir die Beziehungen zum Epikureer Philodemos heranziehen, den inneren Zwang, von der Vorlage abzuweichen; sonst stünde ja Vergil wirklich als ein Gedächtniskünstler vor uns, sonst hätten wir es nur mit einem theokriteische Versstücke geschickt verschiebenden Lateiner zu tun. Erst wenn es uns gelingt, hinter der Hirtenverkleidung den Menschen Vergil und sein eigenes Innenleben zu fassen, wird er für uns zum Dichter, erst dann hat die Philologie im Sinne moderner Forschung ihre Aufgabe erfüllt, nachschaffend die Werke der Antike nachzuempfinden und zu erklären.

Cavii oder Candavii?¹⁾

(Zu Livius XLIV 30, 7 ff.)

Während der letzten Auseinandersetzung zwischen Rom und Mazedonien vermochte sich König *Genthius*, Herr eines für illyrische Verhältnisse großen, von der unteren Narenta in der Herzegowina durch Süddalmatien und Montenegro bis zum nordalbanischen Drin reichenden und auch die vorliegenden Inseln bis Curzola umfassenden, aber politisch unkonsolidierten Gebietes, zu einer festen Stellungnahme lange nicht zu entschließen. Im ersten Kriegsjahr unterstützte er mit seiner Flotte die Römer; im nächsten, 170 v. Chr., in welchem diese nichts leisteten, neigte er, wie ja auch in Epirus die Stimmung umschlug, Perseus zu. Dieser unternahm, um ihn durch einen nahen Erfolg für ein Bündnis zu gewinnen, in der Mitte des Winters 170/69 einen Feldzug in die von römischen Truppen besetzten Gaue an der Ostgrenze des heutigen Mittelalbaniens²⁾. Die Römer erlitten empfindliche Schläppen; nun machte *Genthius* seinen Anschluß von einer geldlichen Beihilfe abhängig, die, 300 Talente, zu bewilligen sich der Geiz des Perseus erst im Herbst 169 entschloß, von denen aber tatsächlich nur zehn gezahlt wurden³⁾.

Die Koalition war für Mazedonien politisch und militärisch wertvoll; es war jetzt nicht nur nicht isoliert, sondern auch andere Staaten und Stämme konnten dadurch gewonnen werden in der Nachbarschaft, wo es bis Ätolien mazedonische Parteigänger gab, aber auch jenseits der Ägäis und des östlichen Mittelmeeres. Eine Gesandtschaft beider Könige reiste nach Rhodus, nicht ohne Erfolg⁴⁾. Unter allen Umständen gewann der Kriegsschauplatz an Ausdehnung; Mazedonien konnte sich eine Deckung im Westen erhoffen. Die Gefährlichkeit der Situation wurde römischerseits natürlich erkannt; eine Gesandtschaft bemühte

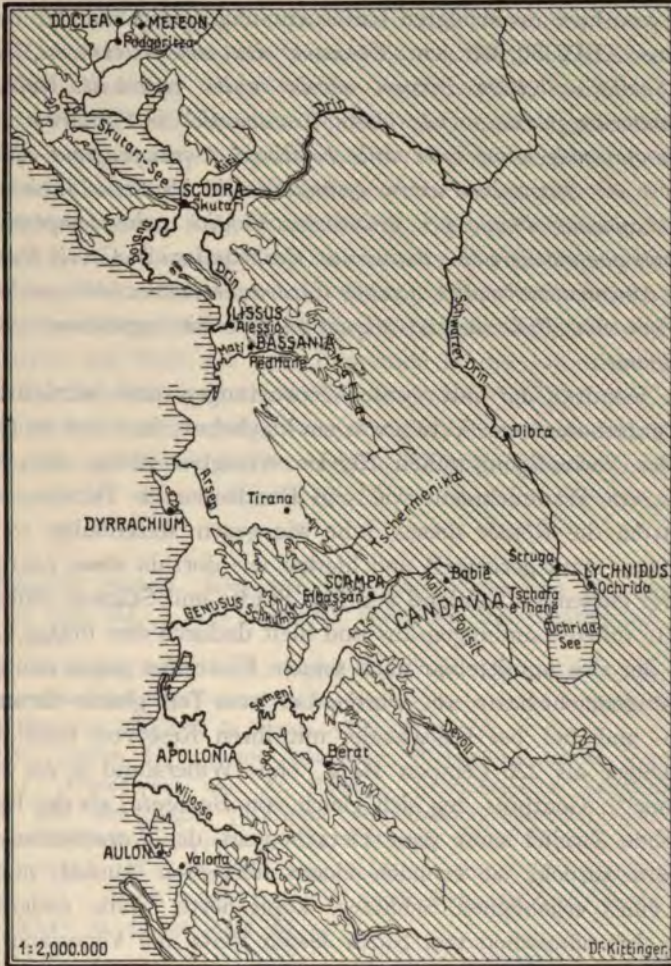
¹⁾ Mit einer von Dr. Franz Kittinger gezeichneten Kartenskizze.

²⁾ J. Kromayer, *Antike Schlachtfelder* II 256 ff.

³⁾ Mommsen, *Römische Geschichte* I 765 ff.; G. Zippel, *Die römische Herrschaft in Illyrien bis auf Augustus* 83 f.; B. Niese, *Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten seit der Schlacht bei Chäronea* III 119 ff.; F. Stähelin, *Pauly-Wissowas R.-E.* VII 1198 ff. Vgl. auch die delphische Inschrift Dittenberger, *Sylloge* II³ 643, dazu O. Fiebiger, *Jahreshefte des Österr. Archäolog. Institutes* XIV (1911), Beiblatt 63 ff. sowie Fiebiger und L. Schmidt, *Inscriptensammlung zur Geschichte der Ostgermanen* 5 ff.

⁴⁾ *Niese a. a. O.* 151 ff.

sich, Genthius noch in der letzten Stunde abzuhalten. Sie wurde auf Betreiben des mazedonischen Gesandten Pantauchos, eines hochgestellten Vertrauensmannes des Perseus⁵⁾, eingekerkert, der auch den Kriegsplan entwarf und dessen Durchführung forcierte⁶⁾.



Zeitig im Frühjahr 168 wurde der Krieg von den Verbündeten zur See und zu Lande eröffnet. Auf der illyrischen Seite sollte eine

⁵⁾ Polybius XXIX 3, 3: Περσεύς . . . προεχειρίσατο Πάνταυχον, ἕνα τῶν πρώτων φίλων.

⁶⁾ Polybius XXIX 4, 1 ff.; Livius XLIV 27, 11; 30, 1A.

80 Lemben starke Flotte das Gebiet von Dyrrachium und Apollonia sowie die Küste von Epirus brandschatzen⁷⁾ und wohl auch die Verbindung mit Italien stören. Genthius selbst zog von *Scodra*, seiner Residenz und Hauptfeste, aus ein Heer von 15.000 Mann in *Lissus*, der südlichsten Stadt seines Staates oberhalb der Drinmündung, zusammen. Über die von hier aus erfolgten Unternehmungen liegt nur der Bericht des Livius XLIV 30, 6ff. vor: *Ceterum, sicut ante dictum est, ad Romanum incitatus bellum Lissum omnis copias contraxit. Quindecim milia armatorum fuerunt. Inde fratre (Caravatio) in Caviis gentem vi aut terrore subigendam cum mille peditibus et quinquaginta equitibus misso, ipse ad Bassaniam urbem quinque milia ab Lisso ducit. Socii erant Romanorum; itaque per praemissos nuntios prius temptati obsidionem pati quam dedere sese maluerunt. Caravantium in Caviis Durnium oppidum advenientem benigne accepit; Caravandis, altera urbs, exclusit; et agros eorum cum effuse vastaret, aliquot palati milites agrestium concursu interfecti sunt.*

Das Resultat der mit großen Erwartungen und beträchtlichen Kräften unternommenen Aktion war ein klägliches; die sonst im Angriff wie in der Verteidigung zähen Illyrier versagten völlig, allen voran Genthius, ein Traumichnicht wie sein Bundesgenosse Perseus. Allerdings hatten die Römer dieses Jahr wie gegen Mazedonien so auch für Illyricum stark gerüstet⁸⁾ und hierher wie dorthin neue, energische Heerführer entsendet, während von ihm Städte und Stämme abfielen⁹⁾. Die Flotte führte Landungen aus und hielt dadurch den Prätor *Lucius Anicius*, der sich unmittelbar nach seinem Eintreffen gegen den neuen Gegner aufgemacht hatte, auf, wurde aber zum Teil gleich darauf abgefangen und fiel bei Kriegsende, mit ihren Reserven noch immer nicht weniger als 220 Lemben stark, ohne Widerstand in die Hände der Römer¹⁰⁾. Genthius zog sich gleich von *Bassania*, als der Entsatz nahte, ohne Zweifel samt dem Detachement des *Caravantius* rasch auf *Scodra* zurück, wo er nach einem übereilten Ausfall, noch im Besitze eines erheblichen Schatzes, kapitulierte. Ganz anders verteidigten den nämlichen von Natur festen Platz die Venezianer 1474 und 1478 gegen die ungeheure Übermacht Sultan Mohammeds II.; unbezwungen verließ ihn 1479 der übriggebliebene Rest der Besatzung

⁷⁾ Polybius a. a. O.; Livius XLIV 30, 14 f.; Appian, III. 9.

⁸⁾ Livius XLIV 21, 9f. Kromayer a. a. O. 295. 347f.

⁹⁾ Livius XLIV 31, 1; XLV 26, 13f.; Appian, III. 9.

¹⁰⁾ Livius XLIV 30, 14f.; XLV 43, 10; Appian, III. 9.

und der Bürgerschaft infolge des Friedens von Konstantinopel¹¹⁾.

Wenige Tage nach dem Fall von *Scodra* wurde nebst der Königin auch *Caravantius*, der vergebens versucht hatte, von den nördlichen Stämmen des Königreichs Verstärkungen heranzuführen, also seit dem Rückzug über den Drin mit einer neuen Aufgabe betraut worden war¹²⁾, in der zeitweilig auch als Königssitz¹³⁾ dienenden Burg *Meteon* (jetzt *Medun* in Montenegro¹⁴⁾ ausgehoben, und damit verschwand dieser illyrische Staat. Der römische Gegenstoß¹⁵⁾ nahm nach Livius¹⁶⁾ und Eutropius¹⁷⁾ bloß 30, nach Appian¹⁸⁾ gar nur 20 Tage in Anspruch; er wurde beendet, als in Mazedonien der Krieg erst begann, der aber dann ebenfalls schnell zur Niederlage des Perseus führte.

Von den beiden Angriffszielen der so schnell steckengebliebenen Offensive des Genthuis ist bis jetzt bloß das von *Lissus*, dem heutigen *Alessio*, nur 7·4 km entfernte *Bassania* zu lokalisieren versucht worden; es wird ansprechend mit dem jetzigen namensähnlichen Dorf Pëdhanë am Austritt des Mati aus dem Berglande in die Litoralebene¹⁹⁾, wo auch antike Reste festgestellt wurden, geglichen²⁰⁾. Über die *Caviorum gens* fehlt jede bestimmtere Vermutung²¹⁾. Sie wird sonst nirgends genannt; in den Text des Plinius N. h. III 143: *Narona colonia tertii conventus . . . M. Varro LXXXVIII civitates eo ventitasse auctor*

¹¹⁾ Marini Barletii, *Scodrensis sacerdotis, De Scodrensi obsidione et expugnatione libri III*. J. von Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches I² 522. 536 ff.

¹²⁾ Gewöhnlich (vgl. z. B. Zippel a. a. O. 83) werden seine beiden Missionen, diese und der Vorstoß in das Gebiet der Cavier, kontaminiert.

¹³⁾ Polybius XXIX 3, 5; Livius XLIV 23, 3; 32, 3.

¹⁴⁾ C. Jireček bei L. von Thallóczy, Illyrisch-albanische Forschungen I 98 f.; C. Praschniker und A. Schober, Archäologische Forschungen in Albanien und Montenegro (Schriften der Balkankommission der Wiener Akademie der Wiss. Antiquarische Abt. VIII) 3 ff.

¹⁵⁾ Polybius XXX 22, 1 f.; Livius XLIV 31, 1 ff.; XLV 3, 1 f.; 26, 1 ff.; 35, 1; 43, 1 ff.; Florus I 29; Plutarch, Aemil. Paul. 13, 1 f.; Zonaras IX 24.

¹⁶⁾ XLIV 32, 4; vgl. XLV 43, 4.

¹⁷⁾ IV 6.

¹⁸⁾ III 9.

¹⁹⁾ Vgl. H. Louis, Karte von Albanien. Jubiläumssonderband 1928 der Zeitschr. der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. „*Dh* wie englisches *th* in *there*; *ë* wie französisches *stumes e*.“

²⁰⁾ Praschniker und Schober a. a. O. 25. 84.

²¹⁾ Nach W. Tomaschek, Zeitschr. für die österr. Gymn. XVIII (1867) 701 war sie „den Labeaten und Parthinern benachbart“, nach Kroll, R.-E. XI 57 (v. *Kauioi*) ein „illyrischer Volksstamm an der makedonischen Grenze“.

est. Nunc soli prope noscuntur Cerauni . . . , Daversi . . . , Desitiales . . . Docleates . . . Praeter hos tenuere tractum cum Ozuaci, Partheni, Cavi, Haemasi, Masthitae, Arinistae kam sie durch Tomascheks Konjektur²²⁾, die von D. Detlefsen akzeptiert und jüngst auch von H. Krahe in seine Sammlung „Die alten balkanillyrischen geographischen Namen“ 19 aufgenommen wurde; die Handschriften haben nur *avi*, bzw. *avii*.

Nach dem Zweck²³⁾ des von Genthius von der Südgrenze seines Staates unternommenen Krieges ist der Gau gleich *Bassania* in dem unter römischem Einfluß stehenden Teil von Illyricum zu suchen; von seinen beiden Städten wies *Caravandis* den *Caravantius* ab, während ihn *Durnium* bereitwillig aufnahm; das römisch-mazedonische Gegenspiel (S. 102) äußerte sich also auch in ihm. Da ferner Genthius mit der Hauptmacht in der Küstenebene, wo sie sich auch leichter bewegen und verpflegen konnte, südwärts vorging, werden die *Cavii* ein Bergstamm östlich oder südöstlich von *Lissus* gewesen sein; nordöstlich nicht, weil dann der Angriff auf sie von *Scodra* oder vom Marsch *Scodra—Lissus* erfolgt wäre. Im Südosten lag nun die Gebirgslandschaft²⁴⁾ *Candavia*, durch welche die wichtigste, von der Natur gegebene westöstliche Militär- und Handelsroute der Balkanhalbinsel führte, die, später zu der Kunststraße *Via Egnatia* ausgebaut, die Adriaemporien *Dyrrachium* und *Apollonia* durch das Schkumbi-Tal²⁵⁾ und um den Ochrida-See mit Mazedonien verband und von Thessalonike weiterhin durch Thrazien nach Konstantinopel leitete. In der Landschaft befand sich das schwerste Verkehrshindernis der gesamten Strecke, der Übergang über den jetzt *Mali Polisit* genannten Gebirgsstock in der Schlinge des östlich von *Elbassan* eng und tief eingeschnittenen oberen Schkumbi sowie über den 1200 m hohen Sattel *Tschaja e Thanë*²⁶⁾ am Westrand

²²⁾ A. a. O. Über den von Plinius angegebenen Umfang des dalmatinischen *Conventus* von *Narona* vgl. H. Kiepert, *Formae orbis antiqui* XVII Beiblatt 6 Anm. 63.

²³⁾ Polybius XXIX 4, 1: *ὁ δὲ Πάντανχος μένων παρὰ πλευρὰν ὑπεμίμησεν καὶ παρώξυνε τὸν νεανίσκον* (Genthius) *πρὸς τὸ μὴ καθυστερεῖν ταῖς παρασκευαίς, ἀλλὰ ἔτοιμον ὄντα προκαταλαμβάνειν καὶ τόπους καὶ πόλεις καὶ συμμάχους.* Appian, III. 9; Maced. 18, 1.

²⁴⁾ Plinius, N. h. III 145: *montes Candaviae a Dyrrachio LXXVIII p.*; Ptolemaeus III 12, 15: *ὁ δὲ Ἀλιάκμων ποταμὸς ἀπὸ τῶν Κανδανῶν ὀρέων κατὰ θέσιν . . .* Vgl. auch u. S. 107, Anm. 28.

²⁵⁾ Praschniker, Muzakhia und Malakastra. Archäologische Untersuchungen in Mittelalbanien (Jahreshefte des Österr. Archäolog. Inst. XXI/XXII, 1920) 105ff.

²⁶⁾ *Th* „wie englisches *th* in *think*“. Louis a. a. O. (o. S. 105, Anm. 19).

des Ochrida-Sees²⁷⁾. Diese Passage machte Kandavien so bekannt, daß der erste Abschnitt der *Egnatia* nach ihm benannt wurde²⁸⁾ und es, wie andere allgemein geläufige Örtlichkeiten, ohne nähere Determination in der Literatur genannt werden konnte²⁹⁾. Selbstverständlich erhielt durch sie die Gegend eine hohe militärische Bedeutung, wozu noch eine sakrale kam. Westlich von der Paßstation *Candavia*³⁰⁾ lag³¹⁾ ein großes, sicherlich schon vorrömisches Heiligtum, das auf der *Peutingiana* bei der Haltestelle *Ad Dianam* durch einen Bau gekennzeichnet ist und dessen Gottheit, der *Diana Candaviensis*, selbst in *Doclea*, beim jetzigen Podgoritza in Montenegro, ein Altar gestiftet wurde³²⁾.

Von *Lissus-Alessio* sind die *montes Candaviae* durch die weite, langgestreckte Mulde des Mati, die Matja, und über das keineswegs

²⁷⁾ R. Kiepert, *Formae orbis antiqui* XVI Beiblatt 1; Louis, Albanien. Eine Landeskunde vornehmlich auf Grund eigener Reisen 117. 120.

²⁸⁾ Strabo VII 7, 4 (323, nach Polybius XXXIV 12, 6): ἡ μὲν οὖν πᾶσα (ὁδὸς) Ἐγνατία καλεῖται, ἣ δὲ πρώτη ἐπὶ Κανδαουίας λέγεται ὄρος Ἰλλυρικοῦ; 7, 8 (327): διὰ δὲ τούτων ἐστὶ τῶν ἐθνῶν ἣ Ἐγνατία ὁδὸς ἐξ Ἐπιδάμνου καὶ Ἀπολλωνίας· περὶ δὲ τὴν ἐπὶ Κανδαουίας ὁδὸν αἱ τε λμναὶ εἰσὶν αἱ περὶ Ἀνχιδόν.

²⁹⁾ Seneca Epist. XXXI 9: „Quomodo, inquis, isto pervenitur?“ Non per Peninum Graiumve montem nec per deserta Candaviae, nec Syrtis Ebenso Cicero Att. III 7, 3 (58 v. Chr.): nam aut accedemus in Epirum aut tarde per Candaviam ibimus; Caesar Bell. civ. III 11, 2; 79, 2f.; Lucanus VI 329ff.; Brutus, Cicero ad Brut. I 6, 4 (43 v. Chr.): Ex castris ad imam Candaviam, und noch Malchus, *Excerpta de legationibus* I S. 162 (de Boor). Th. L. F. Tafel, *De via militari Romanorum Egnatia* Vff.; *Thes. ling. Lat. Onomast.* II 133; Krahe, *Lexikon altillyrischer Personennamen* 135, 142.

³⁰⁾ Tab. Peut. in *Candabia*; Itin. Burdigal. 607, 8 (O. Cuntz S. 100): *mansio Grandavia*; Geograph. Ravennas 195, 12: *Candavia*. R. Kiepert a. a. O.; G. Veith, *Der Feldzug von Dyrrachium zwischen Cäsar und Pompejus* 57ff.

³¹⁾ Nach R. Kiepert a. a. O. beim heutigen Babië.

³²⁾ Praschniker und Schober a. a. O. 2 f. Abb. 4: *Dian[ae] Augustae Candavia(n)si T(itus) Fl(avius) Dionysius d(onum) p(osuit)*. Über die Gleichung der Diana mit einer alten autochthonen Göttin und deren starke Verehrung in ganz Illyricum vgl. R. von Schneider, *Archäolog.-epigraph. Mitteilungen* IX 63; Patsch, *Das Sandschak Berat in Albanien* (Schriften der Balkankommission der Wiener Akad. der Wiss. III) 186 f. und *Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina* VI 220ff.; VII 48, 125; VIII 71; IX 204f.; C. Gerojannis, *ebenda* VIII 204ff.; Praschniker und Schober a. a. O. 74 f.

ressourcenarme Hochland Tschermenika zu erreichen³³). Ist diesen Weg *Caravantius* gezogen, so daß bei Livius eine Korruptel, *Cavii* statt *Candavii*, anzunehmen wäre, wie etwa bei Ammianus Marc. XVII 13, 19³⁴), wo aus dem Ethnikon *Acumincenses Amiceases* wurde? Versehen weist die Liviusüberlieferung in illyrischen Namen auf. Die Aufeinanderfolge *Caravantius* und *Caravandis* oder *Caravantis*, o. S. 104, wäre ein gar zu großer Zufall; der Schreiber hatte offenbar beim zweiten noch den ersten Namen im Sinn³⁵), der selbst wieder an allen sechs Stellen, wo er angeführt wird, in den Handschriften anders geschrieben wird: XLIV 30, 2 *Carvandius*, 30, 9 *Scaravantius*, 31, 11 *Carbantius*, 32, 3 *Curavantius*, XLV 26, 14 *Cavarentcus*, 43, 6 *Caravantius*. Die Gemahlin des Genthius heißt XLIV 30, 4 *Etula*, 32, 3 *Elleva*³⁶), sein Schwiegervater XLIV 30, 4 *Honunius* statt *Monunius*³⁷). Noch etwas spricht für den Vorschlag. Genthius hatte Perseus Hilfe zu bringen, wie dies auch Florus I 29 sagt: *Macedonici belli contagio traxit Illyrios; si quidem ut Romanum a tergo distringerent, a Perse rege conducti pecunia militaverunt*. Durch die Besetzung des kandavischen Gebirgsüberganges wäre dieser Weg nach Mazedonien in die Hand der Verbündeten geraten und wären die an der mazedonischen Westfront, mit dem Zentrum in *Lychnidus-Ochrida*³⁸), bereits stehenden römischen Truppen abgeschnitten worden.

Wenn das Vorstehende richtig ist, hatte der mazedonische Gesandte Pantauchos (o. S. 103) folgenden Plan. Die Flotte sucht unter Beunruhigung der Küste die Verbindung mit Italien zu stören, der linke Flügel die zu Lande mit Mazedonien zu unterbinden, das Gros gewinnt Illyricum im Rücken von Dyrrachium und Apollonia.

Wien.

C. PATSCH.

³³) J. G. von Hahn, Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar 16 ff. 198 ff.; K. Steinmetz, Von der Adria zum Schwarzen Drin (Patsch, Zur Kunde der Balkanhalbinsel I 6) 25f.; Louis, Albanien 130ff. 111ff; Patsch in Andree-Heiderich-Sieger, Geographie des Welthandels I⁴ 872.

³⁴) Patsch, Anzeiger der Wiener Akad. der Wiss. 1925 189.

³⁵) So bemerkte auch schon A. Zingerle in seiner Ausgabe *nomen f. ex dittographia ortum*.

³⁶) Krahe, Lexikon altillyrischer Personennamen 156.

³⁷) Krahe a. a. O. 77.

³⁸) Livius XLIII 9, 7; 10, 3. 8; 21, 1; XLIV 20, 5; 21, 4. K. Regling, Zeitschr. für Numismatik XXXV (1925) 255 ff.

Martialerkklärungen.

II.

Martial. Epigr. I 44 und 45.

*Lascivos leporum cursus lususque leonum
Quod maior nobis charta minorque gerit
Et bis idem facimus, nimium si, Stella, videtur
Hoc tibi, bis leporem tu quoque pone mihi.*

*Edita ne brevibus pereat mihi cura libellis,
Dicatur potius Τὸν δ' ἀπαμειβόμενος.*

Martial pariert in dem ersten, an Freund Stella gerichteten Epigramm in scherzhafter Weise den etwa erhobenen Vorwurf des Allzuviel, weil er nämlich sowohl auf der *maior charta* als der *minor charta* das Hasen—Löwen-Mirakel behandelt habe. Tatsächlich finden sich Epigramme auf jenes im Amphitheater bei kaiserlichen Spielen angestaunte Schaustück, daß dressierte Löwen mit Hasen spielten, sie mit den Zähnen packten und wieder laufen ließen, im ersten Buch sieben: 6, 14, 22, 48, 51, 60, 104.

Was aber versteht der Dichter unter *maior charta* und *minor charta*? Das hat den Erklärern seit jeher viel Kopfzerbrechen gemacht.

Es erklärten Rader (im Kommentar zur Stelle, S. 120 der zweiten Ausgabe vom Jahre 1611) und in neuester Zeit wieder Lindsay (*Class. Rev.* XVII 49, Anm.): das vorliegende (erste) Epigrammbuch und der *Liber spectaculorum*, Ramirez de Prado (im Kommentar seiner Ausgabe vom Jahre 1607): längere und kürzere Gedichte. Ähnlich Flach in seiner Sonderausgabe des ersten Buches (1881): „*cui (Stellae) maius et minus carmen de arenae ludis miserat (fort. I 105 [soll heißen 104] et I 6 vel 14 vel 22)*“; Birt (Das antike Buchwesen, 1882, S. 150, Anm. 1): „I 44 . . . , wo zwei Gedichte als eine *charta minor* und *maior* unterschieden werden: die erstere ist das kürzere Epigramm I 44, die letztere das größere I 104“; Gilbert (Philologus XLI 1882, 363): Abschriften von einzelnen Epigrammen, die der Dichter vor der Buchausgabe an Freunde gesandt hatte und von denen I 104 auf der *maior*, eines der übrigen Epigramme auf denselben Gegenstand auf der *minor charta* gestanden hatte; Friedländer (im Kommentar z. St., 1886): „Möglich ist . . . , daß Stella von Martial eine größere und eine kleinere Sammlung

von Epigrammen erhalten hatte, welche beide¹⁾ Epigramme auf die abgerichteten Hasen (vielleicht aus Versehen dieselben) enthielten“; Immisch (Hermes XLVI 1911, 482): „Wenn wir die jeweiligen Strecken bis zum *umbilicus* rechnen, so haben wir von den Gedichten 6 und 22, die jenen Stoff vor 44 behandeln, eine *charta maior* oder *longior*, von den auf 44 folgenden Gedichten 48, 51, 60, 104, 12 ff. eine *charta minor* oder *brevior*. Das Gedicht 44 scheidet äußerlich die sechs Erwähnungen in zwei Gruppen.“ Zuletzt versuchte Weinreich (Studien zu Martial, 1928, 103 ff.) folgende Lösung: Die *minor charta* ist ein *libellus*, der sämtliche Hasen—Löwen-Epigramme, und nur sie, enthielt, I 6 als Beginn, I 104 als Ende; er wurde als literarisches Kunststück und als Huldigung Domitian und einigen Freunden dediziert, bzw. letzteren einmal rezitiert. Bei der Vorbereitung des ersten Buches für die Veröffentlichung wurden alle Gedichte jenes Zyklus über das ganze Buch verteilt. Sie wurden also absichtlich zweimal veröffentlicht (und das meint Martial mit *bis idem facimus*), auf einer *maior* und *minor charta*.

Die an erster Stelle angeführte Erklärung, von Weinreich, der sonst die Ansichten seiner Vorgänger einer Kritik unterzieht, nicht erwähnt, ist abzulehnen. Gedichte dieses Inhalts kommen in dem uns erhaltenen Bestande des *Liber spect.* nicht vor; wir müßten also (wie es auch Lindsay tut) annehmen, sie seien uns verloren. Aber eine solche Annahme ist unwahrscheinlich, weil Martial bei der bekannten Abneigung Domitians gegen seinen verstorbenen Bruder Titus dieses Motiv schwerlich in so auffällig vielen Epigrammen behandelt und mit Schmeicheleien für den Kaiser verbunden hätte, wenn das gleiche Schaustück schon bei des Titus Spielen zur Einweihung des Amphitheaters zu sehen gewesen und von ihm schon im *Liber spect.* gefeiert worden wäre. Die Beziehung der Worte *maior* und *minor charta* auf ein längeres oder kürzeres Gedicht, wie sie von älteren und neueren Erklärern angenommen worden ist, ist auch unhaltbar; das hat Weinreich überzeugend dargelegt. Der Erklärungsversuch von Immisch, von Weinreich gleichfalls nicht erwähnt, scheidet meines Erachtens daran, daß der Leser auf diese Deutung nicht verfallen kann, weil er ja beim Lesen von I 44 noch gar nicht weiß, daß im folgenden Buchteil (der *minor charta* nach Immisch) eine Wiederholung des gleichen Motivs folgen werde. Bleibt noch die Deutung von *charta* = *libellus*.

¹⁾ Das soll bedeuten: *quarum (collectionum) utraque*.

Gegen Gilberts Interpretation spricht, worauf Weinreich mit Recht hingewiesen hat, die Erwägung, daß die zweimalige stark variierte Behandlung von I 104 auf der *maior charta* im Gegensatz zu jedem anderen dieser Gedichtchen keinen Anlaß zu einem Tadel gegeben haben konnte, weil ja die Kunst der Epigrammdichtung gerade solche Variation erstrebte. Einen Schritt weiter ging Friedländer, der bereits von einer größeren und kleineren Sammlung von Epigrammen sprach, in welchen beiden sich solche auf das Hasen—Löwen-Schaustück befunden hätten. Diesen Gedanken benutzt der jüngste Lösungsversuch Weinreichs; doch ist ihm die kleinere Sammlung, die *minor charta*, eine Sonderpublikation aller sieben Hasen—Löwen-Epigramme, die größere, die *maior charta*, das erste Epigrammbuch. Eine Beurteilung dieser Auffassung ist ohne Berücksichtigung des folgenden Epigrammes nicht möglich. Weinreich zieht es nach dem Vorgang von Gilbert und Reitzenstein zum vorausgehenden mit der Erklärung, daß es ihm als selbständiges Epigramm unverständlich bleibe, und deutet, wenn ich ihn recht verstehe (denn klar wird das nirgends ausgesprochen), die Pointe: *Τὸν δ' ἀπαμειβόμενος* auf die Revanche Stellas, die herausgeforderte neuerliche Bewirtung des Dichters mit einem Hasenbraten.

Ich will meine Bedenken gegen diese Zusammenklitterung von I 44 und I 45 nicht verhehlen. Dieses so geschaffene Epigramm hätte meines Erachtens zwei *acumina*, von denen das eine das andere erschläge. Es kann doch nicht verkannt werden, daß Vers 4 von I 44 das abschließende *acumen* enthält, das man sich nach dem *bis idem facimus*, d. h. „ich setze zweimal dieselben Gedichte vor“, erwartet: *bis leporem tu quoque pone mihi*, d. h. „setz' auch du mir zweimal einen Hasen vor“. Das entspricht durchaus der Manier Martials, das wird auch durch die Analogie des unmittelbar vorausgehenden Epigrammes nahegelegt, dessen Pointe gelautet hatte: *sed tu ponaris, cui Charidemus, apro*. Auf diese Typenassoziation hat ja Weinreich selbst sehr richtig aufmerksam gemacht. Andererseits lehrt der Vergleich mit dem von Reitzenstein und anderen herangezogenen (übrigens schon von Jacobs, *Animadverss. in epigr. Anthol. Gr. tom. X* p. 53 mit Mart. I 45 verglichenen) Straton-Epigramm A. P. XII 4, wo die Worte *τὸν δ' ἀπαμειβόμενος* den Abschluß eines Epigrammes, zugleich die Pointe bilden, daß auch hier die gleichen Worte die Schlußpointe eines Epigrammes bilden müssen. Es geht also nicht an, I 44 und I 45 in ein Gedicht zusammenzuziehen. Ich will übrigens noch auf etwas aufmerksam machen. Weinreich selbst weist darauf hin, daß Martial den

Hasen als Leckerbissen zu schätzen wußte. Sieht man nun in den Worten *Τὸν δ' ἀπαμειβόμενος* Stellas Revanche, die Andeutung, daß er dem Dichter wieder Hasenbraten vorsetzen werde, wie verträgt sich dann mit dieser Auffassung das *potius*? Es läßt doch erwarten, daß im folgenden etwas Unangenehmes, ein Tadel, ein Vorwurf, ausgesprochen werde, nicht aber etwas Erwünschtes. Wir müßten also dies als heitere Ironie Martials auffassen; da dies aber schon für V. 4: *bis leporem tu quoque pone mihi* notwendig ist, so hätten wir in einem und demselben Epigramm kurz nacheinander zweimalige Verwendung der gleichen rhetorischen Technik, was gewiß nicht die angenommene Einheit von I 44 und I 45 empfiehlt. Und schließlich — und damit komme ich auf Weinreichs Deutung von I 44 zurück — befremdet es, daß nach der Bezeichnung der ursprünglich für Domitian bestimmten kleinen Sondersammlung mit dem Worte *minor charta* zwei Verse später für dieselbe Sache der Plural *breves libelli* erscheint, wo doch das Metrum anstandslos den Singular zugelassen hätte.

Sondern wir aber I 45 ab, so ist klar, daß sein Vorwurf der gleiche sein muß wie der des unmittelbar vorhergehenden Epigrammes. Die Worte *edita cura* müssen die Veröffentlichung seiner literarischen Bemühung, seiner Gedichte bezeichnen (*cura* vom geschaffenen Kunstwerk: *Thes. ling. Lat.* V 1462, 44ff., bei Martial noch: I 66, 5 I 107, 5 V 5, 3); die *breves libelli* scheinen dann das Gleiche zu bezeichnen wie der unbestimmtere Ausdruck *charta minor*. Dann kann es sich aber nicht um einen *libellus* handeln im Sinne einer einzigen Sondersammlung, sondern um Heftchen, wenige Epigramme enthaltend, die, nur für Nahestehende bestimmt, noch nicht im Buchhandel erschienen waren. In ihnen hatten sich Gedichte auf die *lascivi leporum cursus lususque leonum* befunden, aber schwerlich nur sie; in dem einen mögen beispielsweise nur I 6 und 22, in dem anderen etwa I 14 und 51, in wieder einem andern andere Epigramme auf dieses Schauspiel gestanden haben. Der Gedanke, daß Martial bloß jene sieben Epigramme in einem Büchlein zusammengestellt und es dem Kaiser zu dedizieren gewagt habe, um just dadurch seine Kunst der *variatio* zu demonstrieren, scheint mir nicht glücklich. Sollte der Dichter so wenig zu beurteilen gewußt haben, worin seine Stärke liege und wodurch er auf seine Zeitgenossen den größten Eindruck mache? Er sollte die Kunst des Variierens über seine Kunst, Menschen seiner Zeit mit ihren zahllosen Schwächen, Fehlern und Lastern mit wenigen Strichen meisterhaft zu zeichnen und das Lachen des Lesers zu erregen, gestellt haben? Zu variieren lernte man ja in der Rhetorenschule und auf die

Kunst verstanden sich wohl viele²⁾. Es soll nicht geleugnet werden, daß die in Frage stehenden Gedichte Martials beweisen, daß auch er es darin weit gebracht hatte. Aber er wußte sicherlich auch, daß derlei Kunststückchen, in Menge nebeneinandergestellt, mit ihren wiederholten Gemeinplätzen und Schmeicheleien den Leser ermüden mußten. Wenn er sie im ersten Buche nicht nebeneinanderstellte, sondern durch Gedichte anderen Charakters und Inhalts voneinander trennte, so scheint es geratener anzunehmen, daß seine verschiedenen Versuche, das gestellte Thema zu behandeln, auch auf die vorausliegenden, den Freunden zugeschickten *libelli* aufgeteilt waren. Das Vorhandensein solcher *libelli* scheinen mir auch andere Stellen des ersten Buches vorauszusetzen, wenn wir nicht zu der Annahme greifen wollen, daß außer den einleitenden Epigrammen, die sich auf eine spätere, mehrere Bücher umfassende Ausgabe beziehen, bei dieser Gelegenheit auch noch andere neue Epigramme ins erste Buch aufgenommen worden seien, wozu uns meines Erachtens nichts zwingt. So spricht I 29 Martial von seinen *libelli*, die der Plagiator Faustinus als die seinen vorlese. Das kann sich ungezwungen nur auf solche Privatexemplare beziehen, die Faustinus irgendwie zugänglich geworden waren und mit deren Inhalt er Mißbrauch trieb. Denn zu der Erklärung, *libelli* bezeichne hier (und anderswo bei Martial) einzelne Gedichte (Flach zu Mart. I Praef. 1), wird man nicht greifen wollen. Birt hat sie (Antikes Buchwesen, S. 23, A. 1) für Martial mit Recht abgelehnt. Wenn Statius so die Einzelgedichte seiner *Silvae* bezeichnet (Birt a. a. O., S. 24, Vollmer zu Stat. *Silv.* Praef. I, S. 209), so ist das begreiflich; handelt es sich doch hier um längere Gedichte, die alle wirklich zuerst in Sonderausgaben erschienen sein müssen. Im gleichen Sinne wie in I 29 wird das Wort *libelli* auch I 52 zu verstehen sein: *Commendo tibi, Quintiane, nostros — nostros dicere si tamen libellos possum, quos recitat tuus poeta.* Neben diesen Plural stelle man den Singular I 38 *quem recitas, meus est, o Fidentine, libellus*; auch hier wird man zur gleichen Auffassung gedrängt.

Fassen wir also in I 45 das Wort *libelli* in dem erörterten Sinne auf, so läßt sich das Epigramm vielleicht doch auch für sich verstehen. Bei der Veranstaltung der für das große Publikum bestimmten Edition des *Epigrammaton liber* (*primus*, wie später hinzugefügt wurde) wollte der Dichter begreiflicherweise nicht auf alle seinen Freunden bereits durch *libelli* bekannt gewordenen Epigramme verzichten; so nahm er auch die verschiedenen Variationen des Hasen—Löwen-Motivs auf

²⁾ Leo, *Index schol.* Göttingen 1892/93, S. 9f.

und publizierte sie hier. Für seine Freunde war das natürlich ein *bis idem facere*, über das sie vielleicht spötteln konnten, weil er ihnen wohl schon früher hierin des Guten zu viel getan zu haben scheinen mochte. Daher der Versuch, sie durch einen Scherz zu entwaffnen. Das leistet I 44. Wenn er dieses Epigramm an Freund Stella richtet, so gebraucht er mit Rücksicht auf den ihm geschickten *libellus* den Singular *minor charta* im Gegensatz zur jetzigen größeren Publikation, der *maior charta*. Das folgende Epigramm aber ist für die Leser des Buches bestimmt; es gibt die Erläuterung des vorausgehenden, indem es sagt: „Die Gedichte, die ich in kleinen Büchlein herausgab, sollen mir nicht verlorengehen! Lieber sage man: Er wiederholt sich!“ So verstehe ich das Homerzitat. Die Wendung kommt so oft bei Homer und Homernachahmern vor, daß man sie spöttisch zur Bezeichnung eines, *qui idem semper repetit*, wohl gebrauchen konnte. Daß sie hier die gleiche Bedeutung haben müsse, wie in jenem Straton-Epigramm wird man hoffentlich gegen diese Deutung nicht einwenden. Homerwendungen gebrauchen Spätere zu Scherz oder Spott, indem sie es dem Leser überlassen, den durch die Situation geforderten Sinn herauszulesen.

II 72.

Hesterna factum narratur, Postume, cena

Quod nollem — quis enim talia facta probet? —

Os tibi percisum quanto non ipse Latinus

Vilia Panniculi percutit ora sono:

Quodque magis mirum est, auctorem criminis huius

Caecilium tota rumor in urbe sonat.

Esse negas factum: vis hoc me credere? Credo,

Quid, quod habet testes, Postume, Caecilium?

Sollen wir wirklich glauben, wie ältere Erklärer wollten, Martial habe dem Postumus zum Vorwurf gemacht, er sei von Caecilius geschlechtlich mißbraucht worden? So hatte Ramirez de Prado gemeint, Postumus würde als *pathicus* verspottet, weil er beim gestrigen Gelage von Caecilius *paedicatus fuisset* und das ganze Gedicht sei in künstlicher Zweideutigkeit geschrieben. Auch bei Schrevel liest man: *prae se fert dolorem, audito quam indigne exceptus sit Postumus a Caeciliano* (lies *Caecilio*), *qui colaphum illi in os impegit, cum interim verbis alienis exprobrat illi crimen fell(atoris) et deflectat ad improbum sensum haec verba 'percisum'*; auch das Wort *rumor* spiele wie in III 73

III 80 III 87 auf *irrumatio* an. Und selbst in der neuesten (achten) Auflage des „Ausführlichen lateinisch-deutschen Handwörterbuches“ von K. E. Georges (1918) kehrt diese Auffassung wieder, wenn man unter *percido* die Angabe liest: „im obszönen Sinne: *percidere alci os* = *irrumare*, Mart.“, was sich auf diese Stelle bezieht.

Eine solche Erklärung aber wird meines Erachtens durch die Angabe in V. 3 *quanto non ipse Latinus vilia Panniculi percutit ora sono* ganz ausgeschlossen; hätte Martial in den vorausgehenden Worten *os tibi percisum* eine solche Zweideutigkeit beabsichtigt, so würde er in V. 3 jene Worte sicherlich nicht beigefügt haben. Denn sie gehen unzweideutig auf eine schallende Ohrfeige. „Schallende Ohrfeigen gehörten zu den Hauptspäßen der Mimi“, bemerkt zutreffend Friedländer in seinem Kommentar. Hiezu kommt, daß die Wendung *os alicui percidere* in diesem Sinne ganz geläufig war: vgl. Plaut. Pers. 283 *si os perciderim tibi*; Cas. 404 *percide* (*praecide* codd., corr. Turnebus) *os tu illi*; Sen. Nat. quaest. IV b 4, 1 *os percidi, non oculi erui solent*. Wenn wir aber die vermutete Zweideutigkeit des Ausdruckes in V. 3 ablehnen, so fragt sich, worin dann die Pointe des Epigrammes zu suchen sei.

Unverständlich bleibt uns — um zunächst das zu besprechen —, warum es Martial als noch merkwürdiger bezeichnet, daß gerade Caecilius dies getan haben soll. Wir müssen annehmen, man habe Caecilius einen solchen Gewaltakt gar nicht zugetraut. Also galt er in Rom entweder für einen Mann von feiner Lebensart und großer Selbstbeherrschung oder für einen Schwächling, einen unmännlichen Mann. Zu einer Entscheidung kann uns nur die Pointe im Schlußverse führen. Man würde sie aber meines Erachtens völlig vermissen, wenn hier Martial nichts anderes fragen wollte, als er auf den ersten Blick zu tun scheint: „Was sagst du dazu, daß Caecilius Zeugen hat?“ Ich glaube, er spielt mit der Doppeldeutigkeit des Wortes und will gleichzeitig verstanden wissen: „Was sagst du dazu, daß Caecilius ein ganzer (d. h. ein energischer) Mann ist?“ Von einem solchen sagte man in volkstümlicher Rede: *coleos habet* (Petron 44 *si nos coleos haberemus*) und darauf geht auch des Persius Ausdruck zurück (1, 103) *si testiculi vena ulla paterni viveret in nobis*; vergleichen kann man (mit Heraeus zur angeführten Petron-Stelle) das griechische *δοτις γ' ἐνόρξης ἐστ' ἀνήρ* bei Aristophanes, Lys. 661. Caecilius galt also als *homo intestatus* = *ἀνήρ ἀνορχος*, also *enervatus*, von dem sich niemand eine so energische Zurechtweisung erwartet hätte. Die Komik des Abschlusses wird vom Dichter, abgesehen von der bei ihm in Pointen beliebten *ambiguitas*

eines Ausdruckes (s. meine Schrift „Martial und die griechische Epigrammatik“ S. 84), auch dadurch erreicht, daß er durch seine anscheinend harmlose Gegenfrage: *quid, quod habet testes, Postume, Caecilius?* zu verstehen gibt, daß er trotz seines *credo* doch an das in Abrede gestellte Faktum glaube, indem er jener Frage den Sinn unterlegt: „Was sagst du dazu, daß der Caecilius also doch ‚Hoden‘ hat?“ Man kann Martial ein solches *ambiguum* schon zutrauen, zumal wir es auch sonst in scherzhafter Rede finden: Plaut. Curc. 32 *quod amas, amato testibus praesentibus* und Priap. 15 *dicat forsitan haec sibi ipse: 'nemo hic inter frutices loco remoto percisum sciet esse me'; sed errat: magnis testibus ista res agetur*. Selbst noch zu Theoderichs Zeiten schreibt Ennodius, der Bischof von Pavia, ein Epigramm auf einen *Eunuchus Tribunus* das sich der gleichen *ἀμφιβολία* bedient:

*Tutus falsa loqui poteris sine teste, Tribune:
Ventus habet linguam ponderibus vacui.*

Graz.

KARL PRINZ.

Nochmals der Namensatz der Germania.

Im Anschluß an die Tatsache, daß der Name *Germani* zunächst nur einem Stamm zukam und erst dann *paulatim*, wie Tacitus Germ. 2 sagt, auf das Gesamtvolk übertragen wurde, stellt Much in seiner Akademie-Abhandlung „Der Name Germanen“, 1920, S. 24, den Satz auf: „Dies ist der gewöhnliche Weg, auf dem die Namen für große Sprachgenossenschaften zustande kommen.“ Hieran knüpft er S. 64 an mit den Worten: „Die dort gegebene Regel über den Ursprung der Bezeichnung großer Sprachgenossenschaften läßt sich durch den Satz ergänzen, daß es immer der einheimische Name eines dieser Sprachgenossenschaft angehörigen Einzelvolkes ist, der im Munde der fremden Nachbarn die Umprägung zur Bezeichnung der ganzen Gruppe erfährt“. In meinem kleinen Aufsatz „Der Namensatz der Germania“ (Anz. der Wiener Akademie 1928, S. 20) habe ich den schon von Much gesperrt gedruckten Teil dieses Satzes herausgehoben, weil ich gegen das immer einzuwenden hatte, daß noch so viele Beispiele die ausnahmslose, immer zutreffende Gültigkeit der Behauptung nicht beweisen. Dutzende griechischer Namen, die auf *δωρος* ausgehen und

als erstes Glied ein griechisches Wort, meist einen griechischen Götternamen enthalten, beweisen noch immer nicht, daß der erste Bestandteil eines auf *δωρος* ausgehenden Namens immer griechisch sein müsse; vgl. *Ἰσιδωρος*. Much wirft mir in seiner Entgegnung (Anz. der Wiener Akademie 1928, S. 285f.) vor, daß ich das Zitat aus dem Zusammenhang gerissen und seine, Muchs Meinung, bei der von einer Regel die Rede sei, nicht nur unverständlich wiedergegeben, sondern auch selbst nicht verstanden habe; ich kann getrost jedem Leser das Urteil, wer hier im Rechte sei, überlassen. Much fährt fort: „Es handelt sich doch um eine gewisse Wahrscheinlichkeit, die sich aus den Analogien ergibt.“ Gegen die Wahrscheinlichkeit habe ich nichts einzuwenden; aber Much hat seine Regel, wie er selbst sagt, durch den Satz ergänzt, daß es immer der einheimische Name eines Einzelvolkes ist, der von den fremden Nachbarn auf die ganze Gruppe übertragen wird. Das ist ein Induktionsschluß, der nicht hindert, in einem Einzelfalle die Übertragung eines nicht einheimischen Namens des einzelnen Stammes auf das Gesamtvolk anzunehmen.

Dieser Einzelfall schien mir und scheint mir und nicht bloß mir beim Namen Germanen vorzuliegen, wenigstens nach der Darstellung des Tacitus. Wir erfahren von ihm, daß der Name *Germani* zunächst nur dem zuerst über den Rhein vorgedrungenen Germanenstamm, den Tüngern, zukam und sich erst dann *paulatim* zum Volksnamen erweiterte. Geteilt sind die Ansichten, ob jener Stamm von Haus aus *Germani* hieß oder erst nach seinem Einbruch in gallisches Gebiet diesen Namen von den Galliern erhalten habe, mit anderen Worten, ob der Name germanisch oder keltisch ist. Wie immer diese Frage entschieden werden mag, soviel steht fest, daß der Name sich bereits auf alles Volk jenseits des Rheins ausgedehnt haben muß, ehe dieses Land danach den Namen *Germania* erhielt. Das leuchtet so unmittelbar ein, daß es mir unbegreiflich ist, wie Much aus meinen Worten herauslesen konnte, daß ich den Begriffsumfang von *Germania* auf das von den Tüngern eingenommene Gebiet beschränkt und somit den Sinn des Ausdrucks *Germania* nicht erfaßt habe. Das ist mir natürlich nie eingefallen und alle an sich berechtigten Angriffe Muchs gegen einen solchen Widersinn treffen mich nicht. Reumütig dagegen bekenne ich, daß meine Schlußworte: „Tacitus hält es also für geboten, am Schluß nochmals ausdrücklich zu betonen, daß der Name *Germani* dem Volke erst nachträglich, natürlich von anderen beigelegt wurde“,

... in ihrer Knappheit einem Mißverständnis ausgesetzt sind, das mir allerdings meine vorangehenden Ausführungen auszuschließen scheinen. Ausführlich hätte ich sagen können, daß Tacitus am Schlusse mit *invento nomine* nochmals einschärft, daß nach seiner oder vielmehr seines Gewährsmannes Meinung der Name *Germani*, der von dem siegreichen Stamme der Tungern und dann von der Gesamtheit der Germanen auf das ganze Volk übertragen wurde und schließlich zur Ableitung des Landnamens *Germania* führte, der in keltischen Kreisen aufkam, ursprünglich zur Benennung der ersten Eindringlinge, der Tungern, von einer Außenseite, den besiegten und vertriebenen Galliern, eingeführt wurde.

Much hält *Germania* zugleich für eine Bezeichnung der Gesamtheit der germanisch sprechenden Stämme (Wiener prähist. Zeitschrift 1928 XV 3; vgl. Anz. der Akademie 1928, S. 277: „Dabei ist es nicht einmal lediglich ein Landesname“) und wirft S. 279 die Frage auf: „Wie soll man sich eine Benennung des Landes, wenn sie wirklich in Frage käme, nach den einzelnen Stämmen überhaupt vorstellen?“ Ich antworte: in herkömmlicher Weise, mit den Stammesnamen selbst, wie das Cäsar, Tacitus und die anderen römischen Geschichtschreiber tausendmal tun; nur würde man Tacitus vergewaltigen, wenn man in diesem Falle die Sache *ad absurdum* führen wollte. Für Tacitus war infolgedessen der Übergang von den Stammesnamen (*Marsos Gambrivios Suebos Vandilios*) zum Landnamen *Germania* anstandslos und ich zweifle nicht, daß er hier mit Vorbedacht den uralten, einheimischen Namen der Einzelstämme die jüngste sprachliche Bildung *Germania* entgegengesetzt, die natürlich erst entstehen konnte, nachdem *Germani* zum Volksnamen geworden war. Man muß deshalb noch nicht, wie Much 278 meint, „Tacitus die Albernheit zumuten, uns darüber aufklären zu wollen, daß *Germania* von *Germani* abgeleitet ist“. Für so geschieht, sich das zusammenzureimen, konnte er füglich jeden seiner Leser halten, hat es daher auch nicht ausdrücklich gesagt; aber er legte Wert darauf, den Landnamen *Germania*, mit dem seine Schrift anhebt, als eine ganz junge Wortbildung (*recens*) zu kennzeichnen, die an Stelle der alten Bezeichnungen der Landesteile nach den einzelnen Stämmen trat in der Weise, daß sie als neue Bezeichnung zu jenen hinzukam (*nuper additum*). Ich habe gerügt, daß die Erklärer *recens* und *nuper additum* zusammenzuwerfen pflegen, als ob Tacitus hier eine Tautologie zugelassen hätte, und habe auf den scharfen Gegensatz zu den vorangehenden Worten *vera et antiqua*

nomina hingewiesen: *recens* ist dem *antiqua* gegenübergestellt, *nuper additum* dem *vera*. Dankbar bin ich Much für die Belehrung, daß bereits im Jahre 1862 Friedrich Thudichum (Der altdeutsche Staat) diesen Gegensatz in seiner Schärfe erfaßt hat, um so dankbarer, als diese Erkenntnis nicht sofort zum festen Gut der Wissenschaft geworden ist. Tacitus oder, besser gesagt, sein Gewährsmann betrachtet also *Germania* und selbstverständlich (siehe unten) auch das Grundwort *Germani* nicht als *verum nomen*, als wahren, eigentlichen Namen; vgl. Thudichum 171: „dem Zusammenhang nach scheint es doch des Tacitus Meinung zu sein, die zuerst in Gallien einfallenden hätten den Namen Germani damals erst (*tunc*) erhalten; nichts deutet darauf, daß sie ihn schon früher in Deutschland geführt hätten“. Nicht bloß gegen mich, sondern auch gegen Thudichum richten sich daher die Worte Muchs 281: „Aus dem Wortlaut der Stelle herauszulesen, daß die Benennung dieses Stammes erst nach dem Rheinübergang erfolgte, ist natürlich völlig unstatthaft“ und weiterhin: „Wenn Tacitus wirklich hätte sagen wollen, daß der Stamm der *Germani* diesen Namen erst nach dem Rheinübergang erhalten habe, hätte er sich unverständlicher und ungeschickter nicht ausdrücken können.“ Freilich fährt Thudichum fort: „Ob sich die Eroberer nun aber selbst so nannten, oder von den Gallen so genannt wurden, darüber macht unser Autor nicht die geringste Andeutung“. Trotzdem glaube ich, daß man weiter kommen kann, wenn man tiefer in den Sinn der ganzen Stelle eindringt; und damit komme ich zum Begründungssatz: *quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri tunc Germani vocati sint*, auf dessen Inhalt und Wortlaut sich schon die soeben angeführten Sätze Muchs und Thudichums erstrecken.

Tacitus gibt in diesem Satze zweifellos den Grund dafür an, daß *Germaniae vocabulum recens et nuper additum* sein müsse. Ich habe S. 19 folgende Deutung gegeben: „die Bezeichnung der ersten Eindringlinge mit dem Namen *Germani* konnte als Grund für die Gegenwartsnähe der Ableitung *Germania* nur unter der Bedingung angeführt werden, daß das Grundwort *Germani* für Söhne dieses Landes gleichfalls in einer nicht zu fernen Vergangenheit angekommen war“. Das paßt nicht zu Muchs Stellung in dieser Frage und er drückt das in seiner Weise S. 280 aus mit den Worten: „Auch mit dem begründenden Nebensatz kommt Kalinka nicht zurecht.“ Er findet, daß die Kausalbedeutung klar zutage liege; „der Gesamtname *Germania* muß ja jung sein und unlängst zu den

alten Namen, von denen früher die Rede war, hinzugefügt, wenn jene, die zuerst den Rhein überschritten, . . . *Germani* hießen“. Ich vermisse die zwingende Kraft dieses Schlusses: wenn der Stamm, der zuerst den Rhein überschritt, seit jeher den einheimischen Namen *Germani* trug, deshalb muß der Gesamtname *Germania* jung sein? An und für sich könnte er doch ebensogut schon vor Jahrhunderten aus dem Stammesnamen abgeleitet sein. Much scheint selbst die Unzulänglichkeit dieser Beweisführung gefühlt zu haben, da er hinzufügt: „durch dieses Wort (*victor*) ist schon der Hinweis auf den verhältnismäßig späten Zeitpunkt gegeben“. Doch steht dieses *victor* gar nicht mehr im Begründungssatz, sondern später; aber selbst wenn man zugibt, daß der Sinn von *victor* schon im Begründungssatz durch *Gallos expulerint* vorweggenommen ist, so würde die mit *quoniam* eingeleitete Begründung der Deutung Muchs nur dann gerecht, wenn in den Begründungssatz schon der ganze folgende Gedanke aufgenommen wäre, daß erst damals *omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis . . . Germani* genannt wurden. Man wende nicht ein, daß ein solcher Begründungssatz zu schleppend geworden wäre; ein Tacitus hätte diese Schwierigkeit spielend überwunden. Da aber Tacitus die Begründung darauf beschränkt, daß die ersten Eindringlinge *tunc Germani vocati sint*, so darf man nicht Gedanken hineinlegen, die viel weiter ausholen. Nur wer mit vorgefaßter Meinung an den Begründungssatz herantritt, kann bestreiten, daß der junge Ursprung des *vocabulum Germaniae* darin mit dem jungen Ursprung des Namens *Germani* für den zuerst eingedrungenen Stamm begründet wird, daß diese Eindringlinge erst damals *Germani vocati sint*, daß also dieser Name *Germani* in ähnlicher Weise ein *vocabulum recens et nuper additum* war wie *Germania*; ausgeschlossen ist durch den Zusammenhang die Deutung, daß jener Stamm den Namen *Germani* schon mitgebracht habe. Gewiß sagt Tacitus nicht ausdrücklich, ob sie sich selbst oder ob ihnen die Gallier diesen Namen beigelegt haben; aber der Zusammenhang ist es wieder, der es mindestens wahrscheinlich macht, daß die Gallier die Namengeber waren. Der Landname wird als *nuper additum* den *vera nomina*, den alteinheimischen Namen der Stämme entgegengesetzt; das kann kaum anders aufgefaßt werden, als daß eine derartige nachträgliche Benennung nicht von den Germanen ausgegangen sei, sondern von andern, von den Galliern. Wer das zugibt, kann schwerlich dem Schlusse ausweichen, daß im folgenden Begründungssatz dieselben Gallier als aktives Subjekt zu

vocati sint zu betrachten sind, daß sie nicht nur den abgeleiteten Namen, sondern auch das Grundwort *Germani* ihrem Sprachschatz entnommen haben; denn es wäre wirklich, um mit Much zu reden, albern, von der Bildung des abgeleiteten Landnamens viel Aufhebens zu machen, wenn das Grundwort *Germani* schon in einem einheimischen Namen gegeben war. Ich glaube mich daher nicht des Fehlers schuldig gemacht zu haben, dessen mich Much 280 beschuldigt: „Wer solches aus dem Wort herausliest, der legt schon nicht mehr aus, sondern legt unter.“

Much wendet ein, daß es, wenn zwar nicht immer, wie er vor neun Jahren erklärt hat, so doch regelmäßig ein einheimischer Stammesname war, der zur Bezeichnung des ganzen Volkes umgeprägt wurde, und beruft sich S. 282 darauf, daß „die Markomannen, die nach ihrer Auswanderung aus Böhmen *Baioarii*, die *Semnones*, die in Süddeutschland *Alamanni* heißen, nicht von Fremden umbenannt“ sind und daß „der Name *Batavi* jener Chattenabteilung, die sich zwischen den Mündungsarmen des Rheines niederließ“, sicher germanisch ist. Ich erblicke darin keine Widerlegung meiner Ansicht. *Batavi* war eben ein alteinheimischer Name jener Chattenabteilung, der mit einem *vocabulum nuper additum* nicht vergleichbar ist. Der Begriffsumfang der *Semnones* und der *Alamanni* aber deckt sich, wie mir von sachkundiger Seite versichert wird, keineswegs, da *Alamanni* ein Sammelname für mehrere Stämme war, zu denen die *Semnones* nur den Hauptteil gestellt hatten. Die Umnennung der Markomannen endlich ist in ihrer neuen Heimat mit Hinsicht auf ihre örtliche Herkunft erfolgt und sicherlich auf ihre neuen Nachbarn zurückzuführen, die in diesem Falle Germanen waren, während es im Falle der Tungern eben keltische Anrainer waren, die dem Stamme den neuen Namen beigelegt haben, die dann auch, nachdem der Name *Germani* auf das gesamte Volk ausgedehnt worden war, daraus den Landnamen *Germania* ableiteten.

Much 280 sieht aber auch einen Widerspruch darin, daß ich wie andere die erste Benennung eines Stammes mit dem Namen Germanen den Galliern zuschreibe, während *a victore* diesen siegreichen Germanenstamm selbst als den Urheber des Volksnamens hinstellt. Der Widerspruch löst sich sehr einfach: als die Tungern in Gallien einfielen, erhielten sie ihren Namen *Germani* von den Galliern und haben dann selbst diesen Namen auf ihr ganzes Volk ausgedehnt, worauf wieder die Gallier daraus den Landnamen ab-

leiteten, für dessen Bildung in Gallien begreiflicherwise eher ein Bedürfnis bestand als innerhalb der germanischen Stämme. Eine Bestätigung meiner und nicht bloß meiner Ansicht sehe ich darin, daß Tacitus den Namen *Germani* als *inventum nomen* bezeichnet, gewiß wieder im Gegensatz zu den *vera nomina*, den alteinheimischen Namen der Stämme. Dagegen Much 282: „das *invento nomine* bezieht sich doch auf die Gesamtheit, die *omnes*, die *Germania*“ (in Muchs Sinne! siehe oben) „also, deren Name *recens et nuper additum* ist, und auf einen Vorgang mit einem schon fertigen Namen, dessen Schöpfung weiter zurückliegt und eine Sache für sich ist.“ Unleugbar war der Name, als er auf das Gesamtvolk ausgedehnt wurde, bereits ein fertiger Name; nichtsdestoweniger blieb er, was er von Anfang an war, ein *inventum nomen*, ein nicht einheimischer, sozusagen naturgewachsener Name, sondern ein von einer Außenseite, den Galliern, erfundener. Diese verbreitete Auffassung habe ich schon in meinem früheren Aufsatz geteilt, bin aber wieder von Much mißverstanden worden, der 283 von mir sagt: „Er stellt sich selbst nirgends auf den Standpunkt, daß *invento nomine* soviel besage wie *antea invento nomine* und auf das erste Aufkommen des Namens *Germani* abziele.“ Befremdlich ist es jedesfalls, in einer wissenschaftlichen Gegenschrift Worte zu lesen wie S. 283: „Hätte Kalinka recht, so würden wohl auch schon andere dasselbe wie er aus der Stelle herausgelesen haben“. Er fährt fort: „Aber die sorgfältige Vertiefung in ihren Wortlaut führte bisher zum entgegengesetzten Ergebnis“, wofür er als Kronzeugen Thudichum, Müllenhoff und Watterich aufruft, derselbe Much, der mir auf der folgenden Seite den beiläufigen Ausspruch verübelt: „Wie alt und wie verbreitet die Überzeugung vom keltischen Ursprung des Namens ist, hat Norden ausgeführt“ und der doch wissen mußte, daß den drei von ihm genannten Forschern nicht wenige gegenüberstehen, die nicht zum entgegengesetzten Ergebnis als ich gelangt sind.

„Zu entschiedenstem Widerspruch“ sieht sich Much wieder durch eine Mißdeutung meiner Worte herausgefordert S. 294: „Wenn nicht nur bei Tacitus *ob metum* immer kausale Bedeutung hat, sondern diese bei *ob* überhaupt — bei Tacitus um mehr als das Zwölfwache — überwiegt, so ist letzteres doch kein Grund, warum man dem *ob metum* in einem neuen Fall eher finalen Sinn zubilligen darf, als wenn das über *ob* nicht feststünde“. Das ist etwas ganz anderes, als ich gesagt habe. Norden hat festgestellt, daß Tacitus *ob metum* achtmal in kausalem Sinn gebraucht, nie in

finale; ich habe festgestellt, daß überhaupt (nicht nur in der Verbindung *ob metum*) die kausale Bedeutung des *ob* bei Tacitus zwar stark überwiegt (149 kausal, nur 12 final), daß aber acht kausale *ob metum* kein zwingender Grund sind, ein neuntes *ob metum* gleichfalls kausal zu deuten; denn nach der Sachlage ist es nicht zu erwarten, daß unter acht Fällen von *ob metum* sich schon einer mit finaler Bedeutung finde. Nicht behauptet habe ich, daß „man dem *ob metum* in einen neuen Fall eher finalen Sinn zubilligen darf“, sondern: „die statistische Feststellung Nordens darf nicht hindern, sie (die finale Bedeutung) anzuerkennen, wenn der Zusammenhang sie wie hier gebieterisch verlangt“ (S. 24).

Ogleich sich noch manches sagen ließe, will ich es vermeiden, noch weiter zu wiederholen, was ich im früheren Aufsätze gesagt habe, will auch den Schein vermeiden, als ob ich es darauf abgesehen hätte, jedes Wort eines wissenschaftlichen Gegners aufzuspießen, um es zu zerfasern. Darum begnüge ich mich mit den herausgehobenen Hauptsachen. Immerhin muß ich dankbar sein, daß Much, der meinem kleinen Aufsatz die Ehre einer doppelt so langen Entgegnung erwies, mich gezwungen hat, mehrere meiner Ausführungen, die er mißverstanden hat, die also offenbar meine Ansicht nicht deutlich genug wiedergegeben haben, weiter auszuführen und dem allgemeinen Verständnis näherzubringen. Gerne wäre ich auch bereit gewesen, meine Auffassung gegen eine andere, besser begründete einzutauschen; denn es liegt mir ferne, an einer einmal ausgesprochenen Ansicht halsstarrig festzuhalten. Die Gegen Gründe Muchs aber haben mich nur in meiner Auffassung bestärkt.

Innsbruck.

ERNST KALINKA.

Der Sturz des Kroisos und das historische Element in Xenophons Kyropädie.

I.

Anlaß, den Sturz des Kroisos von neuem zu behandeln, gibt eine Mißdeutung des entscheidenden keilinschriftlichen Dokuments, der Annalen für die Regierungszeit König Nabonids, oder, wie man es auch nennt, der Nabonid-Kyros-Chronik, durch Sidney Smith und deren grundirrig Verwertung namentlich in der *Cambridge Ancient History*.

Das von den Chronographen für die Eroberung von Sardes angegebene Jahr 546 v. Chr., das ja an sich nicht zuverlässiger zu sein

braucht als jede andere ihrer Angaben, wird schlagend bestätigt durch die Nachricht der Nabonid-Annalen, die, wie ich nachgewiesen habe, besagt, daß im 9. Jahr dieses Königs (547/46) Kyros gegen Lydien gezogen ist¹⁾.

Irgend ein Zug gegen ein sonst unbekanntes Duodez-Fürstentum kann an der betreffenden Stelle, wie ich wiederholt betont habe, nicht gemeint sein, weil die Nabonid-Annalen ausschließlich Ereignisse von grundlegender, die Interessen Babyloniens ernstlich berührender Bedeutung erwähnen, wofür zwischen 550 und 540 nur der Zug gegen Lydien in Betracht kommt.

Außerdem aber ergab eine von Th. Pinches auf meine Anfrage vorgenommene Untersuchung der im Britischen Museum aufbewahrten Originaltafel im Jahre 1898, daß hinter dem Landesdeterminativ das Zeichen *lu* deutlich erkennbar war und dahinter Spuren eines zweiten Zeichens, dessen nächstliegende Ergänzung die zu *ud* wäre. Befund also: *ana matLu-u[d-di]*²⁾ „gegen Lydien“. Lydien erschiene genau in der Schreibung, die wir für den Namen aus den Berichten König Assurbanabals über die Gesandtschaften des Gyges und der Ardys kennen²⁾. Auch Sydney Smith als jüngster Herausgeber und Bearbeiter der Nabonid-Kyros-Chronik³⁾ betrachtet die Lesung *Lu...* als die gegebene und bezieht den Bericht auf Lydien⁴⁾, wenn auch die Spuren des zweiten Zeichens *u[d]* auf der Tontafel jetzt nicht mehr erkennbar zu sein scheinen. Die betreffende Stelle der genannten annalistischen Chronik (Kol. II, Z. 15—18) lautet unter dem Jahre IX:

- 15 *ina arahNisanni Kuraš šar mat Par-su*
umman-šu id-ki-e-ma
 16 *šap-la-an ahAr-ba'-il naruIdiglat i-rab-ma ana matLu-u[d-di]...*
 17 *šarrašu GAZ (= imdahis) bu-ša-a-šu il-qi šu-lit*
ša ram-ni-šu lu u-še-li ...
 18 *ar-ki šu-lit-su u šarru ina libbi ibašši(-ši).*

d. h. „Im Monat Nisan“ (Frühjahr 547 v. Chr.) „sammelte Kyros, der König von Persien, seine Truppen, ¹⁶ überschritt unterhalb Arbela den Tigris und [zog] gegen Lyd[ien]... ¹⁷ Seinen König besiegte er, seine Habe nahm er, ¹⁸ seine eigene Garnison legte er fürwahr (hinein).

¹⁾ Archäol. Anzeiger 1898, 122f.; Klio 1902 II 344; Klio 1920 XVII 113f.

²⁾ Näheres über die Beziehungen des Gyges und der Ardys zu Assyrien siehe Klio 1920 XVII 115ff.

³⁾ *Babylonian historical texts relating to the capture and downfall of Babylon*, translated by Sidney Smith (London 1924), 101.

⁴⁾ R. C. Thompsons und D. G. Hogarths Zweifel an dieser Tatsache, *Cambridge Ancient History* Bd. III 223 u. 524, Anm. 1, sind unberechtigt.

¹⁹ Nachher war (blieb) darin seine“ (des Kyros) „Garnison und der König“ (Kroisos).

Aus diesem durchaus verständlichen Bericht, der, wie wir noch sehen werden, mit den klassischen Nachrichten in den Hauptzügen vollauf im Einklang steht, wird ein direkter Widersinn, wenn man mit Sidney Smith in Zeile 17 dem Ideogramm *GAZ*, das an sich sowohl „besiegen“ wie „töten“ heißt, die letztere Bedeutung zuschreibt und somit herausliest, daß Kyros den Kroisos habe töten lassen⁵⁾:

Die Folge ist, daß Z. 18 „später blieb dort seine“ (des Kyros) „Garnison und der König“ so gedeutet werden muß, als sei unter dem „König“ Kyros zu verstehen und dieser mit seiner eigenen Garnison in Lydien (Sardes) verblieben.

Das ist aber ganz unmöglich: Zunächst rein sprachlich: Wenn das, was Smith in Z. 18 findet, hätte gesagt werden sollen, so hätte es heißen müssen *arki Kuraš u šuit-su ina libbi ibašši*, „später blieb Kyros und dessen Garnison darin“.

Wenn aber ausdrücklich gesagt wird (Z. 17): „Kyros legte seine eigene Garnison hinein“ (d. h. nach Sardes) und es ist dann weiter von eben dieser Garnison als seiner (des Kyros) Garnison die Rede, so kann der dahinter (Z. 18) genannte König nicht wieder Kyros sein, sondern eben nur der sonst in Verbindung mit Lydien schlechthin als „König“ (Z. 17) bezeichnete Kroisos.

Das wird dann auch weiter dadurch bestätigt, daß in der gesamten Nabonid-Kyros-Chronik von Kyros niemals als dem Könige schlechthin die Rede ist; vielmehr wird er immer — eben zur Unterscheidung von den übrigen Königen — mit seinem Namen genannt⁶⁾, dem in je einem Falle anfänglich der Titel „König von Anšan?“⁷⁾, später, eben an unserer Stelle, „König von Persien“⁸⁾ hinzugefügt wird.

Wenn also in der *Cambridge Ancient History*⁹⁾ Buchanan als *contemporary evidence*, als „zeitgenössisches Zeugnis“, bucht, daß Kroisos durch Kyros getötet worden sei, und wenn Hogarth¹⁰⁾ der gleichen Auffassung zuneigt, so ist das grundfalsch und eine Folge von Sidney Smiths verkehrter Auffassung.

⁵⁾ S. Smith a. a. O., p. 112, p. 116, *iduk* (richtiger *idûk*) „he killed“.
Vgl. dagegen bereits meine Bemerkungen *Klio* 1928/9 XXII 476.

⁶⁾ Col. II 1, 2, 3, 15. — Col. III 15, 14, [24].

⁷⁾ Col. II 1.

⁸⁾ Col. II 15.

⁹⁾ Bd. IV, S. 9.

¹⁰⁾ *The Cambridge Ancient History*, Bd. III, S. 52A.

Nun ist sehr bemerkenswert, worauf ich bereits früher hingewiesen habe¹¹⁾, daß das, was die Nabonid-Kyros-Chronik wirklich besagt, nämlich daß eine persische Garnison nach Sardes gelegt wurde, im übrigen aber Kroisos als (Vasallen-) König in Lydien verblieb, nicht bloß mit Herodots Bericht (I 153/6) in dem Grundzuge, daß zunächst Lydien nicht unmittelbar als persische Provinz galt, sondern bis zum Aufstand des Paktyas eine gewisse Selbständigkeit behielt, übereinstimmt, sondern sogutwie wörtlich in Xenophons Kyropädie wiederkehrt, wo VII 2, 26 Kyros zu Kroisos sagt: *ἐγὼ γὰρ σου ἐννοῶν τὴν πρόσθεν εὐδαιμονίαν οἰκτεῖρω τέ σε καὶ ἀποδίδωμι ἤδη γυναικὰ τε ἔχειν ἣν ἔχεις καὶ τὰς θυγατέρας, ἀκούω γάρ σοι εἶναι, καὶ τοὺς θεράποντας καὶ τράπεζαν σὺν οἴαπερ ἐζῆτε· μάχας δὲ σοὶ καὶ πολέμους ἀφαιρῶ*; d. h. nach der Nabonid-Kyros-Chronik und nach Xenophons Kyropädie verbleibt Kroisos zunächst im nominellen Besitz der Herrschaft, verliert aber die Kriegshoheit. Das ist an sich mindestens so wahrscheinlich wie Herodots Angabe, Kroisos sei von vornherein in Kyros' Begleitung geblieben, was mit seiner falschen Auffassung der Scheiterhaufen-Episode zusammenhängen wird.

So stoßen wir zum ersten Male in der Kyropädie, als pädagogischem Roman, auf ein historisches und geschichtlich wertvolles Element¹²⁾.

Natürlich hat, wie schon hier betont sei, Xenophon, wo er in nachweisbar historischem oder geschichtlich vertretbarem Sinne von Herodot abweicht oder über ihn hinausgeht, keine keilinschriftlichen Dokumente eingesehen, sondern kann nur eine ältere griechische Quelle benutzt haben, die persische Nachrichten verwertet, wie das, bis zu einem gewissen Grade im Einklang mit mir¹³⁾, auch Sidney Smith¹⁴⁾ annimmt.

¹¹⁾ Klio 1902 II 344. — Festschr. d. akad. Historikerklubs zu Innsbruck 1923, S. 80, Anm. 5. — Klio 1929 XXII Heft 4, S. 476.

¹²⁾ Über das historische Element in Xenophons Kyropädie habe ich zusammenhängend (1920) in einem Vortrage im Innsbrucker Akademischen Historikerklub gehandelt (s. dessen Festschrift, 1923, S. 80, Anm. 3 und S. 113). In der vorliegenden Untersuchung gebe ich deren Ergebnisse wieder und gehe z. T. noch über sie hinaus. [Durch meinen Gesundheitszustand zeitweilig behindert, habe ich mich darauf beschränken müssen, nur den ersten, kürzeren Teil meiner Untersuchung für das gegenwärtige als Festschrift für den von mir leider aus obigem Grunde nicht zu besuchenden Salzburger Philologentag gedachte Heft fertigzustellen, während der übrige, größere Teil einem folgenden Heft dieser Zeitschrift vorbehalten bleibt. C. F. L.-H.]

¹³⁾ Klio II a. a. O.

¹⁴⁾ *Herodotus and Xenophon both drew their information from Persian sources*, Smith a. a. O., p. 82.

Daß als solche höchst wahrscheinlich und in erster Linie, wie ich schon früher ausgesprochen habe¹⁵⁾, die *Περσικά* des Dionysos von Milet in Betracht kommen, wird unsere Betrachtung von Neuem ergeben.

Weiter ist beachtenswert, daß die Scheiterhaufen-Episode bei Xenophon ebenso fehlt wie in der keilinschriftlichen Chronik.

Daß Kyros den Kroisos nicht gezwungen hat, den Scheiterhaufen zu besteigen, wie Herodot will, ist sicher. Aber der Selbstverbrennungstod angesichts der Gefahr, in Feindeshand zu fallen, oder nach einem entscheidenden Fehlschlage ist ein weitverbreiteter orientalischer Brauch¹⁶⁾ (vielleicht zum Teil kultischer Natur). Aus diesem Anlaß haben den Feuertod u. a. gewählt: *Šamašsumukin*, König von Babylonien; *Sinšariškun* (Sarakos) von Assyrien (nicht Sardanapal-Assurbanabal, wie es spätere Entstellung will); *Hamilkar* nach der Himera-Schlacht; der persische Kommandant von *Eion* (476); die Bewohner von *Isaura* in Pisidien und von *Larnaka* in den Diadochenkämpfen. Daß Kroisos' Besteigung des Scheiterhaufens nur ein weiteres Beispiel für diesen weitverbreiteten orientalischen Brauch sei, hatte ich¹⁷⁾ aus der bekannten Vasendarstellung, auf der Kroisos auf dem Scheiterhaufen sitzend eine Libation darbringt, erschlossen, lange ehe es bei Bakchylides (III 23 ff.) *disertis verbis* ausgesprochen gefunden wurde.

(Schluß folgt.)

Innsbruck.

C. F. LEHMANN-HAUPT.

Zu der Inschrift König Antiochos I. von Kommagene aus Samosata.

Zu den Denkmälern, die König Antiochos I. von Kommagene der Nachwelt hinterlassen hat, gehört, jetzt im British Museum aufbewahrt, ein Stein aus Samosata. Auf seiner Vorderseite zeigt er den oberen Teil eines Apollon, nach links gerichtet, um das Haupt Nimbus

¹⁵⁾ Klio II 345, meine Griechische Geschichte bei Gercke-Norden III 279.

¹⁶⁾ C. F. Lehmann-Haupt, *Šamašsumukin*, König von Babylonien (Assyriol. Bibl., Bd. VIII), 1892, Teil II, S. 105; Sitzungsber. Berl. Archäol. Ges. Nov. 1896; Klio, 1902 II 244, Anm. 2; Israel. Seine Entwicklung im Rahmen der Weltgeschichte, 1911, S. 299.

¹⁷⁾ *Šamašsumukin*, Teil II, S. 105 und Archäol. Anzeiger 1898, 122 f. Vgl. schon Klio 1902 II 344, Anm. 2.

mit Strahlenkranz, einer großenteils weggebrochenen Gestalt, wahrscheinlich dem Könige, die Hand reichend, wie auf dem Relief vom Nemrud Dagħ K. Humann und O. Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien S. 321, Tafel XXXVIII 2; auf der rechten Neben- und der Rückseite sind, um die Ecke laufend, 28 Zeilen einer verstümmelten griechischen Inschrift erhalten, die zuerst von V. W. Yorke, JHS XVIII 312 ff. n. 14 veröffentlicht, dann von W. Dittenberger OGI 404 abgedruckt, zuletzt von F. H. Marshall Inscr. Brit. Mus. IV 2 p. 182 n. 1048a mit einer Abzeichnung herausgegeben worden ist.

Yorke und Dittenberger lasen und ergänzten die ersten elf Zeilen:

Βασ[ιλεὺς μέγας Ἀντίοχος θε-]
 ὃς Δίκαιος Ἐπιφανῆ[ς Φιλορῳμαῖος καὶ]
 Φιλέλλην ὁ ἐκ βασιλέω[ς Μιθραδάτου Καλ-]
 λινίκου καὶ βασιλίσσης Λ[αοδίκης θεᾶς Φι-]
 5 λαδέλφου τῆς ἐκ βασιλέως Ἀντ[ιόχου θεοῦ Φι-]
 λομήτορος Καλινίκου τοῦτ[ο εὐσεβεῖαι γνώμης]
 [ἔ]μῆς νόμον τε κοινῆς εὐσεβ[εῖας σεβόμενος τ-]
 [ἀ] πάντα προνοῖαι δαιμόνω[ν λιθείαις ἀπέδ-]
 [ει]ξ' ἐπὶ (ι)εραῖς, ἐγὼ πάντων ἀγ[αθῶν οὐ μόνον κτῆ-]
 10 σιν βεβαιωτάτην ἀλλὰ καὶ ἀπόλασιν ἡδίστην
 [ἀνθ]ρώποις ἐνόμισα τῆ[ν εὐσέβειαν κτλ.]

„Retinui editoris supplementa“ fügt Dittenberger bei, „etsi neque τοῦτο quadrat ad τὰ πάντα v. 8, neque εὐσέβεια repetitum bene se habet, sed meliora non succurrunt“. Marshalls Abzeichnung und Umschrift zeigen, daß der Stein in Z. 6 Καλινίκου bietet (über die Vereinfachung der Geminata s. E. Hermann, Silbenbildung im Griechischen und in den andern indogermanischen Sprachen S. 186 ff.), zu Anfang von Z. 7 nur -μῆς, nicht [ἔ]μῆς, in Z. 9 nicht -ει]ξ' ἐπ' ἱεραῖς (so Yorke) oder ἐπὶ (ι)εραῖς (so Dittenberger), sondern -ξεν ἱεραῖς. Auch stellt Marshall fest, daß in Z. 6 nach τουτ- höchstens elf Buchstaben fehlen; mit den gebotenen kürzeren Ergänzungen liest er:

τοῦτ[ο χάριτι γνώ-]
 μῆς νόμον τε κοινῆς εὐσεβ[εῖας σεβόμενος τ-]
 ἀ πάντα προνοῖαι δαιμόνων [λιθείαις ἀπέδει-]
 ξ' ἐν ἱεραῖς.

Doch spricht gegen Yorkes und Dittenbergers längere wie gegen Marshalls kürzere Ergänzungen die auffällige Vernachlässigung der in

der Inschrift sonst befolgten Abteilung nach Silben in Z. 7/8; nur an einer Stelle Z. 26: *σύνθρονον εἰς δεξιὰς* ist gegen sie verstoßen, wenn Ny nicht am Anfange der Zeile irrig wiederholt ist; auch in der großen Inschrift OGI 383 fallen Zeilen- und Wortenden gewöhnlich zusammen, s. W. Waldis, Sprache und Stil der großen griechischen Inschrift vom Nemrud-Dagh in Kommagene, Diss. Zürich 1920, S. 17. Aber auch davon abgesehen, sind die bisherigen Ergänzungen keineswegs befriedigend, sosehr mit Künstlichkeit der Gedanken und Geziertheit der Sprache zu rechnen ist. An *τοῦτο* hat schon Dittenberger Anstoß genommen; was soll *σεβόμενος τὰ πάντα*?

Die Herausgeber haben übersehen, daß die Einleitung der Inschrift aus Samosata ebenso berichtend gehalten sein kann wie die der großen Inschrift vom Nemrud Dag, zu deren Lesung übrigens auch A. Brinkmann, Rhein. Mus. XLVIII 144ff. einen Beitrag geliefert hat. Diese beginnt:

Βασιλεὺς μέγας Ἀντίοχος κτλ. ἐπὶ καθωσιωμένον βάσεων ἀσύλοις γράμμασιν ἔργα χάριτος ἰδίας εἰς χρόνον ἀνέγραψεν αἰώνιον; dann hebt des Königs Rede an: *Ἐγὼ πάντων ἀγαθῶν κτλ.*, wörtlich übereinstimmend mit Z. 9ff. der Inschrift von Samosata. Es ist leicht, dieser eine Einleitung in ganz entsprechender Fassung zu geben. Statt *ἀπέδειξ'* — bisher gedeutet: *ἀπέδειξα — ἐν ἱεραῖς* ist *ἀπέδειξεν ἱεραῖς* zu lesen. Offenbar entspricht Z. 8 der Z. 109 der großen Inschrift: *ἐν στήλαις ἀσύλοις ἐχάραξα γνώμη θεῶν ἱερὸν νόμον*, also war zu ergänzen: [*ἐν στήλαις ἐχάραξα*] *ξεν ἱεραῖς*, weniger wahrscheinlich: [*στήλαις ἐνεχάραξα*] *ξεν ἱεραῖς*; beide Ergänzungen ergeben ebenso viele Buchstaben als die Marshalls; statt *στήλαις* würde *λιθελίας* noch einen Buchstaben mehr fordern, vgl. Z. 24 der großen Inschrift: *ἐν ἱεραῖ τε λιθελίαι* und Z. 59. Dittenbergers Bemerkung: „*In toto igitur lapide Samosatensi unum est enuntiatum v. 6—9 τοῦτο — ἱεραῖς, quod in illo altero nihil sui simile habeat*“, trifft somit nicht zu. In Z. 7 darf *-μης* nicht mehr zu *ἐ]μης* ergänzt werden, denn die Rede des Königs beginnt erst in Z. 9 mit *Ἐγὼ*. Jedenfalls ist *γνώμης* (vgl. *εὐσεβελίαι γνώμης ἐμης* in der großen Inschrift Z. 26) und dazu ein Beiwort zu ergänzen, das wie *ἰδίας* einen Gegensatz zu *κοινῆς* ergibt. Die Lücke gestattet nicht etwa *ἔργον* (vgl. *ἔργα χάριτος ἰδίας* in der großen Inschrift Z. 9) nach *τοῦτο* einzusetzen. Marshalls ausdrückliche Angabe, daß nach *τοῦτ-* höchstens elf Buchstaben fehlen, scheint nur eine Ergänzung zu erlauben, in der *τε* nach dem die beiden Glieder *-μης* und *κοινῆς εὐσεβελίας* verbindenden Worte *νόμον* ähnlich steht wie in Aristophanes' Wespen V. 1277: *ἅπασι φίλον ἄνδρα*.

τε σοφώτατον, d. i. nach der Erklärung in Kühner-Gerths Ausf. Gramm. II 2 S. 245, Anm. 5: φίλον ἄνδρα σοφώτατόν τε ἄνδρα.

Ich versuche folgende Lesung:

Βασ[ιλὲς μέγας Ἀντίοχος θε-]
ὃς Δίκαιος Ἐπιφανή[ς Φιλορώμαιος καί]
Φιλέλλην κτλ. (Z. 6) τοῦτο[ν ἰδίας γνώ-]
μης νόμον τε κοινῆς εὐσεβ[είας εἰς χρόνον oder αἰῶνα]
ἅπαντα προνοίαι δαιμόνων [ἐν στήλαις ἐχάρα-]
ξεν ἱεραῖς.

Wien.

ADOLF WILHELM.

Spurius, Spurii filius, sine patre filius und spurius.

Bei *Monteleone Sabino*, an einer von Fara Sab. nach Rieti, dem antiken Reate, führenden Straße, ungefähr 30 km noch vor Rieti, haben sich neulich zusammenhängende Reste von Gedenksteinen eines römischen Sterbevereines gefunden¹⁾. Dieser Verein heißt nach

¹⁾ Die ganze Entfernung von Monteleone bis Rieti beträgt in der Luftlinie nur etwa 18 km. Sofern ich die Position des Fundes richtig zu deuten vermag, biegt der Weg hinter Fara zunächst nach Osten aus, um dann entschieden nordwärts Rieti zuzustreben. Etwa an der Stelle dieses Knies mag der Fundort liegen. Was der Fundbericht in den Not. d. sc. andeutet, vermag ich nicht mit den mir zu Gebote stehenden Karten mir klar zu machen. Es wäre doch gut, einen kleinen Kartenausschnitt zuzufügen, wie dies die Fundberichte in den Not. d. sc. in der letzten Zeit sonst wiederholt getan haben. Daß die Fundstelle von Rieti noch ungefähr 30 km abliege, mag ein Druckfehler sein. Etwas oder einiges von den zwölf überschüssigen Kilometern mag am Gebirgsterrain liegen, in welchem die Fundstelle liegt. — Der Bericht sagt nichts weiter von dem Gebirgsterrain. Auch davon nichts, daß *Monteleone Sabino* einwandfrei mit *Trebula Mutuesca* identisch ist. Die Stadtposition wird zum mindesten durch den Fundort der *Domnabasis* CIL IX 4880 *Trebulani Mutuesceni* erwiesen und durch die Inschrift 4896 der *pleps Trebulana*; die Identität wird ferner unterstützt, soviel nur wünschenswert, durch 4885 *Trebulani Mutuesceni*, 4893 *Treb. Mutuesceni* und 4894 *municipii Trebulan. Mut.* Auch dürfte der Leser sich freuen, wenn er erführe, ob 4877 eine Dedikation *Silvano sancto*, die im 18. Jh. Lupacchini für den Erzbischof Antinori kopiert hat: *sasso gettato in un fosso di acqua corrente poco lontano da Cerdomani* (Zusatz Mommsens im CIL: *prope Ginestram non longe a Trebula*) in *Sabina*, zu diesem Fundkomplex gehört haben kann. Der Reitweg, der von der Fundstelle nach Ginestro abzweigt (p. 387), legt diesen Gedanken nahe.

dem Waldgott *familia Silvani*. Die erste Veröffentlichung ist durch R. Paribeni in den *Notizie degli scavi di antichità* 1928, 387—397 erfolgt, in Verbindung mit einer Lichtbildtafel und einem womöglich noch besseren Lichtbild des Vereinsstatuts, oder richtiger gesagt: eines Exzerpts aus diesem Statut. Dieser Fund ist mit seinem Hauptstück und überhaupt dem frühesten Teil des ganzen Fundkomplexes aus dem Jahre 60 n. Chr. datiert und besteht zunächst aus einem roh und kunstlos geformten Sockel und einer in diesen Sockel eingelassenen zweiteiligen Steinplatte, die fast ebenso kunstlos gehalten ist und zweimal zwei Spalten umfaßt. Die Inschrift der Basis berichtet auch das Tagesdatum, an dem die Weihung (augenscheinlich von jenem *M. Valerius M. f. Dexter*, den die Rahmeninschrift nennt) vollzogen und daß sie von einem Frühstück (*crustulum, mulsum* sagt der Text) begleitet worden sei, und daß (wir möchten dem Verfasser der Inschrift mit einem Worte nachhelfen: deshalb) die *familia Silvani* dem *Valerius Dexter* Abgabefreiheit (*immunitas*) bewilligt habe. Also, so wollen wir weiter schließen, ist dieser Dexter, der die Kosten der Weihung und des Festessens auf sich genommen hatte, nicht etwa der Gutsherr selbst gewesen, sondern der bestellte Vorstand des Bestattungsvereines, sein *magister*. Freilich kann die *immunitas* schließlich unter Bauern oder auf deren Kulturstufe stehenden Zeitgenossen als Äquivalent für die Güte des Wohltäters verwendet sein. Andererseits steht sein Name auch nicht im Verzeichnis der 78 Personen, die (jeder Name in eine Zeile gepreßt) die vier Kolumnen auf der, wie gesagt, zweiteiligen und für jeden Teil einfachst eingerahmten Steinplatte nennen. Dazu fehlt eine erklärende Einleitung, und jedenfalls ist kein *magister* genannt, obwohl er nicht gefehlt haben wird. Der erste Name der ersten Zeile, allein mit größeren Buchstaben geschrieben, nennt einen *M. Valerius Phoebus, quaestor*; also den Quaestor der Sterbekassa, ohne irgend weitere Bezeichnung; er ist, wie Paribeni will, ein Freigelassener des Dexter. Daß Dexter auch wirklich Magister des Vereins sei, sagt die Rand-Inschrift nicht, die (man möchte meinen: nachträglich) und in bloßer Wiederholung der Tatsachen der Sockelinschrift verfaßt worden ist: *Silvano consacravit et familiae M. Valerius M. f. Dexter inpensa s[ua, so wird ergänzt werden müssen] donum dedit*; so unbeholfen ist die Inschrift abgefaßt.

Daß die Stelle bei *Monteleone*, an der die *familia Silvani* sich zu einem Begräbnisverein zusammenfand, in einer rauhen und hoch gelegenen Berg- und Waldlandschaft zu suchen ist, mag nur zum Teil die Unbehilflichkeit des Ausdrucks entschuldigen. Vergessen wir doch

nicht, daß wenige Jahre später das römische Reich gerade aus Reate seinen Kaiser bezogen hat, und daß Reate einen der eifrigsten und tüchtigsten Gelehrten seiner (natürlich so viel älteren) Zeit in *M. Terentius Varro* als seinen Mitbürger zu preisen berechtigt war²⁾.

Zu dem Mitgliederverzeichnis und zum Gründungsdatum hat dann ein *M. Valerius Firmus* eine Erweiterung des Sockels und der auf diesen gestellten Steinplatte gesetzt, genau so wortkarg wie sein Vorgänger und architektonisch ziemlich genau zu dem Urstück abgestimmt: *titulum adiecit ap se d(onatione)³⁾ f(icta?)*. Es muß nicht erst betont werden, sobald man nur diese Genesis guthcißt, daß die Ergänzung nicht gleich von vornherein geplant worden sein kann. Groß wird der Zeitraum zwischen dem auf Dexters Weihung weisenden Stein und seiner Ergänzung durch *Firmus* nicht gewesen sein; immerhin sind beispielsweise drei bis fünf Jahre Zwischenraum denkbar. Ob dieser *Firmus* dann etwa mit dem *M. Valerius M.* (nämlich *filius Qui(rina) Firmus* identisch und ob er wirklich „sicher“ (so Paribeni) mit *Dexter* zusammenhängt, können wir nicht erweisen. Nur sei noch bemerkt, daß *lex familiae Silvan(i)* den Inhalt der Steinplatte ausmacht, und zwar ein Auszug der vermutlich wichtigsten Paragraphen des Vereinsstatuts.

Im Album der *familia Silvani*, auf das allein ich mich hier beschränken will, obwohl das Vereinsstatut zur Erörterung herausfordern müßte, sind nach Paribenis Vorschlag nur oder fast nur freigelassene Personen gemeint. Er stützt diese Folgerung eines der Liste voraus-

²⁾ In dem Namenverzeichnis sind, wie Tf. 5 zeigt (der Herausgeber berührt diese Änderungen nicht), mindestens acht Namen auf Rasur nachgetragen worden: Sp. 2, Z. 11 *Sempronius Ochlus*, Z. 13 *Mamius Modestus*, Z. 16 *Terentius Albanus* und Z. 17 *Mecionius Optatus*; Sp. 3, Z. 7 *Cosidius Angelus* und Z. 17 *Caesenius Numphodotus*; Sp. 4, Z. 4 *Tirienus Restitutus* und Z. 17 *Folius Fortunatus*.

Also hat irgendeiner der Funktionäre das Verzeichnis des Bestandes des Vereines noch einige Zeit hindurch auf dem laufenden erhalten, vermutlich ohne zu bedenken, daß dieses Mittel zweckwidrig sei, und daß Durchkorrigieren und Vervollständigen von Mitgliederlisten wohl auf Holz oder Papier, nicht aber auf Stein oder Bronze, berechtigt und angebracht sein könne; und auch da nur einige Zeit hindurch. Auf dem Stein von Monteleone hat das Nachtragen von Änderungen augenscheinlich bald sein Ende gefunden. Daß die nachträglichen Eintragungen oder Richtigstellungen niemals mit besonderer Erläuterung ausgestattet sind, kann nicht auffallen. Daß sie uns unmöglich machen, überall auf die ursprüngliche Form des Verzeichnisses zurückzukommen, ist besonders betäubend.

³⁾ Oder *d(edicatione?)*.

gehenden Zustandes der Unfreiheit (S. 391) auf die griechischen Cognomina so vieler der Genannten. Paribenis Folgerung wird wohl richtig sein, obwohl ein Beweis nach welcher Richtung immerhin nicht tunlich scheint. Den einzigen Sklaven, denn auch einen solchen hat er zur Verfügung, Sp. 2, Z. 14 *Mopsus*, wage ich nicht einmal zu akzeptieren. Sein Name ist so in die Zeile gefügt, daß er ungefähr gerade unter die Cognomina der oberen Zeilen reicht und also zum mindesten mit seiner Freilassung zugewartet zu werden scheint. Dann hätte die erste Gelegenheit, z. B. die Nachtragskorrektur der oben S. 132, 2 angeführten Namen, die ich ungefähr als gegeben und keines Beweises bedürftig ansehen möchte, zur Ergänzung des Praenomens und des Gentiliciums des *Mopsus* mitverwendet werden sollen, sobald beide Namen nur einmal feststanden. Sie brauchen nicht ganz selbstverständlich gewesen zu sein; es gäbe auch andere Möglichkeiten, und dieser Fall muß nicht einmal so kompliziert gewesen sein wie etwa bei dem Sklaven *Dionysius*, den Cicero ad Att. IV 15, 1 so benennen will, *ut est ex me et ex te iunctus Dionysius*⁴⁾, *M. Pomponius*. Ich glaube, offen gestanden, gar nicht mit diesem Sklaven rechnen zu dürfen, obwohl weder seine Annahme noch seine Ablehnung einen sachlichen Ausschlag geben könnte⁵⁾.

Das Album ist nämlich, soviel ich sehe, so geordnet, daß in den auf den Vereinsquaestor folgenden Namen (und wie gesagt außer Sp. 3, Z. 14 *Mopsus*) die erste Kolumne von Anfang bis zu Ende und dann wieder der Anfang der vierten Spalte⁶⁾ zwischen Gentilicium und Cognomen ein Praenomen und eine Tribus einschieben, während die Sp. 2 und 3 sowie die Sp. 4 nach Z. 6 keinen ähnlichen Zusatz bringt. Das drängt zu der übrigens mir nicht weiter beweisbaren oder ausführbaren Meinung, daß hier zwei fertige Listen nachträglich zusammengefügt worden sind, so daß (um vom Quaestor der Sterbekassa und von *Mopsus* abzusehen) einander folgen:

Sp. 1—3 mit 19 reicher dotierten und 37 einfacher gehaltenen Namen,
Sp. 4 mit 6 reicher dotierten und 14 einfacher gehaltenen Namen.

⁴⁾ Vgl. Marquardt-Mau, Privatleben (1886), S. 22, Anm. 4; auch andere Beispiele daselbst S. 22 f.

⁵⁾ Man vgl. den freigelassenen Raum für das *nomen servi expectantis libertatem*, wie das Mommsen so hübsch ausdrückt, z. B. CIL IX 363 (*Canusium*), 1702 (*Beneventum*, 4 Sklaven), 3023 (*Teate Marr.*), X 2134 (*Puteoli*).

⁶⁾ Nur sechs Zeilen! Denn Z. 7 ist natürlich nicht *Clem.* zu lesen, *C. Bennius Clem(ens) Secundus*, sondern *C(ai filius) Lem(onia)*.

Es sind zwei Corpora, die aus irgend einem Grund (jedes abgeschlossen) hier vereinigt werden; am allerehesten mag es sich um Zusammenschluß zweier *familiae* (Sterbekassen) handeln.

Die reichere Dotierung zweier Gruppen dieser Namen ist erfolgt, ohne daß ich einen plausiblen Grund dafür wüßte, bald so daß auf ein Praenomen, das ich als Vatersnamen anzusehen empfehle, drei Buchstaben folgen (QVI oder einmal LEM), als Abkürzung des Tribusnamens; das Vaterspraenomen weicht einmal (Sp. 1, 3) vom Sohnespraenomen ab, also noch nach der älteren Sitte, die die Praenomina von Brüdern differenzierte; sonst lautet es gleich, im Verband I C, M zweimal, P; im Verband II C, L, P, Q zweimal.

Ganz parallel zu den Formen des Standesregisters, mit Weglassung des Wortes *f(i)lius* nach dem Vatersnamen, also ‚more Graeco‘ wie die Kommentatoren sonst zu sagen pflegen, sind z. B. die Soldaten-Grabsteine aus Deva abgefaßt:

- Eph. ep. VII. 892 M. Clavi M. (f.) Ani. Valentius Foro Iuli
 IX. 1048 C. Iuventius C. (f.) Cla. Capito Apro
 1060 C. Iulius C. (f.) Cl. Quartus Cel(e)ia
 1062 L. Licinius L. (f.) Ter. Valens Are(late)
 1075 L. Antestius L. (f.) Serg. Sabinus [C]ordub(a),

hier immer, zum Schluß, auch mit Angabe des Zuständigkeitsortes, der *domus* oder *origo*. Natürlich bin ich mir dessen durchaus nicht sicher, ob ich recht daran getan habe, gerade *f(i)lius* hier zu ergänzen, bloß weil das auf anderen Steinen ebenderselben Zeit und gleichfalls aus dem Festungslager von Deva, in Übereinstimmung mit der ganzen übrigen römischen Welt, sonst üblich und ausgeschrieben ist; wer weiß, ob die Beziehung auf den Vater im Unterbewußtsein der Soldaten oder jener, welche die Grabtexte für die Soldaten verfaßten und herstellten, nicht etwa durch ein anderes Wort oder einen anderen Gedanken bewerkstelligt worden ist? Auch wird gut sein, nach (ideellen) Beziehungen zwischen den Festungssoldaten an der Reichsgrenze und Körperschaften wie den Sterbevereinen hoch oben in den Abruzzen auszulugen.

Wo aber nicht *Qui(r)ina* oder *Lem(onia)* erscheint, finden wir die Buchstabengruppe COL, dann aber als Vatersnamen SP, also zusammen SP·COL. Sie verteilen sich mit 14 Fällen auf Sp. 1 und mit einem auf Sp. 4, und zwar auf folgende Gentes: *Aelius* (Sp. 4, also Verband II), *Albius*, *Claudius*, *Herennius*, *Ludius*, *Matutinus*, *Mescinius*, *Petronius*, *Pilius*, *Sextius*, *Valerius* und *Ussienus* (nicht

Pussienus; denn Sp. 1, Z. 15 schreit der Mangel eines Praenomens förmlich nach einer Verbesserung. Das Lichtbild Tf. 5 ist ja leider in zu kleinem Maßstab ausgeführt, als daß der Punkt nach *P(ublius)* auf ihm erkannt werden könnte; und *Ussienus* kommt auch sonst in unserem Inschriftenvorrat vor).

Führt man nun diese zusammen 25 Fälle, bei denen ich vorläufig weiterhin Scheidung nach den beiden Verbänden in Sp. 1 und 4 wohl nicht aufrecht zu halten brauche, wie billig auf eine einzige Regel zurück, so ergibt sich mir die Notwendigkeit, den Vaternamen ohne *f(ilius)* ausgedrückt zu sehen; bei den anderen ist Wiederholung des gleichen Praenomens zu sehen; nur einmal, wie gesagt, ist Sp. 1, Z. 4 ein *L(ucius)* Sohn eines *C(aius)* und dies ist in jener Zeit ohne weiteres möglich; und wo *Sp(urius)* der Vater ist, wird, damit ja niemand anderer und nichts anderes als ein *s(ine) p(atre)* gemeinter und fortab sprachlich durch *Sp(urius)* ausgedrückter Vater darin gesucht werde, die Tribus *Col(lina)* zugefügt. Die Praenomina der *Sp(ur.)* mit unterdrücktem *f(ilius)* verteilen sich auf 1 *C(aius)*, 3 *L(uci)*, 5 *M(arci)*, 2 *P(ublii)*, 1 *Q(uintus)*, 2 *T(iti)* und 1 *Ti(berius)*, diesen bei einem *Claudius*.

Paribeni leugnet die Zulässigkeit der Tribus. Die *Lem(onia)* hat er ja übersehen. Die *Qui(rina)* zählt er (anscheinend durch Versehen oder Druckfehler) nur siebenmal⁷⁾. Daß der der Tribus vorausgehende Buchstabe den Vater bezeichne, glaubt er nicht, da ihm die Bezeichnung *f(ilius)* „oder *l(ibertus)*“ fehlt. Auf den *libertus* brauche ich überhaupt nicht zurückzukommen, da es doch nicht möglich sein kann, durch *Sp(uri libertus)* einen anderen zu meinen als den Freigelassenen eines wirklichen *Spurius*, und dann wäre die Verwendung eines anderen Praenomens außer wieder *Spurius* für den Freigelassenen unfaßbar. Nur will ich zufügen, daß ihm (p. 391) die Ergänzung *qui(nquennalis)* oder die Erklärung von SP COL durch *s(ocius)* oder *s(odalis) p(erpetuus) col(legii)* zuzusagen scheint. Doch möchte ich für diesen letzten Satz zu bedenken geben, daß die Annahme einer Trennung von *s* und *p* auf dem Stein eine Interpunktion vorauszusetzen verlangt. Indes erlaubt der kleine Maßstab der Tf. V keine Nachprüfung und Paribeni scheint, soweit die Umsetzung der Inschrift in Drucktypen p. 390 auf seine Auffassung zu schließen ge-

⁷⁾ Sp. 2, Z. 4 gibt der Umdruck durch Typen OVI, was natürlich nicht zulässig ist, sondern, wie auch Tf. V deutlich zeigt, QVI. Daß dieses Versehen nicht Einfluß auf Paribenis Zählung genommen hat und sie auch nicht erklärt, versteht sich bei genauerer Durchsicht.

stattet, nicht anders zu denken; er hat ·COL· mit pünktlicher Regelmäßigkeit gesetzt. Hingegen hat er SP immer ohne Interpunktion, also wohl auch so gesehen. Tf. V erlaubt keine Entscheidung; ein paar Male ist nach P allenfalls ein Punkt erkennbar, vor P, soweit ich sehe, nirgends. Nach COL gestattet die Eigenart des letzten Buchstabens meist genügende Deutlichkeit einer Interpunktion. Ich brauche nicht erst zu erklären, daß die Feststellung eines Punktes zwischen beiden Buchstaben meiner Interpretation *s(ine) p(atre)* nicht abträglich wäre.

Aber die Interpunktionsfrage wird entschieden werden können, entweder auf dem Stein selbst (wo ist dieser heute?) oder durch einen Abklatsch. Darf ich bei dieser Gelegenheit und angesichts des größeren Durchmessers der Abbildung p. 393 bemerken, daß für die Frage der Paragraphenteilung und der Interpunktionsmethode p. 392 lehrreich gewesen wäre, wenn Paribenis Bericht auch über diese Tatsachen ein Wort hätte verlieren wollen. So ist Z. 19 auf Tf. V eine Virga als §-Zeichen ausgezeichnet erhalten, allerdings nicht auf dem vergrößerten Zinkstock von S. 393. Spatien und starke Überhöhungen des Anfangsbuchstaben bei einem neuen Lemma wären anzudeuten und zu kommentieren. Ich erinnere mich allerdings, daß ich beim ersten Anblick diese Niederschrift der *lex* später erfolgt angesehen habe als die Weihung und das Mitgliederverzeichnis; aber ich habe Identität der Meißelarbeit im Verzeichnis und bei der *lex* damals zu erkennen geglaubt und möchte diese Bemerkung wenigstens hier nachtragen.

Verzeichnisse von *Sp(uri) filii* habe ich seit Jahren für die Neuauflage meines *Imperium Romanum tributim descriptum* (die frühere Auflage, 1889, war leider ohne eine Darstellung rein persönlicher Auswirkung der römischen Tribus ausgegeben worden) fortgeführt und ich habe außerdem durch Übernahme der Artikel Tribus und Tribulen für Pauly-Wissowas Realenzyklopädie zur Verwertung des gesammelten Materials mich verpflichtet. Durch eine Tücke des Zufalls kann ich augenblicklich nur über einen Teil dieses Materials verfügen. Aber ich darf daran erinnern, daß Mommsen im CIL X (insb. im Index p. 1187) meine Ansichten über die Verwendung der Tribus für Personen, also unabhängig von der Zuweisung der Städte an die Tribus, kannte, wie ich sie in seinem Seminar im Sommer 1881 vorgelegt hatte, und daß insbesondere meine Darstellung der *spurii filii* ihm bekannt war. Außerdem hat J. B. Mispoulet in Mowats *Bulletin Épigraphique* 4 (Vienne 1884) 160—167 in einem besonderen Aufsatz die Frage der *Spurii* behandelt. Da ich das einschlägige Material noch genauer veröffentlichen soll, darf ich mich hier damit begnügen, ein Verzeichnis von Beispielen

des *Sp(uri) f(ilius)* in der Tribus *Collina* vorzulegen, der vornehmlich derlei Individuen zugewiesen worden sind, und sonst nur in Form von Thesen meinen Gedankengang entwickeln.

Mispoulet hat (p. 166) diesen Gebrauch gekannt und eine Studie über diesen Gegenstand in Aussicht gestellt, über deren Erscheinen ich nichts vernommen habe. Damals begnügte er sich zu konstatieren, daß neben der *Collina* andere städtische Tribus (er nennt die *Succusana* und die *Esquilina*) und eine erkleckliche Zahl von ländlichen Tribus zur Bezeichnung der unehelichen Personen oder überhaupt von *Sp(uri) f(ilius)* verwendet worden seien. Er hat sogar nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von *Sp. f.* in der *Collina*. Es ist auch richtig, was er hervorhebt, daß dieser Gebrauch hauptsächlich Rom und Italien zukommt und außerhalb dieser Gebiete, in den Provinzen, beinahe unbekannt geblieben sei (p. 167). Daß freilich die Tribus *Collina* nicht als Zeichen der Illegimität zu werten sei, wie er p. 166 meint, muß doch mindestens befremden; es kann doch niemand in der Mehrzahl aller Fälle die Tribus sich nach eigenem Belieben gewählt haben; auch widerspricht unserer Erfahrung, daß die Angehörigen der *Collina* in der Kaiserzeit aus geringer gewerteten Volksschichten stammen, und daß der Aufstieg in andere Tribus, vor allem in die Tribus der *Origo* sich in so und so vielen Beispielen öffentlich vollzieht.

Früher einmal war *Spurius* in italischen Landen und nicht bloß in Rom ein Eigenname wie so viele andere; ein Blick in W. Schulzes schönes Buch *Zur Geschichte lateinischer Eigennamen* (1904), S. 94f. mag genügen⁸⁾. Der Name scheint allerdings außerhalb Etruriens keine rechte Verbreitung gefunden zu haben. In Rom ist er auch als Praenomen in Verwendung und vor allem durch die merkwürdige Erscheinung des *Sp. Cassius Vecellinus*, dreimal (502. 493. 486 v. Chr.) Konsul und dann unter den neun verbrannten Volkstribunen, sei es auf seiten der Patrizier gegen die Plebs oder als plebejscher Demagog von der Sage umrankt. Dieses Praenomen bleibt auch weiterhin im Brauch, und einer der letzten aus besserer Gesellschaft, den wir dafür anführen können, ist jener *Sp. Turranius L. f. Sp. n. L. pron. Fab(ia tribu) Proculus Gellianus*, den Dessau in der *Prosopographia imp. Rom.* T 300 behandelt hat, und dessen eine Ehreninschrift aus Pompei CIL X 747, Dessau 5004, in die Jahre 47—54 gehört; der Mann hatte Offiziersstellen bekleidet (*praij. coh. Gaitul., tr. mil. leg. X*) und war in priesterlichen Würden, auch Pontifex, sonst allerdings anscheinend ein kurioser

⁸⁾ Vergl. dazu auch S. 143.

Kauz, und hat sich als *Spurius* und Enkel eines *Spurius* zu gerieren offenbar keinen Anstand gefühlt.

Inzwischen war die Anschauung der Juristen über die Rechtsstellung der unehelich geborenen und nicht von dem Pseudogatten anerkannten Kinder in vollen Gegensatz zur alten Lehre von der *patria potestas* getreten. Während noch Kaiser Augustus sich über die Verhöhnung alles dynastischen Ehrgefühls durch seine eigene Enkelin bis zur Raserei und zu dem (aus seiner Stellung zur verheirateten Enkelin auch rechtlich nicht zu rechtfertigenden) Verbot der Anerkennung eines unerwünschten Nachwuchses⁸⁾ verstieg, lehren die Juristen der Kaiserzeit eine freiere Stellung der Frau, und daß nicht anerkannte oder nicht anerkennbare Kinder der Rechtsstellung der Mutter folgen. In Standesverzeichnissen mußten solche Personen als vaterlos bezeichnet werden, als *sine patre*. Das ist nirgends ausdrücklich bezeugt, aber selbstverständlich, und wird durch genügend gesicherte Schreibungen wie

CIL VI 25.150 (Rom) *Publicius s. p. f. Spiculus*

X 3.079 (Puteoli) *Variae s. p. f.⁹⁾ Iustae*

Not. sc. 1927, 431 n. 177 (Rom) *L. Cocceius s. p. f. Adiutor*

in erwünschter Weise bestätigt. Also dasselbe, was Livius von *Servius Tullius* in anderer Weise ausdrückt: IV 3, 12 *patre nullo, matre serva; pater nullus* nach römischer Anschauung, die das ignorieren will, daß dieser Vater, um wieder Livius zu zitieren, *princeps in illa urbe (Corniculum) fuerat* I 39, 5. Noch öfter als tatsächlich uns aus Inschriftsteinen so kopiert worden ist, wird, sollte ich meinen dürfen, in *s. p. f.* zwischen *s* und *p* eine Interpunktion gestanden haben, und es freut mich, auf CIL VI 16.643 (Fundort Rom, heute auf Schloß Rookwood bei Llandaff in England) hinweisen zu können: *P. Curtius s. p. f. Col. Maximus, vixit annos XIII*, und dazu Henzens verwunderte Anmerkung: ‚S·P·F si recte traditur, cogitandum erit de s(ine) p(atre) f(ilio): sed confer ad n. 16.663‘, und 16.663 (heute verloren) wird, ohne daß die Identität des Individuums sich beweisen ließe, ein *P. Curtius Sp. f. Col. Maximus* als *filius* einer *Curtia C(ai) l(iberta) Prapis* erwähnt. Warum sollen nicht beide *Curtii Maximi* dieselbe Person sein? Warum ist nicht ohne weiteres statthaft, daß er einmal als *s(ine) p(atre) f(ilius)*,

⁸⁾ Suet. Aug: 65: *ex nepte Iulia post damnationem editum infantem agnoscere alique vetuit.*

⁹⁾ Fehlt aber im Index der Abkürzungen, augenscheinlich übersehen, p. 1168, und ebenso in der Rubrik ‚Nominum ratio‘ p. 1186 f.

das andere Mal als *Sp(uri) f(ilius)* bezeichnet worden ist? Es wird doch wohl auch die Leichtigkeit des Verlesens von S·P in SP die Genesis dieses kuriosen Gebrauchs und damit der Diskreditierung des alten Praenomens *Spurius* am einfachsten erklären. Vielleicht oder wahrscheinlich hat anfangs S·P genügt; *f(ilius)* ist erst dann vielleicht hinzugesetzt worden, seit man mit *Sp(urius)* zu tändeln begonnen hatte.

Seither mußte jeder Sohn eines zum Gebrauch des Praenomens *Spurius* berechtigten Römers mit der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit eines Mißverständnisses oder Mißbrauches seines Namens rechnen. Dazu kam die Etymologie, die man sich für das falsche Adjectivum *spurius* z. B. zu *σπειρεῖν* oder *σπορά* zurechtlegte; hat sich denn je diese Ableitung nicht auch auf legitime Sprossen beziehen dürfen? Freilich auch weiterhin, nachdem die Juristen das Unrecht des *ius civile*¹⁰⁾ und ungefähre Gleichberechtigung beider Arten, der *legitimi* und der *spurii*, zugeben hatten müssen, sind die unehelichen Kinder in der allgemeinen Wertung tiefer gestellt worden. Ich verzichte auf andere Anführungen¹¹⁾ und will bloß aus der Bürgerschaftstafel Traianischer Zeit von Veleia CIL XI 1147 (Dessau 6675) ein Stück des Anfangs beibringen, das in kulturgeschichtlicher Beziehung mehrfach beachtenswert ist und diese Beachtung auch gefunden hat:

<i>pueri puellaeque alimenta accipient</i>	
<i>legitimi</i>	<i>n(umero) 245, in singulos (sestertios) 16 n(ummos)</i>
<i>legitimae</i>	<i>n(umero) 34, sing(ulae sestertios) 12 n(ummos)</i>
* <i>spurius</i>	<i>1 (sestertios) 144, also monatlich 12 Sesterzen</i>
<i>spuria</i>	<i>1 (sestertios) 120, monatlich somit</i>
	<i>10 Sesterzen;</i>

eine stärkere Verkürzung der Mädchen wird wohl relativ nicht angebracht oder möglich gewesen sein, also etwa im Verhältnis der *legitimae* mit 108 Sest. jährlich, 9 monatlich. Übrigens wird dieses Vorkommen des Adjectivums *spurius* wahrscheinlich für uns das älteste sein. Es ist also aus dem Praenomen *Spurius* auf dem Wege über die Verwechslungsmöglichkeit von *s(ine) p(atre) f(ilius)* und *Sp(uri) f(ilius)* und bei der Idiosynkrasie gegen die armen Kinder, die als solche *Sp. f.* ihr Leben

¹⁰⁾ Vgl. Ulpian Digg. I 5, 24: *lex naturae haec est, ut qui nascitur sine legitimo matrimonio matrem sequatur, nisi lex specialis aliud inducit.*

¹¹⁾ Man vgl. z. B. die für damals treffliche Darlegung W. Reins in Paulys Real-Enzyklopaedie VI (1852) 1388 und die sorgfältigen Ergänzungen durch Weiß, Ztschr. Savigny-Stiftung 1929, 271 ff.

sich einrichten sollten, das Adjectivum *spurius* entstanden. Somit muß man alle etymologischen Versuche für dieses Adjectivum, wie sie in den linguistischen Handbüchern zu lesen sind, ablehnen. Es ist eine alte Erfahrung, daß das Recht zu etymologisieren von der Kenntnis der Geschichte des betreffenden Wortes und Begriffes abhängt, und zeigt neuerdings, wie nützlich die sogenannten Realaltertümer dafür werden können.

Da ich ohnehin eine ausführlichere Begründung versprochen habe, darf ich mich diesmal auf drei Bemerkungen beschränken:

Erstens will ich ein Verzeichnis von Verbindungen von *Sp. f.* mit der *Collina* in unzweifelhaften oder kaum einem Zweifel zugänglichen Beispielen anführen, und zwar zunächst für Rom:

- CIL VI 11.012 *M. Aemilius Sp. f. Col.*
 Not. sc. 1914, 378, 5. *L. Atei Sp. f. Col. Felicis, mag(ister), opere structorio et tect(orio) monumenti faciund(um) curavit.* Mancini hat den Text ungefähr so mitgeteilt; er hat den *mag(ister)* auf den Vorstand eines Sterbekassenvereins gedeutet und alle anderen *Atei* desselben Grabmals als seine Freigelassenen bezeichnet. Seine Gründe teilt er aber nicht mit.
- CIL VI 16.663 *P. Curtio Sp. f. Col. Maximo*, und dazu, wie o. S. 138 angeführt ist, auch 16.643 *P. Curtius s. p. f. Col. Maximus*, 13 J. alt.
- CIL VI 7911 *N. Geminus Sp. f. Col. Atax*, 11 J. alt.
 19.519 *A. Hordionius Sp. f. Col.*
 19.876 *C. Iulius Sp. f. Col. Bassus*
 37.615 *M. Magiani Sp. f. Col.*
 23.399 *C. Octavius Sp. f. Col. Paetus*, 14 J. alt.
 5.624 *L. Octavius Sp. f. Col. Potitus*
 24.039 *P. Petronius Sp. f. Col. Ferox*; seine Mutter ist eine Freigelassene, *Petronia P. l. Isidora*; eine Großmutter gleichfalls Freigelassene; *Coelia C. l. Dosis*
 33.922 *M. Petroni Sp. f. Col. Sabini*
 10.025 *M?*] *Picatius Sp. f. Col. Sur[. . .*
 567 *Sex. Pompeius Sp. f. Col. Mussianus*
 445 *Rubrius Sp. f. Col. Pollio*, einer der *magistri* irgendeines Vereines, *qui K(al).Augustis primi mag[isterium ini]erunt.*
 26.135 *P. Rutilius Sp. f. Col. Lupus*
 7.459 *M. Rutilius Sp. f. Col. Niger*
 25.746 *P. Soenius Sp. f. Col. Scaeva*
 26.977a *L. Sulpicii Sp. [f.] Col. Ruji*
 28.640 *C. Vetilius Sp. f. Col. Rufus*
 5.301 *Sex. Voconio Sp. f. Col.*

Ferner außerhalb Roms:

- IX 4.967 Fara, bei Cures, *C. Calpurnio Sp. f. Col. Apollinari, apparitor(i) Aug(usti), praeconi [d]ec(uriae) [I]ul(iae)*
 6.310 aus Samnium *Ti. Mumius Sp. f. Col. Vemens*
 X 6.490 Sermoneta *C. Oppius Sp. f. Col. Rufus, pagi magister, idem praefectus Ulubris iure dicundo*
 XI 3.775 Anguillara (nicht sehr weit von Rom) *M. Clodius Sp. f. Col. Rufus*
 XIV 2.058 Castel Porziano (also ebenfalls nicht weit von Rom) *C. Albius Sp. f. Col. Celer*
 Eph. ep. IX 698a (Tusculum) *P. Tremeli Sp. f. Col., praeconis.*

Zweitens fällt vielleicht auch für die Tribusbeschreibung Italiens aus dieser Inschrift ein Vorteil ab, falls die Zurückführung auf eine antike Gemeinde möglich werden sollte; nur müßte der Fundbericht in etwas ergänzt werden. Da die Inschrift 9 Personen aus ziemlich verschiedenen Familien in der *Quirina* vereinigt, dann eine in der *Lemonia* und viele (15) in einer rein persönlichen Tribus, in der *Collina*, bringt, so kann ich nicht daran zweifeln, daß die *Quirina* auf die Heimat, und zwar wohl auf eine und dieselbe Heimat, der Genannten sich bezieht. Ich habe zuerst mit Reate gerechnet, weil der Bericht — allerdings in anderer Absicht — von diesem Orte spricht, über dessen Tribus-Zeugnisse mein *Imp. R. trib. discr.* p. 55f. Aufschluß gibt. Aber Reate ist, wie ich dann nach dem Durchlesen des ganzen Aufsatzes bei der Suche nach der geographischen Position gesehen habe, ausgeschlossen. Sofern ich aus den ungefähren Angaben des Fundberichtes ein Urteil über die Fundstelle mir bilden darf, muß diese Position südlich oder süd-östlich von *Trebula Mutuesca* sein; dieses hat Mommsen in die *Fabia* eingereiht, mein Tribusbuch p. 56 in die *Sergia*, und ich wüßte nicht, warum ich meine Meinung abändern sollte. Somit erkläre ich nicht zu wissen, welche (zur *Quirina* gehörende) Gemeinde die Fundstelle umfaßt haben soll.

Warum übrigens ein guter Teil der im Sabiner Album genannten Personen ohne Tribus erscheint, wäre gleichfalls zu erörtern. Ich denke, es handelt sich hier um Latiner ohne Berechtigung, eine Tribus zu führen. Daher folgt ihr Verzeichnis dem der Tribusfähigen. Sie müssen indes, wie aus der Vielheit der Gentilnamen sich ergibt, aus verschiedenen Rechtsanlässen und verschiedenen Familien zum Leben in dieser Gegend gelangt sein.

Drittens will ich eine Wachstafel der amerikanischen Universität Michigan, die im Jahre 1927 in Karanis am Moeris-See ausgegraben worden ist, hier anführen. Sie enthält eine Geburts-

anzeige aus dem Jahre 145, die von Henry A. Sanders im *American Journal of Archaeology*, 2. Serie Bd. 32 (1928) 314 f. und dann von Egon Weiß in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte Bd. 49 (1929) *Romanist. Abt.* 260 ff. erörtert worden ist. Auf die Veröffentlichung von Weiß hat mich der General-Redactor des *Thesaurus linguae Lat.* Prof. G. Dittmann aufmerksam gemacht. Weiß hat a. a. O. 263 ff. eine Abhandlung ‚zur Rechtsstellung der unehelichen Kinder in der Kaiserzeit‘ auf sie aufgebaut. Ich ersehe aus diesem Artikel, daß Weiß bei Pauly-Wissowa ‚*spurius*‘ behandelt, und bedaure, seine Ausführungen nicht zu kennen; dort wohl Epikrisis-Akten wie Jouguet n. 14 und BGU 1032 *ἐκ μὴ νομίμων γάμων*.

Jene Geburtsanzeige ist von einer unverehelichten Frau erstattet worden und bezieht sich auf Zwillings-Knaben, die sie *ex incerto patre* = *ἐξ ἀδήλου πατρὸς* empfangen zu haben erklärt und in die Tafeln neugeborener römischer Bürger, in die *testationes professionum liberorum natorum*, als *Sp(uri) filii* = *Σουρίου* (augenscheinlich durch Versehen statt *Σπουρίου* geschrieben) *υἱοί* eintragen läßt. Weiß hebt in der Savigny-Zeitschrift a. a. O. aus der Wachstafel hervor, daß die (auch des Schreibens unkundige) Mutter diese Anzeige ganz in der Form erstattet, die für eheliche Kinder römischer Bürger üblich war¹¹⁾, also auch mit sieben Zeugen, wie wenn ihr daran gelegen gewesen wäre, die der Eintragung in das Bürgerverzeichnis entgegenstehenden Bestimmungen der *lex Aelia Sentia* (etwa 4 n. Chr.) und der wenig späteren *lex Papia Poppaea*, somit Erweiterungen und Novellen zu des Augustus *lex Julia de maritandis ordinibus*, unwirksam zu machen:

<i>Sempronia Gemella</i>	<i>t(utore) a(uctore)</i>	<i>C. Iulio Saturnino</i>
<i>Σεμπρωνία Γεμέλλα</i>	<i>μετὰ κυρίου</i>	<i>Γάτον Ἰουλίου Σατουρνίλου</i>

testata est eos qui signaturi erant
ἐμαρτυροποιησάμην

se enixam esse ex incerto patre (Datum) *natos, masculinos geminos*
υἱὸς δύο θυδύμους γεγενῆσθαι ἐξ ἀδήλου πατρὸς

<i>eosque vocitari</i>	<i>M.M. Sempronios</i>	<i>Sp(uri) filios</i>
<i>τούτους τε ἐπικεκλήσθαι</i>	<i>Μάρκους Σεμπρωνίους</i>	<i>Σουρίου (sic) υἱὸς</i>

Sarapionem et Socrationem;

Σαραπίωνα κ(αί) Σωκρατίωνα καθὼς πρόκειται.

ideoque se has testationes interposuisse dixit, quia lex Aelia Sentia et Papia Poppaea spurios spuriasve in albo profiteri velat. Den lateinischen Text innen

¹¹⁾ Weiß findet (267) begreiflicherweise ‚den Beweis für Freiheit und Bürgerrecht der Zwillinge nicht lückenlos‘ erbracht.

und außen; die griechische Ausfertigung, die allein den Inhalt dem Sprachkundigen zugänglich machen sollte, nur einmal (außen).

Egon Weiß hat sich mit der Frage, ob *spurius spuriasve* bereits dem Wortschatz des Aelisch Sentischen oder des Papisch Poppaeischen Gesetzes oder gar schon der Augusteischen Regelung des Zivilstandes der römischen Bürgerschaft angehört habe, nicht befaßt. Wenn meine oben (S. 139) gegebene Erklärung richtig ist, wird eine Spanne Zeit angenommen werden müssen, innerhalb derer durch die Möglichkeit, *s(ine) p(atre) f(ilius)* in Zivilstandsangaben mit *Sp(uri) f(ilius)* zu verwechseln, der weitere Gebrauch des Praenomens Spurius dem großen Publikum unstatthaft gemacht worden ist. Diese Zerstörung des alten und in republikanischer Zeit bekanntlich nicht gar so seltenen Praenomens (vgl. Carvillii, Cassii, Furi, Maellii, Postumii, Rutillii, Veturii) wird vorläufig kaum auf andere Art als durch den Nachweis seines faktischen Gebrauchs datiert werden können, also wohl am ehesten durch die Ordnung der bezüglichen Scheden des Thesaurus linguae Latinae.

Wien.

WILHELM KUBITSCHKEK.

Zum Konsulat in der Kaiserzeit.

Die Jahreszählung erfolgte im römischen Staate bekanntlich auch unter der Herrschaft der Caesaren in der Regel nach den Konsuln, die zu Beginn des Jahres ihr Amt antraten¹⁾; die Datierung nach den *consules suffecti* hat sich höchstens in offiziellen Urkunden länger behauptet, im Privatleben wird sie von Claudius an immer seltener, um schließlich ganz zu verschwinden.²⁾ Die Bekleidung des „ordentlichen“, faktisch allein eponymen³⁾ Konsulates bot dem Inhaber keine

¹⁾ Ähnlich hatte man es schon im assyrischen Königreich gehalten, wo jedoch der „König und seine höchsten Beamten in einer durch das Herkommen geregelten Reihenfolge“ den Eponymat innehatten (Ed. Meyer, *Gesch. d. Altert.* I 2², 331, 539).

²⁾ Mommsen, *St.-R.* II 2², 91f. Vaglieri *Dis. epigr.* II 702, Kübler *R.-E.* IV 1130, Dessau, *Gesch. d. röm. Kaiserzeit* I 108.

³⁾ *Καὶ οἱ μὲν πρῶτοι καὶ τὸ ὄνομα τῆς ὑπατείας κατὰ παντὸς τοῦ ἔτους, ὡσπερ καὶ νῦν γέγνηται, ἔσχον* Dio XLVIII 35, 3; zu Dios folgenden Worten vgl. Mommsen a. a. O. Asbach in den *Histor. Untersuchungen*, Arnold Schäfer gewidmet 211 f.

über den Rahmen der so eingengten Befugnisse des einst allmächtigen Oberamtes hinausgehenden Rechte oder Privilegien, sie war nichts als eine — allerdings glanzvolle und ungemein begehrte — Ehre⁴⁾, deren Verleihung tatsächlich in der Hand des Kaisers lag.⁵⁾

Es ist die Frage, ob sich die Herrscher bei der Auswahl der eponymen Konsuln von gewissen Grundsätzen leiten ließen. Sicherlich konnte es ihnen nicht gleichgültig sein, nach welchen Persönlichkeiten die Jahre ihrer Regierung bezeichnet wurden; vielmehr ist anzunehmen, daß die Verleihung des höchsten Ehrenamtes nicht nach Willkür und Laune erfolgte, sondern daß die Caesaren hierin — ebenso wie z. B. bei der Besetzung der Statthalterschaften — gewisse Normen befolgten. Auf eine dieser Normen wollen die folgenden Zeilen aufmerksam machen.

Vom Jahre 70 n. Chr. an, in dem Vespasian (zum zweitenmal) und Titus die Fasces führten, bis zum Todesjahr des Severus Alexander (235 n. Chr.) haben 260 Privatpersonen als *consules ordinarii* fungiert. Von diesen waren 36 Angehörige des herrschenden Hauses oder mit diesem verwandt oder verschwägert⁶⁾; 48 andere bekleideten den Konsulat als *ordinarii* zum zweiten- oder drittenmal. Untersucht

⁴⁾ *Dedit mihi praeturam: sed consulatum speraveram; dedit duodecim fasces: sed non fecit ordinarium consulem; a me numerari voluit annum: sed deest mihi ad sacerdotium* Sen. De ira III 31, 2; *ut unus ab illis numeretur annus, omnes annos suos conterent* De brev. vit. 20, 1; vgl. Mommsen a. a. O. 92. Friedländer-Wissowa, S.-G. I^o 141.

⁵⁾ Vgl. Mommsen, St.-R. II 2^o, 923 f. Vaglieri, *Dis. epigr.* II 687f. Kübler R.-E. IV 1127f. Dessau a. a. O. I 44 f. II 38 f.

⁶⁾ In diese Gruppe gehören m. E. auch: *L. Flavius Silva*, Konsul 81, wohl ein Verwandter des Flavischen Kaiserhauses; *Q. Petillius Rufus* cos. II 83 (PIR. III 25 n. 193); *T. Vibius Varus*, Kollege des *Ursus Servianus*, des Schwagers Hadrians, im J. 134, und *Ti. Clodius Vibius Varus* cos. 160, die wohl derselben Familie wie die Kaiserin *Vibia Sabina* angehörten; *P. Coelius Balbinus*, *flamen Ulpialis* und Kollege des *Aelius Caesar* im Konsulat, und *P. Coelius Apollinaris* cos. 169, wahrscheinlich sein Sohn; *M. Ceionius Silvanus* cos. 156, wohl ebenso wie der Konsul des folgenden Jahres *M. Ceionius Civica Barbarus* dem Hause der *Ceionii Commodi* entsprossen; *Plautius Quintillus* cos. 159 und *M. Plautius Quintillus*, Kollege des Commodus im J. 177, nach einer noch unpublizierten ephesischen Inschrift dem Kaiserhause verschwägert; endlich *Septimius Afer* cos. 207, wohl ein Verwandter des *Septimius Severus*. Zur Zeit der Severi wird man auch Deszendenten der Antonine (den *Claudii Severi* und *Pompeiani*, *Annii Libones*, wohl auch den mit Commodus verwandten *Bruttii Praesentes* und *Crispini*) die Ehre erwiesen haben, sie als Glieder der *domus divina* im weiteren Sinne anzusehen.

man die Familienverhältnisse der übrigbleibenden 176 Konsuln, so ergibt sich, daß unter diesen bezeugtermaßen oder aller Wahrscheinlichkeit nach 126 aus konsularischer Familie stammten, d. h. Söhne oder Enkel von Konsuln (*ordinarii* oder *subjecti*) gewesen sind. Da es bei den anderen nur an unserer trümmerhaften Überlieferung liegt, daß wir über ihre Herkunft nicht genauer unterrichtet sind, ist der wirkliche Prozentsatz zweifellos ein noch weit höherer.

Aus diesem Material wird man den Schluß ziehen dürfen, daß bei der Vergebung des ordentlichen Konsulates — abgesehen von Verwandten des regierenden Herrschers und von Konsularen, die die hohe Funktion des Stadtpräfekten ausübten⁷⁾ oder durch ihre Abstammung, ihre Verdienste oder ihre Beziehungen zum Caesar hervorragten⁸⁾, — in erster Linie Angehörige konsularischer Familien, d. h. Abkömmlinge von Konsularen, in Betracht kamen. Dies war augenscheinlich eine Art Norm geworden, der sich die Kaiser nicht gut entziehen konnten, wenn sie nicht die Empfindlichkeit der maßgebenden Kreise des Senates herausfordern wollten. So erklärt es sich, daß Persönlichkeiten konsularischer Abstammung, die an Intelligenz und Charakter nicht einmal den Durchschnitt erreichten, bei der Besetzung des eponymen Konsulates dennoch nicht übergangen wurden⁹⁾.

Da nicht von einer staatsrechtlich festgelegten Bestimmung, sondern nur von einer Richtlinie die Rede sein kann, fehlt es nicht an Ausnahmen; wie jedoch das oben angeführte Zahlenverhältnis lehrt, beschränkten sich diese wohl auf verhältnismäßig wenige Fälle, bei denen sich das Motiv füglich noch erkennen läßt¹⁰⁾: es handelt sich

⁷⁾ *M. Annius Verus* cos. II 121, *M. Lollius Paullinus Valerius Asiaticus Saturninus* cos. II 125, *Sex. Erucius Clarus* cos. II 146, *Q. Iunius Rusticus* cos. II 162, *L. Sergius Paullus* cos. II 168, *C. Aufidius Victorinus* cos. II 183, *Seius Fuscianus* cos. II 188, *P. Helvius Pertinax* cos. II 192, *C. Domitius Dexter* cos. II 196, *P. Cornelius Anullinus* cos. II 199, *L. Fabius Cilo* cos. II 204, *C. Iulius Asper* cos. II 212, *Ap. Claudius Iulianus* cos. I 224, *M. Clodius Pupienus Maximus* cos. II 234; zu *Adventus* cos. II 218 und *Comazon* cos. II 220 s. u. Anm. 12; vgl. PIR I 70 und sonst.

⁸⁾ Aus diesen Kategorien pflegten die Kaiser ihre Kollegen zu wählen, wenn sie selbst mit einem Privatmann den Konsulat übernahmen (vgl. Domaszewski, Sitz.-Ber. d. Heidelberg. Akad. philos.-hist. Kl. 1918, 6, 13ff.).

⁹⁾ Es sei beispielsweise an *M. Cornelius Cethegus*, Konsul des J. 170, den Sohn des *M. Gavius Squilla Gallicanus* cos. 150, erinnert, über den der Philosoph Demonax, als man ihn ein *μέγα κάρταμα* nannte, das Urteil fällte *οὐδὲ μέγα* (Lucian. Dem. 30).

¹⁰⁾ Für sich allein steht der neunzigjährige *T. Manlius Valens* cos. 96, s. R.-E. XIV 1212f.

entweder um Persönlichkeiten, die zum engsten Freundeskreise des Herrschers gehörten¹¹⁾, oder um Männer, die sich um die Erhebung des Imperators besondere Verdienste erworben hatten¹²⁾, oder endlich — aber wohl nur ganz vereinzelt — um Senatoren, die im Kriegswesen oder im Rechtswesen einen bedeutenden Namen erreicht hatten¹³⁾.

Wien.

EDMUND GROAG.

Civitas Noricum.

In dem geographischen Traktate, der wohl mit Recht den Titel *Expositio totius mundi et gentium* führt¹⁾, wird Pannonien mit folgenden Worten beschrieben: *Deinde Pannonia regio, terra dives in omnibus fructibus quoque et negotiis, ex parte et mancipiis. Et semper*

¹¹⁾ Dies gilt z. B. von *A. Cornelius Palma Frontonianus* und *Q. Sosius Senecio*, den Konsuln des J. 99, oder von *C. Octavius Appius Suetrius Sabinus* cos. 214, dem Freunde Caracallas (Dio LXXVIII 13, 2).

¹²⁾ Darum hat Macrinus seinen Kollegen in der Praetorianerpräfektur *Oclatinus Adventus* und Elagabal seinen „Kaisermacher“ *Valerius Comazon* zu eponymen Konsuln und Stadtpräfekten erhoben (vgl. Arthur Stein, Röm. Ritterstand 121 f., 166 f., 260).

¹³⁾ *M. Statius Priscus* cos. 159 wird hervorragenden militärischen Ruf genossen haben, den er später als Eroberer von Artaxata bewährt hat (vgl. PIR. III 269 n. 637). Der große Jurist *Salvius Iulianus* war im J. 148 Consul ordinarius (vgl. Dessau, *Inscr. sel.* III 8973. Pfaff R.-E. I A 2023 f.). Im dritten Jahrhundert wird dann der eponyme Konsulat wiederholt den *praefecti praetorio* verliehen, wovon (abgesehen von Seian und Plautian) *Q. Maecius Laetus* cos. 215 das erste Beispiel ist (vgl. A. Stein a. a. O. 259. Ernst Stein, *Gesch. d. spätröm. Reiches* I 53). Ich gedenke, an anderer Stelle auf die eponymen Konsulate dieser Zeit — sowie auf jene der lulisch-claudischen Epoche — zurückzukommen.

¹⁾ Der Text geht auf die Erstausgabe zurück, die Gothofredus 1628 nach einer seither verlorenen Handschrift gemacht hat. Jetzt ist er außer bei Riese noch bequem zugänglich in C. Müllers *Geographi Graeci minores* II 513 ff., wo auch die spätere Umarbeitung durch einen Christen, *Iunior philosophus*, beigegeben ist, ferner *Atti della r. accademia dei Lincei* ser. V, vol. VI (1898) 121 ff. mit Kommentar von G. Lumbroso und *Archiv f. latein. Lexikogr.* XIII (1904), neu ediert von Th. Sinko. Die einschlägige Literatur verzeichnet Schanz-Hosius-Krüger, *Geschichte der röm. Lit.* IV 125 ff. Daß der lateinische Text der *Expositio* eine Übersetzung aus dem Griechischen ist, darf nach den Ausführungen von A. Klotz, *Philol.* LXV (1906) 97 ff. und *Rhein. Mus.* LXV (1910) 606 ff. nicht mehr bezweifelt werden.

habitatio imperatorum est. Habet autem et civitates maximas Sirmium quoque et Noricum, unde et vestis Noricus exire dicitur. Haec Pannonia regio (Geogr. Lat. min. ed. A. Riese p. 121). Entsprechend dem Programm der Schrift werden die ökonomischen Verhältnisse vermerkt, wie bei Syrien ist hervorgehoben, daß die Kaiser im Lande eine Residenz haben, dann folgen die bedeutendsten Städte *Sirmium* und, was seit jeher aufgefallen ist, *Noricum*. Wie aus den Schlußworten zu entnehmen ist, bildet die *civitas Noricum* einen Teil Pannoniens, sonst würde man versucht sein, eine Lücke im Texte anzunehmen, etwa so, daß nach *Sirmium* noch eine andere Stadt genannt und mit *deinde regio Noricum* die Beschreibung fortgesetzt war. Da der Autor *civitas* gelegentlich für den Begriff Provinz gebraucht — *post Italiam*, sagt er p. 121, *quas praetermisimus civitates dicamus Moesiam et Daciam provincias*²⁾ — haben die Herausgeber Gothofredus³⁾ und C. Müller die *civ. Nor.* als Provinz erklärt, und zwar als *Noricum ripense*. Die Uferprovinz war nämlich in der Diokletianisch-konstantinischen Neuordnung militärisch dem ersten Pannonien angegliedert worden und blieb es bis zum Beginn des 5. Jahrhunderts. Es sind allerdings nicht wenig Voraussetzungen notwendig, um diese Interpretation wahrscheinlich zu machen. Im griechischen Originale, das sich an dieser Stelle durch den Gräzismus⁴⁾ *quoque et = τε-καί* zu erkennen gibt, sind *Sirmium* und *Noricum* als Städte aufgefaßt. Für den Griechen — einen Mann aus Syrien oder Ägypten — müßte *Noricum* als eine weitabgelegene Randprovinz zu einer *πόλις* zusammengeschrumpft sein, wie er Raetien überhaupt wegläßt. Dann müßte er vom staatsrechtlichen Zusammenhang mit Ufer-Noricum, der aber nur für die eine pannonische Provinz zutrifft, Kenntnis gehabt und trotz dieser Einsicht Ufer-Noricum mit *Sirmium* zusammengestellt haben. Auch wenn man *civ. Nor.* als die ganze Provinz im alten Umfange nimmt entsprechend Pannonien, dessen Teile die *Expositio* nicht weiter unterscheidet, wird die Interpretation des Gothofredus um nichts einfacher. Zu den sachlichen Schwierigkeiten gesellt sich aber auch eine chronologische. Denn die erste Niederschrift des griechischen Originale erfolgte bald nach 350 n. Chr. und im 4. Jahr-

²⁾ Die Umarbeitung verbessert *post Italiam superiora currentes quas praetermisimus provincias memoremus, Moesiam scilicet et Daciam provincias.*

³⁾ Bei C. Müller, *Geogr. Graeci* II 525 Note: *Noricum Pannoniae accenseri observa. Sane et in Notitia Imperii Noricum sub eodem duce Pannoniae primae constituitur.* Nach *Not. dign. Occ.* I 40 V 138 XXXIV kommandiert der *dux Pannoniae I* auch den Limesabschnitt von Ufer-Noricum.

⁴⁾ A. Klotz, *Philol.* LXV 117f.

hundert hat keine Verbindung zwischen *Sirmium* und *Noricum* bestanden, welche die in Frage stehende Darstellung in der *Expositio* hätte veranlassen können. Wohl aber gibt es später eine Zeit, da die unterpannonische Metropole enger mit einem Stück *Noricum* zusammenhing.

In den drei Jahrzehnten vor dem Tode Valentinians III. (454 n. Chr.) gehörten die pannonischen Provinzen nur mehr dem Namen nach zum Westreiche, in Wirklichkeit geboten dort die Hunnen. Als dann der völlige Zusammenbruch des Hunnenreiches Gelegenheit gab, wenigstens die Gegenden an der großen Verkehrsader Aquileia—Celeia—Poetovio—Sirmium zurückzugewinnen, zog im Jahre 455 der neue Kaiser Avitus selbst nach Pannonien und versuchte die Autorität des Reiches wieder geltend zu machen. Seine Expedition wird am 1. Januar 456 von *Sidonius Apollinaris* (Carm. VII 589f.) als Rückeroberung gepriesen, hatte aber nur den Erfolg einer Demonstration. Denn unter Zustimmung des oströmischen Kaisers Marcian wurde unmittelbar hernach Pannonien von Goten besetzt, die von Ostrom bezahlte Foederatendienste zu leisten hatten. Ihre Siedlungsgebiete sind aus Jordanes bekannt: *nam Valamer inter Scarniungam et Aqua nigra fluvios, Thiudimer iuxta lacum Pelsois, Vidimer inter utrosque manebant* (Getica 268). Es ist A. Alföldis Verdienst, den früher mit der Raab gleichgesetzten Fluß *Aqua nigra* im südlichen Pannonien festgelegt zu haben⁵⁾. Valamers Goten wohnten demnach an der Save, Thiudimers nahe dem Plattensee (*l. Pelsois*) und für Vidimer bleibt das Land an der Drau inmitten beider übrig. Wie weit sich der gotische Bereich nach Westen zu ausgedehnt hat, ist im einzelnen unbestimmt. Doch muß zum pannonischen Anteil ein Stück Binnen-Noricum hinzugekommen sein, da bei Eugipp, *Vita Severini* c. 5 ausdrücklich bezeugt ist, daß die Goten dem Rugierkönig den Durchzug nach Italien verbieten. Auch *Sidonius Apollinaris* weiß von norischem Gebiet, das unter Gotenherrschaft steht (Carm. II 377 zum 1. Januar 468 *Noricus Ostro-*

⁵⁾ Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien I 101 ff.; vgl. dazu E. Stein, Geschichte des spätrömischen Reiches I 545 f. Gegen Alföldi wendet sich jüngst W. Enßlin (Byz. Neugr. Jahrb. VI 1928 p. 156. Zuzugeben ist, daß Alföldi die Flüsse *Scarniunga* und *Aqua nigra* nicht endgiltig festgelegt hat. Inwieweit Elemér Moórs sprachliche Schlüsse (Ungar. Jahrb. VI 1926 p. 440), die sich Enßlin zu eigen macht, richtig sind, vermag ich nicht zu entscheiden. Aber auch wenn sie zutreffen, darf man deshalb weder zur alten gewiß nicht bewiesenen Identifikation der beiden Flüsse mit Leitha und Raab zurückkehren noch die Goten aus den Gegenden an der Save verweisen.

gothum continet). Von ihren Sitzen ziehen Vidimers Goten schließlich längs der Drau in die zu Italien gehörenden romanischen Teile Binnen-Noricums und belagern ca. 472 *Tiburnia* (Eugipp, *Vita Sev.* c. 17, 4). Seit 456 also besaßen die Goten Pannonien und das östlichste Binnen-Noricum. Für Byzanz war der norische Landzipfel als der an die italische Diözese grenzende äußerste Punkt der Einflußsphäre von Interesse und es ist unschwer vorzustellen, daß sich für ihn eine Art amtliche Bezeichnung ausgebildet hat. Will man das östliche mit Pannonien leicht zu vereinende Stück Binnen-Noricum seinem Umfange nach umschreiben, so fällt es etwa mit dem altösterreichischen Untersteiermark zusammen, d. i. dem Stadtgebiet von *Poetovio* und *Celeia*.

Betreffs *Poetovio*, das exponierter liegt, schweigen nach 448 die Quellen, von der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts an bleibt wohl noch eine Siedlung, welche der mittelalterlichen den Namen weiter vererbt, aber eine Stadt war es nicht mehr, ebenso kein Bischofssitz. *Celeia* dagegen, näher an Italien und vermutlich schon seit dem 4. Jahrhundert mit festen Mauern umgeben, hatte eine längere Lebensdauer als *civitas*, auch im Sinne einer Bischofsstadt. Noch 589/90 ist ja ein Bischof Johannes von *Celeia* bezeugt. Was vom reifen 5. Jahrhundert angefangen an norischem Lande zur Diözese gehörte, nannten, so möchte ich meinen, die Griechen πόλις Νορικόν. Die lateinische Entsprechung dafür ist *civitas Noricum*. Dem sprachlichen Ausdruck, nach dem der Name einer Provinz auf ein Stadtgebiet eingeengt erscheint, liegt mit Notwendigkeit ein realer geschichtlicher Vorgang zugrunde, das Ausscheiden des Stadtgebietes aus dem ursprünglichen Zusammenhange. Kommen solche Abtrennungen öfter vor, dann kann sich der Sprachgebrauch verallgemeinern und *civitas*, wie es der Anonymus der *Expositio* in seiner Sprache anwendet (vgl. *quas praetermisimus civitates*), auch für die Provinz gesagt werden. Den frühesten mir bekannten Beleg hiefür bietet Ennodius⁶⁾ *De vita b. Antoni* (Mon. Germ. auct. antiquiss. VII) 186, Antonius ist geboren *circa Danubii fluminis ripas in civitate Valeria*. Nun ein paar Beispiele von Gebietsteilungen, welche der norischen ähneln, zunächst eines aus

⁶⁾ Auf diese Stelle hat M. Büdinger, *Österr. Geschichte* I p. 48 aufmerksam gemacht, der *civitas* als Provinz auffaßt; vgl. J. Jung, *Römer und Romanen in den Donauländern* p. 185, A. 2. L. Hauptmann, *Die Entstehung und Entwicklung Krains* p. 336f., A. 8 möchte *civ. Valeria* als *Sopianae* auslegen, das bei Amm. Marc. XXVIII 1, 5 ganz richtig *civ. Valeriae* heißt. Doch liegt kein rechter Grund für diese Annahme vor, da man den Geburtsort des Antonius doch eigentlich an der Donau selbst suchen wird.

der oströmischen Sphäre. Zwischen Theoderich, dem Gotenkönig, und Kaiser Anastasius wurde ca. 510 Pannonia II. geteilt⁷⁾. Die Goten erhielten das größere Stück, nämlich das erweiterte Stadtgebiet *Sirmium*, den Oströmern blieb nur das bescheidenere von *Bassiana* im äußersten Südostwinkel der Provinz. Cassiodor bezeichnet die gotische Erwerbung als *Sirmiensis Pannonia* (Var. III 23, 2, IV 13, 1), im *Cod. Iustin.* Novell. XI heißt der byzantinische Teil einmal korrekt *pars Pannoniae, quae in Bacensi* (soviel als *Bassianensi*⁸⁾ *civitate est*, ein andermal *Pannonia secunda*. In beiden Fällen handelt es sich um Stadtgebiete, *πόλεις-civitates*. Von der Provinz Raetia II. verblieb im 6. Jahrhundert noch der kleine Distrikt südlich des Brenners beim Reiche. Dort wurde in Sabione, Säben bei Brixen, in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts ein Bistum eingerichtet. Der Bischof Ingenuinus von Säben nimmt a. 589/90 an der Synode von Marano teil und heißt in dem Berichte bei Paulus Diac. *Hist. Langob.* III 26 *de Sabione*. Daneben lief auch noch die sonst für Diözesen nicht übliche Benennung *secunda Raetia*. Derselbe Ingenuinus nämlich unterzeichnet die Bittschrift, welche die unter langobardischer Herrschaft stehenden Bischöfe des Sprengels von Aquileia an Kaiser Mauricius a. 591 richteten, als *episcopus sanctae ecclesiae secundae Raetiae*, und *episcopus secundae Raetiae* steht auch bei seinem Namen in der Zahl der Teilnehmer an der Synode von Grado zwischen 572 und 577 (*Registrum Gregorii I., Mon. Germ. Epist.* I p. 21 I 16a und *Chron. patriarch. Gradens. Mon. Germ. script. rerum Langob.* p. 393⁹⁾).

Daß *πόλις Νορικόν* ein bestimmt umrissener Begriff geworden ist, scheint mir eine viel erörterte Prokopstelle nahezulegen. Unter

⁷⁾ E. Stein, Rhein. Mus. LXXIV (1925) 362f.

⁸⁾ Die Verbesserung haben unabhängig voneinander J. Zeiller, *Les origines chrétiennes dans les provinces Danubiennes* p. 388, A. 2, und E. Stein, *Studien zur Geschichte des byzant. Reiches* p. 115, A. 7 vorgeschlagen.

⁹⁾ Über die Anfänge des Bistumes Säben vgl. H. Wopfner, *Die Reise des Venantius Fortunatus durch die Ostalpen*, Schlern-Schriften IX 1925, p. 397 und 407. Der Text der Bittschrift des Jahres 591 hat in der Ausgabe der *Mon. Germ.* noch die Konjektur Sirmonds: *Ingenuinus episcopus sanctae ecclesiae Sabionensis*. Seit die von Sirmond benützte Handschrift wieder gefunden worden ist, wissen wir, daß *secundae Raetiae* zu lesen ist; vgl. Th. Mommsen, *Neues Archiv der Ges. f. ältere Deutsche Gesch.* XVII (1892) 191. Über das Konzil von Grado unter Patriarch Elias handelt J. Friedrich, *Die ecclesia Augustana*, Sitzungsber. der bayr. Akad. phil.-hist. Kl. 1906, p. 327f. Mit Ingenuin erscheint auch der letzte Bischof von Celeia, Johannes, sowohl bei *Paulus Diac., Hist. Langob.* III 26 als auch unter den Signataren der Synode von Grado.

Theoderich dehnte sich das italische Reich wieder im Osten bis an die Donau aus und schloß, wie oben erwähnt, noch Sirmium ein. Während des großen Krieges ging aber dieser Grenzbezirk verloren, a. 546 kam er teilweise an die Langobarden, welche wie früher die Goten dort als oströmische Föderaten siedelten: *Bell. Goth.* III 33, 10 *Λαγγοβάραδας δὲ βασιλεὺς Ἰουστινιανὸς ἐδωρήσατο Νωρικῶν¹⁰⁾ τε πόλει καὶ τοῖς ἐπὶ Παννονίας ὀχυρώμασί τε καὶ ἄλλοις χωρίοις πολλοῖς καὶ χρήμασι μεγάλοις ἄγαν. Διὰ τοι τοῦτο ἐξ ἠθῶν τῶν πατρίων Λαγγοβάραδι ἐξαναστάντες ἐνθένδε ποταμοῦ Ἰστρου ἰδρῶσαντο, Γηπαίδων οὐ πολλῶ ἄποθεν.* Die Interpreten legen πόλις bald als Provinz, bald als Teil derselben aus¹¹⁾. Die Entscheidung fällt nicht schwer: Justinian hat nichts anderes getan als sein Vorgänger Marcian und wiederum eine durch Subventionen abhängige Grenzerbevölkerung an die östliche Zufahrtsstraße Italiens gesetzt. Wenn L. Schmidt a. a. O. p. 439 die Langobarden in *Pannonia I.* und der *Valeria* seßhaft werden läßt, so ist das zu wenig, es gehört noch die *Savia* dazu; denn die Langobarden sollten ja den geplanten Vorstoß der Franken, der von Venetien und Binnen-Noricum aus den Balkan zum Ziel hatte, aufhalten¹²⁾.

¹⁰⁾ So die Überlieferung. J. Haury verbessert ohne Grund *Νωρικῶν* in seiner Prokopausgabe II p. 443. J. B. Bury, *History of the later Roman empire*² II 301, A. 5 nimmt diese Änderung an und gleicht die *Νωρικῶν πόλις* mit *Noreia*—Neumarkt.

¹¹⁾ Für die Erklärung ‚Provinz‘ haben sich nach Früheren zuletzt L. Schmidt, *Gesch. der deutschen Stämme* I 439 und H. Pirchegger, *Gesch. der Steiermark* I 67 entschieden. Einen Teil Noricums verstand unter der πόλις M. Büdinger, *Österr. Gesch.* I 58 und A. 2, wo er auch die älteren Auslegungen aufzählt und mit der Prokopstelle unsere der *Expositio* vergleicht, was vor ihm K. Zeuß, *Die Deutschen und die Nachbarstämme*, p. 474 auch schon getan hat. Unter Hinweis auf Ammian. Marc. XIV 11, 20 (*venit Poetobionem oppidum Noricorum*) und Priskos frg. 8 (FHG IV p. 84 ἀπὸ Παταβίωνος τῆς ἐν Νωρικῶν πόλεως) glaubt Büdinger, wengleich zögernd, in der πόλις *Νωρ.* das antike *Poetovio* vermuten zu dürfen. Büdingers Anregung folgt L. Hauptmann a. a. O. p. 336 und A. 8. Zu der von Büdinger beigebrachten Ammianstelle fügt Hauptmann noch eine zweite XV 1, 2 (*nondum apud Noricum exuto Gallo*). Gemeint ist sicher *Poetovio*, allein weder aus der einen noch aus der anderen Stelle folgt, daß *Poetovio* je *civitas Nor.* geheißen hat, sondern nur die Zugehörigkeit der Stadt zur Provinz. Richtig aber ist Hauptmanns Ansicht, daß πόλ. *Νωρ.* nicht die Provinz bedeuten kann, ebenso daß diese in Untersteiermark anzusetzen ist. Er ist der erste, der unter den ἄλλα χωρία πολλὰ des Prokop auch die Stadt *Celeia* vermutet (a. a. O. p. 337). Gegen L. Schmidt spricht sich ferner H. Zeiß, *Die Nordgrenze des Ostgotenreiches* (*Germania* XII 1928 p. 33) aus.

¹²⁾ Vgl. L. Schmidt a. a. O. I p. 312f. und besonders Hauptmann p. 336. Von der *Savia* aus fallen die Langobarden bald nach Dalmatien ein, Prokop *Bell.*

An das kleine Problem, das die *πόλ. Νωρ.* stellt, reiht sich ein anderes aus der Frühgeschichte der Langobarden. Vom Übertritte des Volkes auf römischen Reichsboden berichtet der Verfasser des *Chron. Gothanum*¹³⁾ c. 2 (*Mon. Germ. script. rerum Langobard.* p. 8): *deinde melioris* (statt *meliozem*) *ubertatis patriae* (statt *patriam*) *requirentes, ad Traciam provinciam transierunt, in Pannoniae urbis patriam suam hereditatem afflixerunt* (statt *affixerunt*), *unde cum Abaris reluctantes seu bella plurima ardentissimo animo ipsam Pannoniam expugnaverunt.* Zum Verständnis ist nötig zu wissen, daß *patria* allgemein „Land, Gebiet“ heißt und mit *Tracia* irrtümlich die Ebene zwischen Donau und Theiß benannt wird. C. Blasel, der verdienstvolle Erklärer der Chronik, hebt mit Recht die Antithese *Pannonia ipsa : urbs Pannonia*¹⁴⁾ hervor, sucht letztere aber jenseits der Donau im alten Sarmatenland; ferner zieht er *patria sua hereditas* zusammen, was „Anteil am Lande“ heißen soll. Das ist eine Fehlerklärung, vielmehr muß übersetzt werden „sie beanspruchten das Gebiet der Stadt Pannonien“. Die Phrase *suam hereditatem affigere in* ist gutes Latein¹⁵⁾, hat ihre Entsprechung in der juristischen Geschäftssprache; vgl. *auctoritatem postibus debitoris affigere* Cod. Theodos. II 27, 1, 6 oder, was inhaltlich dasselbe bedeutet, *titulos affigere* ibid. IX 42, 11; Novell. Valent. III 13, 6. *Seu bella plurima* wird ein Glossen zum gewählten Worte *reluctantes* sein, dem ein Partizip (*gerentes, facientes*) abhanden gekommen ist. Die *Pannonia urbs* hat man als nicht deutbar (Blasel a. a. O. 109) oder dunkel (L. Schmidt a. a. O. I 437, A. 6) angesehen. Gewiß ist der Ausdruck an sich selbst in der Umgebung, in der er vorkommt, bizarr genug,

Goth. III 33, *Hist. arc.* 22. Das weist noch besser die Okkupation der Savia nach als das von Hauptmann betonte Argument aus den langobardischen Grabfunden von Krainburg. Denn daß die in Krainburg stationierten langobardischen Grenzer schon vor 568 dort waren, kann aus den Funden nicht mit Sicherheit geschlossen werden.

¹³⁾ Verfaßt von einem langobardischen Kleriker in Italien zwischen 807—810 n. Chr. Die Sprache ist arg verwildert, das Kasussystem aufgelöst, daher der Text schwer zu verstehen, doch wertvoll, weil er aus verlorenen Quellen manche gute Einzelheit bringt, welche *Pauhus Eiaconus* und die *Origo gentis Langob.* nicht kennen; vgl. C. Blasel, *Die Wanderzüge der Langobarden* 1909 p. 102ff. und Schönfeld, *Art. Langobarden* in *Pauly-Wiss. RE.* XII/1 Sp. 677ff.

¹⁴⁾ A. a. O. 109, doch durfte er nicht *Pannoniae urbs* schreiben.

¹⁵⁾ Bei der Lektüre hat man den Eindruck, daß der sonst höchst unbeholfene Autor die verschiedenen Phrasen für „sich aneignen“ einer Sammlung von Synonyma entnimmt; c. 2 *ad suam partem expugnare, ad suam proprietatem perduxerunt*, c. 9 *in* (*Emendation* eines Korrektors) *Spaniam suos terminos posuit.*

als Übersetzung des griechischen *πόλις Παννονία* jedoch verliert er alles Anstößige und wird verständlich. Ich erinnere an die *civitas Bassianensis*, die kurz *Pannonia II.* genannt wird (s. oben). Die dritte analog der *πόλις Νωρ.* erwartete Bezeichnung *πόλις Παννονία* stellt die *Pannonia urbs* des *Chron. Gothanum* dar. Diese *urbs* ist ein Bestandteil Pannoniens, nicht, wie Blasel will, außerhalb der Provinz gelegen. Mit dem Stadtgebiete von *Bassiana* freilich darf sie nicht identifiziert werden, sondern allgemein mit dem tatsächlichen oder beanspruchten Besitze der Oströmer in *Pannonia II.* Angekommen ist es dabei der oströmischen Regierung auf die strategische Position *Sirmium*, Vermutlich 437 vom Westreiche abgetreten¹⁶⁾, hat diese Stadt, welche die Verbindung zwischen Konstantinopel und Aquileia beherrscht, ein äußerst wechselvolles Schicksal. Hunnen, Goten und Gepiden haben sie besessen, sie war für alle im Zwischenstromland zwischen Donau und Theiß entstehenden Herrschaften als Schlüsselpunkt ebenso wichtig wie für Ostrom. Auch die Langobarden, kaum auf Reichsboden angelangt, beginnen den Kampf um *Sirmium*. Im Jahre 567 wird es wieder byzantinisch. Die Notiz im *Chron. Gothanum* betreffs der Absichten der Langobarden auf die *urbs Pannonia* ist daher völlig korrekt, die Quelle gleichfalls eine gute. Aus dieser Quelle stammt allem Anscheine nach auch der anschließende Satz *viginti et duo annos ibi habitare perhibetur*, die einzige allen anderen Berichten fehlende Erwähnung vom 22jährigen Aufenthalt der Langobarden in Pannonien.

Nun zurück zur *Expositio*, von der wir ausgegangen sind. Die Stelle, an welcher die *civitas Noricum* zu Pannonien gerechnet und mit *Sirmium* zusammengestellt wird, kann nicht in der ersten Niederschrift des griechischen Originalen um Mitte des 4. Jahrhunderts gestanden haben, sondern ist erst nach der gotischen Landnahme in Pannonien, also nach 457 in den Text hineingekommen¹⁷⁾. Nur von der östlichen Reichshälfte aus gesehen, gibt es ein norisches Stadtgebiet im Sinne des Ostabschnittes der binnennorischen Provinz, der in der byzantinischen Politik des 5. und 6. Jahrhunderts eine Rolle spielt. Die *πόλις Νορικόν*, welche Prokop nennt, deckt sich mit der *civitas Noricum* der *Expositio*. Eine Parallelbildung ist *urbs Pannonia*, auch sie ist der äußerste Ostabschnitt im Süden Pannoniens, der von Rechts wegen

¹⁶⁾ E. Stein, Rhein. Mus. LXXIV (1925) 354ff. und Gesch. des spätröm. Reiches I (1928) 430, 470.

¹⁷⁾ Ein anderer offensichtlicher Nachtrag findet sich in der Beschreibung Galliens p. 121 *Riese et habet adjacentem gentem barbaram Gothorum* (nach 412).

seit ca. 437 mit Ostrom vereint ist, tatsächlich aber öfter ein Vorposten der Barbarenstaaten östlich der Donau wurde. Am deutlichsten prägt sich dieser Zustand aus zur Zeit des Gepidenreiches, als zu den Stammsitzen jenseits der Donau das Land um *Sirmium* den unter einem eigenen Fürsten stehenden Annex bildet¹⁸⁾. Der passende Name für diesen Annex ist *πόλις Παννονία* oder *civitas (urbs) Pannonia*.

Wien.

RUDOLF EGGER.

Telephos und die Etrusker.

Die Sage von Telephos hat in der griechischen Heldenepik eine nur geringe Rolle gespielt, auch nahm diese anscheinend nur auf die Schicksale seines Mannesalters Bezug. In um so höherem Maße beschäftigte das abenteuerreiche Leben des Helden die großen Dramatiker des V. Jahrhunderts. Sie variierten die einzelnen Hauptzüge der keiner epischen Kanonisierung unterliegenden Sage in einem auch für griechische Verhältnisse sehr weitgehenden Ausmaße, so daß nur die zwei Grundtatsachen unangetastet blieben, in denen die spätere Sagenbildung wurzelt, die Herkunft des Telephos als Sohn der Auge aus Arkadien und seine Stellung als Heros des Myservolkes¹⁾.

Nur in Arkadien ist der eigentliche Telephos mit seiner Mutter Auge wirklich bodenständig. Dieser war das Partheniongebirge heilig (Kallimachos Hymn. 4, 70f.), auf dem auch Telephos sein *τέμενος* hatte (Pausanias VIII 54, 6), und in Tegea wurde *Αἴγη ἐν γόνασι* als lokale Eileithyia in einem eigenen Tempel verehrt (Paus. VIII 48, 7). Beide sind ursprünglich arkadische Lichtgottheiten gewesen, Auge als die „Strahlende“, Telephos als der „Fernleuchtende“. Die Namen sind gut griechisch und bieten keine Anknüpfung an Vorgriechisches. Die Deklassierung auf die heroische Stufe teilen sie u. a. mit der argivischen Lichtgottheit Elektrona—Elektra²⁾.

Daß, wie allgemein angenommen, der Telephoskult durch äolische Kolonisten nach der mysischen Küste gebracht worden, liegt durchaus im Bereiche des Wahrscheinlichen; eine Erklärung der Metamorphose

¹⁸⁾ Iordanes *Getica* 300 *quam (Sirmiensem civitatem) ille expulso rege eius Trasarico . . . obtinuit*, dazu L. Schmidt I 310 und A. 3.

¹⁾ Das ganze Material gesammelt von H. Schmidt bei Roscher s. v. Telephos.

²⁾ Hierüber E. Kalinka, *Neue Jahrb.* 1922, S. 418ff.

vom Lichtgott zum mysischen Heros ist daraus aber nicht zu gewinnen. Welche Umstände diese bewirkten, hat uns erst Paul Kretschmer gezeigt³⁾, der erkannte, daß der späteren Gestaltung der Telephossage auch noch eine spezifisch kleinasiatische Komponente, hethitisch mit *Telipinus* (Kurzform *Telipi*) benannt, zugrunde liegt.

Der Name *Telipinus* war einem hethitischen Schwurgotte eigen, fand aber auch als Personennamen, so im hethitischen Königshause, Verwendung. Daß der für die Telephosgestaltung wirksame *Telipinus* auf eine nachträglich heroisierte historische Persönlichkeit mit diesem Namen zurückgeht, ist unwahrscheinlich, da die beiden uns bekannten hethitischen Fürsten dieses Namens niemals nach Westkleinasien gekommen sind⁴⁾. Die Möglichkeit, daß ein uns im übrigen unbekannter mysischer Kleinfürst nach hethitischem Vorbilde den *Telipinus*-namen angenommen habe, besteht zwar⁵⁾, läßt aber unerklärt, wieso sich der Telephos-*Telipinus*-kult auch nach Lykien verbreiten konnte⁶⁾. Es ist also bei weitem das Wahrscheinlichste, daß, wie auch Kretschmer annimmt, die Telephossage unmittelbar an die hethitische Gottheit selbst anknüpfte. Damit stimmt überein, daß eine Version der späteren Sage als seine Gattin die *Hiera* nennt, die nach Kretschmer a. a. O. S. 9ff. mit *Ishara*, also wieder einer hethitischen Gottheit, zu identifizieren ist. Daß *Hiera* in der griechischen Sage zur Führerin der Keteier gemacht wird, erklärt sich durch die Annahme, daß zur Zeit ihrer Deklassierung zur Heroine ihre hethitische Abkunft nicht sogleich vergessen und nun mit der Erinnerung an das einstige Vordringen hethitischer Heere nach Westkleinasien in Verbindung gebracht wurde. Für *Telipinus* selbst würden wir etwa folgende Entwicklungsstufen annehmen: Kult des Gottes *Telipinus* in Mysien (etwa zur Blütezeit des hethitischen Reiches) — seine Deklassierung zum Heros (nach Zusammenbruch des hethitischen Reiches) — seine durch die Namensähnlichkeit veranlaßte Gleichsetzung mit dem ursprünglichen Lichtgotte Telephos (vorgenommen durch die Griechen an der Küste).

Als Sohn des Telephos wird uns in der griechischen Sage nur Eurypylos genannt (schon λ 519f.). Um ihn soll es sich im folgenden

³⁾ Kleinasiatische Forschungen I (1927), S. 13ff.

⁴⁾ Das gilt sowohl von dem Könige des XVII., wie von dem Prinzen des XV. Jahrh.

⁵⁾ Die Namen der hethitischen Fürsten finden sich nach Westen (*Múrsiλος*) wie nach Osten (*Mutallu*, *Lubarna* = *Tlabarna*, *Sapalulme* = *Supiluliuma*) weit verbreitet.

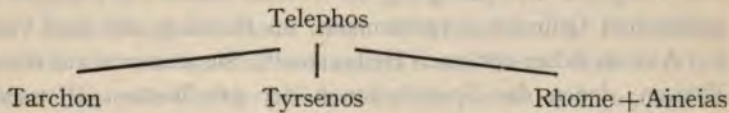
⁶⁾ Steph. s. v. *Τηλέφιος*; Paus. IX 41, 1; TAM. I 26, 21.

aber nicht handeln, sondern um die als Telephiden den Griechen fremde Gruppe Tarchon, Tyrsenos und Rhome. Für die beiden ersteren zeugt vor allem Lykophon Alexandra 1245ff. *δλίπυχοι τόκοι Μυσῶν ἀνακτος . . . Τάρχων τε καὶ Τυρσηνός*. Die Hauptquelle des Lykophon war Timaios und timäisch war alles in der Römerepisode verarbeitete Material⁷⁾. Doch blieb manches dunkel, bis uns W. Schur (Klio XVII 137ff.) die Erkenntnis vermittelte, daß Lykophon Versionen zusammengearbeitet hat, welche von Timaios noch gesondert geboten worden waren. Das kann meines Erachtens auch noch auf anderem Wege nachgewiesen werden. Die römischen Antiquare, welche das ältere Material für die römische Gründungssage sammelten, haben Timaios natürlich nicht übersehen. Dennoch bieten die Zitatennester bei Dionysios I 53, 4; 72—73, Servius Aen. I 273, Solinus I 1ff. und Festus p. 266—269 M., welche die älteren Autoren zum Teil namentlich anführen, keine Gründungsvariante unter seinem Namen, obwohl durch Dionysios I 67, 4; 74, 1 feststeht, daß Timaios über die Gründung Roms geschrieben hat. Das kann nur so gedeutet werden, daß Timaios mehrere einander wohl widersprechende Versionen nebeneinander geboten hat, ohne sich auf eine bestimmte festzulegen. Infolgedessen mußten seine Excerptoren darauf verzichten, deren eine als timäisch anzuführen, und die von Timaios gebotenen Versionen dürften, soweit sie sich nicht mit bereits von älteren Autoren eingeführten deckten, als anonyme in die Zitatennester eingeflossen sein. Aus Lykophon lernen wir, daß Timaios wenigstens eine schon früher vertretene Gründungsvariante geboten hat, nämlich die des Hellanikos (Aineias und Odysseus-Nanas als Gründer der Stadt; vgl. *Fr. Gr. Hist.* I 4, Fr. 84⁸⁾). Damit im Gegensatz stand dann jene andere Variante, die Tarchon und Tyrsenos als Söhne des Telephos in die römische Gründungssage hineingezogen hat. Wir erkennen sie, wenn auch in fragmentarischem Zustande wieder in dem Zitatennest anonymer Ver-

⁷⁾ v. Wilamowitz, Greifswalder Programm 1883/4; Geffcken, Timaios und die Geographie des Westens passim.

⁸⁾ Hier ist natürlich zu lesen *μετ' Ὀδυσσεώς*; die oft vertretene Lesung *μετ' Ὀδυσσεά* ist ganz unsinnig; denn wie hätte Aineias als Gründer „nach Odysseus“ auftreten können. Solche Gründungen nacheinander konnte man annehmen, wenn zwischen ihnen größere Zeiträume lagen. Das Auftreten der beiden Heroen in Latium konnte man aber nicht anders als in die Jahre unmittelbar nach dem trojanischen Krieg, also ungefähr gleichzeitig, setzen. Übrigens wird *μετ' Ὀδυσσεώς* auch durch die bei Lykophon angelegene Fassung gestützt.

sionen bei Plutarch Romulus 2 οἱ δὲ ('Ρώμην) Τηλέφου τοῦ 'Ηρακλέους Αἰνεΐα γαμηθεῖσαν . . . λέγουσι τοῦνομα θέσθαι τῇ πόλει. Wir finden hier Telephos als Vater, was nur verständlich, wenn in der ursprünglichen Vorlage auch Tarchon und Tyrsenos vorhanden waren. Bei Plutarch mußten diese beiden ausfallen, da hier die Zitate mit Absicht auf äußerste Kürze eingeschränkt sind. Schon W. Schur hat a. a. O. damit das andere zerstreute Material zusammengestellt, so Stephanos s. v. Ταρχώνιον (ἀπὸ Τηλέφου παιδὸς Τάρχωνος) und Dion. Hal. I 28, 1 (ἕτεροι δὲ Τηλέφου παῖδα τὸν Τυρσηνὸν ἀποφαίνουσιν); wo Tarchon und Rhome nicht genannt wurden, weil es sich nur um die Frage handelt, ob Tyrsenos der Sohn des Atys oder des Telephos sei. Wir gewinnen in Übereinstimmung mit Schur für Timaios also folgendes Stemma⁹⁾:



Hier war die Etruskerin *Rhome* zusammen mit Aineias Gründerin Roms und hat der Stadt auch ihren Namen gegeben. Eine derartige Version konnte in der Zeit vor Timaios, also etwa im IV. Jahrhundert, bei den Römern nimmermehr entstanden sein, da gerade damals der politische Gegensatz Roms zu Etrurien seinen Höhepunkt erreicht hatte. Aber auch die Griechen kommen als Schöpfer dieser Variante nicht in Betracht. Zwar ist Telephos eine griechische Sagengestalt und auch Tyrsenos als eponymer Heros der griechischen Historiographie geläufig, Tarchon aber ist der griechischen Sage und Pseudohistorie vollkommen unbekannt und blieb ihr auch in späterer Zeit immer fremd. Höchstens an Kyme könnte man denken, aber diese Stadt stand in früherer Zeit im Gegensatz zu den Etruskern und nachher auf der Seite Roms, war also kein Nährboden für etruskerfreundliche Geschichtskonstruktionen.

Damit gewinnt an Wahrscheinlichkeit, daß wir es mit einer von den Etruskern selbst erfundenen Variante zu tun haben. Im V. und

⁹⁾ Dieses Stemma, das freundschaftliche Beziehungen zwischen Aineias und Tarchon voraussetzte, hat über den ja vielfach aus Timaios schöpfenden Varro auch noch bei Vergil nachgewirkt, der Tarchon als Bundesgenossen des Aineias anführt. Tyrsenos steht als Turnus allerdings auf der Gegenseite. Daß Lykophron unmittelbar auf Vergil gewirkt hat, ist nicht ganz ausgeschlossen, keineswegs aber wahrscheinlich (vgl. Ziegler P.-W. s. v. Lykophron).

IV. Jahrhundert standen diese in dauerndem Gegensatz zu Rom und sahen sich durch die Römer in der Erhaltung ihrer politischen Selbständigkeit immer mehr bedroht. Da ist es wohl begreiflich, wenn sie in dieser Version ein Mittel finden wollten, um auf die altangestammten politischen Vorrechte Etruriens gegenüber Rom hinzuweisen.

Jetzt wird uns auch verständlich, warum diese etruskische Version gerade bei Timaios auftritt. Timaios ist ja der Sammler der epichorischen Sagen des Westens. Er hat sich auch mit dem Etruskertume beschäftigt (vgl. Fr. 18, F. H. G. I S. 196 f.). So gut wie bei den Laviniaten (Fr. 20) wird er auch bei den Etruskern selbst seine Erkundigungen eingezogen haben.

Ursprünglich beschränkte sich die etruskische Version natürlich auf die Feststellung der Abstammung allein des Tarchon und Tyrsenos von Telephos. Die Anfügung der Rhome haben die Etrusker erst aus politischen Gründen vorgenommen, im Hinblick auf ihre Verbindung mit Aineias sicher erst nach Hellanikos¹⁰⁾. Sie stammte aus etruskischen Kreisen, denen die Spekulationen der griechischen Historiographen nicht ganz fremd waren, also wahrscheinlich aus *Caere* oder *Tarquini*¹¹⁾, woher ja auch Timaios seine Informationen am ehesten beziehen konnte. Übrigens kann auch Tyrsenos als eponymer Heros — falls seine Gestalt lediglich eine Schöpfung der griechischen (bzw. lydischen) Geschichtsspekulation — bei den Etruskern nicht viel älter sein, wohl aber natürlich Tarchon¹²⁾.

Wenn nun die Etrusker diese beiden von Telephos abstammen ließen, so ist das von nicht geringer geschichtlicher Bedeutung. Natürlich

¹⁰⁾ Wenigstens war Hellanikos der erste griechische Schriftsteller, der den Aineias nach Rom gelangen ließ; er schöpfte dabei aus westgriechischer Vulgata (Kyme?). Auf die Rolle des Hellanikos in der Entstehung der Gründungssage Roms näher einzugehen, muß ich für eine andere Gelegenheit sparen.

¹¹⁾ Hier dominieren im V. Jahrh. alle Zweige der griechischen bildenden Kunst und hat, wie uns die durchaus nicht immer nur geistlos kopierenden etruskischen Darstellungen aus der griechischen Sage lehren, auch die griechische Dichtung Eingang gefunden gehabt. Da konnte leicht auch so manche Blüte der griechischen Pseudohistorie ihren Weg nach Etrurien finden, nicht zum wenigsten etwa auch durch Griechen selbst, die als Künstler und Werkmeister hier ansäßig waren.

¹²⁾ Ursprünglich der kleinasiatische Gott *Tarku*, bei den Etruskern später zum Heros deklassiert. Da die Anknüpfung des Tarchon an Telephos erst jungen Datums und etruskische Erfindung ist, kann man daraus nicht schließen, daß etwa schon im bethitischen Pantheon *Tarku* der Sohn des *Telipinus* gewesen sei.

handelt es sich bei dieser verhältnismäßig jungen Konstruktion um keine Auffassung von unmittelbarem Quellenwert; denn weder Tarchon noch Tyrsenos sind historische Persönlichkeiten. Es zeigen uns aber die zahlreichen Darstellungen von Szenen aus der Telephossage auf etruskischen Aschenkisten, Spiegeln und Sarkophagen¹³⁾, daß diese den Etruskern wenigstens seit dem V. Jahrhundert in allen Einzelheiten bekannt war. Wenn wir nun die Frage stellen, warum die Etrusker ihre Stammesheroen gerade von Telephos abstammen ließen, so findet sich darauf als die am nächsten liegende Antwort, daß sie in dem letzteren vor allem den mysischen Heros gesehen haben, daß sie also mit der Anknüpfung an Telephos ihre Geschichte mit der Landschaft Mysien verknüpfen und der Auffassung damit Geltung verschaffen wollten, daß ihre ursprüngliche Heimat Kleinasien, im besonderen aber Mysien, gewesen sei¹⁴⁾.

Diese Feststellung ist nach zwei Richtungen von Bedeutung. Einmal wirft sie ein bezeichnendes Licht auf Dion. Hal. I 30, 2 *κινδυνεύουσι γὰρ τοῖς ἀληθέσι μᾶλλον εἰκότα λέγειν <οἱ> μηδαμῶθεν ἀφιγμένον, ἀλλ' ἐπιχώριον τὸ ἔθνος ἀποφαίνοντες*. Hier ist schon merkwürdig, daß Dionysios die *τοῖς ἀληθέσι μᾶλλον εἰκότα λέγοντες* nicht mit Namen nennt. Wären damit Etrusker selbst gemeint, so hätte er sicher nicht unterlassen, das zu betonen. Nach unseren obigen Feststellungen müssen wir um so bereitwilliger davon absehen.

Aber auch für die bekannte Tyrsenerstelle Herodots I 94 gewinnen wir eine treffendere Einstellung. Herodot gibt hier eine lydische Version wieder (*Λυδοὶ . . . λέγουσι*), in der Tyrsenos unter Streichung des an dieser Stelle sonst zu findenden Torebos dem lydischen Heraklidenstemma eingegliedert wird. Daran knüpft er die Auswanderung der Tyrsener *ἐς Ὀμβρικούς*. Dem entgegen steht Xanthos (F. H. G. I S. 36, Fr. 1), der das lydische Königstemma in der ursprünglichen Form bietet und den Tyrsenos nicht erwähnt. Es stehen also zwei lydische Versionen gegeneinander. Nun ist es meines Erachtens bedenklich, den Passus *ἐς Ὀμβρικούς* des Herodot seiner lydischen Version zuzuschreiben, da es sich hier um eine an sich zwar richtige Feststellung handelt, die aber doch den in Italien nicht bewanderten Lydern

¹³⁾ Zusammengestellt bei J. Schmidt a. a. O. Sp. 306 ff.

¹⁴⁾ Später, wohl zu einer Zeit, da mit dem Ende der etruskischen Selbständigkeit auch die heimischen Geschichtssagen ihre Geltung immer mehr einbüßten, hat man in Etrurien die lydische Version Herodots rezipiert (Tac. Ann. IV 55).

kaum zuzutrauen ist. Ich halte es daher für näherliegend, daß das Spezifische der lydischen Version des Herodot die Anknüpfung des Tyrsenos an das lydische Königstemma und die anekdotische Einleitung des Auswanderungsberichtes ist, während die Tatsache der Auswanderung der Tyrsener aus Kleinasien ἐς Ὀμβρικόζ dem Herodot als kleinasiatischem Griechen auch unabhängig davon geläufig war¹⁵).

Es haben also zwar die lydischen Gewährsmänner des Herodot die Tyrsener als Abkömmlinge der Lyder reklamiert, während der Lyder Xanthos derartiges ablehnte. Daß aber bei den Lydern eine derartige Alternative überhaupt entstehen konnte, mag sich am besten erklären, wenn die Etrusker zwar aus Kleinasien stammten, nicht aber aus Lydien selbst, sondern aus einem dieser Landschaft benachbarten Gebiete, also etwa aus Mysien. Dahin führte uns aber auch die von den Etruskern selbst vorgenommene Anknüpfung des Tyrsenos und Tarchon an Telephos.

Ferne liegt mir die Behauptung, daß sich allein schon auf diesem Wege die ursprüngliche Heimat der Etrusker in Kleinasien mit Sicherheit feststellen ließe. Wenn sich auch Griechen, Lyder und Etrusker der alten Tyrsenerwanderung zum Teil noch zu entsinnen vermochten, so kann es sich doch nur mehr um den Schatten einer Erinnerung handeln, da sie eine Zeit zu betreffen scheint, welche die historische Rückerinnerung der Griechen wie der Lyder nur mehr in wenigen Ausnahmefällen erreichte. Höchstens von den Etruskern selbst könnte man annehmen, daß sie als die Ausgewanderten die Erinnerung zäher bewahrt haben, vielleicht auch an Mysien als ursprüngliches Heimatland. Aber erst, wenn Argumente, die nicht der vagen antiken Überlieferung allein entnommen sind, hier ein entscheidendes Wort zu sprechen vermöchten¹⁶), dürften wir es wagen, in der Frage nach der ursprünglichen Heimat der Etrusker auf eine endliche Klärung zu hoffen.

Innsbruck.

F. Schachermeyr.

¹⁵) Wir hätten also anzunehmen, daß Herodot den Passus ἐς Ὀμβρικόζ aus Eigenem, ohne es aber besonders zu vermerken, in die in indirekter Rede gegebene lydische Version eingefügt hat. Das war notwendig, wenn der Fluß der Erzählung nicht gestört werden sollte.

¹⁶) Was sich an derartigem feststellen läßt, soll an anderem Orte seine Zusammenstellung finden. Jedenfalls steht m. E. das eine fest, daß das moderne *Tirah* mit *Τυρσηνοί* nichts zu tun hat.

Hippolytos auf provinzialrömischen Reliefs.

Die in den römischen Provinzen der Donauländer seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. beliebten mythologischen Reliefs bilden trotz ihrer künstlerischen Anspruchslosigkeit oft wichtige Dokumente einerseits für die weitreichende Wanderung klassischer Bildtypen, andererseits für das eigenartige Verfahren der einheimischen Steinmetze, schwierige Bildkompositionen, denen ihre Gestaltungskraft nicht gewachsen ist, durch Vereinfachungen und Umbildungen inhaltlich und formal ihren Zwecken dienstbar zu machen. Derartige Fälle sind bereits mehrfach nachgewiesen worden¹⁾. Im Folgenden sollen zwei solcher Reliefs, das eine aus Noricum, das andere aus Pannonien, besprochen werden, die bisher unbeachtet und ungedeutet geblieben sind.

In die Außenmauer des Schlosses Seckau bei Leibnitz ist ein aus dem Stadtgebiete von *Flavia Solva* stammendes Reliefbruchstück (Abb. 1) eingemauert, dessen jetzige Höhe 0·82 m, Breite 0·60 m beträgt²⁾. Das Material ist der weiße, grobkörnige Marmor von den benachbarten Brüchen von St. Oswald. Das Relief war ursprünglich von einer Leiste mit Ablauf umrahmt, von der oben noch ein als Rundbogen gestaltetes Stück erhalten ist. Feuchtigkeit hat die Oberfläche des Reliefs stark korrodiert, gewaltsame Eingriffe Teile der noch erhaltenen Figuren zerstört.

Rechts steht ein Jüngling, bekleidet mit einer bis zu den Knien reichenden Chlamys und bewehrt mit einem Speer in Vorderansicht. Das Gesicht ist nach links gewendet und die rechte Hand abwehrend gegen eine langbekleidete, mit einem Schleier umhüllte Frau ausgestreckt, die vor ihm kniet und beide Hände wie bittend nach ihm ausstreckt; zwischen den beiden ein Hündchen, das aufmerksam zu seinem Herrn aufblickt. Rechts vom Jüngling tritt mit dem Vorderkörper ein Pferd aus dem Reliefgrund, das seinen Kopf senkt, um aus einem Becken zu trinken. Zu Häupten der knieenden Frau schwebt ein Flügelknabe nach rechts, der sich nach einer Figur zurückwendet, von der am linken Bruchrand nur mehr spärliche Überreste vorhanden sind. Man erkennt einen zylinderförmigen Gegenstand, der durch

¹⁾ Hekler, Öst. Jahreshfte XV (1912) 181 ff. Schober, Die Grabsteine von Noricum und Pannonien S. 204 ff. Zingerle, Öst. Jahreshfte XXI/XXII 232 ff.

²⁾ Knabl, *Flavium Solvense*, Schriften d. hist. Ver. f. Innerösterreich I 42, Taf. III, nr. 17.

eine darauffliegende, einen Griffel haltende Hand als Diptychon kenntlich ist. Von der Figur, zu der diese schreibende Hand gehört, sind nur einige Gewandfalten und die linke Lehne des Stuhles, auf dem die Figur sitzt, erhalten. Die Deutung auf die Antragszene aus der Hippolytossage steht außer Zweifel, obwohl einzelne Figuren von den sonst üblichen Typen abweichen. In dem Jüngling haben wir Hippolytos, in der knieenden Frau die die Liebesbotschaft überbringende Amme und in den wenigen Resten links Phädra zu erkennen, die den Liebesbrief schreibt.

Den Darstellungen der Antragszene auf römischen Wandgemälden und Sarkophagen liegt als literarische Quelle der zweite Hippolytos des Euripides zugrunde³⁾. Die einzelnen bildlichen Fassungen gehen jedoch, wie zuerst Kalkmann (Arch. Zeitg. 1883, S. 130 ff.) nachgewiesen hat, auf malerische Vorbilder der hellenistischen Zeit zurück. Sie haben die Elemente der ursprünglichen Kompositionen ziemlich getreu bewahrt. Die Figur des Hippolytos auf unserem Relief entspricht mit seiner abwehrend erhobenen Rechten genau der entsprechenden Gestalt auf einer Gruppe von Sarkophagen (Robert a. a. O. nr. I 67 ff.). Dagegen ist schon das Motiv des aus einem Eimer trinkenden Pferdes nicht aus den Sarkophagen der Antragszene genommen, sondern aus jenen griechischen, die die Heimkehr des Helden von der Jagd schildern (Robert a. a. O. nr. 144, 146, 147 c). Die Gestalt der Phädra ist zwar analog dem herrschenden Typus sitzend gebildet, doch ist das Motiv des Briefschreibens sonst von keinem anderen Denkmal überliefert. Deshalb an eine von jener der übrigen Denkmäler verschiedenen literarischen Quelle zu denken, etwa an Ovid (Her. IV), der ja bei der Anlage seines Werkes an das Briefmotiv angewiesen war, ist nicht nötig, da das Briefmotiv als erwünschtes Ausdrucksmittel von der bildenden Kunst unabhängig von literarischen Einflüssen erfunden sein konnte (vgl. Robert a. a. O. S. 169). Woher der norische Steinmetz das Motiv genommen hat, ist nicht nachzuweisen. Möglich ist immerhin eigene Erfindung. Anscheinend wollte er besonders deutlich sein und hat zwei zeitlich aufeinanderfolgende Szenen, das Verfassen des Liebesbriefes und den Antrag zu einem einheitlichen Bilde zusammengezogen, während die auf den Sarkophagen in loserer Verbindung stehenden Szenen der liebeskranken Phädra und des Antrages durch die Amme deutlich die Abhängigkeit von

³⁾ Robert, Die antiken Sarkophagreliefs III/2, S. 169 ff., Taf. XLIV ff. mit älterer Literatur.



1. Römisches Relief aus Seckau.



2. Römisches Relief aus Komorn.

zwei verschiedenen Vorbildern verraten. Abweichend von dem üblichen Typus ist auch die Gestalt des Eros, der auf unserem Relief oberhalb der Szene dahinschwebt, anstatt wie gewöhnlich sich an das Knie der Phädra anzuschmiegen. Vor allem aber bietet die Amme auf unserem Relief eine besondere Bildung, da sie nicht, wie üblich, stehend, sondern knieend den Antrag an Hippolytos übermittelt. Da sie keinen Brief in den Händen hält, so entspricht dies der Version des Euripideischen Hippolytos.

Das zweite Relief (Abb. 2) stammt aus O-Szőny (*Brigetio*) und befindet sich im Museum zu Komorn⁴). Es bildete im vollständigen Zustand wohl die Vorderseite eines Sarkophags. Höhe 1 m, jetzige Länge 1·26 m, Dicke 0·29 m; weißgrauer Kalkstein. Wir sehen wieder die knieende Amme in langer Gewandung und mit dem Schleier auf dem Kopfe. In den ausgestreckten Händen hielt sie auch diesmal keinen Brief, wie die zum größten Teil noch erhaltenen Hände zeigen. Vom Hippolytos ist gerade noch ein Stück der abwehrenden rechten Hand erhalten. Rechts wird man noch dessen übliche Begleitung zu ergänzen haben. Die linke Hälfte des Fragments wird von einer fast nackten Frau eingenommen, die sich auf einem Pfeiler stützt, und von einem fackeltragenden Eros, der die Frau am Arm ergriffen hat und sie nach rechts zu ziehen sucht. Der Zusammenhang zwingt uns in der weiblichen Gestalt Phädra zu erkennen, obwohl die nach einem bekannten statuarischen Typus der Aphrodite⁵) gebildete Figur ganz aus dem Rahmen der bildlichen Tradition für Phädra fällt. Beiden Reliefs gemeinsam aber ist die Gestalt der knieenden Amme, die sich in allen Einzelheiten so entspricht, daß für beide eine gemeinsame Vorlage angenommen werden muß. Da, wie bereits erwähnt, diese Fassung der Figur von der übrigen bildlichen Überlieferung abweicht, so sind bis auf weiteres unsere beiden Reliefs die einzigen Beispiele für eine noch unbekannte Fassung der Antragszene.

Ein schon bekanntes Relief in Pöchlarn⁶) mutet zunächst in seiner Beschränkung auf die Figuren des Hippolytos und der Amme wie eine Abkürzung des auf den Wandbildern und Sarkophagen wirksamen Bildtypus der Antragszene an. In Wirklichkeit gibt es einen späteren

⁴) Maionica-Schneider, Arch.-epigr. Mitt. I (1877) 58.

⁵) Reinach, *R. p. de la stat.* II 334, nr. 6, 7; S. 335, nr. 1—3; IV Sr. 201, nr. 4.

⁶) Ladek, Arch.-epigr. Mitt. XVIII (1895) 33, Fig. 8 (Zeichnung). Der hohe Standort des Stückes verbietet eine gewöhnliche photographische Aufnahme.

Zeitpunkt wieder. Hippolytos, der in der linken Figur zu erkennen ist, hat den Liebesbrief weggeworfen und wendet sich erzürnt nach links, während die Amme nach rechts enteilt. Die Gestalt des Hippolytos ist aus der üblichen Antragszene⁷⁾ herübergenommen, wo er immer mit der links neben ihm stehenden Amme verbunden ist. Hieraus erklärt sich auch die Kopfwendung nach links und die nach dieser Richtung abwehrend erhobene Hand auf unserem Relief. Die Bildung der Amme fällt aus dem gewohnten Schema der Antragszene heraus; sie ist dem veränderten Vorgang angepaßt; ihre Herkunft läßt sich vielleicht noch ableiten. Auf mehreren Sarkophagen, die aus der gleichen Quelle schöpfen⁸⁾, erscheint rechts von Hippolytos ein Jüngling, der sein Roß führt und der ebenfalls nach rechts forteilend gebildet ist. Es ist leicht möglich, daß der Verfertiger des Reliefs aus einer solchen Vorlage jene beiden Gestalten herausnahm, die seinen Absichten am dienlichsten schienen, wenn er auch dabei die Umwandlung des Knappen in eine Frau in Kauf nehmen mußte.

So sehen wir an allen drei Reliefs das Gleiche. Die einzelnen Elemente der Darstellung sind von überkommenen Bildtypen abhängig. Die Zusammenstellung dieser Elemente jedoch zu neuen, von den üblichen abweichenden Bildkompositionen ist die selbständige Leistung der einheimischen Bildhauer.

Wien.

ARNOLD SCHOBER.

Abalus insula.

Die Insel *Abalus* wird nur einmal erwähnt, und zwar in Zusammenhang mit dem Bernstein, diesem für die Erforschung der Urzeit so wichtigen Mineral. Aus mehr als einem Grunde erscheint es angezeigt, über dieses *Abalus* eine Untersuchung anzustellen. Wir beginnen mit Plinius Nat. Hist. XXXVII 35:

Nach des Pytheas von Massilia Bericht sei die Lage von *Abalus* folgende: *ab hoc* (nämlich von dem *aestuarium Metuonidis* — wie den Namen Detlefsen emendiert hat) *diei navigationem abesse insulam Abalum; illo per ver fluctibus advehi (succinum) et esse concreti maris purgamentum. Incolas pro ligno ad ignem uti eo proxumisque Teutonis*

⁷⁾ Wandgemälde Helbig nr. 1242—1244, 1246. Sarkophage Robert nr. 151, 154, 160, 161, 164, 166.

⁸⁾ Robert a. a. O. nr. 151, 161, 163—166.

vendere. Huic et Timaeus credidit, sed insulam Basiliam vocavit. Die einzelnen Elemente dieser Nachricht, aber in einer anderen Zusammensetzung finden wir an einer zweiten Stelle des Plinius IV 94: *insulae complures sine nominibus eo situ traduntur, ex quibus ante Scythiam, quae appellatur Baunonia* (Var. *Raunoniam, Rauronia, Rauroniam*) *unam abesse diei cursum, in quam veris tempore fluctibus electrum eiciatur, Timaeus prodidit.* Die dritte Stelle des Plinius ist IV 95: *Xenophon Lampsacenus a litore Scytharum tridui navigatione, insulam esse immensae magnitudinis Balciam tradit; eandem Pytheas Basiliam nominat.* Für *Balciam* bietet Solinus 19, 6, der aus Plinius schöpfte, die Form *Abalciam*.

Es ist also an den drei Pliniusstellen von einer Insel die Rede, die vor der scythischen Küste in einer Entfernung von 1 (resp. 3) Tagereisen liegt; im Frühling werfen dort die Fluten den Bernstein als Absonderung des Meeres aus; Pytheas nannte sie nach XXXVII 35 *Abalus*, jedoch nach IV 95 *Basiliam*, Königsinsel; letzteren Namen bot nach XXXVII 35 Timaios von Tauromenion. Xenophon von Lampsacus, der im 2. Jahrhundert v. Chr. gelebt haben mag, hatte den Namen *Balcia* (*Abalcia*). Endlich begegnen wir in IV 94 auch dem Namen *Baunonia* (Var. *Raur.*) für den Küstenstrich, vor dem die Insel lag, so nach Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde I 476, 481 483 (im Gegensatz zu der Ansicht, daß *B.* der Name der Insel war).

Der Name *Βασίλεια νῆσος* liegt in der griechischen Parallelstelle des Diodor V 23 über die Bernsteininsel vor: *τῆς Σκυθίας τῆς ὑπὲρ τὴν Γαλατλίαν κατάντικον νῆσός ἐστι πελαγία κατὰ τὸν Ὠκεανὸν ἢ προσαγορευομένη Βασίλεια. Εἰς ταύτην ὁ κλύδων ἐκβάλλει δαφιλὲς τὸ καλούμενον ἤλεκτρον οὐδαμοῦ δὲ τῆς οἰκουμένης φαινόμενον. Τὸ γὰρ ἤλεκτρον συνάγεται μὲν ἐν τῇ προειρημένῃ νήσῳ, κομίζεται δὲ ὑπὸ τῶν ἐγγωρίων πρὸς τὴν ἀντιπέραν ἤπειρον, δι' ἧς φέρεται πρὸς τοὺς καθ' ἡμᾶς τόπους καθότι προείρηται.* Da Diodor hier auf Timaios von Tauromenion basiert, finden wir die Bestandteile der obigen Berichte des Plinius hier wieder.

Die Schilderung der naturhistorischen Tatsachen ist in diesen Berichten eine zutreffende; v. Wessely, Der Bernstein in seiner kulturhistorischen Bedeutung (Schriften des Vereines zur Verbreitung naturwissensch. Kenntnisse 1913) u. a. Mit Erfolg hat hier, was die antiquarischen Untersuchungen betrifft, die germanische Philologie eingesetzt. Zwar stimmen wir Zeuß, Die Deutschen 269, nicht zu, nach welchem *Balcia* nichts anderes als Scandinavien ist,

wahrscheinlich die Benennung bei den Aisten, von denen vielleicht auch der Name baltisches Meer stammt (litauisch *baltas* weiß), vgl. Müllenhoff, Deut. Altert. I 478; denn nicht früher als in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. ist die Fundstelle des Bernsteins an der Ostseeküste aufgesucht worden, Pytheas hat sie auf seiner Nordlandsfahrt nicht kennen gelernt. Wohl aber ist dagegen der Name der *Glaesaria* (Plinius XXXVII 42), den die Römer von den Germanen kennen lernten, richtig mit einem deutschen Wortstamm in Verbindung gesetzt worden (*glæsum*, angelsächs. *glære*, nhd. Glas); diesen Namen erteilten die Soldaten des Drusus (um 12 v. Chr.) der rechts von der nördlichen Rheinmündung liegenden *Austeravia* „Oster-Insel“, und die neueren griechischen Geographen wie Isidor von Charax nannten sämtliche Britannien gegenüber längs der deutschen Nordseeküste verstreuten Inseln *Electrides*, *quod ibi electrum nasceretur* (Müllenhoff I 482). — Da die römischen Soldaten Borkum (*Burcana*) *Fabaria* und andere Nordseeinseln *Fabariae* nannten, nach Plinius IV 97, XVIII 121 wegen der dort wild wachsenden „Bohnen“ (gemeint sind die hellbraunen, Bohnen ähnlichen Knoten des Blasentangs), so kann man allerdings *Baunomia* für den entsprechenden deutschen Namen des Küstenstrichs halten, der vom alten *bauma*, althochdeutsch *bôna* abgeleitet wäre (Müllenhoff I 483).

Für die Etymologie von *Abalus* ist die Gleichung mit „Apfel“ vorgeschlagen worden (Müllenhoff 484, A. 2). An und für sich ist ein solcher Zusammenhang eines Ortsnamens nichts Auffallendes; ich erinnere z. B. an neuhochdeutsche Ortsnamen wie Affoltern, Affaltrach, Aflenz, Gablitz, niederländisch *Apeldoren*, englisch *Apple-dore*, Gottfrieds Feenland *Avalun*, kymrisch *ynys Afallon* (Apfelinsel), hebräisch *Tappûah* (Ortsname) etc. Auch würde nach Grisebach, *Vegetation der Erde* I 143 wegen der Verbreitung des Apfelbaums in dieser nordischen Gegend kein Bedenken obwalten; es ist dabei irrelevant, ob man den wilden Apfelbaum (*Pirus silvestris*) oder den Kultur-Apfel (*P. malus*) in Betracht zieht. Aber es sei darauf hingewiesen, daß die Inselbewohner in *Abalus* statt des Holzes den Bernstein als Brennmaterial gebrauchten, wohl die Folge von spärlichem Baumwuchs. Das größte Bedenken würde aber das Vorkommen von *Abalus*-Apfel im hohen Norden im 4. Jahrhundert vor Christus erregen, wenn die Ableitung der Wortsippe Apfel als Lehnwort von dem Namen des kampanischen *Abella* feststünde. Ähnlich wie viele Kulturpflanzen in ihrem Namen noch den Stempel

ihres südlichen Ursprungs tragen, wie *campana* Glocke von dem Namen der Landschaft Campanien als der Heimat ihrer Erfindung abgeleitet wird, bringt man mit dem Stadtnamen *Abella* (v. Vergil Aen. VII 740 *et quos maliferae despectant moenia Abellae*) die nord-europäische Bezeichnung des Apfelbaums, resp. Apfels, in Zusammenhang; keltisch altirisch *abhall ubhal*, mittellirisch *aball uball ubull*, altkymrisch *aballen* Apfel; germanisch kringotisch *apel*, althochd. *apful afful m.*, altenglisch *aepfel*, altisl. *eple n.*, slawolettisch lit. *obūlas obūlys* Apfel, *obelis f.* Apfelbaum, lett. *ābele* Apfelbaum, *ābūlis* Apfel, altpreuß. *woble* Apfel, *wobalne* Apfelbaum, kirchenslaw. *ablako*; dieses kann wegen der Media *b* nicht durch das Germanische durchgegangen sein; für das Gotische, woraus viele Wörter vom Slawischen entlehnt sind, ist die Form **apls* anzusetzen. *Abella* — wäre zunächst ins Keltische, dann bei einer Berührung der Kelten mit Slawen an der unteren Donau ins Slawische, von da ins Lettische eingedrungen (Fick, Vergleich. Wörterbuch I⁴ 349). Da die germanischen Formen die Lautverschiebung zeigen, müßte diese, wenn *Abalus* — Apfel germanisch ist, erst nach dem 4. Jahrh. v. Chr. eingetreten sein. Nach Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum 477ff. liegt eine Urverwandtschaft bei *Abella* mit dem nordeuropäischen Namen des Apfels vor (vgl. Much, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XLVII, 608; Björkman, Z. f. deutsche Wortforschung II, 211). Stammt aber die Wortsippe nicht von *Abella*, so ist andererseits eine Entlehnung aus den finnischen Sprachen nicht erweislich. Wohl in Hinblick auf die obwaltenden Schwierigkeiten hat Müllenhoff I 484 F. II 227f. noch eine andere Erklärung von *Abalus* vorgeschlagen, er stellt es zu angelsäch. *abal*, altnord. *afl* „Stärke, Kraft“; doch ist hier die Bedeutung keine passende. Durch die Etymologie erhält also *Abalus* keine Stütze.

Da es keinem Zweifel unterliegt, daß an allen oben zitierten Stellen bei Plinius und Diodor ein und dieselbe Bernsteininsel gemeint ist, nahm Müllenhoff zur Lösung der Widersprüche an, Plinius oder sein Kopist habe in Nat. Hist. IV 95 aus Versehen das ursprüngliche 'eandem Pytheas Abalum, Timaeus Basiliam nominat' zu 'eandem Pytheas Basiliam nominat' entstellt. Es ist vor allem festzustellen, daß Pytheas es war, der die großartigen Forschungsergebnisse seiner Nordlandsreise erzählte, auf Pytheas beruhte wieder Timaeus. Daher nahm J. Geffcken, Timaios' Geographie des Westens, Philol. Untersuch. XIII 68 f. an, die Doppelnamigkeit *Abalus-Basilis* sei schon bei Pytheas gewesen, zwei Namen für dieselbe

Insel, ein griechischer und ein barbarischer, also wie wenn ein Autor die beiden obigen Namen *Baunonia* — *Fabaria* miteinander zusammen bringen möchte, wobei freilich das Verhältnis *Baunonia* (Bohne) — *Fabaria (faba)* durchsichtig ist, nicht so jenes von Abalus — Basilia.

Die Namen Abalus, Balcia, Abalcia machen, was die Etymologie betrifft, Schwierigkeiten, sie stehen alle isoliert; dagegen ist *Βασίλεια* ohne weiteres verständlich, es hat als Ortsname Parallelen; die *Basilia insula* nennt der a. 70 v. Chr. gestorbene Metrodoros von Skepsis (bei Plinius XXXVII, 61), der sich an Pytheas und Timaios anschloß, und zwar wieder in Zusammenhang mit dem Bernsteinvorkommen. Unter diesen Umständen werden wir v. Gutschmid (Lit. Centralblatt 1871, 527) nicht zustimmen, der das isolierte, schwierige *'Αβαλος* für das Ursprüngliche hielt, dazu für Pytheas noch die erweiterte Form *'Αβαλησία νῆσος* ansetzte und weiter vermutete, aus dieser sei durch einen Schreibfehler *Βαλισία* entstanden, woraus sich dann die Varianten *Βασιλία (Βασίλεια)* und *Βαλκία* Balcia, Abalcia ergeben haben sollen.

Da die Namen Basilia, Abalus, Balcia aus griechischen Schriftstellern des 4.—2. Jahrh. v. Chr. bezeugt werden, sind ihre verschiedenen Formen vom Standpunkte der griechischen Paläographie aus zu betrachten. Vergleichen wir die beiden Stämme *Αβαλ* und *Βασιλ*, so haben sie drei Buchstaben identisch; aber auch das A am Anfange von *Αβαλ* läßt sich leicht als falsch gelesenes CI, d. i. *σι* erklären, aus *Βαλ* mit dem darüber geschriebenen, nachgetragenen CI entstand bei falschem Kopieren leicht *Αβαλ*. Ich schlage also vor, *Abalus* in der antiken Geographie zu streichen und als eine Schreibfehler-Variante für *Βασίλεια* aufzufassen.

Wien.

C. WESSELY.

Ein neuer Beitrag zur Geschichte der griechischen amtlichen Kanzleischrift.

(Papyr. Gr. Vindob. 24473.)

(Mit Beiblatt.)

In seiner griechischen Paläographie (München 1925) hat W. Schubart wiederholt und mit Nachdruck auf die schriftgeschichtliche Wichtigkeit jener spezifischen Gattung der griechischen Papyrusurkundenschrift hingewiesen, die zwischen den beiden Gattungen, der

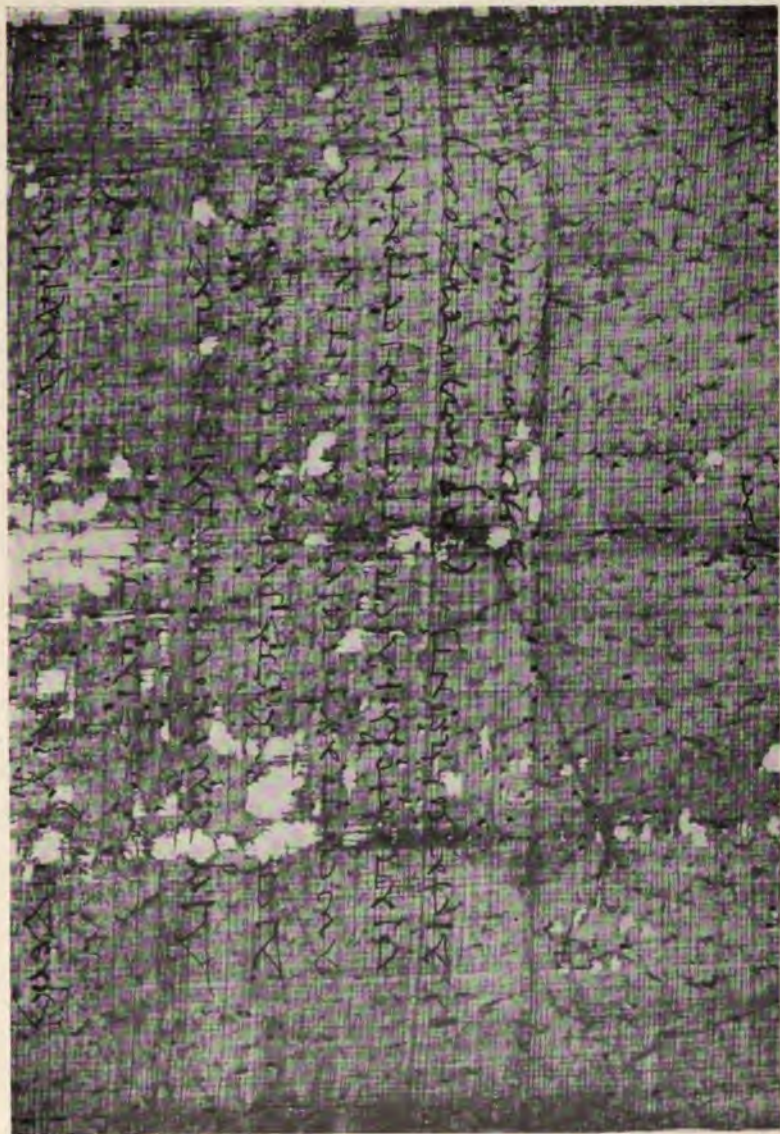
Bücherkalligraphie und der Geschäftskursive des ephemeren Schriftverkehrs stehend, eine eigene Stellung und Bedeutung eingenommen hatte, die Schrift der amtlichen Kanzleien¹⁾. Hervorgegangen ist diese Schriftgattung wahrscheinlich aus der kaiserlichen Kanzlei selbst, die sich ähnlich wie die großen Kanzleien des abendländischen Mittelalters, etwa die der deutschen Kaiser und der Päpste, einen spezifischen repräsentativen Schreibstil geschaffen hatte, den in der Folge auch alle übrigen amtlichen Kanzleien des Reiches für ihre schriftlichen Enuntiationen sich zum Vorbilde nahmen. Leider gestatten uns unsere Papyrusfunde, die alle aus abgelegenen Provinzorten stammen und demgemäß nur sehr selten Originalakten der hauptstädtischen amtlichen Kanzleien enthalten, noch nicht, die Anfänge der Entwicklung dieser Kanzleischrift zu fixieren und ihre Entwicklungsstadien im Verlaufe der Jahrhunderte ihres Gebrauches im einzelnen zu verfolgen. Dies ist um so mehr zu bedauern, als diese Kanzleischrift, wie bei der überragenden Stellung ihres Ursprungsortes unschwer zu begreifen ist, auf die Stilgestaltung auch der außeramtlichen Schriftgattungen, der Geschäftsschrift sowohl wie der der Bücher, augenscheinlich einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Die eigenartige „koptische“ Schrift, wie sie uns in einzelnen gräko-ägyptischen Handschriften frühbyzantinischer Zeit, z. B. in dem berühmten *Cod. Marchalianus* der Propheten in der *Vaticana* aus dem 6. (?) Jahrh. und in den koptischen Handschriften vom 7. Jahrh. ab ständig entgegentritt, ist ihr Abkömmling, anscheinend vermittelt durch die Kanzlei der alexandrinischen Patriarchen, die nach dem Siege des Christentums wie so manche andere äußerliche Förmlichkeit wohl auch den Schriftstil der höchsten weltlichen Kanzlei des Landes als ihren „Kuralstil“ übernommen und weitergebildet hatte. Diese Zusammenhänge hat Schubart an der Schrift des bekannten Osterbriefes des alexandrinischen Patriarchen Alexander II. (704—29) BKT. VI 55ff. und Pap. Gr. Berol. Tf. 50, Gr. Pal. 144 e, a. aufgezeigt. Noch bedeutsamer aber ist der gleichfalls von Schubart wiederholt und sicher mit Recht betonte Einfluß dieser Kanzleischrift auf die Gestaltung der byzantinischen sogen. Minuskelkursive, deshalb nämlich, weil aus dieser byzantinischen Kursive sich unsere heutige griechische Minuskelschrift entwickelt hat und so jene amtliche

¹⁾ Schubart, Gr. Pal. 17, 60f. u. sonst. Gardthausen, Gr. Pal. II 183ff. Preisigke, Schriften der wiss. Gesellschaft in Straßburg 30 (1917) 68ff. mit Angabe der früheren Literatur. Über den wahrscheinlichen Zusammenhang der rätselhaften byzantinischen Papyrusprotokollschrift mit dieser Kanzleischrift vgl. H. I. Bell, *JHellStud.* 1917, 56ff.

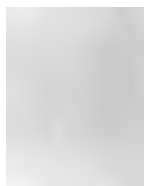
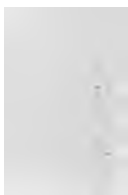
Kanzleischrift der Kaiserzeit als eine wichtige Komponente noch in der heutigen griechischen Schrift fortlebt.

Dank dieser hervorragenden Bedeutung für die Stilentwicklung der griechischen Schrift verdienen die Denkmäler dieser Kanzleischrift und Papyri, deren Schrift den Einfluß ihres markanten strengen Stiles unschwer erkennen läßt, eine besondere Beachtung seitens der Schriftgelehrten und Papyrologen. Schubart hat auf eine Anzahl solcher Stücke gelegentlich hingewiesen; die wichtigsten davon sind jene zwei Originaldenkmäler der alexandrinischen Kanzlei, auf denen Schubarts Hypothesen im wesentlichen fußen, BGU. I 73 (Mitteis, Chrest. 207) aus dem Jahre 135 n. Chr. (abgebildet bei Schubart, Gr. Pal. 60, Abb. 35) und Pap. Berol. P. 11532, der Brief des ägyptischen Präfekten *Subatianus Aquila* v. J. 209 n. Chr., hg. von Fr. Zucker, Sitzungsber. Berl. Akad. 1910, 710 (abgeb. bei Schubart, Pap. Gr. Berol. Tf. 35). Beide zeigen bei unverkennbarer Stilverwandtschaft zwei verschiedene Abarten dieser Schriftgattung, das erste, wie mir scheint, die normale Geschäftsschrift der amtlichen Kanzleien, das zweite eine repräsentative Prunkschrift oder, wie Fr. Preisigke a. o. A. 1 a. O. meint, eine Art „Plakatschrift“ für den Aushang amtlicher Kundmachungen.

Schriftdenkmäler nun, die mehr oder weniger deutlich den Einfluß dieses Kanzleistils zeigen, finden sich unter den Papyri, den literarischen sowohl als den urkundlichen, nicht selten, wohl deshalb, weil die Schreiber solcher auch nicht- oder nur halbamtlicher Texte sich darin gefielen, die vornehme Kanzleischrift nachzuahmen, oder auch deshalb, weil kanzleimäßig geschultes Personal bei der Herstellung jener Schriftstücke in Verwendung gestanden. Letzteres darf man z. B. bei den von Sekretären geschriebenen halbamtlichen oder privaten Briefen höherer Beamter wohl ohneweiters annehmen. Zu dieser Gruppe möchte ich auch zwei Schriftstücke rechnen, ein amtliches und ein privates, deren Schrift mit jener des oben angeführten *Pap. Berol.* BGU. I 73 die denkbar größte Ähnlichkeit aufweist und mir den normalen Kanzleischriftstil des 2. Jahrh. n. Chr. zu repräsentieren scheint: *Pap. Giess.* Nr. 69, ein amtliches Schreiben an den Strategen der Heptakomia Apollonios mit dem Ersuchen um Ablieferung der Gerste des Apolloniopolites, abgebildet und behandelt bei E. Kornemann-O. Eger, Griech. Papyri im Mus. des oberhess. Geschichtsvereins zu Gießen I, Tf. X, und den Wiener Papyrus PER. Gr. 24473, angeblich zu Soknopaiu Nesos gefunden, den ich als einen weiteren Beitrag zur Geschichte dieser amtlichen Kanzleischrift hier mit *Faksimile* veröffentliche.

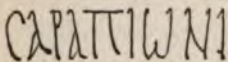
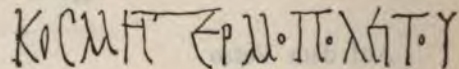


Papyr. Gr. Vindob. 24473.



Schlußklausel und Unterschrift handschriftlich zuzuschreiben pflegen. Die Hand des Sekretärs aber ist eine ausgesprochene Kanzlistenhand des 2. Jahrh., etwa Hadrianischer Zeit, so daß man in dem Absender wahrscheinlich einen höheren Beamten zu sehen haben wird, der vielleicht dienstlich die Thebais bereiste.

Der Briextext steht auf dem Recto des Blattes parallel der Faserung. Nach der Beschriftung wurde das Blatt dreimal von rechts her gefaltet, so daß das Faltungsprodukt eine Breite von annähernd 5 cm ergab, und auf dem außenzu liegenden rechten Randstreifen des Verso parallel der Faserung die Adresse angeschrieben von der Hand desselben Sekretärs, der den Hauptteil des Briefes angefertigt, doch in einer anderen Schrifttype, die wieder deutlich den Stil der eben erwähnten zweiten Art der amtlichen Kanzleischrift aufweist, der repräsentativen Prunkschrift (Plakatschrift) des Subatianusbriefes. Ich gebe, da die stark abgeriebenen Schriftzüge in der Photographie nicht gut herauskamen, diese Adresse in Nachzeichnung wieder:

Wien.

HANS GERSTINGER.

Von meiner letzten italienischen Studienreise.

(Zu Terenz und Fronto S. 180 und 203 Naber.)

Durch den Urlaub, den mir das Bundesministerium für Unterricht im Sommersemester 1928 gewährte, war es mir vergönnt, meine durch den Krieg und die Nachkriegszeit erheblich unterbrochenen Frontokollationen zum Abschluß zu bringen, soweit dies bei einem so umfangreichen und schwierigen Palimpsest eben möglich ist.

Mein erstes Ziel war Mailand, wo auf der *Ambrosiana* 282 meist höchst mühsam zu lesende Palimpsestseiten liegen. Dort hielt ich mich vom Monat Mai bis Anfang August auf und erfreute mich bei meinen Arbeiten des lebenswürdigsten Entgegenkommens durch den jetzigen Bibliothekar Universitätsprofessor Monsignore Dr. Giovanni Galbiati. Er gewährte mir nicht nur Überstunden, sondern führte mich auch in die Kreise der dortigen Akademie und der gelehrten Vereine (*Pro Ambrosiana*, *Pro cultura* u. a.) ein. Freilich war der

Aufenthalt während der afrikanisch heißen Sommermonate und des außerordentlichen Getriebes infolge der Ausstellung nicht gerade angenehm. Doch die Ruhe während der Arbeitsstunden in der *Ambrosiana* selbst wirkte wohltätig auf die Nerven ein; auch das wissenschaftliche Arbeiten im neuen großen Lesesaale, den die wohlgelungene Bronzestatue des früheren hochverdienten Präfekten der berühmten Bibliothek, des jetzigen Papstes Pius XI., schmückt, ist infolge der Vermehrung ihrer Bücherschätze durch wertvolle Geschenke und Reparationen wesentlich erleichtert. Allerdings ist für den Palimpsestleser das Glänzen des Glasdaches im Lesesaale nicht immer förderlich, wenn ihm auch das erhöhte Licht an sich sehr willkommen ist. Doch vermochte ich die meisten der mir zweifelhaft gewesenen Stellen zu entziffern oder der Lösung nahezubringen; namentlich gelang es mir auch, bei günstiger Beleuchtung und gehöriger Muße manche früher unlesbare Stelle, Spalte oder Seite neu dazu zu gewinnen. Natürlich gibt es aber noch immer eine nicht geringe Anzahl von Seiten, die das Schabmesser und der Bimsstein des reskribierenden Mönches so stark getilgt oder die übermäßige Anwendung von Tinkturen durch den ersten Herausgeber so gebräunt und verdunkelt hat, daß sie für das menschliche Auge wohl als verloren anzusehen sind.

Nach dem günstigen Abschluß meiner Vergleichen in Mailand fuhr ich über Florenz nach Rom und verweilte hier über einen Monat, der reich an heißer Arbeit, aber auch an erhofftem Ertrage und an kostbaren Eindrücken war. In der *Vaticana* überprüfte ich vorerst alle noch zweifelhaften Frontstellen und hatte dann noch Zeit, um die Blätter des ehrwürdigen Codex *Bembinus* zu Terenz' Komödien durchzusehen. Denn da der wunderbar rüstige und arbeitsfrohe Kardinal Dr. Franz Ehrle auch diese älteste und wichtigste Terenzhandschrift in der bekannten Vatikanischen Sammlung phototypisch vervielfältigen will und mir die Abfassung der wissenschaftlichen *Praefatio* dazu übertragen hat, schien es mir nötig, eine Reihe von Stellen nachzuvergleichen, die auf den schon angefertigten Phototypen nicht völlig deutlich sind; insbesondere habe ich alle Eintragungen, die für die Geschichte der Handschrift wertvoll sind, dann die Unterschiede der verschiedenen Hände des kostbaren Manuskripts, hauptsächlich die Unterschriften und gewisse Korrekturen des von Professor Dr. R. Kauer seinerzeit richtig erkannten *Ioviales* und wichtigere Bemerkungen des Scholiasten nachgeprüft. Bei diesen Arbeiten waren mir der jetzige Präfekt der *Vaticana* Monsignore

Dr. Giovanni Mercati und sein Stellvertreter Mons. Dr. E. Tisserant in der entgegenkommendsten Weise behilflich. Ich brauche wohl nicht eigens zu erwähnen, daß ich auch die Gelegenheit ausgenützt habe, die Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt, besonders die neuen Ausgrabungen zu besuchen.

Einen mir unvergeßlichen Abschluß erhielt mein Aufenthalt in Rom und Italien durch die einstündige Privataudienz, die mir Papst Pius XI. in der leutseligsten und huldvollsten Weise gewährte. Er erkundigte sich in deutscher Sprache namentlich über den Fortgang meiner handschriftlichen Studien, die ihm wohlbekannten Arbeiten der Wiener Kirchenväterkommission und des *Thesaurus l. Lat.* und die übrigen wissenschaftlichen Unternehmungen unserer Akademie und wünschte schließlich meinen Arbeiten den besten Fortschritt und reichsten Erfolg. Ich habe dieses persönliche Wohlwollen des obersten Kirchenfürsten, der sich in allem als eifriger Humanist bekundete, besonders wohlthuend empfunden und seine *optima omnia* dankbarst entgegengenommen.

Bevor ich einige Proben des von mir Revidierten und Neugelesenen aus dem Frontopalimpseste vorlege, scheint es mir nicht unangebracht, die Geschichte des Frontotextes zu skizzieren.

Dem scharfsichtigen, auch vom Finderglück sehr begünstigten Bibliothekar der *Ambrosiana*, dem späteren Kardinal Angelo Mai, war es bald nach 1811 gelungen, unter einem Texte der Akten des Konzils von Chalcedon außer anderen antiken Resten (so dem Bobbienser Scholiasten zu Ciceros Reden) 282 Seiten mit den Briefen und Traktaten Frontos aufzufinden. Die wertvolle Handschrift stammte aus dem berühmten oberitalienischen Kloster Bob(b)io, das i. J. 614 vom Iren St. Columban gegründet worden war; der eher im V. als im VI. Jahrhundert in schöner Unziale geschriebene Frontokodex wurde hier im Laufe des VII. oder VIII. Jahrhunderts zur Niederschrift der genannten Konzilakten auseinandergenommen, radiert, gescheuert, geglättet und reskribiert. Nach Bobbio war die umfangreiche Handschrift wohl aus der akademieähnlichen Klosterschöpfung Cassiodors *Vivarium* gekommen¹⁾. Mit Hilfe von Tinkturen,

¹⁾ Der verstorbene Kustos der jetzigen Wiener Nationalbibliothek Dr. Rudolf Beer schloß dies (Anz. der phil.-histor. Kl. der Akad. d. Wiss. in Wien 1911, Nr. XI.) aus dem Umstande, daß zum Reskribieren der Konzilakten außer dem Nachlasse Frontos auch gotische Bruchstücke verwendet worden sind. Auch anderes, so einzelne grammatische Bemerkungen des Korrektors, scheinen mir diese Vermutung zu unterstützen (vgl. Wiener Studien XXXIV 254).

die der damals in der Behandlung von Palimpsesten noch wenig erfahrene A. Mai vielfach übermäßig anwendete, vermochte er einen größeren Teil des Frontotextes zu entziffern. Die zahlreichen Mängel seiner wenig sorgfältigen Publikation (1815) deckte aber bald darauf (1816) die scharf kritische Ausgabe der Berliner Trias, Niebuhr, Buttmann und Heindorf, offen auf; sie haben darin vieles richtig geordnet, verbessert und erklärt, anderes aber aus Mangel an Autopsie und Zeit irrig beurteilt und den vom Finder stark überschätzten Wert der Sammlung selbst unterschätzt. Angelo Mai ergänzte jedoch seinen ersten Frontofund im Jahre 1823 (mit geringen Veränderungen wiederholt 1846) durch die von ihm im Vatikan hinzuentdeckten, weit besser behandelten und gelesenen 106 Vatikanischen Seiten. Darauf bemühte sich eine Anzahl namentlich deutscher Philologen²⁾ um die Textkritik des Frontonischen Nachlasses, leider meist ohne den verdienten Erfolg, weil sie sich auf die unzulänglichen und oft irreführenden Angaben Mais über die Hauptmasse der Ambrosianischen Blätter verließen oder verlassen mußten. Durch die erst wieder vom Holländer G. N. Du Rieu in kurzer Zeit durchgeführte und an S. A. Naber (Teubner 1867) abgetretene Vergleichung des Palimpsestes wurde im wesentlichen die Anordnung mehrerer Teile verbessert, eine Reihe von Marginalnoten nachgetragen und manche Angaben Mais über den Umfang der Lücken ergänzt. Daß man aber über Mais und Nabers Ausgaben durch philologische Gründlichkeit hinauskommen könne, zeigte der vortreffliche Palimpsestforscher W. Studemund, der sich mit größeren Unterbrechungen vom Jahre 1867 bis zu seinem Tode im Jahre 1889 mit Fronto befaßte. Er hat freilich von den Ambrosianischen Seiten nur etwa 60 leichter lesbare nachverglichen und seine Ergebnisse in der *Epistula critica ad Rud. Klusmannum* (1873/4) veröffentlicht, von den besser erhaltenen Vatikanischen aber den Großteil für die von ihm geplante Faksimileausgabe transkribiert. Die Arbeit ruhte sodann bis zum Jahre 1895, nachdem der Jurist Paul Krüger, der Paläograph K. Zangemeister, der Philologe A. Funck u. a. sich vom überaus schlechten Zustand der Ambrosianischen Blätter hatten abschrecken lassen. Endlich übertrug die Preußische Akademie mir die Arbeit, dazu wohl bewogen durch meine Entzifferung der 18 Spalten des Orléaner Palimpsests zu Sallusts Historien. Meine ersten Reisen warfen

²⁾ Vgl. die Zusammenstellung in den tüchtigen *Emendationes Frontonianae* von Rudolf Klusmann (1874).

zwar manches Beachtenswerte ab, ließen mich aber erkennen, daß die so vielen tief gebräunten oder geschwärzten Blätter mit ihren Durchlöcherungen, ihrer Brüchigkeit und Unebenheit auch bei der stärksten Augenanstrengung und dem größten Zeitaufwand keine zufriedenstellende Entzifferung oder Ergänzung zulassen würden. Die Weitervergleichung wurde durch zwei eigene größere literarische Arbeiten unterbrochen, meine Umarbeitung des Dzialtkoschen Kommentars zu Terenz' Phormio (in 3. Aufl. 1897/8, weiterhin in 4. Aufl. 1913) und durch die Hebung und Publikation des 80 Seiten umfassenden Palimpsestfundes der *Didascalia Apostolorum* (mit Teilen der *Canones Apostolorum* und der Ägyptischen Kirchenordnung), die in vulgärlateinischer Übersetzung große Teile des im griechischen Original verlorenen Textes der ältesten christlichen Kirchenordnung bietet (*ed. princ.* Teubner 1899/1900). In den folgenden Jahren widmete ich neben meiner als Ordinarius in Wien sehr erhöhten Berufstätigkeit alle verfügbare Ferialzeit der Lesung von Frontoblättern und der Veröffentlichung wichtigerer neu entzifferter oder ergänzter Teile (in Fest- oder Zeitschriften, vor allem in den „Wiener Studien“), betonte aber immer wieder die Notwendigkeit der Reinigung und Glättung der Blätter.

Erst nach der gelungenen Restaurierung der 106 Seiten des Vatikanischen Teils und dessen phototypischer Reproduktion (*Mediolani*, Hoepli 1906) auf Veranlassung des hochverdienten damaligen Präfekten, des jetzigen Kardinals Dr. Fr. Ehrle, wurde durch den überaus einsichtigen und entgegenkommenden Vorstand der *Ambrosiana* Monsignore Achille Ratti, den jetzigen Papst, auch die vorsichtige Glättung und mechanische Reinigung der Ambrosianischen Blätter ins Auge gefaßt. Ihre nur allmählich und höchst behutsam durchgeführte Reinigung und Lichtung erleichterte die Lesung vieler Seiten, verringerte insbesondere auf diesen die Zahl der früher als unsicher gebuchten (suppungierten) Zeichen und hob manche Partie zur Klarheit; namentlich kam eine große Anzahl früher nicht sichtbarer Varianten, Glossen und Korrekturen der zweiten und dritten Hand zum Vorschein, deren Feststellung aber bei ihrer teilweisen Schattenhaftigkeit neue Mühe und größeren Zeitverlust verursachte. Ebenso beanspruchte die Verwandlung der ursprünglich geplanten Faksimileausgabe in eine *editio maior* mit rezensiertem Texte weit mehr Zeitaufwand und Arbeit. Eine Probe des Textes einer Seite vor der Revision und nach derselben bietet das Doppelblatt, das ich seinerzeit der Grazer Philologenversammlung vorgelegt habe; und mein

Johann Vahlen zum 80. Geburtstag gewidmeter Aufsatz über ein Enniuszitat (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. LXI 673 ff.) kann zeigen, wie viele Rasuren, Verbesserungen und Varianten der korrigierenden Hände, wie viele alte Erklärungsversuche zu diesen wenigen Worten hinzugewachsen sind. Die Masse gereinigter Seiten konnte ich aber innerhalb der mir zur Verfügung stehenden Ferialzeit bis zum Sommer 1913, als ich das vorletzte Mal in der *Ambrosiana* weilte, nicht völlig in dieser Form aufarbeiten und nachvergleichen. Dann trat bekanntlich der Krieg ein, der Studienreisen unmöglich machte; aber auch die Jahre nach dem Friedensschlusse waren wegen der politischen Verhältnisse, der außergewöhnlichen Teuerung und Wohnungsnot in Mailand einem solchen Vorhaben ungünstig. Doch nützte ich die Kriegszeit nicht nur für die Ausarbeitung des bisher sicher Gelesenen, sondern auch für die Ergänzung der bei Frontos Mosaikstil sehr zahlreichen *Testimonia* und *Imitationes* aus. Da ferner die großen Hoffnungen, die man auf die Wessobrunner (Beuroner) Palimpsestaufnahmen des jetzigen Professors Dr. Ing. G. Kögel gesetzt hatte³⁾, sich leider bei den von A. Mai mit Tinktur getränkten Frontoblättern bisher nicht erfüllten, verwendete ich die hierfür von Freunden und Schülern zu meinem 60. Geburtstag gestiftete Ehrengabe für einen Reisezuschuß an meinen früheren Schüler, Sekretär Dr. Fr. Miltner, der mit großer Hingabe eine Anzahl von Blättern in Mailand, wo er Verwandte besitzt, nachverglich, ferner zur Herstellung von im wesentlichen gelungenen Lichtbildern durch die Firma Seemann. Erwähnen will ich noch, daß der während der Restaurierung des Palimpsests unternommene eilige Entzifferungsversuch des Holländers Dr. Corn. Bra k m a n (*Frontoniana*, Traiecti I. 1902, II. s. a.) nicht gelungen ist (vgl. Zeitschr. f. d. öst. Gymn. LIV 32 ff.). Um von anderen Bemühungen, die Arbeit während der ersten Nachkriegszeit an sich zu ziehen, lieber zu schweigen, sei nur noch darauf hingewiesen, daß der Philologe C. R. Haines seiner ersten Frontoübersetzung ins Englische (London, Heinemann 1919/20) auch einen lateinischen Text beigegeben hat, der zwar alle von mir bis dahin veröffentlichten neuen Lesungen (unter Nennung meines Namens) enthält, im übrigen aber der Ausgabe Nabers nachsteht, weil Haines die handschriftliche Anordnung der Briefsammlung zu Gunsten des überaus problematischen Ver-

³⁾ Sitz.-Ber. d. Preuß. Ak. d. W., hist.-philolog. Kl. XXXVII 1914, S. 974 ff.; vgl. auch jüngst „Forschungen und Fortschritte“ V (1929), S. 234ff.

suches einer zeitlichen Folge zerrissen und allerlei kühne und unglückliche Änderungen aufgenommen hat, oft ohne die handschriftlichen Lesungen anzugeben. Über meine jüngste Studienreise, die der Ergänzung und Überprüfung meiner bisherigen Lesungen galt, habe ich schon oben berichtet.

Nun möchte ich noch zwei Stellen, die m. E. durch diese Revision gewonnen haben, — es sind keine Paradestellen — knapp besprechen.

Zunächst will ich zu den schon bekannten Randbemerkungen des Korrektors auf S. 266 des Ambrosianus (Naber S. 203, Z. 22): *Homerum dicit. Xenophon hic sub Cyro stipendia voluntaria fecit*, worin *voluntaria* von Mai und Naber weggelassen worden war, den von mir neugelesenen Frontotext bieten. Das von mir Entzifferte lautet folgendermaßen:

*Et Homeri disperderentur | carmina, si pugnae
deessent, | quod carmine secundo inte|gro, set primis
etiam primi | carminis versib(us) decla|ravit. Certe
Xenophon (no aus lo verbessert) At|heniensis dignus
custos | experientiae (aus prudentiae von m² verbessert)
Graecorum | sub Cyro stipendia volun|taria fecit.* In diesem einfachen Texte fällt nicht einmal das starke, seit Plautus belegte, auch Cicero nicht ganz fremde Kompositum *disperdere* auf. Doch werden die vielen supponierten Zeichen in meiner Ausgabe zeigen können, daß der Text wegen der schlechten Erhaltung der Seite nicht leicht zu entziffern war⁴⁾.

Die Willkür, mit der Haines diese Stelle behandelt hat, mag der Umstand zeigen, daß er (II 198, Anm. 6) die Randnotiz *Homerum dicit* zwar zu Ambros. S. 266 anführt, aber vor der längeren Glosse, deren Fassung ich auch im Text feststellen konnte: *Eorum profecto uberrima ingenia frustra fuissent, ni magnificis sese rebus scribendis occupassent, itemque nisi pro magnitudine rerum gestarum scribtorum quoque ingenia congruerent⁵⁾*, statt danach angesetzt hat,

⁴⁾ Auf die genaue Wiedergabe der minder deutlichen Buchstaben glaube ich hier verzichten zu dürfen, weil trotz ihrer Zahl mir kein einziges Wort wirklich unsicher ist.

⁵⁾ Mai und Naber bieten für *ni, sese* und *scribendis* ungenau *nisi, se* und *scribendis* (die letzte Schreibung hat auch Haines gegen meine Angabe in den Verh. der 43. Vers. deutscher Phil. u. Schulmänner S. 80); *scribtorum* schreibt *m¹* des Textes und der Glossator, *scriptorum m²* und die Ausgaben. Gegen Haines möchte ich zugleich feststellen, daß ich a. O. den obigen Passus nicht als *sicher*, sondern nur als möglicherweise Sallustisch bezeichnet habe.

während er die andere auf derselben Seite nur 5 Zeilen darunter stehende Randnote *Xenophon hic sub Cyro stipendia voluntaria fecit* ohne jeden Grund ziemlich weit davon trennt (II 200, Z. 12 f.), indem er sie auf Ambr. S. 268 versetzt. Ich kann hinzufügen, daß ich nunmehr nach *congruerent* im Text noch *aut rebus vel adaptarentur*, in der Glosse *aut aptarentur* gelesen habe. Die verbessernde Hand ändert somit das nichtklassische, erst bei Sueton in partizipialen Formen erscheinende Kompositum (s. *Thes. l. Lat.* I 569, 70 ff.) in das gewöhnliche Simplex. Die Wendung selbst aber entspricht dem tendenziösen Charakter der *Principia historiae*.

Als zweite Stelle möchte ich einen Teil der dunkeln Seite 319 des Ambrosianus (S. 180, Z. 18 ff. Naber) besprechen, die teilweise lesbarer geworden ist. Sie bietet einen kurzen Brief Frontos (*Ad amicos* I 10) an Petronius Mamertinus. Das Schreiben beginnt (auf S. 320 des Ambr.) mit den auf die Überschrift *Fronto Petronio Mamertino salutem* folgenden Worten: *Sardius Saturninus filium habet Sardinum Lupum, doctum et facundum* || (S. 319, Sp. I) *virum, de mea domo meo(que) contubernio in forum deductum*. Es heißt weiter bei Mai und Naber: *ad omnis bonas artis a me institutum, frequentissimum auditorem tuum(que) maximum laudatorem*. Für *bonas* war, wie Mai angab, wohl *bonis* geschrieben; doch hatte diesen Fehler schon *m*² durch darübersetztes *a* verbessert; dazu hat sie noch, wie ich gesehen habe, *bonas* in *sanas* zu verwandeln gesucht, m. E. ohne einen wirklichen Grund. Statt *tuum(que)* steht aber im Palimpsest ganz deutlich *tuum et*. Nach dem folgenden *maximum laudatorem* merken unsere Ausgaben mit Mai an: *Hinc usque ad epistulae finem perierunt versus XVII*; dazu kommt jedoch noch ein Rest der 18. Zeile. Hievon bieten unsere Texte bloß die zusammenhangslosen Wörter: . . . *minus (augerem) habuit . . . egregias . . . gravissim(um) . . . ta mihi . . . cum Sardinio Saturnino, qui aliq nos* || (319 II) *trae numeros ac diligas*.

Mir war es möglich, von der 7. Zeile der ersten Spalte ab folgendes zu lesen: *ma|ximum laudatorem car|minum tuorum. Habuit | fratrem egregiae indo|lis (lis scheint aus les verbessert) iubenem (für iuvenem). Statt carminum hatte also Mai samt Naber minus, für tuorum zweifelnd augerem und für egregiae den Akkus. egregias gesetzt; Haines (II 242) glaubte, für carminum die Litotes (nec) minus in den Text aufnehmen zu dürfen. Es folgt im Palimpsest *adtentum | minus paludis aqua solus | mersus in**

domo mea defunctus est. Wir erfahren daraus zunächst, daß der Adressat *Petronius Mamertinus*⁶⁾ Gedichte verfaßt hatte, die *Sardius Lupus* aufs höchste lobte. Jenem gebildeten und gelehrten Freunde Frontos werden wohl die Verse gehören (CIL. III 77), die von ihm als Präfekt Ägyptens handeln und unter Hinweis auf die Flucht der Gottheiten aus der verderbten Welt, weiter auf *Hadriani pia saecula* und die tönende Memnonssäule (vgl. CIL. III 44) hervorheben, daß er einen siegreichen Feldzug in die äthiopische Wüste gemacht habe. Da *Petronius* die Präfektur in Ägypten vom November 133 bis 137 bekleidete, dann von 139 (138?) bis 143 *Praefectus praet.* war und als solcher gestorben sein dürfte (nach *Pros. Rom.* III 28, 212), fällt der Brief vor oder um diese Zeit, wie auch andere Schreiben dieses Buches (so I 14 und 15). Wenn Haines allerdings zweifelnd das J. 166 ansetzt, so müßte der Brief an den Sohn *M. Petronius Sura Mamertinus* (Konsul 182) gerichtet sein, den Schwager des Commodus, den dieser hinrichten ließ (*Vita Comm.* 7, 5); doch ist uns von dichterischen Fähigkeiten des letzteren nichts bekannt. Ferner entnehmen wir dem Briefe, daß der jüngere, hervorragend begabte Bruder des *Sardius Saturninus*, auch ein früherer Schüler Frontos, im Sumpfwasser allein versunken und in dessen Haus verschieden war. Diesen Satz leitet der nach *iubenem* interpungierende Korrektor durch die über *adtentum* geschriebene Variante *-us* ein, während nach der ersten Hand *adtentum minus* noch zur Charakteristik des Jünglings gehörte. Die Änderung hat zwar einiges für sich, aber ich glaube, auch die ursprüngliche Schreibung gibt, als adversatives Asyndeton zu *egregiae indolis* gefaßt, einen passenden Sinn. Außerdem spricht für *adtentum*, daß dadurch die bei Fronto unbeliebte kakophonische Silbenfolge *adtentus minus paludis aqua solus mersus . . . defunctus est* vermieden wird. Auch entspricht der Satzschluß *adtentum minus* (— — | — — —) besser den bei Fronto üblichen Klauselformen als *indolis iuvenem* (— — — — —). Andererseits fehlt es an ähnlichen härteren Übergängen wie *Paludis aqua* bei Fronto nicht⁷⁾. Trotz mehrerer minder deutlicher Zeichen in

⁶⁾ Er hieß wahrscheinlicher *Sev.* als *M. Petronius Mamertinus* nach der verstümmelten Inschrift CIL. III 44, *Pros. Rom.* III, S. 28, Nr. 212; vgl. Mitteis-Wilcken, Grundzüge und Chrestom. der Papyruskunde I 2, 42 ff. (danach war er im J. 156 sicher schon verstorben) und Borghesi, *Oeuvres compl.* X48, 776 f. u. a.

⁷⁾ Für die Gerichtsreden empfiehlt er sogar solche Satzschlüsse und Übergänge. vgl. S. 211, 17 f., wo *m*¹ richtig *sedulo curamus, ut pleraeque sententiae durius interdum et incontius* (so!) *finiantur* schreibt und erst *m*² *incastius* ändert.

diesen Zeilen ist mir ihr Text doch sicher. — Die erschütternde Wirkung der Katastrophe auf sich gibt Fronto schlicht, bündig und m. E. wirksam mit den Worten wieder: *Me gravissimo dolore adfecit, ut|eo casu gravissimo aucta mihi necessitudo sit|cum Sardinio Saturnino*. Statt des zweimal mit Nachdruck gesetzten Superlativs *gravissimo* hat Mai nur einmal die Form *gravissim(um)* gelesen. Auch im eigentlichen Trosts Schreiben an *Sardinus Saturninus* (*Ad am.* I 20, S. 187 N.) nennt Fronto das unglückliche Ereignis einen *gravissimus casus*. Er gibt übrigens in den Worten *ut eo casu gravissimo aucta mihi necessitudo sit* den Erfahrungssatz wieder, daß gemeinsames Unglück die Menschen einander näher bringt. Ähnliches findet sich auch sonst. So sagt z. B. Weber im Demokritos „Unglück vereint, Glück trennt die Menschen“.

Der Text der nächsten Zeilen (18 bis 21) ist viel schlechter lesbar und birgt noch einzelne Aporien, über die ich wegen Raum mangels lieber anderwärts ausführlicher handeln will. Ihr Sinn ist der, daß *Petronius Mamertinus*, der Fronto zu verschiedenen Zeiten auf seinen Besitzungen in heiterer Weise bewirtet hatte, nun die Seinigen trösten möge. Daraus will ich nur die Zeit- und Ortsangaben herausheben, die so lauten: *alias sub Roma* (so m^2 statt *Rome* der m^1), *alias | Sepiosi* (wahrscheinlicher als *seriosi*). Das meines Wissens als Ortsname und als Adjektiv unbelegte *Sepiosum* wird von *saepes* „Gehege, Zaun“ herzuleiten sein; für die Schreibung mit einfachem *e* gibt es nicht nur viele andere ähnliche Beispiele im Palimpseste, sondern auch das den einfachen Vokal zeigende Compositum *praesepe*. Über die Lage der Örtlichkeit erhalten wir in wünschenswerter Weise durch die Variante von m^2 Aufschluß: *i. al. prope villam Hadrianam*. Der uns sonst, soweit ich sehe, nicht bezeugte Ort lag also nahe bei der Prachtanlage der *villa Hadriana*, unweit Tibur, dem heutigen Tivoli. Ähnlich heißt eine Munizipalstadt in Samnium, die bei *Bovianum* gelegen war, *Saepinum* (jetzt *Sepino*).

Zu den schließenden Worten *Oro quaeso|que, ut merito honore | eum prosequaris* wäre nur noch zu bemerken, daß m^2 über *honore* geschrieben hat, *i. al. familiaritate*. Für die Ursprünglichkeit der Lesart der ersten Hand scheint mir aber zu sprechen, daß im verwandten Empfehlungsbriefe Frontos für *Sardinus Saturninus* an *Caelius Optatus* (*Ad am.* I 9, N. S. 180) es ähnlich heißt: *carissimum mihi virum omni honore dignum iudices et ope tua protegas*. Auf die *familiaritas* wird ohne-

hin in der Schlußwendung unseres Briefes gehörig hingewiesen, die so lautet: *et in/ter cultores familiae nos//trae numeros ac diligas'*. Hievon hatte Mai nur die vier letzten Worte entziffert.

Doch ich muß abbrechen! Ich hoffe, daß schon diese Proben zeigen können, daß auch meine letzte Studienfahrt die Lesung des Frontotextes gefördert hat. Je mehr aber die langwierige, mühevoll, besonders augenanstrengende Arbeit ihrem endgiltigen Abschluß sich nähert, um so mehr will mir scheinen, daß das gewöhnlich über Frontos Briefe und Traktate gefällte Urteil nicht billig und gerecht ist. Sie müssen m. E. als vertrauliche, zumeist pädagogisch-didaktische (zum Teil scherzhafte) Schriftstücke, nicht als geschichtliche oder rednerische Leistungen betrachtet werden. So aufgefaßt, sind sie samt der uns mitüberlieferten Korrespondenz dreier Kaiser und dem Schreiben Appians nicht unergiebig an Zügen und Nachrichten, die geeignet sind, das Bild des Übergangszeitalters der Antonine wünschenswert zu ergänzen und zu berichtigen. Auch die archaisierende Richtung Frontos wird man nicht als Verfälschung oder willkürliche Verkünstelung des Lateins, sondern als ein im Geiste der Zeit gelegenes Bestreben anzusehen haben, die erschöpfte, abgenutzte und von den Provinzialen beeinflusste Sprache zur kraftvollen Natur ihrer Jugendzeit, zur gehaltvollen Fülle ihrer großen alten Meister zurückzuführen und ihr damit verjüngte Ausdrucksfähigkeit und neuen Wohlklang zu geben. Im übrigen dürften schon mehrere meiner Veröffentlichungen (vgl. die Zusammenstellung in dieser Zeitschr. XXXI 260 f. und XXXIV 259) dargetan haben, daß der besser gelesene Frontotext nicht arm an literargeschichtlichen Nachrichten und sonst interessanten Tatsachen ist.

Wien.

Dr. EDMUND HAULER.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	1
Albin Lesky, Zur Entwicklung des Sprechverses in der Tragödie.	3
Heinrich Gomperz, Zur Theogonie des Pherekydes von Syros.	14
Julius Jüthner, Isokrates und die Menschheitsidee	26
Hans Arnim, Aristoteles' Metaphysik K und B.	32
Karl Mraz, Ein Fund bei Eusebius	39
Rudolf Heberdey, Ein griechisches Epigramm aus dem Gebiete von <i>Termessus maior</i>	43
Heinrich Sitte, Zu Phidias (Zweite Fassung; mit 4 Tafeln)	49
Emanuel Löwy, Archäologisch-Philologisches (mit einer Vignette)	56
Josef Mesk, Der Schluß des Plautinischen <i>Epidicus</i>	61
Robert Kauer, Iktus und Akzent im lateinischen Sprechvers.	68
Ludwig Radermacher, Die Wahl der Lebensgüter	79
Alfred Kappelmacher, Vergil und Theokrit.	87
Carl Patsch, <i>Cavii</i> oder <i>Candavii</i> ? (Zu Livius XLIV 30, 7ff.; mit einer Kartenskizze)	102
Karl Prinz, Martialerkklärungen, II.	109
Ernst Kalinka, Nochmals der Namensatz der <i>Germania</i>	116
C. F. Lehmann-Haupt, Der Sturz des Kroisos und das historische Element in Xenophons Kyropädie, I.	123
Adolf Wilhelm, Zu der Inschrift König Antiochos I. von Kommagene aus Samosata	127
Wilhelm Kubitschek, <i>Spurius, Spurii filius, sine patre filius</i> und <i>spurius</i> 130	
Edmund Groag, Zum Konsulat in der Kaiserzeit.	143
Rudolf Egger, <i>Civitas Noricum</i>	146
Fritz Schachermeyr, Telephos und die Etrusker	154

	Seite
Arnold Schober, Hippolytos auf provinzialrömischen Reliefs (mit einer Tafel)	161
Carl Wessely, <i>Abalus insula</i>	164
Hans Gerstinger, Ein neuer Beitrag zur Geschichte der griechischen amtlichen Kanzleischrift (<i>Papyr. Gr. Vindob. 24473</i> ; mit einer Tafel und einer Nachzeichnung)	168
Edmund Hauler, Von meiner letzten italienischen Studienreise (Zu Terenz und Fronto S. 180 und 203 Naber)	172

WIENER STUDIEN.

Zeitschrift für klassische Philologie.

Schriftleiter:

H. v. Arnim, E. Hauler und L. Radermacher.

XLVIII. Band.

Jahrgang 1930.

Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht.

Wien 1931.

OSKAR HÖFELS,

I, WALFISCHGASSE 14.

Die „**Wiener Studien**“ erscheinen wegen der außergewöhnlich erhöhten Herstellungskosten vorläufig in zwei Halbjahrsheften mit dem auf etwa je 7 Druckbogen verringerten Umfang. Der Bezugspreis dieses Bandes ist für Österreich mit S 14.—, für Deutschland und das Ausland mit **RM 8.—** bestimmt.

Honorare können derzeit nicht gezahlt werden, doch erhält jeder Verfasser 20 Sonderabzüge seines Beitrages kostenlos beigelegt.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung oder der Verlag entgegen.

Beiträge zur lateinischen Philologie bittet man an Professor Dr. Edmund **Hauler** (Wien, IX., Porzellangasse 18), solche zur griechischen an Professor Dr. Hans v. **Arnim** (XIX., Hardtgasse 19) oder an Professor Dr. Ludwig **Radermacher** (XVIII., Hermann Pachergasse 7) zu senden.

Inhaltsverzeichnis
zu den
WIENER STUDIEN

Band XLVIII.

Abhandlungen:

Constantinus Horna, <i>Empedocleum</i>	3
Josef Morr, Zum Sprachgebrauche Xenophons	11
Josef Mesk, Der Bericht über die Ermordung des Laios bei Sophokles (Ö. R. 798—813)	131
Emil Bürgi, Ist die dem Hermogenes zugeschriebene Schrift <i>Παρὰ μεθόδου θειότητος</i> echt? I.	187

Johannes Theoph. Kakridis, ΤΙΘΩΝΟΣ	25
W. Schwahn, Die Apokleten der Ätoler und die Apoklesia der Lokrer	141

August Oxé, ΣΩΤΗΡ bei den Römern (Drei Skizzen zu Horaz)	38
Ernst Kalinka, Wahrheit und Dichtung in der römischen Liebeslegie	61
Vinzenz Bulhart, Lexikalische und kritische Beiträge	70
Alfred Kappelmacher, Zum literarischen Nachlaß Senecas	178

Fritz Walter, Zu lateinischen Schriftstellern. I., II.	75, 182
Helene Miltner-Zurunić, <i>De carmine ad Flavium Felicem misso, quod inscribitur De resurrectione mortuorum</i> . I.	82

Mauriz Schuster, Der Werwolf und die Hexen. Zwei Schauermärchen bei Petronius	149
--	-----

Arturus Biedl, <i>De Memmiorum familia</i>	98
--	----

Miszellen:

Ludwig Radermacher, Herodot VII 208	198
— Zu den <i>Acta Andreae et Matthiae</i>	108
Otto Weinreich, Zur Wahl der Lebensgüter	198

Ludwig Bieler, Zu Porphyrios <i>Vita Pythagorae</i> 27	201
Gertrud Herzog-Hauser, Tityos und Rhadamanthys	108
Edmund Hauler, Zu Sallusts Historien III 6 (M.; Erwiderung auf Ad. Schultens Miscelle im Hermes LXIII 366 ff.)	122
Alexander Gaheis, Bemerkungen zu vielgelesenen Stellen der Schul- lektüre	206
Carl Weyman, <i>Similia</i> zu Vergils Hirtengedichten (VII.) Ekloge IX.	212
Carolus Prinz, <i>De Martialis Epigr. IX 67</i>	113
Mauriz Schuster, Ein <i>locus conclamatus</i> bei <i>Valerius Flaccus</i>	116
August Scheindler, Zur Erklärung von Tacitus' <i>Germania</i>	217
Edmund Hauler, Zu Petrons <i>Cena Trimalchionis</i>	221
Alfred Kappelmacher, Nachlese. I.—III.	119
Stephan Brassloff, <i>Epigraphica</i> . I.—III.	111
Index	229

165

WIENER STUDIEN.

Zeitschrift für klassische Philologie.

Schriftleiter:

H. v. Arnim, E. Hauler und L. Radermacher.

XLVIII. Band.

Jahrgang 1930.

Erstes Heft.

Ausgegeben im August 1930.

Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht.

Wien 1930.

OSKAR HÖFELS,
I, WALFISCHGASSE 14.

Die „**Wiener Studien**“ erscheinen wegen der außergewöhnlich erhöhten Herstellungskosten vorläufig in zwei Halbjahrsheften mit dem auf etwa je 7 Druckbogen verringerten Umfang. Der Bezugspreis dieses Bandes ist für Österreich mit S 14.—, für Deutschland und das Ausland mit Mk. 8.- bestimmt.

Honorare können derzeit nicht gezahlt werden, doch erhält jeder Verfasser 20 Sonderabzüge seines Beitrages kostenlos beigelegt.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung oder der Verlag entgegen.

Beiträge zur lateinischen Philologie bittet man an Professor Dr. Edmund **Hauler** (Wien, IX., Porzellangasse 18), solche zur griechischen an Professor Dr. Hans v. **Arnim** (XIX., Hardtgasse 19) oder an Professor Dr. Ludwig **Radermacher** (XVIII., Hermann Pachergasse 7) zu senden.

Empedocleum.

Commentariorum, quae Olympiodorus ad Platonis Gorgiam conscripsit, usque ad hunc diem non exstat editio nisi illa haud satis idonea, quam anno 1847. A. Jahn recentissimo codice Babilienſi (saec. XVI!) usus publici iuris fecit (Archiv f. Phil. u. Paed. XIV). Cum editor hunc librum manu scriptum, ut erat, foedissimis mendis scatentem typis exscribere satis haberet, textus immanem quadam tenus ridiculumque praebet aspectum¹⁾. Quodsi in his scholiis cum alia leguntur, tum illa Aristotelis ad Eudemum elegia doctorum sententiis controversa, compluribus iam abhinc annis opportunitate usus Venetiis Olympiodori codicem vetustissimum inspexi, Marcianum 196; quem saeculo X. scriptum esse Zanetti verissime asseverat (Graeca D. Marci Bibliotheca p. 109)²⁾. Posteaquam v. 7 illud οὐν a Th. Gomperzio aliisque in dubitationem vocatum nisi in rasura non exstare repperi³⁾, folia in libro percurrere incidi in Empedoclis fragmentum 134 Diels, quod in fol. 14 v. bis exaratum est et suo loco intra textum et praeterea in margine adpictum. Namque librarius sive idem sive alius, cuius scriptura ab illius manu vix discerni potest, in margine adnotationes haud ineptas adscripsit, quae scholas Neoplatonicas redolent. Sunt autem hi versus e lustralibus carminibus hausti, quos Diels sic exhibet:

οὐδὲ γὰρ ἀνδρομέη κεφαλῇ κατὰ γυῖα κέχασται,
 οὐ μὲν ἀπαι γάτοιο δύο κλάδοι αἰσσοῦνται,
 οὐ πόδες, οὐ θοὰ γοῦν(α), οὐ μήδεα λαχρήντα,
 ἀλλὰ φρῆν ἱερῇ καὶ ἀθέσφατος ἔπλετο μῦθον,
 5 φροντίσι κόσμον ἅπαντα καταΐσσοῦσα θοῆσιν.

¹⁾ Ne malitiosius iudicasse videamur, in adnotatione unum et item alterum exemplum deliciarum causa proferemus: p. 114, l. 35 ἐτι πεύσων κόρας καλὰς (pro ὀπιπέσων), p. 124, l. 9 τὸ πῶς pro τὸ φῶς.

²⁾ William Norvin, qui ex eodem Marciano Olympiodori in Phaedonem commentaria 1913 edidit, eum saec. IX. exeunte vel X. ineunte scriptum esse existimat. Idem editioni suae tabulam lucis ope expressam adiecit, unde notam atque indolem libri perspicere possis.

³⁾ Eosdem elegiae versus codex Vind. 314, quem anno 925. scriptum esse constat, in folio 27 praebet. Quae memoria, etsi tota haud dubie ex Olympiodoro pendet, tamen non ex Marciano hausta est. Qua re opinio expeditur, quam Otto Immisch in Phil. LXV, p. 16 protulit Marcianum 196 unicum carminis fontem esse suspicatus.

Adhuc usque fundamentum scripturae et sententiae stabi-
liendarum praebuit Ammonius, qui in commentariis ad Aristo-
telis librum de interpretatione (249, 1 Busse) hoc Empedocleum
servavit. Ex Ammonio discipulus eius Olympiodorus philoso-
phus locum delibavit, sed ita, ut primum versum solum exscri-
beret. Sed iam in hoc versu discrepantia nobis occurrit, ut
minutissima, ita non prorsus spernenda. Nam Marcianus pro
dativo ἀνδρομέῃ κεφαλῇ suppeditat nominativum ἀνδρομέη κεφαλῇ
neque tenuis est hac in re auctoritas librarii, quippe qui iota
mutum suis locis religiosissime adpingere consueverit. Uter
casus praeoptandus sit, non facile disceptaveris. Dativo, qui
vulgatur, recepto subiectum loci laudati desideratur. Hermannus
quidem Diels „Poetarum philosophorum fragmenta“ (1901) edens,
si ex indice verborum sub κατακαινόναι de sententia viri doc-
tissimi coniecturam facere licet, structuram ita videtur inter-
pretatus esse, ut γυῖα subiectum et κατὰ tmesi a κέκασται sepa-
ratum esset. Sed cum duobus annis post poetam iterum ederet
(Die Fragmente der Vorsokr. I⁴ p. 274) subiectum sive Ἀπόλλων
sive τὸ θεῖον ex verbis, quae Ammonius fragmento proponit, supplend-
um esse censuit, id quod intellegi potest ex versione addita: „Denn
sie (die Gottheit) ist auch nicht mit menschenähnlichem Haupte an
den Gliedern versehen.“ Neque aliter J. Burnet: „For he is not
furnished with a human head on his branches“ (Early Greek
Phil.² p. 259). Certe mirum molestumque videretur, si et Ammo-
nius et Olympiodori scholiasta, qui ex illo minime pendet,
versus ita attulissent, ut subiectum desideraretur. Si autem
Olympiodorum et eius adnotatorem secuti nominativum rece-
perimus, non deerunt, qui ratam grammaticae artis viam insi-
stentes Homeri aliorumque testimoniis prolatis structuram verbi
καινῶσθαι sive dativo sive infinitivo carere posse negent. Atqui
id verbum absolute usurpari non est res inaudita. Cf. Aeschyli
Eum. v. 766 ἐποίησεν εὖ κεκασμένον δόρυ. Hesychius quidem hunc
Empedoclis, ut videtur, locum respiciens κέκασται glossam inter-
pretatur ὑπερέχει; unde apparet versum sic esse vertendum:
„Neque caput humano simile inter membra excellit“. Quis tan-
dem requiret, quibus rebus caput excellat! At nimis loquaciter
de hac re pusilla disputavimus.

Sed priusquam ad alteram quaestionem graviorem acce-
damus, ex re erit eam fragmenti scripturam proponere, quam
adnotator in margine Marciani adpinxit. En versus integri!

οὔτε γὰρ ἀνδρομέη κεφαλὴ κατὰ γυῖα κέκασται,
 οὐ χέρες, οὐ θοὰ γούν', οὐ μήδεα λαχνήεντα
 ἀλλὰ φρήν ἱερὴν καὶ ἀθέσφατος ἔπλετο μούνον
 φροντίσι κόσμον ἅπαντα καταΐσσοῦσα θοῆσιν.

Abest igitur versus alter, qui apud Ammonium legitur. Quem casu intercidisse, quia propter exordii similitudinem (οὐ in vv. 1, 2) librarii sedulitas facile falli poterat, haudquaquam verisimile est. Nam sententia omissi versiculi vulgati substantivo χέρες apud scholiastam resarcitur. Qua voce non modo manus, verum etiam brachia significari Wilamowitz exemplis prolati ad Ionis v. 1337 observavit. Vix igitur dubites, quin vulgatus fragmenti textus interpolatus sit, praesertim cum, unde haec interpolatio orta sit, facile cognoscatur. Nam in frgm. 29, quod ex physicis carminibus Hippolytus Ref. VII 29 servavit, haec leguntur:

οὐ γὰρ ἀπὸ νύττοις δύο κλάδοι αἰσσοῦνται,
 οὐ πόδες, οὐ θοὰ γούν', οὐ μήδεα γεννήεντα
 ἀλλὰ σφαῖρος ἔην καὶ ἴσος ἐστὶν αὐτῶ.

Profecto in posteriore carmine saepius versus e priore a poeta ipso translata occurrunt. Quare Udalricus de Wilamowitz, cum novissime Lustralium fragmenta subtili cura perscrutatus insigni arte interpretaretur⁴⁾, recte admonuit: „Er borgt auch manche Verse aus dem älteren Gedicht, verweist auch auf dasselbe“ (p. 652) et iterum: „Aber nicht nur einzelne Wendungen, sondern ganze Verse zu wiederholen, erlaubt er sich unbedenklich nach Homerischem Vorbilde“ (p. 657). Neque hoc loco fragmenta inter se simillima aliqua ex parte variari mirum est; nam in Lustralibus poeta de divino numine dicit, in Physicis de mundi fabrica. Quod autem attinet ad frgm. 134, memoriam codicis Marciani genuinam esse mihi persuasi. Hercule, quanta sagacitate ille corrector esse debebat, qui cum versiculus intercidisset, suo usus ingenio lacunam deprehenderet et deprehensam tam acute ex sententia suppleret pro πόδες substituens χέρες! At multo veri similius est a poeta ipso orationem altero loco praecisam atque contractam esse.

⁴⁾ „Die Καθαρμοὶ des Empedocles“ in relat. acad. Boruss. 1929, p. 629sq. 1. Hac dissertatiuncula iam pridem confecta Ioannis ab Arnim, viri clarissimi, beneficio mihi obtigit, ut Wilamowitzii scriptionem opportune cognoscerem et compluribus locis respicere possem.

Utrumque res se habet, hoc quidem in propatulo est non solum Ammonii et Olympiodori temporibus, sed etiam tum, cum scholiasta ignotus commentarios Olympiodori adnotabat, plus reliquiarum Empedoclis fuisse quam postea. Quare non abs re erit quaestionem ab Hermanno Diels dilucide et erudite expositam⁵⁾ perbreviter retractare, praesertim cum ansam hoc ipsum fragmentum 134, de quo agimus, praebet: Ioannes enim Tzetzes hunc locum laudat (Chil. VII 522) ita praelocutus: Ἐμπεδοκλῆς τῷ τρίτῳ τε τῶν Φυσικῶν. Quae verba Diels ad gravissimas contumelias descendens⁶⁾ Byzantino misello fraudi et fallaciae vertit, quoniam tertii Physicorum libri vestigia manifesta alibi non appareant. Quamquam facere non potest, quin addat: „Welche Veranlassung Tzetzes hatte, gerade drei Bücher zu erfinden, ist nicht klar“. At placidi sedatique duplicem illam memoriam consideremus, quae de philosophi reliquiis tradita est: Diogenes Laert. VIII 77 τὰ μὲν οὖν Περὶ φύσεως αὐτῷ καὶ οἱ Καθαρμοὶ εἰς ἔπη τείνουσι πεντακισχίλια, ὁ δὲ Ἰατρικὸς λόγος εἰς ἔπη ἑξακόσια. περὶ δὲ τῶν τραγῳδιῶν προειρήκαμεν et Suidas καὶ ἔγραψε δι' ἐπῶν Περὶ φύσεως τῶν ὄντων βιβλία β' (καὶ ἔστιν ἔπη ὡς δισχιλία), Ἰατρικὰ καταλογάδην καὶ ἄλλα πολλά. Sed Suidae editio princeps, quam paravit anno 1499 Demetrius Chalcondylas, pro β' exhibet γ' itemque Aldina (1514), Frobeniana (1544) et quae eas secutae sunt, omnes ad unam. Atqui codices aliquot, quos inspiciendos Diels curavit, β' suppeditant et Ada Adler, quae novam Suidae editionem diu exoptatam eximia cura et diligentia praeparavit, humanissime mecum per litteras communicavit omnes codices ab ipsa adhibitos β' praebere, sed ita, ut optimi libri A et F in Empedoclis vita desiderarentur. Tamen nullo pacto a me impetrare possum, ut editores sine aliquo codicum subsidio γ' scripsisse opiner, et Diels ipse concedit: „Ebensowenig aufgeklärt ist es, wie Demetrius Chalkondylas zu den β'β'β' gekommen ist“. Dubitanter vir doctissimus suspicatur vel errorem typographicum in editorum lectione subesse (mirum sane errorem, qui cum Tzetzta congruat!) vel γ' correctionem esse ab editore principe e Tzetztae Chiliadibus sumptum, quae multis annis post

⁵⁾ Über die Gedichte des Empedokles (relat. acad. Boruss. 1898).

⁶⁾ „Die schmachliche Leichtfertigkeit, mit der der verlotterte Gelehrte seine Bücher zusammenschmierte, gebietet die größte Vorsicht“ vel „Für die Zitatensfinkerei aus dem 3. Buche gibt es keine mildernden Umstände; das hat er rein aus den Fingern gesogen.“

(1546) primum editae sunt. Neque tamen ex illo loco colligi poterat Physica non plus tres libros complexa esse et in Suidae codice Marciano XI 22 ipse exaratum vidi βιβλία δ̄. Et reveraprehenduntur vestigia quaedam quamvis levia duorum prooemiorum in fragmentis 112 et 131, unde coniectura subicitur Lustralia si non semper, at aetate Byzantina in duas partes ita divisas esse, ut prior de vate ipso esset, posterior praecepta lustrationis haberet. Neque obliviscenda sunt, quae Wilamowitz ad frgm. 112 adnotavit negans unam memoriam carminum Empedocleorum ab omnibus receptam umquam existisse; unde factum esse, ut textus traditus in magna inconstantia versaretur (l. l. 628). Quocirca non est dubium, quin ad veram Suidae scripturam stabiliendam plures libri manu scripti adeundi sint.

Alia autem discrepantia de magnitudine carminum nascitur. Nam si auctoritati librorum Diogenis fidem habemus, physica et lustralia carmina coniuncta quinque milia versuum complexa sunt. Quodsi Suida auctore Physica duobus milibus constiterunt, Lustralium uni libro tria milia attribuenda essent, qui numerus modum credibilem longe excedit. Quam difficultatem Diels lenissima medela sustulisse sibi visus est pro πεντακισχίλια proponens πάντα τρισχίλια.⁷⁾ Sed aliam difficultatem non attigit. Qui fit, ut Suidas in indice operum Empedocleorum carmina lustralia neglegat, quod opus praeter Physica unum consensu omnium philosophi esse censebatur? Nisi lexicographo nimiam levitatem crimini dare velis, oportet accipias ab eo in Physicis etiam Lustralia accensa esse, quod iam Nestle (Philol. LXV 531) opinatus est. Qua coniectura accepta omnium iam scrupulorum nodus expeditur. Ambo ergo Empedoclis opera genuina unius voluminis vinculo ita copulata erant, ut duos Physicorum libros unus duove Lustralium libri exciperent, unde factum est, ut haec quasi tertius quartusve illorum liber numerarentur. Quo etiam Wilamowitzii sententia videtur inclinare; sed quia Plutarchus Lustralium fragmento 115 verba praemittit ἐν ἀρχῇ τῆς φιλοσοφίας, vir clarissimus hoc carmen in editionibus quibusdam priorem locum obtinuisse suspicatur (l. l. 627). Atqui vix est necesse voce φιλοσοφίας universum corpus Physicorum Lustraliumque comprehendi. Nam Plutarchi temporibus illius vocis

⁷⁾ Bignone πεντακισχίλια genuinam Diogenis lectionem esse adfirmat Suidae loco hunc in modum suppleto: βιβλία γ̄ καὶ (καθαρμοῦς καὶ) ἑστὶν ἔπη ὡς δισχίλια (Empedocle Torino 1916).

notio angustior facta idem valet atque ἀσκησις ἐπιτηδείου τέχνης vel ἀσκησις ἀρετῆς, id quod colligi potest ex Plutarcho ipso 874 C, qui locus e Chrysippo haustus est.⁸⁾ Quae cum ita sint, non est, cur non concedamus illa appellatione Lustralium carmen solum denotari, quippe cuius praecepta viam monstrent ad veram philosophiam, hoc est, ut Ciceronis verbis utar (Fin. III 4), ad artem vitae. Hac digressionem facta iam redeamus ad quaestionem spinosam expediendam! Totum illud corpus Suidae testimonio duo milia versuum complexum est, ut singuli libri numerum quingenorum vel septingenorum versuum usu receptum non excederent. Ceterum haec duorum carminum colligatio etiam ex Diogenis verbis effici cogique potest, quippe qui non utriusque operis numerum praebeat, sed summam totius corporis; Suidam autem secuti leuiuscula mutatione coniecturae Dielsianae pro πεντακισχίλιοι scribemus πάντα δισχιλία. Denique hac librorum numeratione usus Tzetzes pro Καθαρμοῖς scripsit τῷ τρίτῳ τῶν Φυσικῶν. Itaque „futilissimus tenebrio“ hac in una re innocens falso crimine fraudis dolique mali insimulatus est, praesertim cum e peculiari fonte eum hausisse etiam fragmento 122, 4 evincatur. Nam de hoc loco Wilamowitz recte iudicat: „Wo Tzetzes den Vers her hat, ist unbekannt; aus der fest überlieferten Schrift Plutarchs kann er ihn nicht haben, und das neue gute Wort (μελάγκουρος) ist keine Schwindelei.“ (l.l. 639).

Siculae Musae carmina non solum ab Ammonio et Olympiodoro adiri potuisse, sed etiam ab illo homine doctissimo, qui post aliquod temporis spatium Olympiodori commentaria adnotavit, ex eis, quae supra commemoravimus, satis apparet. Iam vero quaeret quispiam: Quid? Tunc etiam Tzetzae temporibus Empedoclem pleniorē exstitisse putas? Liceat hac occasione data hanc quaestionem perquam breviter perstringere atque attingere. Fundamenti loco habenda est Byzantini hominis docti epistula, quam inter alias eiusdem generis sine scriptoris nomine Cramerus in Anecdotis Oxon. III 184 a. 1828 edidit. Multis annis post M. Treu (Byz. Ztschr. IV 1) felicissime perspexit auctorem esse Michaelē Italicum, qui Tzetzae aetate floruit.

Quoniam scriptura nonnullis locis parum certa videbatur, Edgar Lobel a me rogatus codicem accuratissime non sine

⁸⁾ Vide Stoicorum vet. frgm. II 35, 36 Arnim et Überweg-Praechter, Grundriß I¹², 4.

aliquo fructu recognovit. Quam ob rem neque Cramerī errores
neque Steinii coniecturas moratus epistolam integram subiciam:
Cod. Barocc. 131 fol. 336^r.

(Τῷ ἱατρῷ Λειψιῳτή).

Ἐξήτησας, φιλοσοφωτάτη φυχή, τίνα μὲν ἐστὶ τὰ Ἐμπεδοκλέους
ἔπη τὰ περὶ τοῦ νεύκου καὶ τῆς φιλίας, τῶν τούτου ποιητικῶν ἀρχῶν,
διαλαμβάνοντα, ποῦ δὲ καὶ πῶς μέμνηται τοῦ αὐτομάτου, τίνα δὲ
ἐστὶν οἷς οὗτος ἀνὴρ περὶ τε τῆς κοιλίας τῶν ῥινῶν φυσιολογεῖ καὶ
ὡς ἢ μὲν κοιλῆ γένοιτο καὶ ὑπὸ τινος αἰτίας ὡς ἐμβροθρωθεῖσα, αἱ 5
δὲ ῥίνες διατετρημέναι γε γένοιτο, καθάπερ Ἀριστοτέλης φησὶν ἐν
τῷ περὶ ζῳῶν μορίων πραγματεύματι · ποῦ δὲ τῶν ἐπῶν ἢ ῥάχης
τῶν ζῳῶν Ἐμπεδοκλεῖ κατέαγεν.

Ἔστι δὲ οἷς μὲν αὐτὸς μέμνηται περὶ φιλίας καὶ νεύκου ταῦτα
τὰ ἔπη. 10

Ἄλλοτε μὲν φιλότῃ συνερχόμενα εἰς ἓν ἅπαντα

ἄλλοτε δ' αὖ δίχ' ἕκαστα φορεύμενα νεύκος ἔχθει.

τὸ δὲ τὴν συντυχίαν τοῦ φιλοσόφου παρεμφαῖνον τοιοῦτόν ἐστιν

Οὕτω γὰρ ξυνέκυρσε θεῶν τότε, πόλλακι δ' ἄλλως.

Οἷς μέντοι περὶ κοιλίας καὶ ῥινῶν καὶ ῥάχως φιλοσοφεῖ, αὐτὸς 15
μὲν οὐκ ἐντετύχηκα, νῆ τὴν ἱεράν σου κεφαλὴν, ποιησαίμην δ' ἂν σοὶ
κατὰ νοῦν τὸν ἐμπεδοκλέους ἐν τοῖς Ἀριστοτέλους συγγραμμάσιν Ἐμ-
πεδοκλεία ἔπη οὐδὲν τῶν ἐκείνου τοῦ ῥυθμοῦ ἀποδέοντα · ἔστω δὲ
τὰ μὲν τῆς ῥάχως περὶ τοιαῦτα

Ζῳα δὲ ταυτογένεθλα πάρος χθινοδὸς ἐξανέτελλεν, 20

αὐτὰρ ἔπειτ' ἐλέλικτο καὶ ἄγνωτο ῥάχως ἔρηπτε.

τὰ δὲ τὴν κοιλίαν κοιλῆν ποιοῦντα καὶ τετρημένας τὰς ῥίνας
οὕτως ἐχόντων.

Υγρὸν μὲν φιλότῃ διέβλυσεν αὐτίκα ὕδωρ,

σιτοδόκον δὲ κάτω πολυχανδέα γαστέρα τεῦξε, 25

πῦρ δὲ τοὶ ἀρχιγένεθλον εὐτρήτους περὶ ῥίνας

ἀμπνεῦσαν διόδυσεν, ἔφξέ τε πνεύματι ῥύμην.

Καὶ ἔστω σοὶ ταῦτα πρὸς τοὺς παραβάλλοντας μαθητὰς μεγάλῳ
καὶ τραγωδικωτάτῳ λεγόμενα στόματι μετὰ στομφοσμοῦ τινος ἢ λα-
ρυγγισμοῦ, ἐπειδὴν φιλοτιμοῖο πρὸς τούτους, ὡς δὴ καὶ τὰ τοῦ Ἐμπε- 30
δοκλέους ἔπη καὶ τὴν φυσιολογίαν ὄλην ἐπὶ στόματος ἔχοις.

⁷ πραγμάτων ¹¹ εἰσὶν ἄπ. ¹⁴ θεῶν ¹⁶ ἐντετύχηκα corr. Cramer.

²¹ ἐπειτ' ἐλέλικτο ²⁷ διώδυσεν ³⁰ κατὰ τοῦ corr. Boissonade.

Vix dubium est, quin hae litterae ad illum medicum litte-
ratum, nomine Lipsiotam, datae sint, quem Italicus in epistula

21 verbis φιλοσοφώτατέ μοι καὶ γραμματικώτατε ἱατρῶν adloquitur. Qui cum in Aristotelis libro De partibus animalium primo locos quosdam ad Empedoclem spectantes invenisset, ab Italico postulavit, ut sibi versus ipsos mitteret, et postulanti morem gerit amicus fragmenta duo notissima 17 vv. 6, 7 et 53 D describens. At de reliquis locis exquisitis medico satisfacere non potest, quia eos non invenerit. Quare Graeculus ille ad Aristotelis sensum aliquot versus per ludum et iocum ipse fabricatur eosque amico mittit festivam confessus fraudem.

Quodsi simpliciter integreque consideraveris, quo modo alter certos et definitos versus exigat, alter precanti veniam det, facere non poteris, quin Italico sive carmina Empedoclis ipsa sive uberius placitorum enchiridion in promptu fuisse agnoscas. Nam ni ita esset, et amici postulatio nimis molesta videretur et Italici copia lectionis nimis mira.

Restat, ut explicare conemur, cur eiusdem subsidia in duobus locis investigandis officium suum non praestiterint. Ut autem, quid rei agatur, magis in propatulo sit, Aristotelis memoriam transcriptam infra ponemus: De part. anim A 1 p. 640^a 18 (= Emp. frgm. 97 D) ἡ γὰρ γένεσις ἔνεκα τῆς οὐσίας ἐστίν, ἀλλ' οὐχ ἡ οὐσία ἔνεκα τῆς γενέσεως. διόπερ Ἐμπεδοκλῆς οὐκ ὀρθῶς εἴρηκε λέγων ὑπάρχειν πολλὰ τοῖς ζῴοις διὰ τὸ συμβῆναι οὕτως ἐν τῇ γενέσει, ὅσον καὶ τὴν ῥάχιν τοιαύτην ἔχειν, ὅτι στραφέντος καταχθῆναι συνέβη. Alter autem locus est ibidem A 1, 640^b 5: οἱ μὲν οὖν ἀρχαῖοι καὶ πρῶτοι φιλοσοφῆσαντες περὶ φύσεως . . . ἐσκόπουν . . . πῶς . . . γίγνεται τὸ ἔλον καὶ τίνος κινούντος, ὅσον νείκους ἢ φιλίας, ἢ νοῦ ἢ τοῦ αὐτομάτου . . . ὁμοίως δὲ καὶ περὶ τῶν ζῴων καὶ τῶν φυτῶν γένεσιν λέγουσιν, ὅσον ὅτι ῥέοντος μὲν τοῦ ὕδατος κοιλίαν γενέσθαι καὶ πᾶσαι ὑποδοχὴν τῆς τροφῆς καὶ τοῦ περιττώματος, τοῦ δὲ πνεύματος διαπορευθέντος τοῦς μυκτῆρας ἀναρραγῆναι. Hunc locum non modo inter Empedoclis fragmenta, sed omnino in eius placitorum adumbratione Dielsiana non legi vix mirum est, quoniam ab Aristotele nomen poetae non plane scriptum est. Nihilominus sententiam ad Empedoclem referendum esse etiam Bonitz videtur existimavisse; vide Ind. Arist. s. v. κοιλία. Non deerunt, qui coniciant ea, quae supra de spina et cavernis a Stagirita commemorata sint, ex ea Physicorum parte sumpta esse, quae fuerit de generatione. Quodsi illa verba ne minimum quidem colorem poeticum prae se ferre videantur, non esse obliviscendum Empedoclem Aristotelis iudicio rectius physiologum quam poetam esse appellandum. Quae etsi

libenter concedimus, tamen aliquid dubitationis restat, praesertim cum versus ipsi, quibus illae philosophi Agrigentini sententiae exprimantur, inter carminum reliquias, quas habemus plurimas, nusquam occurrant. Quare non timendum esse puto, ne res ad effrenatam coniectandi libidinem redeat, si Aristoteli l. c. non Physicorum versus ante oculos obversatos esse suspicemur, sed illa Iatrica, quae Suida auctore *καταλογάδην* conscripta erant. Quae coniectura non eo refellitur, quod loci Aristotelici non in arte medendi versantur, sed corporis humani naturam atque figuram attingunt. Hippocrates quidem Empedoclem vituperat, quod ei persuasum esset neminem morbis mederi posse, nisi prius naturam originemque hominis exquisivisset. (De prisca med. 20.) Ille Iatricorum liber, quoniam alibi certa vestigia non inveniuntur, mature videtur interisse, carmina usque ad iniens saec. XIII. permanserunt ita, ut annus 1206. cum multis scriptoribus antiquis, tum Empedocli exstiterit fatalis.

Vindobonae.

CONSTANTINUS HORNA.

Zum Sprachgebrauche Xenophons.

Seit Karl Schenk¹⁾ spielt für den Ansatz der Xenophontischen Anabasis nach 371 die Stelle V 3, 7—13, mit den in der ganzen Beschreibung, wo nicht rein lokale Momente erwähnt werden, angewandten Imperfeka eine wichtige Rolle.

A. Kappelmacher²⁾, der m. E. nachgewiesen hat, daß die Xenophontische Anabasis vor Isokrates' Panegyricus fällt, beruft sich gegenüber Schenkls Deutung jener Imperfeka auf Stellen wie I 4, 11 oder I 5, 5, wo das Imperfekt von Dingen gebraucht wird, die zur Zeit der Niederschrift jener Stellen bestimmt noch bestanden, und bezeichnet eine solche Tempusgebung als eine dem historischen Stil entsprechende, etwa vergleichbar dem Briefstil der Römer. J. Mesk³⁾, der für die Abfassung der Anabasis mehr als 30 Jahre nach jenem Ereignis — der fast wunder-

¹⁾ Sitzungsber. d. Ak. d. Wiss. in Wien 1875: „Xenophontische Studien“, II, S. 73.

²⁾ Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Ak. d. Wiss. in Wien vom 11. April 1923, Nr. IX—XII.

³⁾ Wiener Studien XLIII (1922/23): „Die Tendenz der Xenophontischen Anabasis“, S. 136—146.

baren Rettung der Zehntausend — eintritt, erkennt A. Kappelmachers Anschauung von „einer dem historischen Stile entsprechenden Tempusgebung“ an, betont jedoch, daß zwar „an jenen Stellen, die der Autor örtlich und zeitlich fern niederschrieb, der historische Stil wohl am Platze ist“, dagegen in V 3, 7f, „wo wir es nicht mit einer historischen Darstellung, sondern mit einer abschweifenden Einlage in eine solche zu tun haben, er es keineswegs wäre“. Demgegenüber bemerkt A. Kappelmacher⁴⁾, daß Xenophon, wenn er das Imperfekt deutlich zur Bezeichnung eines vergangenen Zustandes verwendet, z. B. τότε hinzufügt: VI 6, 9.

Als ich mir die Stellen I 4, 11 und I 5, 5 ansah, stiegen mir Zweifel auf gegen die Annahme eines „historischen Stiles“, insoferne man darunter die bewußte, schultraditionsmäßige Stilisierung der (natürlich ebenfalls dem Zweck und der Absicht des sich Äußernden sich anschmiegenden) alltäglichen, der Umgangssprache verstehen könnte. „Καὶ πόλις αὐτόθι ὄκειτο μεγάλη“ I 4, 11: nach dem ganzen Zusammenhang heißt das doch einfach: „Und da lag eine große . . . Stadt“. Wie z. B. Goethe („Kampagne in Frankreich“ 4. Sept.) sagt: „Der waldbewachsene Gebirgsriegel, welcher die Aire von Süden nach Norden an ihm herzufließen nöthigt, Forêt d'Argonne genannt, lag unmittelbar vor uns und hielt unsere Bewegung auf.“ Xenophon Anab. I 5, 5: Ἐν τούτοις τοῖς σταθμοῖς πολλὰ τῶν ὑποζυγίων ἀπόλετο ὑπὸ λιμοῦ· οὐ γὰρ ἦν⁵⁾ χόρτος οὐδὲ ἄλλο οὐδὲν δένδρον, ἀλλὰ ψιλὴ ἦν ἅπασα ἡ χώρα. Οἱ δὲ ἐνοικοῦντες ὄνους ἀλέτας παρὰ τὸν ποταμὸν ὀρύττοντες καὶ ποιοῦντες εἰς Βαβυλῶνα ἤγον καὶ ἐπώλουν καὶ ἀνταγοράζοντες σίτον ἔζων. Freilich will Xenophon nicht sagen — um mit A. Kappelmacher zu sprechen —, daß sich zur Zeit der Niederschrift das landschaftliche Bild geändert, die Bewohner die von ihm beobachtete Lebensweise bereits aufgegeben haben. Aber er überträgt das Präteritum, in dem die Beobachtung als historisches Faktum stehen müßte, auf das Beobachtete. Vgl. Anabasis V 5, 1. Genau so heißt es bei Goethe (Kampagne . . . 18. Sept.): „Wir betraten beim schlimmsten Wetter ein seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur

⁴⁾ Wiener Studien a. a. O. S. 212 „Xenophon und Isokrates“.

⁵⁾ Sinn: Wir hatten kein Futter für die Tiere, aber auch sonst bot sich unserm suchenden Blicke nichts Pflanzliches: die ganze Landschaft war, d. i. erwies sich uns als kahl.

kümmertlich ausgestreute Ortschaften ernähren konnte.“ Hingegen schreibt Goethe den 24. Sept.: „Eine Bemerkung darf ich hier nicht unberührt lassen. Wir kamen freilich zur ungünstigsten Jahreszeit in ein von der Natur nicht gesegnetes Land, das aber denn doch seine wenigen, arbeitsamen, ordnungsliebenden, genügsamen Einwohner allenfalls ernährt.“ Dort erzählt er, hier macht er eine von aller Zeit unabhängige, dauernd gültige Bemerkung. Eine weitere hübsche Parallele: Xenophon sagt I 5, 1: Ἐν τούτῳ δὲ τῷ τόπῳ ἦν μὲν ἡ γῆ πεδῖον ἅπαν ὁμαλές, ὡσπερ θάλαττα, ἀψιθίου δὲ πλήρες· εἰ δὲ τι καὶ ἄλλο ἐν ἡν ὕλης ἢ καλάμου, ἅπαντα ἦσαν εὐώδη, ὡσπερ ἀρώματα δένδρον δ' οὐδὲν ἐν ἡν, θηρία δὲ παντοῖα, πλείστοι μὲν ἔνοι ἄγριοι, πολλαὶ δὲ στρουθοὶ αἰ μεγάλαι· ἐν ἡσαν δὲ καὶ ὠτίδες καὶ δορκάδες . . . Goethe aber (5. Okt.): „Wir . . . fanden noch völlig unangetastete Gärten und eine reiche, unbestrittene Ernte. Hier war von Kohl und Zwiebeln, von Wurzeln und andern guten Vegetabilien die Fülle. Der Garten war nicht groß, aber sauber gehalten.“ Vermutlich beschränkte sich der Landschaftscharakter und Wildreichtum dort und der Gemüsebestand hier in den Bauerngärten nicht auf die Zeit, da Xenophon, bzw. Goethe sich selbst daran ergötzen⁶⁾.

⁶⁾ Nach kurzer Unterbrechung durch *οἱ ἱππεῖς . . . ἐδίωκον* geht bis in den Beginn des § 3 hinein eine ausführliche, durchwegs im Imperfekt gehaltene Schilderung gewiß noch zur Zeit der Niederschrift bestehender landschaftlicher Zustände. In Xenophons Bewußtsein aber waltet nicht dieser Gedanke vor, sondern er weilt in der Erinnerung bei den genossenen Eindrücken; die gehören der Vergangenheit an. Dazu kommt noch die räumliche Entfernung — worauf J. Meska a. a. O. S. 137 verweist. Alles wirkte zusammen, daß Xenophon auch von noch Bestehendem das Präteritum gebrauchte. Setzt er — und es gibt etliche solche Fälle, so auch I 5, 1 — zwischendurch mal das Präsens, so erzählt er nicht mehr, sondern schildert. Jenes aber ist Zweck der ganzen Anabasis, erst durch die Erzählung will er wirken, bestimmte Gedanken in dem Leser rege machen. E. Drerup, Die hist. Kunst der Griechen (Fleck. Jahrb. 27. Suppl. 1902, S. 450): „welcher publizistischen Richtung wir Xenophon nach seinem innersten Wesen anzuschließen haben. Das ist nicht die große Geschichtschreibung . . . , sondern vielmehr die Memoirenliteratur“. Anders G. Hauptmann, der sich in seinem „Griech. Frühling“ durchwegs des Präsens bedient, weil er, offenbar aus ganz anderer Wesensart heraus, ständig sich selbst und seine Bewußtseinsvorgänge zum Objekt seiner Feststellung macht. Es ist ein Tagebuch, aber wie eines Arztes, der sich selbst den Befund schreibt. — Doch zurück zu Xenophon! Erst mit *τὰς δὲ ὠτίδας . . .* geht er ins Präsens über, fügt aber — belehrend über den Sinn all dieser Imperfekt — hinzu, daß ihr Fleisch sehr gut war: *ἦν* = gut schmeckte.

Ich habe die ganze Anabasis auf jene Fälle hin durchgelesen, wo zur Zeit der Niederschrift vermutlich noch Bestehendes im Präteritum erscheint. Wie I 4, 11 erklären sich folgende Fälle: I 2, 13: Das Heer kommt nach Thymbriion. Ἐνταῦθα ἦν παρὰ τὴν ὁδὸν κρήνη . . . ?); I 4, 4: Sie kommen zu den Toren Kilikiens und Syriens: ἦσαν δὲ ταῦτα δύο τεῖχη . . ., das eine Συένεσις εἶχε, das äußere βασιλέως ἐλέγετο φυλακὴ φυλάττειν (vgl. Anm. 7). Nun Präsens: διὰ μέσου δὲ ῥεῖ . . ., dagegen sofort wieder Imperfekt, weil es sich um die militärische Bedeutung der Tore für den Heeresvormarsch handelt: ἄπαν δὲ τὸ μέσον τῶν τειχῶν ἦσαν στάδιοι τρεῖς καὶ παρελθεῖν οὐκ ἦν βία: ἦν γὰρ ἡ πάροδος στενή. Ebenso in 6: ἐμπόριον δ' ἦν τὸ χωρίον καὶ ὄρμουσιν αὐτόθι ὀγκάδες πολλαί. Die Lage der Stadt war damals strategisch wichtig. 9: Der Chalesfluß war voll ἰχθύων μεγάλων καὶ πραέων, οὓς οἱ Σύροι θεοὺς ἐνόμιζον καὶ ἀδικεῖν οὐκ εἴων . . . Offenbar gingen die Soldaten stracks auf die πραεῖς Fische los, aber die Syrer wehrten ihnen. 19: Am Araxes ἦσαν κῶμαι πολλαί wegen ihrer damaligen Bedeutung für die Verpflegung, wie μεσται σίτου καὶ οἴνου beweist. Kap. 5, 4: ἐνταῦθα ἦν πόλις ἐρήμη, weil sie dort Rast machten; wegen der fortifikatorischen Bedeutung der Gestalt des Flußlaufes offenbar: περιερρεῖτο . . . Lehrreich ist daselbst 6: ὁ δὲ σίγλος δύναται ἐπὶ ὀβολοὺς καὶ ἡμιὼβόλιον Ἀττικῆς ἢ δὲ καπίθη δύο χοίνικας Ἀττικῆς ἐχώρει. Wie viel Obolen der Siglos galt, konnte den Soldaten am Euphrat gleichgiltig sein, aber nicht, wieviel Ware sie für die Landesmünze, in die sie sich ihr griechisches Geld werden schon längst eingewechselt haben und in der sie wohl auch die Löhnung faßten, bekamen, und das drückt Xenophon in dem für den Griechen geläufigen Maß aus. Wie hier also δύναται, ebenso steht ἀθροίζονται I 1, 2, dann in der die Erzählung unterbrechenden Schilderung I 2, 7 διὰ μέσου δὲ . . . — 9 ἀκρόπολιν das Präsens von noch Bestehendem, eben so I 2, 4 λέγεται, die Landschaftsschilderung in 22 steht trotz vorangegangenen Imperf. κατέβαιναν durchaus im Präsens, so auch gleich drauf (23) διὰ μέσου δὲ . . . ῥεῖ trotz ἔνθα ἦν τὰ Σ. βασιλεία . . . Κύρος δὲ ἐκείνῳ — ἔδωκε — δῶρα ἀνομιζέται παρὰ βασιλεῖ τίμα I 2, 27.

7) Der Relativsatz: ἐφ' ἧ λέγεται Μίδας τὸν Σάτυρον θηρεύσαι . . . vom Standpunkt zur Zeit der Niederschrift, sonst müßte es ἐλέγετο heißen. So rasch wechselt der Standpunkt!

Es fehlt also durchaus nicht an Beispielen von Präsens für noch Vorhandenes. Präteritum bedeutet da bloß, daß die Beziehung des noch Bestehenden zum Erzähler und seiner Umgebung der Vergangenheit angehört. Z. B. I 4, 1 ist die Breite des Psaros und Pyramis im Imperfekt gegeben, weil erstens offenbar der Wasserstand schwankte und zweitens Flußläufe stets militärisch in Betracht zu ziehen waren. Belehrend ist I 5, 9: *Καὶ συνιδεῖν δ' ἦν τῷ προσέχοντι τὸν νοῦν ἢ βασιλέως ἀρχὴ πλήθει μὲν χώρας καὶ ἀνθρώπων ἰσχυρὰ οὖσα*. . . Diese Stärke, bzw. Schwäche bestand noch, als Xenophon dies schrieb, seine Beobachtung jedoch fällt in die Vergangenheit. Wenn Xenophon (Kap. 7, 14 u. 15) von *τάφρος* und *πάροδος* im Imperfekt spricht, so deshalb, weil sie damals militärisch in Betracht kamen; die eingeschaltete Beschreibung — wöfern sie echt ist — dagegen steht im Präsens, weil die geschilderten Zustände weiter bestanden.

Präsens von Gegenwärtigem findet sich noch I 8, 18, 22, 27, 28, 29, I 9, 1 (Sittenschilderung), 3 f, 7, vgl. mit I 1, 2. Selbstverständlich ist das Präsens auch in I 9, 13: *ἄν τις εἴποι; 20: ὁμολογεῖται; vgl. 24 und 28*. Es ist somit klar, daß sich Xenophon mit Bezug auf Gegenwärtiges des Präsens bedient, dagegen des Imperfekts nur, wenn er die Beziehung auf die seinerzeit damit beschäftigte Person ausdrücken will. Ich will von den noch in großer Zahl in der Anabasis hierher gehörenden Fällen einzelne besprechen.

I 10, 12: *ἐνταῦθα δ' ἔστησαν οἱ Ἕλληγες ὑπὲρ γὰρ τῆς κόμης γήλοφος ἦν*: militärisch wichtiger Punkt. II 3, 14 f: *(ἀφίκαντο εἰς κόμας . .) ἐν ἦν δὲ σίτος πολὺς . . αὐταὶ δὲ αἱ βάλανοι τῶν φοινίκων, οἷας μὲν ἐν τοῖς Ἕλλησιν ἔστιν ἰδεῖν, τοῖς οἰκέταις ἀπέκειντο, αἱ δὲ τοῖς δεσπόταις ἀποκείμεναι ἦσαν ἀπόλεκτοι . . ἢ δὲ ὄψις ἠλέκτρον οὐδὲν διέφερε . . καὶ ἦν καὶ παρὰ πότον ἠδὺ μὲν, κεφαλαγὲς δέ*. Die Imperfeka schildern die Beobachtung der Soldaten, dagegen das *ἔστιν* zeigt, daß Xenophon Gegenwärtiges bezeichnet. 16: *ἦν δὲ σφόδρα καὶ τοῦτο κεφαλαγὲς. Ὁ δὲ φοινῆξ, ὅθεν ἐξαιρεθεῖται ὁ ἐγκέφαλος, ὅλος αὐαίνετο*: schildert, was man erlebte.

Kap. 4, 12: Sie kommen an die medische Mauer. *Ἦν δὲ ἠκοδομημένον . . μήκος δ' ἐλέγετο εἶναι . . Ἀπέχει δὲ Βαβυλωνός οὐ πολὺ*. Die Einwohner gaben die Länge an: *ἐλέγετο*; die Soldaten selbst betrachteten — offenbar mit Verwunderung — den ihnen fremdartigen Bau: *ἦν*. *Ἀπέχει*: nur korrekt von Gegenwärtigem. Ähnlich 13 und 25.

In III 4, 7—11 steht Imperfekt durchwegs von zweifellos noch Bestehendem: Ἐνταῦθα πόλις ἦν . . . ὄνομα δ' αὐτῆς ἦν Ἀ . . . ᾗκοιεν δ' αὐτὴν τὸ παλαιὸν Μῆδοι. Τοῦ δὲ τείχους αὐτῆς ἦν τὸ εὖρος . . . ᾗκοδόμητο δὲ . . . κρηπίς δ' ὑπὲν . . . ; 9: παρὰ ταύτην τὴν πόλιν ἦν πυραμὶς λιθίνη . . . ; 10: ὄνομα δὲ ἦν τῇ πόλει Μέσπιλα . Μῆδοι δ' αὐτὴν ποτε ᾗκοιεν. ἦν δὲ ἡ μὲν κρηπίς λίθου ξεστοῦ; 11: ἐπὶ δὲ ταύτῃ ἐπωκοδόμητο πλίνθινον τεῖχος. Wieder zeigt das folgende λέγεται . . . , daß sich Xenophon des Grundes bewußt war, wenn er vorher sooft von noch Vorhandenem das Imperfekt gebrauchte. Wir sehen ja hier fast mit eigenen Augen, wie die Soldaten diese verödete, schön gebaute Stadt anstauten, Xenophon schwelgt in der Erinnerung, — wie Vollbrecht zu 16, freilich im Gegensatz zum Aorist, vom Imperfekt sagt — „malt: man sah den Tissaphernes abziehen.“ Vgl. auch 16 und 24⁸⁾.

In 35 heißt es, daß die „Barbaren“ nie näher als 60 Stadien von den Griechen lagerten, aus Angst vor einem Angriffe. Die Schilderung, wieso einem solchen gegenüber ein Perserlager nachts im Nachteil sei, ist durchwegs im Präsens gegeben, weil Xenophon auf das Allgemeingültige seiner damaligen Erfahrung den Ton legt⁹⁾. 37: καταλαμβάνουσι χωρίον ὑπερδέξιον οἱ

⁸⁾ „In dem Sandstein, aus welchem hier der Fuß des Berges bestand, sahen wir allerhand symmetrische Figuren eingehauen . . .“, schreibt H. Lichtenstein („Neue Welten“, herausgeg. v. Wilh. Bölsche; D. B., Berlin, S. 113). Aber dann kommt er von der Erzählung ab ins Systematische: „Ähnliche Figuren findet man . . .“. — Sven Hedin (Zu Land nach Indien Leipzig, Brockhaus 1910, II, 142): „Ohne Bedauern verließ ich das ungemütliche Dorf, eines der langweiligsten, das ich bisher gesehen hatte. Sogar die Festung, die doch sonst malerisch zu sein pflegt, wurde hier von der Ruine einer Mauer repräsentiert“. Dieser Zustand hat sich seither kaum geändert. S. 7 beschreibt Hedin einen 20jährigen Anwohner der Kewir: „Er hatte scharf ausgeprägte arische Züge . . . auf dem Kopfe trug er eine Filzmütze . . .“. Und doch lebt dieser Taghi wohl noch. S. 14: „Neben unserm Lager gab es zwei Zisternen, die gelbes Regenwasser jetzt bis an den Rand füllte“. Doch ist solches bei dem so genauen Hedin, dem großen Stilisten, der die Vorliebe für präsentische Erzählung mit Hauptmann teilt, selten. Seiner Art entspricht es, *suum cuique* zu geben. S. 341: „Am Abend durchzogen wir eine hübsche Landschaft mit üppigen, schönen Saxaulstauden zwischen kleinen Dünen“, dagegen S. 343: „Hermak ist ein kleines Dorf, in dem sich jetzt keine lebende Seele zeigte; es tritt aber dort eine süße Quelle zutage. Dort werden auch Melonen gezogen, die in einem Wüstenland ein Segen und ein Labsal sind . . .“

⁹⁾ Vgl. meinen Aufsatz: „Xenophon und der Gedanke eines allgriechischen Angriffskrieges gegen Persien“, Wiener Studien. XLV 186 f.

βάρβαροι, ἣ ἔμελλον οἱ Ἕλληνας παριέναι, ἀκρωνυχίαν ὄρους, ὑφ' ἣν ἡ κατάβασις ἦν εἰς τὸ πεδίον: εἰν ἐστίν ist hier ausgeschlossen¹⁰⁾. Im Kap. 5, 1: ἐστρατοπεδεύοντο ἐν κώμῃ μεστῇ πολλῶν ἀγαθῶν. Ἦσαν δὲ καὶ ἄλλαι κῶμαι πολλαὶ πλήρεις πολλῶν ἀγαθῶν ἐν τούτῳ τῷ πεδίῳ παρὰ τὸν Τίγρητα ποταμόν: — „es fanden sich. . .“ Die Bedeutung dieser Dörfer für die Griechen damals lag in den πολλὰ ἀγαθὰ¹¹⁾. 7: Ἐνταῦθα πολλὴ ἀπορία ἦν. Ἐνθεν μὲν γὰρ ὄρη ἦν ὑπερύψηλα, ἐνθεν δὲ ὁ ποταμὸς τοσοῦτος τὸ βάθος, ὡς μηδὲ τὰ δόρατα ὑπερέχουσιν πειρωμένοις τοῦ βάρους. Die Höhe der Berge und die Tiefe des Flusses bewirkte damals die Verlegenheit, daher Imperfekt¹²⁾. Ebendies gilt von IV 1, 2 u. 2, 6.

Im Kap. 3, 1 sagt er vom gleichen Fluß Tigris erst: δεξιόριζε: τὴν Ἀρμενίαν καὶ τὴν τῶν Καρδούχων χώραν, dann aber: ἀπεῖχε δὲ τῶν ὄρεων ὁ ποταμὸς ἕξ ἢ ἐπτὰ στάδια τῶν Καρδούχων. Die politische Bedeutung kam für die abgerackerten Leute nicht sonderlich in Betracht, wohl aber, daß sie am anderen Ufer des 60 Meter breiten Flusses vor den Feinden sicher sein würden: daher ἀπεῖχε: bis dahin hatten sie nur mehr 6—7 Stadien.

Kap. 4, 1 f: (Sie zogen flott weiter) οὐ γὰρ ἦσαν ἐγγύς τοῦ ποταμοῦ κῶμαι: das heißt: es verlockte sie nichts zum Bleiben.

¹⁰⁾ Wie bei Goethe (Kampagne., 3. Sept.): „Zunächst an der Wache war eine Brücke, unter der ein Arm der Maas durchzog“ oder (11. Sept.): „unser Weg ging auf dem Gebirgsrücken hin, der.“

¹¹⁾ Ich möchte nebenbei auf die hier besonders schön den Vorstellungsaufbau des Schreibers dieser Worte spiegelnde Abfolge hinweisen. Vgl. Norden, Antike Kunstprosa I², S. 66, Anm. 1.

¹²⁾ Vgl. Goethe (Kampagne., 13.—17. Sept.): „Man sah in einem freundlichen Tal der Aire das Schloß, . . . auf einer Höhe sehr wohl gelegen, eben an dem Punkte, wo genannter Fluß sich westwärts zwischen die Hügel drängt, um auf der Gegenseite des Gebirgs sich mit der Aisne zu verbinden, deren Gewässer durch Vermittlung der Oise endlich in die Seine gelangen; woraus dann ersichtlich, daß der Gebirgsrücken, der uns von der Maas trennte, uns in eine andere Flußregion zu nötigen geeignet war“. (19. Sept.): „(Auf einem Nachtmarsch) aber erblickten wir eine Pappelallee, die, sehr schön gewachsen und wohl unterhalten, unsere Richtung quer durchschnitt. Es war die Chaussee von Chalons auf St. Menehould.“ Man vergleiche (28. und 29. Aug.): „Wir setzten uns zu Pferde und ritten in die eroberte Festung; das wohlgebaute und befestigte Städtchen liegt auf einer Höhe“. Die Lage war nach der Eroberung militärisch bedeutungslos geworden. Und (29. Aug.): „In einer wunderlichen Gegend, wo Hügel und Tal miteinander abwechselten, gab es besonders für die zu Pferde noch trockene Räume genug, um sich behaglich vorwärts bewegen zu können“. Das wechselnde Gelände war für den Marsch von Bedeutung.

Εἰς δὲ τὴν ἀφίκοντο κώμην, μεγάλη τε ἦν: d. h.: versprach gute Verpflegung: gleich darauf: ἐπιτήδεια δ' ἦν θαυμάσια. Ἐπὶ ταῖς πλείσταις οἰκίαις τύρσεις ἐπέσαν: diese fielen den Griechen auf. 3: Sie kamen ἐπὶ τὸν Τηλεβόαν ποταμόν. Οὗτος δ' ἦν καλὸς μὲν, μέγας δ' οὐ· κώμαι δὲ πολλαὶ περὶ τὸν ποταμόν ἦσαν: Xenophon schildert, was für einen Eindruck die Landschaft machte. Er malt geradezu mit der Kleinheit der Kola auch die des Flusses¹³⁾. Aber die Griechen befanden sich im Bereiche eines guten Freundes ihres Feindes Artaxerxes, das mußte sie beunruhigen. Diese Vorstellung: „Damals bekamen wir's mit Tiri-bazos zu tun“ beherrscht schon den ersten Satz des § 4, so daß er sich also gestaltete: Ὁ δὲ τόπος οὗτος Ἀρμενία ἐκαλεῖτο . . . Das Präsens würde sozusagen die Illusion stören.

Wenn Xenophon an den einander ähnlichen Stellen IV 4, 13 und V 4, 28 berichtet: πολὺ γὰρ ἐνταῦθα εὐρίσκετο χρῆμα, ᾧ ἐχρῶντο ἀντ' ἐλαίου¹⁴⁾, σέειον . . ., bzw.: καὶ δελφίνων τεμάχη ἐν ἀμφοροῦσιν εὐρίσκετο τεταρτηχευμένα καὶ στέαρ ἐν τεύχεσι τῶν δελφίνων, ᾧ ἐχρῶντο οἱ Μοσσύνοικοι καθάπερ οἱ Ἕλληες τῷ ἐλαίῳ, so wäre auch χρῶνται möglich gewesen. Das Imperfekt soll bedeuten, daß die erstaunten Griechen auf die Frage nach der Verwendung der aufgestöberten Fettvorräte die obige Auskunft erhielten.

Würden in IV 5, 13 statt der Imperfeka ἦν (. . . ἐπικουρήματα τῆς χιόνος) . . . ἐπορεύετο, was an sich möglich wäre, Präsens gebraucht, so verwandelte sich die Erzählung in eine Anweisung für Gebirgswanderer im Schneetreiben. Die Erzählung aber ist Xenophon die Hauptsache, er schreibt Erinnerungen, nicht darf er also diesen Charakter seiner Darstellung verwischen durch allgemeingültige Feststellungen. Von diesem Standpunkte sind auch aufzufassen: 15, 25 f und 36.

Wegen der Bedeutung, die es für die Verpflegung der Soldaten hatte, schreibt dann Xenophon Kap. 7, 1 f: χωρία γὰρ ἕκουσιν ἰσχυρὰ οἱ Τάχοι . . . Ἐπεὶ δ' ἀφίκοντο πρὸς χωρίον, ὃ πόλιν

¹³⁾ Nach Demetr. Περὶ ἔρμην. 6, dem Norden a. a. O. I 102, Anm. 1 zustimmt.

¹⁴⁾ Beiläufig gesagt, geradezu ein τόπος der antiken Ethnographie, z. B. Strabo C. 155 Γ 3, 7 von den Nordspaniern: ἀντ' ἐλαίου δὲ βουτύρου χρῶνται. Vgl. K. Trüdinger, „Studien zur Geschichte der griech.-röm. Ethnographie“, Basel 1918, S. 100, und meine Arbeit: „Die Quellen von Strabons 3. Buch, Philologus, Suppl. XVIII 1926. — Siehe auch Xenophon „Anabasis“ VI 6, 1.

μὲν οὐκ εἶχεν οὐδ' οἰκίας, wegen der Schwierigkeiten, die die Eroberung machte; ähnlich 15 f. Die lebhaftere Schilderung in 19 u. 21 betont schon Vollbrecht.

Wenn Xenophon (IV 8, 1) schreibt: ἀφίκοντο ἐπὶ τὸν ποταμόν, ὃς ὠρίζε τὴν τῶν Μακρῶνων καὶ τὴν τῶν Σκυθῶνων, so wegen der Bedeutung, die diesmal die Stammesgrenze für die Griechen hatte. Das εἶχον δ' ὑπὲρ δεξιῶν χωρίον οἶον χαλεπώτατον καὶ ἐξ ἀριστερᾶς ἄλλον ποταμόν, εἰς ὃν ἐνέβαλλεν ὁ ὄριζων, δι' οὗ ἔδει διαβῆναι würde nach Xenophons häufigerer Sprechweise kurz ἦν δὲ . . . gelautet haben; der Relativsatz δι' οὗ . . . kennzeichnet die damalige Bedeutung des Hauptflusses, der demnach im Imperfekt ἐνέβαλλεν eingeführt wird¹⁵⁾; vgl. 8.

Im Buch V 2, 3: Ἐν δὲ ἦν χωρίον μητρόπολις αὐτῶν . . . εἰς τοῦτο πάντες συνερρῆμεσαν· περὶ δὲ τοῦτο ἦν χαράδρα ἰσχυρῶς βαθεῖα καὶ πρόσσοδοι χαλεπαὶ πρὸς τὸ χωρίον: der Platz war politisch und militärisch wichtig. 5: μαχόμενοι οὐκ ἐδύνατο λαβεῖν τὸ χωρίον, καὶ γὰρ τάφος ἦν περὶ αὐτὸ εὖρεται ἀναβεβλημένη: der Graben, der wohl nicht wieder zugeschüttet wurde, also zur Zeit der Niederschrift noch bestand, war seinerzeit ein Hindernis. Siehe ferner 28, 4, 14 f., 31; 5, 1 u. 2; 7, 13; 8, 15.

Im Buch VI 1, 8 erzählt Xenophon von einem καρπαῖα genannten mimischen Tanze der Ainianen und Magneten: ὁ δὲ τρόπος τῆς ὀρχήσεως ἦν ἰνfolge des vorausgehenden ὠρχοῦντο. Dann aber im Präsens: Ὁ μὲν παραθέμενος τὰ ὄπλα σπείρει καὶ ξευγῆλα τεῖ, πυκνὰ δὲ στρεφόμενος ὡς φοβούμενος, ληστής δὲ προσέρχεται . . . ὁ δ' ἐπειδὴν προΐδηται, ἀπαντᾷ ἀρπάσας τὰ ὄπλα καὶ μάχεται πρὸ τοῦ ξεύγου . . . καὶ τέλος ὁ ληστής δῆσας τὸν ἄνδρα τὸ ξεύγου ἀπάγει . . . Xenophon erzählt hier nicht mehr, hier schildert der Ethnograph, der er ja zum guten Teil ist, schon dank seiner vorzüglichen Beobachtungsgabe, der er auch — abgesehen von der stoischen Schultradition — seine Beliebt-

¹⁵⁾ Zu allem Überfluß verweist noch Vollbrecht darauf, daß das Imperfekt bei geographischen Angaben auch im Lateinischen stehe, z. B. Cäsar B. G. II 15. . . : *Eorum fines Nervii attingebant*. Genau genommen steht *attingebant* aber nicht bloß als geographische Angabe, sondern weil es für Cäsar nicht gleichgültig war, welche Nachbarschaft die eben erst unterworfenen Ambianer hatten, weshalb er sich schleunig *quorum de natura moribusque* erkundigte und auf die Nachricht, es seien gewaltige Römerfeinde, mit ihnen Schluß machte. In I 1, wo er allem noch ohne Anteilnahme gegenübersteht, gebraucht er für die geogr. Angaben das Präsens.

heit bei dem großen Ethnographen Poseidonios, wenigstens zum Teil, verdanken mochte¹⁶⁾. Denn daß er hier nicht eine einmalige Aufführung erzählt, sondern einen Brauch schildert, beweist: ἐνίοτε δὲ καὶ ὁ ζευγηλάτης τὸν ληστήν (ἀπάγει)· εἶτα παρὰ τοὺς βουὺς ζεύξας ὀπίσω τῷ χεῖρε δεδεμένον ἐλαύνει. Deutlich sondert Xenophon von der Schilderung die Erzählung, daß in dem oder in den von ihm beobachteten Fällen, wie er nun in der Einschaltung im Imperfekt bemerkt, καὶ οὗτοι τῶν ἐποιοῦν ἐν ῥυθμῷ πρὸς τὸν αὐλόν: er vergleicht da, wie Vollbrecht anmerkt, mit dem ebenfalls πρὸς αὐλόν aufgeführten Waffentanz (S. 1).

VI Kap. 6, 1: οἱ δὲ Ἕλληγες.. ἐφέροντο ἀδελῶς πυρούς καὶ κριθάς, οἶνον, ὄσπρια, μελίνας, σύκα· ἅπαντα γὰρ ἀγαθὰ εἶχεν ἡ χώρα πλὴν ἐλαίου: Diese Üppigkeit bestand sicher noch, als Xenophon dies schrieb, in Betracht jedoch kam sie damals für die Griechen.

Zu 9: „(ὁ δὲ Κλέανδρος) .. ἀποπλεύσεσθαι ἔφη καὶ κηρύξεν μηδεμίαν πόλιν δέχεσθαι αὐτοὺς ὡς πολεμίους; Ἦρχον δὲ τότε πάντων τῶν Ἑλλήνων οἱ Λακεδαιμόνιοι“ macht A. Kappelmacher a.a.O. S. 212 gegenüber J. Mesk geltend, daß Xenophon hier durch den Zusatz des τότε das Imperfekt deutlich als Bezeichnung eines vergangenen Zustandes kennzeichnet. Xenophon fühlt also, daß das Imperfekt an sich, wie sonst oft, so auch hier von einem noch bestehenden Zustande könnte verstanden werden; vgl. ἐνίοτε VI 1,8.

Demnach bedarf in Buch VII 1, 24: (Hopliten und Peltasten stellten sich flugs in Reih und Glied) Τὸ δὲ χωρίον οἶον κάλλιστον ἐκτάξασθαι ἐστὶ: Θράκιον καλούμενον, ἐρημον οἰκιῶν καὶ πεδινόν gerade das Präsens der Rechtfertigung, die in der Dauerhaftigkeit von Stadtanlagen samt den Benennungen liegt¹⁷⁾. An sich würde man wegen des kausalen Zusammenhanges der *natura loci* mit der Flottheit der Vergatterung nach allem bisher Entwickelten Imperfekt erwarten.

¹⁶⁾ Christ-Schmid, *Gesch. d. griech. Lit.* I⁶ 1912, S. 519 mit Note 3. G. Rudberg, *Forschungen zu Poseidonios* 1918, S. 327; S. 28, Anm. 4: „Eine interessante, nicht näher untersuchte Frage ist das sachliche und sprachliche Verhältnis des P. zu X.“ K. Münscher, *Xenophon in der griech.-röm. Literatur*, *Philologus*, Suppl. XIII, 1920, S. 55 („Sicher wird man beim Durchforschen dieser Literatur noch mancherlei Beweise dafür gewinnen können, daß Poseidonios X. gekannt und benutzt hat.“) S. auch Anm. 18.

¹⁷⁾ Vollbrecht recht passend: „Dieser.. Platz.. lag in der Nähe des Thrakischen Tores. Thr. T. nach derselben Analogie, wie z. B. Hallisches Tor“.

Ferner verlegt Xenophon an sich Fortbestehendes als zur Zeit der erzählten Ereignisse von Belang in das Imperfekt in Kap. 2, 22 und 3, 22.

Als Ethnograph zeigt sich Xenophon wieder, auch — was hier in Betracht kommt — durch die Verwendung des Präsens; er schildert also in Kap. 4, 3f: vor Kälte gefror das Waschwasser und der Wein in den Gefäßen, vielen Griechen froren Nasen und Ohren ab. Καὶ τότε δῆλον ἐγένετο, οὐ ἕνεκα οἱ Θρᾶκες τὰς ἀλωπεκᾶς ἐπὶ ταῖς κεφαλαῖς φοροῦσι καὶ τοῖς ὠσὶ καὶ ζειράς μέχρι τῶν ποδῶν ἐπὶ τῶν ἵππων ἔχουσιν, ἀλλ' οὐ χλαμύδας.

In 6: καὶ οἱ μὲν πλείστοι ἐξέφυγον· πλησίον γὰρ ἦν τὸ ὄρος, in 14 und 17 ist das Imperfekt gesetzt wegen der Bedeutung, die die betreffenden Dauerzustände in der damaligen Lage der Kämpfenden hatten. Belehrend ist wieder das letzte Beispiel: in Kap. 5, 12f hören wir, daß die Griechen ἀφικνοῦνται . . . εἰς τὸν Σαλμυθησσόν. Ἐνθα τῶν εἰς τὸν Πόντον πλεουσῶν νεῶν πολλὰὶ ὀκέλλουσι καὶ ἐκπίπτουσι· τέναγος γὰρ ἐστὶν ἐπὶ πάμπολυ τῆς θαλάττης¹⁸). Καὶ οἱ Θρᾶκες οἱ κατὰ ταῦτα οἰκοῦντες στήλας ὀρυσάμενοι τὰ καθ' αὐτοὺς ἐκπίπτοντα ἕκαστοι λήζονται, also durchaus Präsens, Xenophon schildert wieder als Ethnograph und doch beweist der folgende Satz, daß er das alles erst aus dem Munde dieser zartbesaiteten Wrackjäger hat: τέως δὲ ἔλεγον, πρὶν ὀρυσασθαι, ἀρπάζοντας πολλοὺς ὑπ' ἀλλήλων ἀποθνήσκειν.

Überblickt man die Beispiele, so erkennt man, daß Xenophon noch Bestehendes wiederholt im Präsens schildert, aber sehr oft auch im Imperfekt erzählt, welchen Eindruck es machte oder welche Bedeutung es für die jeweilige Handlung hatte, nur daß er oft gleich statt des Verbs der Wahrnehmung, des Affekts oder dgl. das betreffende Objekt, die Tatsache des Bestehenden ins Imperfekt setzt. Ein und dasselbe, haben wir gesehen, kann der Schriftsteller im Präsens schlechthin feststellen oder im Imperfekt als für den Gang

¹⁸) Die dortige Meeresseichtheit spielt dann bei Straton von Lampsakos eine Rolle (Strab. C. 50 A III 4 [S. 65, Z. 7 f.] vgl. § 7, S. 68, Z. 18 f.) sowie nach Ausweis der Gleichheit von C. 50, S. 65, Z. 4: δοκεῖν δὲ κἄν χλωθῆναι τὸν Πόντον ἕλον εἰς ὑστερον, ἂν μένωσιν αἱ ἐπιβήσεις τοιαῦται (Referat aus Straton) und C. 53 A III 9, S. 70, Z. 8 f.: οὕτω μὲν οὖν ἐνδέχεται προσχωθῆναι τὸ πέλαγος πᾶν, ἀπὸ τῶν αἰγιαλῶν ἀρξάμενον, ἂν συνεχεῖς ἔχη τὰς ἐκ τῶν ποταμῶν ἐπιβήσεις (Referat aus Poseidonios) in Anlehnung an Straton auch bei Poseidonios (Vgl. Anm. 16.)

der erzählten Ereignisse belangreich bezeichnen. Ferner haben wir an lateinischen¹⁹⁾ und (aus verschiedenen bedeutenden Schriftstellern genommenen) deutschen Beispielen, die dasselbe Bild boten, gesehen, daß es sich da nicht einmal um eine griechische, geschweige denn Xenophontische Besonderheit handelt. Eine allgemein menschlichen psychologischen Gesetzen entsprechende Erscheinung liegt hier vor. Wenn Xenophon Vorliebe für die Verwendung des Imperfekts für noch Bestehendes zeigt, so rührt es davon her, daß er Memoiren-schriftsteller ist.

Auf dieser Grundlage wollen wir nun noch die so entscheidende Stelle: Buch V, 3, 8 bis 13 betrachten. Megabyzos kommt nach Olympia und gibt Xenophon die anvertrauten Gelder zurück. *Ξενοφῶν δὲ λαβῶν χωρίον ὠνεῖται τῇ θεῷ, ἔπου ἀνεῖλεν ὁ θεός* (Apollo). Ob diese Offenbarung bezüglich des Standortes der Anlage in einem eigens von Delphi eingeholten Orakel bestand, wird nicht gesagt. Jedenfalls kann Xenophon ein solches nicht schon gleichzeitig mit der in 5 erwähnten Absendung des für Apollo bestimmten Weihgeschenkens nach Delphi erbeten haben; denn nach 6 überließ er es Megabyzos *ἀναθεῖναι ποιησάμενον τῇ Ἀρτέμιδι, ὃ τι οἴοιτο χαρισθῆναι τῇ θεῷ*. Ich glaube, hätte Xenophon nach Rückerhalt des Geldes, über dessen Verwendung in Delphi angefragt, so hätte er es auch erzählt. In Übereinstimmung mit den Ergebnissen der Untersuchung sehe ich vielmehr in dem folgenden *ἔτυχε δὲ διαρρέων διὰ τοῦ χωρίου ποταμὸς Σελινοῦς*, dessen Name ja doch fortbestand über die Zeit der Gründung des Heiligtums, die Andeutung, daß die Namensgleichheit für die Wahl des Ortes entscheidend war, indem sie als Willensäußerung des Gottes

¹⁹⁾ Cäsar B. Gall, I 2, 3; 6, 2, 3; 8, 1; 10, 1, 5; 12, 1; 27, 4; 28, 4; 38, 1, 4—6; 54, 2; VII 5, 4; 8, 2: lauter geographische und ethnographische Angaben im Präsens. Dagegen Imperf.: I 2, : *angustos se fines habere arbitrabantur, qui . . patebant*, 6, f.: *Erant omnino itinera duo, quibus itineribus domo exire possent . . mons autem altissimus impendebat, ut facile perpauci prohibere possent*, 8, : *(Helvetii) . . alii vadis Rhodani, qua minima altitudo fluminis erat . . si perumpere possent conati . .*, 38, : *idque (oppidum) natura loci sic muniebatur, ut magnam ad ducendum bellum daret facultatem*, 43, : *Planities erat magna et in ea tumulus terrenus satis grandis . .* *Eo . . ad colloquium venerunt*, III 12, : *Erant eius modi fere situs oppidorum, ut . . neque pedibus aditum haberent . . neque navibus . . Ita utraque re oppidorum oppugnatio impediabatur.*

angesehen würde. Es bestärkt mich in dieser Ansicht der folgende Gebrauch des Präsens für noch Bestehendes nicht bloß in Ephesos, sondern auch in Skillus: ἐν δὲ τῷ ἐν Σκιλλοῦντι χωρίῳ καὶ θήραι πάντων (εἰσὶν) ὅποσα ἐστὶν ἀγρευόμενα θηρία²⁰). Darauf erzählt Xenophon im § 9 durchaus im Präteritum vom Baue des Altars und des Tempels, von der alljährlichen Feier und der Teilnahme der ganzen Umgebung daran. Ich betone da erstens Xenophons Genauigkeit im Tempusgebrauche, indem er für den Akt der Errichtung von Altar und Tempel ἐποίησε setzt, hingegen ἐποίει für die immer wiederkehrende Feier. Wir können also überzeugt sein, daß er kein Tempus ohne Grund und Absicht setzt. Zweitens: laut der in § 13 mitgeteilten Inschrift mußte der Zehnte alljährlich von dem Besitzer und Nutznießer in Form eines feierlichen Opfers der Göttin dargebracht werden. Nichts berechtigt dazu anzunehmen, daß diese unter Sanktion gestellte Verpflichtung, sei es von Xenophon, sei es von seinem Nachfolger, nicht eingehalten worden sei. Fest und Teilnahme der πολῖται καὶ πρόσχωροι bestanden somit noch zur Zeit der Niederschrift. Und doch μετεῖχον! Man hat gemeint, Xenophon wolle einen in der Erfüllung dieser Servitut säumigen Nachfolger nachdrücklich darauf verweisen. Diese Annahme hat nirgends eine Stütze. Bedarf die Mitteilung aller Einzelheiten betreffs der Erfüllung seiner namens des Heeres übernommenen Pflicht einer anderen Begründung, als daß Xenophon Rechenschaft ablegen wollte? Das Heer war vielfach zerstreut: wie hätte er anders sich der εὐθυγα unterziehen können? Moralisch, wenn schon nicht streng juristisch, mußte er sich als anständiger Mensch verpflichtet fühlen, es zu tun. Genau so wenig wie das μετεῖχον kann das παρεῖχε δὲ ἡ θεὸς . . . ins Treffen geführt werden gegen den Fortbestand der Feier. Das καὶ τῶν θηρευομένων δὲ bildet die Überleitung zu dem so wichtigen § 10: καὶ γὰρ θήραν ἐποιοῦντο εἰς τὴν ἑορτὴν οἱ τε Ξενοφῶντος παῖδες καὶ οἱ τῶν ἄλλων πολιτῶν, οἱ δὲ βουλόμενοι καὶ

²⁰) Ich möchte glauben, daß der Tierreichtum, besonders der Wildreichtum auch nicht ganz ohne Einfluß war, wo es sich um ein Heiligtum für die Jagdgöttin handelte. Nimmt Xenophon trotzdem hier das Präsens, so ist dies vielleicht nur zum Teil als Fortwirkung des καὶ ἐν Ἐφέσῳ . . . παραρρεῖ καὶ . . . ἔναισι zu erklären. Ob da nicht die Freude des leidenschaftlichen Nimrods durchbricht, daß er ein so schönes Jagdgebiet in der Nähe hat? Es wäre dies eine weitere Bekräftigung für den von Kappelmacher erwiesenen Ansatz der „Anabasis“.

ἄνδρες συνεθέρων, der die Erzählung fortsetzt. Nach unseren Beobachtungen würde ein plötzlich hier einsetzendes Präsens ganz unmöglich sein, denn es ist ausgeschlossen, daß die Begründung (*καὶ γὰρ* . . .) in das Präsens gesetzt würde, während das zu Begründende im Imperfekt gegeben ist (*παρεῖχε*). Pedantisch genau hätte Xenophon also vielleicht sagen können: *καὶ γὰρ θήραν ἐποιούοντο καὶ ποιοῦνται ἔτι καὶ νῦν* . . . Das *ἐποιούοντο* war unerlässlich, das *ποιοῦνται* hätte die Erzählung unterbrochen. Die Schilderung setzt erst mit § 11 ein, unterbrochen durch die Hervorhebung des Verdienstes um die Ausgestaltung des Ortes § 12: *περὶ δὲ . . . ἐφουτεύθη* . . . Daß *παῖδες* wegen des Gegensatzes *ἄνδρες* als „Kinder“ zu verstehen ist, hat schon Kappelmacher a. a. O., S. 17 betont. Ebenso verdanke ich ihm den Hinweis darauf, daß es sich hier um einen Kultbrauch handelt. Nach Xenophon *Kynēget. II 1*: *χρηὶ ἔλθεῖν ἐπὶ τὸ ἐπιτήδευμα τὸ τῶν κυνηγεσίων τὸν ἤδη ἐκ παιδὸς ἀλλὰ ττοντα τὴν ἡλικίαν*. Es kann also nur eine Zeremonie gemeint sein, indem schon die Kinder, als Jäger angetan, scheinbar die Tätigkeit ausübten, die sich der Huld der Göttin so sehr erfreute. Kein Wunder, daß Xenophon, der leidenschaftliche Jäger und fromme Mensch, seine und seiner Nachbarn Kinder Artemis weihte. Über solche mimetische Gottesverehrung im griechischen Altertum siehe O. Gruppe, *Griechische Mythologie und Religionsgeschichte*, 1906, II, S. 840: „Wahrscheinlich bezweckten diese durch eine Nachbildung der von den beiden Gottheiten geführten wilden Jagd, Wetterschäden abzuwenden“ und S. 924f., bes. Anm. 4 u. 5. Mimetisch ist ja auch noch bei den Katholiken der Brauch, selbst ganz kleine Kinder, als Schäfer angezogen, zu Ehren des göttlichen Hirten, z. B. an der Fronleichnamsprozession teilnehmen zu lassen, natürlich in Begleitung Erwachsener, genau so wie in Xenophons Berichte neben den Kindern als den Hauptpersonen *καὶ ἄνδρες συνεθέρων*.

Somit bildet diese „Anabasis“-Stelle kein Hindernis, mit Kappelmacher auf Grund der von ihm aufgezeigten Nachahmung von *Anab. II 4, 3* durch *Isokrates Paneg. § 149* Xenophons Werk vor 380 anzusetzen, genauer — wegen verschiedener Anspielungen — vor 386/7.

ΤΙΘΩΝΟΣ.

Eine *opinio* wird dadurch nicht zuverlässiger, daß sie *communis* ist.

Wilamowitz.

Die Sage vom unsterblichen, ewig alternden Tithonos erzählt uns ausführlich der homerische Aphroditehymnus (V. 218 ff.): Eos raubt sich den jungen Helden und richtet zugleich an Zeus die Bitte, ihrem Geliebten die Unsterblichkeit zu gewähren. Aber sie vergißt, auch um ewige Jugend zu bitten. Deshalb lebt Eos, solange Tithonos jung bleibt, glücklich mit ihm zusammen; als aber die ersten grauen Haare auf seinem Kopf und seinem Bart erscheinen, hört sie auf, zu seinem Lager zu kommen, doch fährt sie fort, ihn zu speisen und zu pflegen:

αὐτὸν δ' αὖτ' ἀτίταλλον ἐνὶ μεγάροισιν ἔχουσα 231
οἴτῳ τ' ἀμβροσίῃ τε καὶ εἶματα καλὰ διδοῦσα.

Als endlich Tithonos ganz alt geworden ist,

οὐδέ τι κινήσαι μελέων δύνατ' οὐδ' ἀναεῖραι, 234
ἦδε δέ οἱ κατὰ θυμὸν ἀρίστη φαίνεται βουλή·
ἐν θαλάμῳ κατέθηκε, θύρας δ' ἐπέθηκε φαεινάς,
τοῦ δ' ἦ τοι φωνὴ βέη ἄσπετος, οὐδέ τι κίχης
ἔσθ' οἷη πάρος ἔσκεν ἐνὶ γναμπτοῖσι μέλεσσι.

Untersuchen wir zuerst diesen Mythos, wie er hier gegeben wird. Eos ist bekanntlich eine Personifikation der Morgenröte. Auch Tithonos soll nach allgemeiner Meinung ursprünglich ein Licht- oder ein Tagegott gewesen sein. In der Erzählung, daß er ewig altert, hat man eine Allegorie finden wollen, die in einer gewissen Beziehung zu dem Wesen des Tagegottes Tithonos oder auch zu dem Wesen seiner Gattin stehen sollte: „Tithonos ist eine Allegorie des Tages in seinem sich ewig wiederholenden Verlaufe, früh morgens frisch und schön, dann von der Hitze des Tages gleichsam aufgezehrt, verdorrt und veraltet“¹⁾. Oder: „Die Göttin ist unsterblich, vergänglich aber ihre Erscheinung und diese Vergänglichkeit wird auf den Gatten übertragen“²⁾. Nach J. Schmidt, der zuletzt diese Sage behandelt

¹⁾ Preller-Robert, Gr. Mythologie I S. 442. Vgl. Bugge-Torp, Das Verhältnis der Etrusker zu den Indogermanen, S. 229 f. Max Müller, Essays II² S. 77.

²⁾ Welcker, Gr. Götterlehre I, S. 685.

hat, entspricht das Abnehmen und Hinschwinden des Helden dem Sonnenuntergang³⁾.

Wenn aber in dieser Erzählung ein Mythos in symbolischer Form tatsächlich steckt, so müssen seine Züge alle auf diese Weise, d. h. symbolisch erklärt werden können. Sehen wir nun, was Eos mit ihrem Gatten macht, als er vom Alter ganz erfaßt ist: Sie schließt ihn allein im Thalamos ein — *θύρας δ' ἐπέθηκε φαιινάς* — und hört auf, ihm Nahrung darzubieten. Das letztere wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, es versteht sich aber leicht, da Tithonos allein im Thalamos, nicht mehr in den Megara der Göttin, eingesperrt bleibt und vorher betont wird, daß Eos in der Zeit, wo Tithonos die ersten grauen Haare zu bekommen anfing, ihm noch in ihren Megara *σίτον καὶ ἀμβροσίαν* brachte (V. 231 f.), gewiß im Gegensatz zu der folgenden Periode des tiefen Alters; denn sonst würde der Epiker die Speisung beim Anfang des Alterns nicht betont haben, hätte es nicht eine Zeit gegeben, in welcher Tithonos diese nicht bekam.

Ich sehe nicht, wie man diese Motive aus der Natur des Lichtgottes Tithonos oder seiner Gattin symbolisch deuten könnte. Es kommt ein drittes, ebenfalls unerklärliches Motiv dazu, die Stimme des Tithonos, welche *ἄσπετος ῥέει*. Was hat sie mit dem Lichtgotte zu tun? Die Behauptung, daß der Epiker hier den alten Mythos willkürlich mit seiner Phantasie ergänzt hat, zeigt sich gleich als unhaltbar; denn wir verstehen nicht, was den Dichter veranlaßt hätte, in der allegorischen Sage des Tithonos die Motive der Einsperrung, des Fastens und der *ἄσπετος*-fließenden Stimme einzusetzen. Der Sinn einer derartigen Ergänzung entgeht uns völlig.

Die Verwandlung des Tithonos in eine Zikade wird im Hymnus nicht erzählt. Wir begegnen ihr zum ersten Male bei Hellanikos: *Τιθωνοῦ τοῦ Λαομέδοντος, Πριάμου δὲ ἀδελφοῦ, ἠράσθη ἢ Ἡμέρα, ἐξ οὗπερ ἐποίησεν υἱὸν Μέμνονα. Μακρῶν δὲ βίῳ δαπανηθέντος ἐκείνου μετέβαλεν αὐτὸν εἰς τέττιγα ἢ θεός⁴⁾*. Die Metamorphose wird allgemein als ein späterer Zuwachs zu dem ursprünglichen Mythos des Hymnus angenommen; man ist nur auch hier nicht darüber einig, was den Anlaß dazu gegeben hat. Nach Welcker⁵⁾

³⁾ Roschers Myth. Lex. V 1026 s. v. Tithonos.

⁴⁾ Fr. Gr. Hist. 4 F 140 (142 M.). Ich sehe nicht den Grund ein, warum Jacoby S. 466 diese Verwandlungsgeschichte dem Hellanikos abspricht.

⁵⁾ a. a. O. S. 686.

war das der im Γ 150 ff. der Ilias erwähnte Vergleich der alten Troer mit den geschwätzigen Zikaden; aber hier spielt Tithonos keine Rolle und die ganze Stimmung ist eine völlig andere. Nach Peppmüller⁶⁾ war der Ausdruck τοῦ δ' ἢ τοι φωνῆ ῥεῖ ἄσπετος, der den Zuwachs hervorrief, nach Rapp⁷⁾ das Wort κίκυς, welches mißverstanden wurde, nach Kretschmer⁸⁾ der Anklang von τέττα, Lallwort für einen Alten, an τέτιξ. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Auffassungen sieht man sofort. Deshalb haben andere Erklärer diese Frage ganz beiseite gelassen⁹⁾ oder den Zuwachs einfach als phantastisch charakterisiert¹⁰⁾. Es ist aber klar, daß auf diese Weise das Problem noch nicht seine endgültige Lösung gefunden haben kann.

Wir haben also in unserer Betrachtung, die bisher der *opinio communis* gefolgt ist, zwei Schwierigkeiten gefunden: Es läßt sich keine zureichende Erklärung für die Einführung gewisser Motive in der Hymnuserzählung und für die Verwandlungsgeschichte als Zuwachs der späteren Sage finden. Beide Schwierigkeiten lösen sich gleich, sobald wir annehmen, daß die Verwandlung des Tithonos nicht der späteren, sondern schon der alten, vorhymnischen Sage gehörte.

Die zweite Schwierigkeit ist ohne weiteres beseitigt. Die spätere Sage fährt fort, über die Verwandlung zu berichten, die der Hymnus ausgeschaltet hatte. Die Verwandlungen, durch die das Leben eines Helden endet oder besser in einem anderen Wesen, Tier, Pflanze etc., fortgesetzt wird, werden vom Epos in der Regel als etwas zu Phantastisches, Märchenhaftes gemieden. In der Ilias sind die Verse, welche die Versteinigung der Niobe erzählen (Ω 614—7), später hinzugefügt¹¹⁾. In der Odyssee ist der Vergleich, den Penelope τ 518 ff. zwischen ihrem θυμός und der Aëdon zieht, zwar nicht unbeholfen, wie man früher annahm¹²⁾, aber die Verwandlung wird nicht er-

⁶⁾ Philol. XLVII (1889), S. 19 f. Vgl. auch Preller-Robert a. a. O. Siehe unten S. 29, Anm. 16.

⁷⁾ Roschers Myth. Lex. I 1263, s. v. Eos.

⁸⁾ Glotta XIV (1925), S. 309, Anm. 3.

⁹⁾ z. B. Escher RE V 2659, s. v. Eos.

¹⁰⁾ J. Schmidt a. a. O. S. 1025.

¹¹⁾ J. Kakridis Ἀρὰ S. 90 f. und Rhein. Mus. LXXIX (1930), S. 114 f.

¹²⁾ Kirckhoff, Die homerische Odyssee S. 524, Wilamowitz, Homerische Untersuchungen S. 60 f. (vgl. jetzt Gr. Heldensage I, S. 54, Anm. 4). Thraemer, Pergamos S. 5, Anm. 6. Richtig jetzt H. Fränkel, Die homerischen Gleichnisse S. 82 f.

zählt, sondern nur vorausgesetzt. Die homerischen Hymnen zeigen gewiß nicht die Würde und die Strenge in der Auswahl ihrer Erzählungen und Motive, wie die großen Epen. Doch konnte Aphrodite, die in unserem Hymnus über die von den Göttern geliebten Troerhelden spricht, natürlich nicht auch die Verwandlung eines von ihnen in eine Zikade erwähnen. Der Epiker wird wohl empfunden haben, daß das weder zu der erzählenden Göttin, noch zu dem schönen Geliebten von ihr und Eos, noch zu der Würde des Hymnus und dessen Zuhörer — sie waren am wahrscheinlichsten Anchisiaden — paßte¹³⁾. Deshalb formte er die Erzählung um und am Ende unterbrach sie unmittelbar.

Zu dieser Annahme führt uns auch die Betrachtung der bisher nicht erklärten Motive des Hymnus. Daß diese in ihm trotz der Umformung als Rudimente sich erhalten konnten, ist etwas sehr Gewöhnliches in der Entwicklung der Sagen. Es genügt auf die ‚Tragodumena‘ von Th. Zielinski zu verweisen. Jetzt versteht man, warum Tithonos keine Speise mehr bekommt: Daß die Zikade nichts Festes oder überhaupt nichts isst, ist ein allgemeiner Glaube sowohl der alten, wie auch der modernen Griechen: . . . ἐξ ὧν τὸ τεττίγων γένος φύεται, γέρας τοῦτο παρὰ Μουσῶν λαβόν, μηδὲν τροφῆς δεῖσθαι γενόμενον, ἀλλ' ἄσιτόν τε καὶ ἄποτον εὐθύς ἄδειν, ἕως ἂν τελευτήσῃ¹⁴⁾. Ob es sich dabei um ein Mißverständnis handelt, wie O. Keller, Die Antike Tierwelt II 405 bemerkt, stehe dahin.

So sieht man auch ein, warum die Stimme des Greises ἄσπετος ρεῖ, obwohl der Sinn des Ausdruckes immer unsicher bleibt. Man erklärt gewöhnlich das Epitheton als ‚unaufhörlich‘, das paßt vollkommen zu dem ‚λαλίστατος τέτιξ‘. Es paßt auch, obwohl weniger wahrscheinlich, wenn wir es als ‚undeutlich‘, ‚unartikuliert‘ erklären wollen. Welcker¹⁵⁾, der annahm, daß der Ausdruck die zitternde Stimme bezeichnet, kam zu diesem Resultat nicht aus den Worten selbst — ἄσπετος kann ja nicht

¹³⁾ Im homerischen Dionysoshymnos werden die Räuber in Delphine verwandelt, aber den wesentlichen Unterschied dieser Metamorphose, die als Strafe vollzogen wird, und der des Tithonos sieht man sofort.

¹⁴⁾ Plat. Phaedr. 259 c; vgl. Arist. Nub. 1360, Aristot. De anim. 5, 30, De part. anim. 4, 5, Kallim. Telchineneleg. V. 32 ff., Plut. Quaest. conv. 660 F, Plin. Hist. nat. XI, 93, Aesop. 337, 399, Anakreont. 32 Bgk, Anth. Pal. IX, 92.

¹⁵⁾ a. a. O. S. 685.

‚zitternd‘ bedeuten —, sondern aus der Tatsache, daß Tithonos alt ist, folglich seine Stimme zittern muß. Ebenso unbegründet ist die Erklärung des neuesten Erforschers der Sage J. Schmidt; ‚klägliches Gewimmer‘ und ‚kraftloses Stimmchen‘¹⁶⁾.

Im Gegenteil, die Stimme der Zikade ist sehr stark. Da wir nun jetzt wissen, daß die epische Erzählung die Verwandlungssage voraussetzt, können wir annehmen, daß auch eine andere Bedeutung in den Worten stecke: In der homerischen Sprache finden sich u. a. die Ausdrücke *ἄσπετος κυδοιμός*, *ἄσπετος κλαγγή*. Hier bedeutet *ἄσπετος* als Beiwort von Klangbegriffen ‚stark‘; diesen Sinn kann es auch in unserem Hymnus haben. Die starke Stimme der Zikade im Gegensatz zu ihrem geringen Körper macht immer einen großen Eindruck, um so eher, als das Insekt ganz kraftlos ist, ohne irgend eine Verteidigungswaffe; es ist unbeholfen und schwerfällig — οὐδέ τι κινήσαι μελέων δύνατ' οὐδ' ἀναεῖραι!¹⁷⁾ In diesem Falle müssen wir annehmen, daß der Satz οὐδέ τι κίχως ἔστ' ἐνὶ μέλεσσι im Gegensatz zu dem vorhergehenden gesagt wird: ‚Seine Stimme tönt stark und doch besitzt er keine Kraft in seinen Gliedern mehr‘. Auch in einem Epigramm des Antipatros, Ant. Pal. IX 92 wird der Gegensatz der Stimme der Zikade, hier aber nicht zu ihrer körperlichen Schwäche, sondern zu ihrer kargen Nahrung betont:

ἀρχεὶ τέττιγας μεθύσαι δρόσος, ἀλλὰ πίνοντες
αἰδεῖν κύκνων εἰσὶ γεγωνότεροι.¹⁸⁾

¹⁶⁾ a. a. O. 1024, 55; 1025, 48f. Die Konjektur Hermanns *τρεῖς ἄσπετος* wird hoffentlich niemals einen Verteidiger finden. Es ist auffallend, daß Preller nicht zur richtigen Lösung gekommen ist, obwohl er die betreffende Stelle des Hymnus a. a. O. folgendermaßen erklärt: „Die Stimme des Tithonos wispert fort und fort wie eine Zikade.“ Andererseits meinte Peppmüller a. a. O., daß gerade der Ausdruck *ἄσπετος* die Erfindung der Verwandlung in der Sage hervorgerufen habe. Er hat sich aber nicht gefragt, warum dieser Ausdruck im Hymnus stand. Die allegorische Deutung hatte die Philologen so stark in ihren Bann gezwungen, daß sie die Wahrheit nicht sehen konnten, auch wenn sie ihr ganz nahe waren. S. unten S. 12 f.

¹⁷⁾ Anth. Pal. IX, 122 wird die Zikade *εὐπτερος* genannt; in Wirklichkeit entbehrt sie jeder Schönheit. Auch darin sieht man die Geschmacklosigkeit des Dichters.

¹⁸⁾ Vgl. Anth. Pal. VII 196, 1, Anakreont. 32, 1 ff. Bgk.

Ob die letztere Erklärung des ἀσπετος den vom Dichter gewollten Sinn trifft oder die erste — schwerlich die zweite — kann ich nicht entscheiden¹⁹⁾.

Endlich das Einsperren des Tithonos im Thalamos. Der Held kann kein Glied bewegen, noch weniger schreiten. Warum wird das Schließen der Türe besonders betont? Im ersten Augenblick denkt man, daß Eos das Geschwätz ihres Mannes nicht hören will und deshalb ihn absondert. Wenn wir aber die Worte des Hymnus lesen, so sehen wir, daß das für den Dichter nicht der Grund für die Absonderung sein kann. Das Einsperren des Tithonos wird als der beste Ausweg geschildert, nachdem der Held in die Lage geraten war, sich gar nicht bewegen zu können. Das Fließen der Stimme erscheint als etwas ganz sekundäres, unabhängiges von dem Beschluß der Göttin. In der späteren Überlieferung versuchte man allerdings, den Beschluß der Eos durch das Ertönen der Stimme des Tithonos zu motivieren, doch verwandelt die Göttin ihn nicht, um ihn nicht mehr zu hören, im Gegenteil, *ὅπως καὶ διὰ τῆς φωνῆς αὐτοῦ τέρπειτο διηνεκῶς ἀκούουσα* (Schol. II. A 1, 5), Daß es sich hier tatsächlich um eine sekundäre Motivierung handelt, wird sich bald zeigen.

Damit ist aber nicht das Motiv der Einsperrung des Greises erklärt. Es ist nun methodisch richtig in dem Moment, wo die anderen Motive sich nur durch die Anerkennung der Tatsache erklären lassen, daß der Epiker eine Verwandlungssage umformt, auch in diesem Falle zu versuchen, eine entsprechende Erklärung zu finden. So gelangen wir zu einem Resultat, das auffallend erscheinen und mit gewisser Zurückhaltung ausgesprochen werden muß: Kann der gut verschlossene Thalamos etwas anderes sein als eine rationalistische Umbildung des Käfigs, in den Eos ursprünglich ihren verwandelten Mann steckt, *ὅπως καὶ διὰ τῆς φωνῆς αὐτοῦ τέρπειτο διηνεκῶς ἀκούουσα*? Von dort innen tönt seine Stimme ἀσπετος. Hier paßt das Motiv des Einsperrens vortrefflich. Tithonos wurde ursprünglich nach seiner Verwandlung in den Käfig gesteckt, während der Hymnus, der die Verwandlung ausschaltete, seine Absonderung nicht motivieren konnte. Die Verwandlung und die Einsperrung des Gatten waren tatsächlich die ἀρίστη βουλή, die Eos fassen konnte,

¹⁹⁾ Für die erste Erklärung spricht auch die spätere Überlieferung: ...μετέβαλεν εἰς τέττυγα (ἢ Ἥως τὸν Τιθωνόν), ὅπως καὶ διὰ τῆς φωνῆς αὐτοῦ τέρπειτο διηνεκῶς ἀκούουσα (Schol. II. A 1; Eustath. ebd.).

da sie nicht das Recht hatte, ihm die Jugend wiederzugeben oder ihn sterben zu lassen. Das wird auch in der Scholienüberlieferung betont: Τιθωνός . . . ἐς βαθὺ γῆρας ἐλάσας καὶ ζῆν μηκέτι ἐθέλων ἤτησατο παρὰ τῆς Ἥους θάνατον . . . ἢ δὲ ἀδυνατούσα — ἦδη γὰρ ἐνεγράφη τοῖς ἀθανάτοις ὁ Τιθωνός — εἰς τέττιγα μετέβαλεν αὐτόν (Eustath. zu Λ 1; 825, 49 ff.). Was einmal die Götter beschlossen haben, kann nicht aufgehoben werden. Deshalb verwandelt die Göttin ihren Mann und fährt fort, ihn bei sich zu halten.

Auch später also stellte man sich den verwandelten Tithonos bei seiner Gattin vor, wo er singt, ohne etwas zu essen. Logisch kann man das gewiß nicht mit der Tatsache vereinbaren, daß der Grieche die Zikade überall traf; wer darf aber in solchen Fällen logische Konsequenz postulieren? Ist denn nicht auch die Fülle der Tiere einer Art mit der einen Person, die in dieses Tier verwandelt wurde, logisch unvereinbar? Denn man sagt in solchen Fällen nicht z. B. Prokne wurde zu der Nachtigall, von welcher das Geschlecht der Nachtigallen stammt, sondern: ἢ δὲ [Πρόκνη] εὐχεται ὄρνις γενέσθαι · καὶ ποιεῖ αὐτὴν ὁ Ζεὺς ἀηδόνα · φρηγεῖ δὲ ἀεὶ πατε τὸν Ἴτυλον (Pherekyd. 3 F 12 f.). Für die volkstümliche Vorstellung ist es, wenn ich das so formulieren darf, die unsterblich gewordene Aëdon, die ihren Sohn beweint.

Tithonos muß also ursprünglich in einen Käfig von Eos gesteckt worden sein. Diese neugriechische Gewohnheit, zumeist für Grillen²⁰⁾ war auch in der alten Zeit im täglichen Leben bekannt²¹⁾. Daß man damals auch mit den Zikaden ähnlich spielte, zeigt vielleicht ein Epigramm der Anyte, welche in diesem Fall eine Nachahmerin der Erinna sein soll²²⁾:

²⁰⁾ Nach einer Mitteilung meines Freundes D. Lukopulos binden die Kinder in Ätolien die Zikade an einen Faden und setzen sie dann auf einen Zweig, damit sie singt.

²¹⁾ Für solche gefangene und dann gestorbene Grillen sind einige Epigramme verfaßt, Anth. Pal. VII 189, 190, 193—195, 197, 198. Ob die Griechen den Namen ἀκρίς auch für die Zikade verwandten, wie O. Keller, Die antike Tierwelt II 458, behauptet, ist fraglich. Nebenbei sei erwähnt: wenn O. Kern in seiner Religion der Griechen S. 12 sagt: „Abends ertönte das Gezirpe der Cikaden, während von ferne die Schakale mit ihrem Geheule die Luft erfüllten“, so vermute ich, daß er die Zikade mit der Grille verwechselt.

²²⁾ O. Keller a. a. O. S. 404 schließt, daß die Griechen die Zikaden in Binsenkäfige steckten, indem er sich auf eine schlechte Variante von Theokrit (I 52) ἀκριδοθήκαν stützt. Von Keller wahrscheinlich ist die Nachricht auch

Ἄκριδι, τᾶ κατ' ἄρουραν ἀηδόνι, καὶ δρυοκοίτᾳ
 τέττιγι ξυνὸν τύμβον ἔτευξε Μυρῶ
 παρθένιον στάξασα κόρα δάκρυ · δισσὰ γὰρ αὐτῆς
 παίγνι' ὁ δυσπενθής ᾤχετ' ἔχων Ἄλδης²³).

Ich habe vom Anfang gesagt, daß meine Erklärung für die sonderbare Einsperrung des Helden nicht zwingend ist. Die Zurückhaltung aber in diesem Punkte kann gar nicht die Tatsache erschüttern, daß die Metamorphose des Tithonos dem Epiker vorlag²⁴). Jeder Versuch, die aus ihr erhaltenen Rudimente, die in einer gewissermaßen rationalisierten Form im Hymnus stehen, anders zu erklären, muß scheitern.

Die Verwandlungssage war also schon früh erzählt. Sie war eine ätiologische Sage. Unbegreiflich, wie man das bisher nicht einsah. Die Zikade mit ihrem aufgezehrten Körper soll anfangs ein Mann, ein Held gewesen sein, welcher im hohen Alter immer mehr einschrumpfte, bis er endlich in eine Zikade verwandelt war. Daß das ätiologische Moment dieser Geschichte immer empfunden wurde, zeigen die Worte erstens des Hellanikos: μακρῶ δὲ βίῳ δαπανηθέντος ἐκείνου (Τιθωνοῦ) μετέβαλεν αὐτὸν εἰς τέττιγα ἢ θεός (4 F 140), dann des Horaz: *longa Tithonum minuit senectus* (Od. II 16, 30). Daß das Alter

in Brehms Tierleben⁴ II, S. 163 übernommen. Das ganze Kapitel über die Zikade ist leider von Keller allzu flüchtig geschrieben. In dem Epigramm des Euenus, Anth. Pal. IX, 122, versteht er nicht, daß die Ἄλδης κόρα keine attische Jungfrau ist — wie konnte sie auf diese Weise πετέσσα sein und Kinder haben? —, sondern die Schwalbe. Das Thema ist also nicht unwahr. Wenn das oben erwähnte Epigramm Anytes sagt: ἀκριδι τᾶ κατ' ἄρουραν ἀηδόνι καὶ δρυοκοίτᾳ τέττιγι, so kann sich das τᾶ κατ' ἄρ. ἀηδόνι nicht auf die Zikade beziehen, wie Keller will. Er wiederholt auch den Fehler des Plinius XXXIV, 57, welcher den Bildhauer Myron mit der Stifterin des obenstehenden Epigrammes Myro verwechselt. Endlich findet Keller die Verwandlung des Tithonos erst bei Servius erzählt.

²³) Anth. Pal. VII 190. Die Attribute κατ' ἄρουραν ἀηδόνι und δρυοκοίτᾳ beziehen sich allgemein auf die Grillen und die Zikaden. Weder die Grille der Myro verweilte vor ihrem Tode auf den Feldern, noch die Zikade auf den Eichen. Wie könnten sie auf diese Weise παίγνια der Myro sein? Über das Epigramm der Erinna und seine Nachahmungen siehe Wilamowitz, Hellen. Dichtung I S. 110 f.

²⁴) H. Fränkel, Die homerischen Gleichnisse S. 83 hat, wie ich nachträglich sehe, die ganze Sachlage besser als die übrigen verstanden; auch er aber glaubt, die Verwandlung sei jünger als die Geschichte des Hymnus. Auch daß es sich um eine ätiologische Sage (s. oben den Text) von Anfang an handelt, scheint Fränkel nicht erkannt zu haben.

den Körper aufzehrt, ist eine natürliche, der Wahrheit entsprechende Vorstellung. Braucht man ein anderes Beispiel dazu? Hören wir, was die Sibylle dem Aeneas sagt, Ov. Metam. XIV 147 ff.: In sie sei Apollo verliebt; als er ihr das Recht eines Wunsches gab, verlangte sie sovielen Jahre zu leben, wieviel Körner ein vor ihr liegender Sandhaufen zählte, ohne doch zugleich um dauernde Jugend zu bitten:

*Tempus erit, cum de tanto me corpore parvam
longa dies faciet consumptaque membra senecta
ad minimum redigentur onus: nec amata videbor
nec placuisse deo; Phoebus quoque forsitan ipse
vel non cognoscet vel dilexisse negabit.
Usque adeo mutata ferar nullique videnda,
voce tamen noscar, vocem mihi fata relinquent²⁵).*

Nachdem Tithonos mit der Zikade verbunden wurde, erhielt er auch deren andere Eigenschaften, die den Menschen auffielen: die ἄσπετος-fließende Stimme und das Vermeiden der Nahrung. Dann wurde auch der Versuch gemacht, die Verwandlung selbst durch die Stimme des Tithonos zu motivieren (s. oben S. 30), obwohl es klar ist, daß sie nicht den Anlaß zur Entstehung der Sage gegeben hat. Und es ist charakteristisch, daß im Hymnus Elemente aufgenommen sind, welche in die Sage nach der Verwandlungsgeschichte eintraten, die die Zikade mit dem Tithonos verband, während die Verwandlung selbst beiseite gelassen wurde. Eben deshalb war es aber unmöglich, diese Elemente ohne sie zu verstehen.

Wenn unsere Schlüsse die Wahrheit treffen, so ist der Gewinn davon nicht gering. Ich lasse die Tatsache beiseite, daß wir jetzt mit ganz anderen Augen die betreffenden Verse des Aphroditehymnus lesen. Es ist längst bemerkt worden, daß das Epos im allgemeinen die märchenhaften Züge vermeidet. Hier liegt uns aber das erste Beispiel m. W. vor, wo eine mißfallende Sage nicht ganz verschwiegen (wie etwa die Geburt der Athene, der Traum der Hekabe, die Unverwundbarkeit des Achilleus, das beflügelte Roß des Bellerophontes) oder in ihren einzelnen Motiven ersetzt wird (vgl. das magische Scheit ersetzt durch den Fluch in der Meleagrossage), ohne daß eine Spur der alten

²⁵) Auch wenn diese Geschichte die des Tithonos als Vorlage haben soll (J. Kakridis, *Apal* S. 53, Anm. 2), so verliert sie nichts von ihrer Natürlichkeit.

Fassung bleibt, so daß man auch zweifeln könnte, ob es sich tatsächlich um eine absichtliche Weglassung oder Ersetzung handelt — vielleicht wäre der Epiker nicht dazu gekommen, z. B. über die Geburt der Athene zu berichten und in der Meleagros-erzählung könnte er einer anderen schon vorhandenen Version gefolgt sein. Hier werden die Motive der mißfallenden Sage zwar aufbewahrt, aber anders gedeutet, ein Verfahren, das wir auch bei Pindar finden²⁶⁾. Die epische Erzählung kann nicht anders begriffen werden, denn als eine absichtliche Abweichung von der Verwandlungsgeschichte; der Epiker bemühte sich, das Märchenhafte zu mildern, indem er den alten Motiven einen neuen Sinn gewaltsam zu geben versuchte. Die nachepische Zeit schöpfte selbstverständlich wieder aus der unmodifizierten Sage; solche „Verbesserungsversuche“ müssen immer mißlingen. Man kann dabei wieder an die Pindarischen Neuerungen denken.

Wir haben aber etwas noch Wichtigeres jetzt gewonnen: Nachdem bewiesen wurde, daß die epische Erzählung eine Umformung der Verwandlungssage ist, ist einer allegorischen Deutung der Tithonosgeschichte der Boden entzogen: Der Held muß im Hymnus ewig altern, weil ihm das Recht der Verwandlung abgesprochen wurde, mit welcher die Sage ursprünglich endete. Keine Spur von Allegorie. Auch wenn Tithonos einst ein Gott gewesen sein soll, was nicht sicher ist, so darf man nicht sich auf diese Erzählung stützen, um aus ihr über das Wesen des Gottes Tithonos zu urteilen (s. unten S. 35, Anm. 30). Es ist charakteristisch und zugleich bedauerlich daß gerade das Vorurteil, daß im dauernd alternden Helden eine Allegorie stecken müsse, die Entdeckung der Wahrheit hinderte, die doch ganz einfach war. Die Symbolik stand jenen einfachen Hellenen ziemlich fern, die die Sage durch ihre Erfindungen bereicherten, und wir müssen immer einer allegorischen Deutung mißtrauisch gegenüber stehen. Daß die schon geringe Zahl solcher Deutungen sich immer verengert, ist mit Freude zu begrüßen²⁷⁾.

²⁶⁾ Darüber handle ich bald im Philologus. Auch in der Niobegeschichte im Ω 599 ff. werden die Motive der alten Verwandlungssage umgedeutet, doch ist der Grund dort ein anderer. Vgl. Rhein. Museum LXXIX (1930), S. 118 ff.

²⁷⁾ Vor einigen Jahren zeigte A. Lesky, Sitzb. Wien. Ak. 203, 2, daß in der Admetos-Alkestissage keine Symbolik stecke. Ein neuer Versuch, die

Die zwei homerischen Epen scheinen diese ganze Geschichte des Tithonos zu ignorieren. Zweimal wird geschildert, wie Eos das Lager des ἀγαυός Tithonos verläßt, um den Göttern und den Menschen den Tag zu bringen (Α 1 f., ε 1 f.). Tithonos ist hier einfach der Gatte der Göttin und bekommt ein für Götter und Helden übliches schmückendes Beiwort. Nichts deutet auf das klägliche Schicksal des Mannes hin. Man könnte meinen, daß dem Homer dieses schon bekannt war, er aber die Gelegenheit nicht fand, darüber zu erzählen — doch war ihm in Y 237 eine schöne Gelegenheit geboten — oder auch, daß er es absichtlich vermied, weil es ihm wegen seiner Motivierung durch den Schwank des unvollständigen Wunsches seiner ersten Poesie unwürdig schien²⁸). Es gibt aber auch eine andere Möglichkeit, das Schweigen Homers zu erklären. Wir wissen aus anderen Sagen, daß die von den Göttern und Göttinnen geliebten und geraubten Jünglinge in den Himmel geführt werden, wo auch die Unsterblichkeit und die ewige Jugend als etwas Selbstverständliches ihnen verliehen wird, damit sie ewig ἀθανάτοισιν μετεῖναι können. So leben auf dem Olymp Ganymedes und die anderen Geliebten der Eos, Kephalos und Kleitos²⁹). Wir können also annehmen, daß auch Tithonos in der Zeit, wo die stereotype Formel

Ἥως δ' ἐκ λεχέων παρ' ἀγαυοῦ Τιθωνοῦ
 ἔρυσθ', ἵν' ἀθανάτοισι φάως φέροι ἢδὲ βροτοῖσιν

geprägt wurde, noch der schöne Jüngling war, den Eos raubt und ewig bei sich leben läßt; die Göttin hebt sich von seinem Lager, was sie in der späteren Sage vermeidet, als die Jugend ihres Mannes zu verschwinden beginnt. Als man dann die ätiologische Sage der Zikade mit einem Helden verbinden wollte, schrieb man sie dem entrückten Tithonos zu³⁰). Warum diesem? Das ist eine Frage, die man nicht beantworten kann.

Mondgötter wieder zu wecken, Phil. Wochenschr. 1928, Sp. 1437, wird hoffentlich keinen Nachhall finden.

²⁸) Wenn Tyrtaios den Tithonos als Ideal der Schönheit erwähnt (9, 5), so folgt nicht notwendig daraus, daß die Verwandlungsgeschichte ihm unbekannt war. Bei Euripides Tr. 847 ff. ist das klägliche Ende des Helden absichtlich weggelassen. Bei Hesiod Theog. 984 ff. ist Tithonos ein Sterblicher.

²⁹) Darüber mehreres bald in meinem Pelopsaufsatz im Philologus.

³⁰) Daß solche ihrem Wesen nach einfache Entrückungsgeschichten einen späteren Zuwachs erhalten können, zeigt auch die Kephalossage. —

Ist es möglich, in jeder Sage zu rechtfertigen, warum sie dem und nicht jenem Helden zugeschrieben wurde?

Eine andere Frage wird uns eher helfen weiterzukommen. Das Motiv des unvollständigen Wunsches ist aus den Volksschwänken entnommen, wo der betende Sterbliche durch seine unvollständige oder auch vom Gotte mißverständene Bitte ein Übel auf sich selbst herabrufft, statt des Guten, daß er zu erhalten wünschte. Ist es nun nicht widersinnig, daß den Fehler eines unvollständigen Wunsches eines Sterblichen eine Göttin wiederholt, zumal deren Vermittlung für die Geschichte gar nicht nötig war? Man könnte ja den sterblichen Gatten selbst einführen, um die Bitte an Zeus zu richten. In der Endymionsage wird folgendes erzählt: τούτου (Ἐνδυμίωνος) κάλλι: διενεγκόντος ἡράσθη Σελήγη, Ζεὺς δὲ αὐτῇ δίδωσιν, ὃ βούλεται ἐλέσθαι · ὃ δὲ αἰρεῖται κοιμᾶσθαι διὰ παντὸς ἀθάνατος καὶ ἀγήρω μένων (Apollod. 1, 56, Zenob. 3, 76). Auch Tithonos selbst um Unsterblichkeit bittend und seine Bitte zu vervollständigen vergessend, würde vortrefflich dem Sterblichen der Volkserzählung entsprechen, welcher die Folgen seiner Torheit oder seines Unwissens erleiden muß. In der späteren Sage, wo Tithonos tatsächlich der Bittende ist, wird betont, daß er δι' ἀγνοίαν οὐκ ἤτήσατο καὶ ἀγηρασίαν³¹). Aber eine Göttin? Es ist also klar, daß das Motiv in dieser Geschichte nicht paßt, und man kommt gleich dazu zu fragen, ob nicht ein bestimmter Grund vorhanden ist, welcher diese Übertragung eines Menschenmotivs auf einen Gott hervorrief.

Hier müssen wir uns erinnern, daß Eos einst Zeus auch um die Unsterblichkeit ihres Sohnes Memnon gebeten haben soll, wie uns der Auszug der Aethiopsis bei Proklos angibt:

Auch wenn Tithonos ursprünglich ein Lichtgott gewesen sein soll, mußte er schon zu einem Helden herabgesetzt sein, als man für ihn diese Geschichten ersann. Über das Problem im allgemeinen, inwieweit wir das Recht haben, auf Grund dessen, was die Sage über einen Helden erzählt, sein Wesen als alter Gott zu erklären, handelt W. Kroll, N. Jahrb. XXIX (1912), S. 171 ff. Über die Herkunft des Namens Tithonos kann ich kein Urteil fällen. Siehe P. Kretschmer, Glotta XIV (1925) S. 309. Wie gefährlich es aber ist, aus dem Namen Schlüsse für das Wesen eines Helden zu ziehen, hat uns u. a. das Beispiel des Admetos gezeigt. Vgl. A. Lesky a. a. O. S. 7f.

³¹) Schol. Hom. Δ 5 = 1, Eusth. zu A 1; 825, 52 ff. Diese Version ist am wahrscheinlichsten aus dem Gefühle entstanden, daß ein solches Versehen nicht ein Gott, sondern ein Sterblicher begehen konnte. Dabei wirkten auch die immer lebenden ähnlichen Volksschwänke.

ἔπειτα Ἀχιλλεύς Μέμνονα κτείνει· καὶ τοῦτο μὲν Ἥως παρὰ Διὸς αἰτησαμένη ἀθανασίαν δίδωσι. Hier paßt die Bitte der Göttin vorzüglich. Auch der Wunsch wird nicht als unvollständig verstanden³²⁾ und zugleich war es unentbehrlich, die Göttin für ihren toten Sohn bitten zu lassen. Das Bittmotiv wurde also aus der Memnonsage vom Sohn auf den Vater übertragen³³⁾. Deshalb bittet wiederum Eos den Zeus, während z. B. Kalypso die Macht hat, selbst den Odysseus unsterblich zu machen, obwohl auch sie eine geringe Göttin ist. Deshalb ist es Eos, die den unvollständigen Wunsch ausspricht.

Wenn aber die Sage von Eos' Bitte für ihren Gatten nach der Vorlage ihrer Bitte für Memnon gebildet wurde und Memnon Sohn der Eos und des Tithonos ist, so muß die Sage von der Verbindung der Göttin mit dem Helden schon vor der Geschichte vom dauernden Altern bestanden haben. Das stimmt zu dem, was wir vorher (S 35 f.) annahmen, nämlich daß ursprünglich Tithonos von der Göttin geraubt unsterblich und ewig jung bleibt³⁴⁾. Demjenigen, der die ätiologische Sage von der Zikade mit Tithonos verband, war dessen Raub durch Eos bekannt; um das dauernde Altern bis zur absoluten Verdorrung des Tithonos zu motivieren, hatte er nichts anderes zu tun, als das Motiv des unvollständigen Wunsches zu verwenden, welchen Eos aussprach, weil sie Zeus auch um ihren Sohn — aber nicht unvollständig! — gebeten hatte. Tithonos hörte jetzt auf, dauernd jung zu bleiben, und Eos, sich seinem

³²⁾ Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch das Epos nur die Bitte um Unsterblichkeit enthielt, da sowieso sich kein Mißverständnis erheben würde: In der Unsterblichkeit kommt auch die ewige Jugend als etwas Selbstverständliches hinzu. Es ist doch viel wahrscheinlicher, daß das Fehlen der Bitte auch um Jugend der Gedrungenheit des Proklischen Auszuges zugeschrieben werden muß, da der Ausdruck ἀθάνατος καὶ ἀγήρω im Epos typisch ist.

³³⁾ Wie eng das Bittmotiv mit Eos in ihren Beziehungen zu ihren Verwandten verbunden wurde, zeigt auch Ovid, welcher die Memnoniden aus der Asche des Helden entstehen läßt, nachdem seine Mutter darum gebeten hatte (Metam. XIII 576 ff.). Hier ist das Motiv zwar nicht widersinnig, wie in der Tithonossage, doch überflüssig und gezwungen.

³⁴⁾ Das brauchte in der Sage nicht ausdrücklich erwähnt zu sein, denn es war eine selbstverständliche Folge der Entrückung. So setzt auch Pindar als etwas Selbstverständliches voraus, daß die Götter die Absicht hatten, den bei ihnen wohnenden Pelops unsterblich zu machen (Ol. I), obwohl darüber nichts gesagt wird.

Lager zu nähern. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Dichter des Hymnus das letztere absichtlich betont, um den Gegensatz zu der ‚homerischen‘ Sage zu zeigen.

Für die Zeit der Entstehung der Verwandlungsgeschichte ist also die Sage von der Bitte der Eos um Memnon, die wir zum ersten Mal in der Äthiopis finden³⁵⁾, ein *terminus post quem*; ein *terminus ante quem* ist der homerische Aphroditehymnus, wo wir die Sage schon umgeformt finden.

Wir glauben, unsere Absicht, die Entwicklung der Tithonosage zu verfolgen und die Hinfälligkeit einer allegorischen Deutung zu zeigen, erfüllt zu haben.

Athen.

JOHANNES THEOPH. KAKRIDIS.

ΣΩΤΗΡ

bei den Römern.

(Drei Skizzen zu Horaz.)

Merkwürdigerweise hat das Eindringen der Σωτήρ-Idee oder Heilands-Vorstellung in den römischen Kulturkreis bis heute eine viel eingehendere Untersuchung und Klärung vom religionswissenschaftlichen Standpunkte¹⁾ aus gefunden, als die mehr sprachliche und philologische Frage, wie der Begriff σωτήρ im Lateinischen wiedergegeben wurde. Nicht einmal die wichtigsten Stellen in der Literatur und in den Inschriften sind gesammelt, in denen das griechische Wort im lateinischem Gewande auftritt. Zu dieser grundlegenden Frage sollen einige neue Beiträge — neben bekannten Stellen — in unserem I. Kapitel geliefert werden. Es gab nicht nur ein lateinisches Wort, das in diesem Sinne gebraucht wurde, sondern vornehmlich deren zwei. Das eine ist dem Schriftlatein entnommen und bereits

³⁵⁾ Wann sie zum ersten Male gebildet wurde, wissen wir nicht.

¹⁾ Hier sei nur auf Paul Wendlands grundlegenden Aufsatz 'Σωτήρ' in der Zeitschrift f. neut. Wiss. V, 1904, S. 335 ff. verwiesen; auf A. Bauer „Vom Griechentum zum Christentum“ Lpz. 1910, Kap. 4 und 5, in „Wissenschaft und Bildung“ Nr. 78; H. Lietzmann, „Der Weltheiland“, Bonn 1909. Wendland selbst hat später in seiner „Hellenistisch-röm. Kultur“ im Hdb. z. NT, Tübingen 1912, S. 123 ff. und 142 ff. das Wichtigste zusammengestellt. Weitere Literaturangaben jetzt in dem Artikel 'Σωτήρ' in Pauly-Wissowas RE III A 1211 ff. von Franz Dornseiff und in dem Artikel „Heiland“ von Latte in „Religion in Gesch. u. Gegenwart“.

mehr oder weniger bekannt und in den Wörterbüchern vermerkt. Das andere, offenbar älter und aus dem vulgären Latein stammend, ist in der Bedeutung von σωτήρ bisher fast völlig verkannt.

In allen drei Kapiteln werden wir Belege aus Horazens Dichtungen bringen, des römischen Dichters, der mit Recht als einer der wichtigsten Träger und Vermittler der griechischen Soter-Vorstellung gilt. Da es bisher an einer befriedigenden Erklärung fehlte, warum er gerade im Gott Merkur seinen persönlichen σωτήρ μέγιστος verehrt und feiert, ist dieser Frage das II. Kapitel gewidmet.

Das III. Kapitel endlich soll im Anschluß an Horazens Ode I 12 für die Stellung des *Caesar Augustus* zum Ζεὺς σωτήρ einen neuen Aufschluß bringen.

Es können diese drei, teilweise nur skizzenhaften Erörterungen den weitschichtigen Stoff natürlich weder umfassen noch erschöpfen. Vielleicht aber geben sie neue Anregung dazu, das Auftreten des Soter-Begriffes im römischen Kulturkreis einmal philologisch, archäologisch und religionswissenschaftlich einer systematischen Untersuchung zu unterziehen. Dann wäre der Zweck unserer drei „Skizzen“ erreicht.

I. Wie heißt σωτήρ im Lateinischen?

Für die Christenheit ist bekanntlich die üblichste lateinische Wiedergabe dieses Wortes *salvator*, seltener *redemptor* (Erlöser). Das gilt aber keineswegs für das Heidentum. Wenn Wendland (a. a. O. S. 335) als die üblichsten Substitute im Lateinischen *servator* und *adiutor* einst (1904) angab, so traf das nur zum kleinsten Teile zu. Die beste Zusammenstellung, die bisher — unter Anlehnung an den *Thes. ling. Lat.* — über den Gebrauch des Wortes *conservator* = σωτήρ gemacht worden ist, ist die von Fr. Dornseiff (a. a. O. S. 1219, 19 ff.). Doch auch diese Aufstellung leidet an zwei Mängeln: erstens beginnen ihre Belege für *conservator* = σωτήρ erst mit Augustus' Zeit; zweitens stimmt es keineswegs, wie wir sehen werden, wenn er von Horaz (*Carm. I 2, IV 5*) schreibt: „es wird auch keine andere Übersetzung versucht“.

Welche Schwierigkeit es noch in Sullanischer Zeit machte, den ganzen Inbegriff von σωτήρ mit einem einzigen Worte in lateinischer Sprache wiederzugeben, ersehen wir aus einer zwei-

sprachigen stadtrömischen Inschrift des Jahres 84 v. Chr. CIL VI 374 = 30925). Der unbeholfene, spröde lateinische Text steht zwar voran, wie es römische Sitte verlangt; aber Vorbild und Original war offenbar der nachfolgende griechische Text. Darnach bedeutet σωτήρ lateinisch *is qui alicui salutem fuit* („wer jemandem zum Heile gereicht hat“).

Populus Laodicensis ad Lycopolitum Romanum, qui sibi salutem fuit, benefici(i) ergo, quae sibi benigne fecit.

Ὁ δῆμος ὁ Λαοδικέων τῶν πρὸς τῷ Λύκῳ τὸν δῆμον τὸν Ῥωμαίων, γεγονότα ἑα[υτῶ] σωτήρα καὶ εὐεργέτην, ἀρετῆς ἕνεκεν καὶ εὐνοί[ας] τῆς εἰς ἑαυτὸν.

Cicero bestätigt die Schwierigkeit der lateinischen Wiedergabe dieses griechischen Wortes (Verr. II 154) in einer Stelle, die bereits Wendland herangezogen hat: „Wie ich in Syrakus sah, wird Verres nicht nur als Patron, sondern sogar als σωτήρ auf Inschriften dort gefeiert. Welche große Bedeutung hat dieses Wort? Eine so große, daß man es mit einem einzigen Worte lateinisch nicht wiedergeben kann. Σωτήρ ist nämlich einer, der Heil gebracht hat (*qui salutem dedit*)“. In dieser frühen Anwaltsrede, gehalten 70 v. Chr., umgeht auch Cicero noch eine bündige Übersetzung und greift zu einer Umschreibung.

Es ist jedoch nicht richtig, wenn Gertrud Herzog-Hauser noch neuerdings in einer Studie „Die Evangelienstimmung bei Vergil“²⁾ daraus folgert: „Cicero gab die Übersetzung (des Wortes σωτήρ) auf“. Cicero kennt sogar zwei verschiedene Ausdrücke dafür und verwendet sie auch in der späteren Zeit. Lehrreich sind da zunächst die Bezeichnungen, mit denen der Arpinate seinen Landsmann C. Marius als den „Retter“ Italiens zu feiern pflegt. Teilweise verwendet er auch hierbei noch Umschreibungen: *natus ad salutem imperii* (Pison. 50, 55 v. Chr.); *Italia servata ab illo* (ib. 43); *Italiam obsidione liberavit* (Catil. IV 21)³⁾. Daneben aber erhält der Cimbernbesieger ehrende Attribute, die den griechischen Begriff σωτήρ mit einem Worte wiedergeben: *custos huius urbis* (Catil. III 24); *custos civitatis atque imperii vestri* (Post. red. ad Quir. 9, 57 v. Chr.);

²⁾ In den *Opuscula Philologa* des Kath. Akad. Philologenvereines in Wien, 4. Jahrg. 1929.

³⁾ Dies ist ein echt römischer Ausdruck für eine Heldentat, die mit der höchsten römischen Auszeichnung geehrt wurde, der *corona obsidionalis*.

conservator patriae (Sest. 37; 56 v. Chr.); *conservator huius imperii* (ib. 116).

Zweimal erinnert Cicero auch daran, daß ihm selbst die beiden Ehrennamen σωτήρ und πατήρ beigelegt wurden. Einmal schreibt er in einem Briefe an Atticus (IX 10, 3) aus dem J. 49 v. Chr.: *me, quem nonnulli conservatorem illius urbis* (Romae), *quem parentem esse dixerunt*. Ein andermal in einer Rede (Vatin. 7; 56 v. Chr.): *sic ego te perditorem et vexatorem rei publicae fero, tu me conservatorem et custodem feras*. In demselben Sinne gebraucht der Redner dasselbe Doppelwort von den Göttern (Sest. 53): *pro di immortales, custodes et conservatores huius urbis atque imperii*. Entsprechend diesem Doppelausdruck wechselt Cicero auch mit den beiden lateinischen Zeitwörtern (= σώζειν) in einem Briefe (Ep. IX 14, 8): *Quoniam rem publicam nosque conservas, fac ut diligentissime te ipsum, mi Dolabella, custodias*.

Den griechischen Ehrennamen πατήρ καὶ σωτήρ gibt Cicero (Planc. 25; 54 v. Chr.) auch mit *parens et custos salutis meae* wieder. Der Pleonasmus im zweiten Ausdruck kehrt bei Ovid (Ex Ponto IV 15, 41) wieder: seinen Freund *Sex. Pompeius*, den er nächst den Göttern (Vers 4) am höchsten verehrt, nennt er *meae servator salutis*.

M. Manlius, der das Kapitol gegen die Gallier verteidigt hatte, wurde immer als „Retter“ des Kapitols gefeiert. Vergil (Aen. VIII 652) singt von ihm: *In summo custos Tarpeiae Manlius arcis stabat pro templo et Capitolia celsa tenebat*. Vergil mag diese Bezeichnung aus Ennius⁴⁾ oder anderen älteren Dichtern übernommen haben. *Custos* kann hier nicht ‚Wächter‘ im gewöhnlichen Sinne (= φύλαξ) bedeuten: die eigentlichen ‚Wächter‘ (*vigiles*, Liv. V 47, 9) wurden bekanntlich bestraft. Die prosaischen Parallelen bietet Livius (VI 17, 5 und 20, 16), der zweimal den *Manlius servator* nennt. Ebenso wird *Decius Mus* (VII 36, 7) als *servator* gefeiert, und begrüßt der König *Prusias* (XLV 44) die römischen Senatoren (167 v. Chr.) beim Betreten der Kurie mit den Worten: *Di servatores mei*. Das ist wörtlich aus Polybios (XXX 18) übernommen; das Original lautet: χαίρετε, θεοὶ σωτήρες. Der Reiteroberst *Minucius* dagegen redet bei Livius (XXX 2) seinen „Retter“ *Fabius Cunctator*

⁴⁾ Vgl. Ennius Ann. 112, wo Romulus patriae custos heißt.

feierlich als *conservator* an. Das kürzere Wort *servator* begegnet ferner bei Plinius dreimal (Nat. hist. XXII 9, XXIV 67 u. 74): an der letzten Stelle heißt der Tempel des Ζεὺς σωτήρ im Hafen Piräus *templum Iovis servatoris*. Auch Properz verwendet einmal dieses kürzere Wort statt des umständlichen *conservator* um Augustus als ‚Weltheiland‘ (σωτήρ κόσμου) zu bezeichnen (V 6, 37):

O Longa mundi servator ab Alba.

Derselbe Properz (III 32 [34], 61) verwendet auch *custos* in demselben Sinne in einer Elegie, in der er von der neuen Aeneis Vergils spricht:

*Actia Vergilium custodis litora Phoebi,
Caesaris et fortes dicere posse rates.*

Es ist bekannt, daß Octavian den Apollo als seinen besonderen σωτήρ ansah und „die Verehrung seiner Hausgottheiten Apollo und Diana in den Mittelpunkt der von ihm reformierten Staatsreligion setzte“ (Wissowa, a. a. O. S. 296). Properz spielt hier auf das VIII. Buch der Aeneis (V. 704 f., 720) an.

Einer der eifrigsten Vertreter der griechischen Soter-Vorstellung war der Dichter Horaz. Wir werden in Kap. II näher auf seine Verehrung des Gottes Merkur als seines persönlichen σωτήρ eingehen, ebenso in Kap. III auf seine Stellung zum Ζεὺς σωτήρ. Obwohl gerade Horaz schon immer als ein Zeuge der Soter-Verehrung aufgerufen zu werden pflegte, so hat man doch merkwürdiger Weise bisher immer übersehen, daß er zur Wiedergabe des griechischen Begriffes σωτήρ ausnahmslos und des öfteren das vulgäre Wort *custos* im edleren Sinne gebraucht. Es ist *custos* in seinem Munde einer der höchsten Ehrennamen sowohl für Götter wie für Menschen⁵⁾. Hier je zwei Stellen, in denen sein Vater und Augustus mit diesem Namen bedacht werden.

In den beiden Satiren (I 4 und 6), in denen er schildert, welch ein treuer Hüter und sicherer Führer ihm in der Jugend und in den Gefahren der Großstadt, der Vater war, nennt er ihn einen *custos* und erklärt dabei die hohe Bedeutung des Wortes beide Male mit dem Zeitwort *servare* (bzw. *tueri*), ein

⁵⁾ Das hat schon Heinze richtig empfunden, wie seine Bemerkung im Horaz-Kommentar zu Carm. IV 5, 1 zeigt. Horaz gebraucht natürlich *custos* auch in der gewöhnlichen Bedeutung als „Aufpasser“ (φύλαξ), z. B. Sat. I 4, 16; Epp. II 1, 255 *Ianus custos pacis*.

deutlicher Hinweis auf die Verbindung *custos et (con)servator*. An der ersten Stelle (I 4, 116) läßt er den Vater selbst sprechen:

*Mi satis est, si
traditum ab antiquis morem servare tuamque,
dum custodis eges, vitamque famamque tueri
incolumem possum.*

I 6, 81: *Ipse mihi custos incorruptissimus omnis
circum doctores aderat. Quid multa? pudicum,
qui primus virtutis honos, servavit ab omni
non solum facta, verum opprobrio quoque turpi.*

So wird dem Vater Horaz der hohe Ehrennamen zu teil *pater atque custos* (πατήρ τε σωτήρ τε). In zwei seiner späteren Oden (IV 5, 1 und 15, 17) aus der Zeit um 14 v. Chr. nennt der Dichter den Augustus

*optimus Romulae custos gentis
und custos rerum Caesar.*

Damit stimmen zwei ein wenig jüngere Inschriften überein. Im Cumanischen Kalenderfragment (CIL X 8375 = I² p. 310) heißt im Anschluß an die Weihung der *Ara Pacis* am 30. I. 9 v. Chr. Augustus *cust[os civium? Romanorum?]* und auf der Pisanischen Ehrentafel für den 4 n. Chr. verstorbenen Prinzen C. Caesar (CIL XI 1421) *custos imperi Romani*.

Noch etwas später (30 n. Chr.) greift der begeisterte Anhänger des Julischen Kaiserhauses, der General und Geschichtschreiber Velleius Paterculus, in seiner Römischen Geschichte (II 60, 1) den Augustus als *κτίστης καὶ σωτήρ* mit den Worten *conditor conservatorque Romani nominis*. Er verwendet natürlich das vornehmere Wort des Schriftlateins.

Dergleichen Ehrennamen für Augustus sind griechischen Vorbildern und Vorstellungen nachgebildet und sind der Ausdruck und Ausbruch meist aufrichtiger Verehrung seitens der zeitgenössischen Dichter, Schriftsteller, Gemeinden. Augustus selbst hat, wie bekannt, seine göttliche oder halbgöttliche Verehrung — wenigstens in Italien — nicht gebilligt. Der Senat und das amtliche Rom haben daher derartige Bezeichnungen vermieden oder umgangen. Wie man sich half, lehrt nicht nur der Ersatz für solche hellenistischen Ehrennamen durch das rein lateinische Wort *Augustus*, das man nach langem Suchen und Kopfzerbrechen wählte, sondern auch gewisse Umschreibungen. Hier nur zwei Beispiele aus der Frühzeit des Prinz-

pates. Eine Widmung des Senates aus dem J. 29 v. Chr. (CIL VI 873) lautet:

Senatus populusque Romanus Imperatori Caesari, Divi filio, consuli quinctum, consuli designato sextum, imperatori septimum, republica conservata.

Dasselbe besagte die bekannte Inschrift, die über der Pforte des Augusteischen Hauses am 13. I. 27 v. Chr. in einem Eichenkranze angebracht wurde und die seitdem auch die neuen Messing-Sesterze des Augustus zierte: *Ob civis servátos*. Augustus selbst sagt von dieser Ehrung im Monumentum Ancyranum Gr. 17. 23 — der lateinische Text ist hier nicht erhalten —: *ἐπὶ σωτηρίᾳ τῶν πολιτῶν*. Dio (LIII 16) sagt, daß der Eichenkranz Augustus verliehen wurde als „dem Retter der Bürger“ (*ὡς τοὺς πολίτας σώζοντι*). Es ist eine große Ausnahme, wenn Augustus amtlich *conservator* genannt wird, wie auf der seltenen Goldmünze (Cohen², Oct. Aug. 78) mit den Umschriften *Senatus populusque Romanus parenti, conservatori suo, Caesar Augusto*. Hier ist allerdings der griechische Ehrenname *πατήρ καὶ σωτήρ* wörtlich übertragen, wie z. B. in jener Rede Ciceros (Planc. 25; vgl. oben S. 41).

Wie man im hellenistischen Osten die Anbringung des Eichenkranzes und die Inschrift deutete, zeigt am besten Ovids um 10 n. Chr. im fernen Tomi am Schwarzen Meere gedichtete Elegie (Trist. III 1, 35):

*'Et Iovis haec — dixi — domus est?' Quod ut esse putarem,
augurium menti querna corona dabat.*

*Cuius ut accepi dominum: 'Non fallimur — inquam —
et magni verum est hanc Iovis esse domum.'*

Wenn hier des Augustus Haus als das des *Ζεὺς σωτήρ* bezeichnet wird, so erklärt sich das aus der Mentalität des im Exil schmachtenden Dichters. Das amtliche Rom unterschied scharf zwischen *Iuppiter Conservator* und dem *Caesar Augustus*, wenn es auch gewisse Verehrung ihm und seinem Genius entgegenbrachte. Das zeigen deutlich die folgenden Beispiele und die Horaz-Ode I 12, die uns in Kap. III beschäftigen soll.

Die ersten Kaisermünzen, welche den *Iuppiter Custos*⁶⁾ darstellen und nennen, wurden unter Nero geschlagen (Cohen² Nero 118—123); die Darstellung des Gottes unterscheidet sich

⁶⁾ Über diese Münzen hat zuletzt F. Quilling, Die Jupitersäule in Mainz, 1918, S. 125 Anm. gehandelt.

in nichts von der weit seltneren des *Iuppiter Liberator* (ebd. 124). Auf *Galbas* Münzen erscheinen dann in ganz gleicher Darstellung und z. T. mit derselben Rückseite der Münze *Iuppiter Custos*, *Iuppiter Conservator* und *Iuppiter Liberator*. Der Nominativ lautet bei allen dreien *Iuppiter*. Nero hatte jene Münzen nach der Aufdeckung der Pisonischen Verschwörung, 65 n. Chr., schlagen lassen. Der Freigelassene Milichus, der den Plan der Verschwörung verraten und vereitelt hatte, legte sich deshalb den Beinamen *σωτήρ* bei; Tacitus (Ann. XV 71) erzählt das mit den Worten: *Milichus praemiis ditatus Conservatoris sibi nomen, Graeco eius rei vocabulo, adsumpsit*. Tacitus verschmäht es, das griechische Wort zu bringen, das in Rom nicht unbekannt war, aber als Name nicht in hoher Achtung stand: *Soter* war ein häufiger Name von Sklaven und Freigelassenen.

Nur wenige Jahre später gab die abenteuerliche Rettung des jungen Domitian während der Wirren in Rom, als sein Vater den Kaiserthron bestieg, Veranlassung, dem *Ζεὺς σωτήρ* in Rom zwei Tempel zu bauen. Tacitus (Hist. III 74) berichtet: *potiente rerum patre, disiecto aeditui contubernio, (Domitianus) modicum sacellum Iovi Conservatori aramque posuit casus suos in marmore expressam; mox imperium adeptus, Iovi Custodi templum ingens seque in sinu dei sacravit*. Wie der Nominativ dieses letzten Götternamens lautete, sagen uns die Münzen der beiden ersten Flavischen Kaiser (Cohen², Vespasian 222, 223, Titus 106): *Iovis Custos*. Beide Wörter passen ausgezeichnet zu einander, sie sind ebenso alter- wie volkstümlich: beide begegnen schon bei Ennius (Vahlen 62, 110). Es ist bezeichnend für den Charakter der Nominativform *Iovis*, daß auch Petronius (*Saturae* 47, 4; 58, 2) sie in der Umgangssprache seines Romans verwendet. Eine Erklärung als *legum custos Iuppiter* ist hier ganz verfehlt. Das geht schon aus der Erklärung des Tacitus hervor und den späteren Münzbildern dieses Juppiter, der seinen Mantel schützend um die Gestalt des Kaisers legt¹). Auch aus einer Weihinschrift der Flavischen Zeit (CIL XI 4639) aus Tuder: *Pro salute coloniae et ordinis decurionum et populi Tudertis Iovi opt. max. Custodi Conservatori* ct. Endlich liefern auch zwei Stellen aus den Gebeten der Arvalbrüder an Juppiter aus Domitians Zeit zum 22. Januar 86 und 90 n. Chr. den begleitenden Text zu diesen

¹) Z. B. Cohen², Hadrian 859. Commodus 243. 244.

Vorgängen und Darstellungen (CIL VI 2064, 44 und 2067, 40): *eumque (Domitianum) in eo statu, quo nunc est aut eo meliore servaveris, custodierisque aeternitatem imperi(i)*. Es müssen diese beiden Zeitwörter *servare* und *custodire* in älteren Gebeten ein feierliches Paar gebildet haben bei der Anrufung der Schutzgötter (σωτηρες). Auch Velleius betet am Schluß seines Werkes (II 131) zu Roms Schutzgöttern, namentlich Iuppiter, Mars und Vesta: *Custodite, servate, protegite hunc statum*. Der Doppelausdruck findet sich auch bei Livius, der ihn dem T. Quinctius (XXXIV 49, 11) in den Mund legt, als Schluß einer feierlichen Abschiedsrede.

Die letzte Kaisermünze, welche *Iovis Custos* nennt, ist, soviel ich sehe, eine des Kaisers Hadrian (Cohen² 861): *Iovi Custodi s. c.* Auf ihr sitzt Juppiter nach links, in der Rechten den Blitz, in der Linken das Szepter. Charakteristisch sind die Münzdarstellungen, auf denen der Gott dem Kaiser, seinem Schützling, einen Kranz aufs Haupt setzt oder ihn mit dem Mantel beschützt. Vielfach sind die Juppiterbilder ohne kennzeichnende Umschrift⁸⁾. Zwei seltenere Münzen Hadrians (Cohen², Hadrian 859 u. 860) geben hier den Aufschluß:

a. Goldmünze. Rückseite: IOVI CONSERVAT. Juppiter stehend nach vorn, mit d. R. den Kaiser bekränzend, in d. L. das Szepter.

b. Bronze. Rückseite: IOVI CONSERVATORI. Juppiter stehend nach vorn gewandt, nackt, mit d. R. den Mantel ausbreitend und zugleich den Blitz über dem wesentlich kleiner dargestellten Kaiser haltend.

Zwei Darstellungen auf Steindenkmälern werden wir später (S. 60) begegnen.

Ob die lateinische Bezeichnung der θεοὶ σωτηρες als *di custodes* seit dem 2. Jhdt. n. Chr. ungebräuchlich wurde, bedarf noch einer Nachprüfung, wofür namentlich die Steininschriften in Betracht kommen werden. Jedenfalls ist die Bezeichnung *di conservatores* die üblichere geworden. Es begegnen z. B. im III. Bande des CIL, der wohl die meisten Beispiele enthält, nur je ein Mal *Iuppiter custos* und *Mars custos*; dagegen mit *conservator* folgende Götter: *Deus magnus* (2), *Apollo, di deaeque, Diana, Fortuna* (5), *Hercules* (4), *Iuppiter* (18), *Mars* (2), *Neptunus Serapis, Silvanus* — In Rieses 'Germanien in Inschriften' fehlt überhaupt bei Götternamen das Attribut *custos*; mit *conservator* werden bezeichnet *Di, Fortuna* (2), *Iuppiter* (9) und *Silvanus*.

⁸⁾ Z. B. auf Münzen Mark Aurels (Cohen² 886; vom Jahre 168 n. Chr.) und des Lucius Verus (Ebd. 308; aus demselben Jahre).

Der seltene Gebrauch und das Verschwinden des Wortes *custos* in der Bedeutung von σωτήρ beruht wohl darauf, daß diese seine Bedeutung nicht mehr verstanden wurde. Dafür sprechen auch andere Erscheinungen. Zunächst ein Horazscholion des Porphyrio. Wenn Horaz (Carm. I 36) die heile Rückkehr seines Freundes *Pomponius Numida* aus dem fernen Westen feiert und dabei den *di custodes* Numidas ein junges Rind opfert, so sollte es eigentlich selbstverständlich sein, was für Gottheiten hier mit den *di custodes* vom Dichter gemeint sind. Jedoch Porphyrio erklärt: *Custodes autem pro conservatoribus accipiamus.* — Schon eine stadtrömische Weihinschrift vom Jahre 157 n. Chr. verrät ein völliges Verkennen der ursprünglichen, edleren Bedeutung von *custos*, wenn hier dem *Iuppiter Custos* als dem „Wächter“ (φύλαξ) einer Schatzkammer ein Altar gestiftet wird (VI 376): *Iovi Custodi et Genio thesaurorum aram C. Iulius Augusti lib. Satyrus d. d.* Diese schlichte und alltägliche Bedeutung hatte *custos* natürlich von jeher als Epiklesis des Garten- und Feldgottes *Priapus*, des oft gefeierten *custos hortorum* (Thes. I. L. Sp. 1576, 76—84). Ebenso, wenn *Vesta* von Velleius (II 131, 1) *Custos perpetuorum ignium* genannt wird.

Noch greller tritt die Abneigung gegen den Gebrauch des Zeitwortes *custodire* in der vulgären Bedeutung von σώζειν in der Bibelübersetzung zu Tage. Der Thesaurus I. L. weist nicht weniger als ein Dutzend Stellen nach, wo in der vulgärlateinischen Itala σώζειν mit *custodire* übersetzt ist (Thes. I. L. 1562, 52. — 1566, 2, 21, 27, 35, 62, 65, 66. — 1567, 1, 2. — 1568, 18, 19. — 1569, 80): an allen Stellen hat der klassizistische Hieronymus das vulgäre *custodire* ausgemerzt und durch das klassische *conservare* ersetzt. Von Hieronymus stammt auch der späteste Beleg, den der Thes. I. L. für den Doppelausdruck *conservator et custos* beibringt (Epist. 148, 20): *Humilitas praecipua conservatrix et quasi custos quaedam virtutum omnium*; die ungewöhnliche Bedeutung des Wortes *custos* wird hier durch den gewundenen Ausdruck *quasi quaedam* deutlich gekennzeichnet.

In der christlichen Literatur pflegt, wie gesagt, σωτήρ im Lateinischen mit *salvator* (Heiland) wiedergegeben zu werden, nicht mit *conservator*, *servator* oder *custos*. Eine Ausnahme bildet der Doppelausdruck *salvator et custos*, den jüngst H.

Linßen (Θεός σωτήρ, Bonner Diss. 1929, S. 30) in zwei Liturgien nachgewiesen hat. Ob man sich aber in so später Zeit noch des alten Sinnes des Wortes *custos* = σωτήρ bewußt war, ist sehr fraglich. Einige wenige Stellen, wo in der christlichen Literatur *conservator* noch vorkommt, führt der *Thes. l. L.* (S. 418, 73—79) auf. Es ist für die Itala charakteristisch, daß sie σωτήρ Ἰησοῦς χριστός (II Petr. 2, 20) noch mit *conservator* wiedergibt, während die Vulgata dafür *salvator* einsetzt. Wenn Arnobius (Nat. I 604) Christus als *animarum custos* bezeichnet, so dürfte er das Wort eher im Sinne von φύλαξ, als von σωτήρ gebrauchen.

Nachdem die angeführten Belege für die Bedeutung von *Custos* und *Conservator* unseren Blick geschärft haben, sind wir auch imstande, die beiden ältesten Belege, die wir erst zu guter Letzt bringen, richtig zu werten und eine Lösung der Frage zu versuchen, welches der beiden lateinischen Wörter der älteste Vertreter für den griechischen Begriff σωτήρ ist. Schon oben war die Stelle aus des Ennius Annalen gestreift (Vahlen, 110. — Diehl, Poet. rom. vet. rel., Ennius 35) ein Lobpreis auf den heroisierten Gründer (κτίστης) Roms nach griechischem Muster:

o Romule, Romule die,

qualem te patriae custodem digenuerunt!

o pater, o genitor, o sanguinis oriundum!

tu produxisti nos intra luminis oras.

Daß hier das griechische Zwillingsspaar des Ehrennamens σωτήρ τε πατήρ τε als *custos* und *pater* (*genitor*) wiederkehrt, kann nach den obigen Beispielen nicht zweifelhaft sein. Es gilt der σωτήρ als der Bringer des Lichtes, d. h. des Heiles. So hier bei Ennius Romulus, so bei Horaz (Carm. IV 5, 1 ff.) *Augustus*, von dem es heißt: *optime Romulae custos gentis . . . lucem redde tuae patriae.*

Noch älter muß das Beispiel sein, das uns ein Tempel in Rom liefert, die *aedes Herculis Magni Custodis* beim Flamini-schen Circus, die, wie man annimmt⁹⁾, spätetens 218 v. Chr. erbaut und später von Sulla erneuert wurde. Der bisher unverstandene Name des Gottes ist jetzt klar: es ist der griechische μέγας σωτήρ Ἡρακλῆς¹⁰⁾. Der Name bestätigt, daß es sich hier

⁹⁾ Wissowa, Rel. u. Kultus d. R.² S. 276 f.

¹⁰⁾ Vgl. Bruno Müller, ΜΕΓΑΣ ΘΕΟΣ, 1913. — Plaumann, Ptolemais in Oberägypten, Lpz. Histor. Abh. XVIII, S. 51. — H. Linßen, a. a. O. S. 71.

um eine griechische Gottheit handelt, die nach griechischem Ritus verehrt wurde im Gegensatz z. B. zu dem *Hercules invictus*, der an der *Ara maxima* in Rom nach römischem Ritus verehrt wurde. Offenbar war *Hercules Magnus Custos* ursprünglich nur ein Gott der römischen Plebs, die mit den nichtrömischen Kulturen am meisten und stärksten in Berührung kam und am ehesten damit sich vertraut machte. Wahrscheinlich ist daher der vulgäre Ausdruck *custos* = σωτήρ, der in den Kreisen der Plebs aufkam, älter als die Bezeichnung *conservator*, deren umständliche und schwerfällige Form schon minder urwüchsig erscheint und der klassischen, künstlichen Schriftsprache angehört. Cicero, ihr Begründer, ein Freund des Kompromisses, scheint der erste gewesen zu sein, der beide Wörter zu einem Doppelausdruck verschmolz. Nicht so andere Römer. Horaz, der Sohn eines Freigelassenen, der Dichter der im Volkston gehaltenen Satire, das treue Mitglied, wie wir sehen werden, einer plebejischen Kultgemeinde, hielt zäh an dem vulgären Ausdruck *custos* fest. Umgekehrt bevorzugten Vertreter der klassischen Prosa, wie Livius und Plinius das klassische Wort *conservator* oder *servator*.

Soweit unsere Sammlung von Belegstellen für die beiden lateinischen Vertreter des griechischen Begriffes σωτήρ. Gleichsam im Fluge über ein weites Gebiet hin aufgelesen, erhebt sie nicht Anspruch auf Vollständigkeit. Doch dürften die gewonnenen Früchte für weitere und tiefer schürfende Untersuchungen einen sicheren Ausgangspunkt und willkommenen Anlaß bieten.

II. Horaz und sein Σωτήρ.

Horaz ist von jeher gern als Kronzeuge für den heidnischen Glauben an einen Weltheiland oder σωτήρ herangezogen worden, weil er in dem Kaiser Augustus den göttlichen Retter der Menschheit erblickte und pries. Aber der Soterglaube des Dichters hat einen viel weiteren Umfang: Horaz glaubt auch an den persönlichen Schutzgott (σωτήρ) jedes einzelnen Menschen; er selbst hat seinen eigenen Schutzgott, dem er aus tiefstem Herzen Dank und Verehrung zollt. Und gerade bei ihm läßt sich Herkunft und Überlieferung, Art und Auswirkung dieses Glaubens klarer erkennen, wie mir scheint, als bei irgend einem andern Römer und als es bisher geschah.

Nicht immer hat der Satiriker und Lyriker Horaz an ein göttliches Walten im Leben des Menschen geglaubt, Auch er hat eine Sturm- und Drangperiode erlebt, in der er diese volltümliche Vorstellung abschüttelte oder doch abzuschütteln suchte. Er selbst bezeichnet sich einmal, etwa um 23—20 v. Chr., in der bekannten Einladung an den Dichter Tibull (Sat. I 4, 16) mit dem derben Spottnamen, den die Gegner epikureischer Lebensweisheit geprägt hatten, scherzhaft als ein „Schwein von Epikurs Herde“. In einer Ode des I. Buches (34), die in der Zeit von 28—23 v. Chr. entstanden ist, bekennt er selbst den Umschwung seiner Weltanschauung und seine Rückkehr zum alten Glauben:

*Parcus deorum cultor et infrequens,
insanientis dum sapientiae
consultus erro, nunc retrorsum
vela dare atque iterare cursus
togor relictos¹¹⁾.*

Ich ehrte karg und lässig die
Himmlichen;
wehmütiger Weisheit huldigend,
irrte ich
umher; doch nun heißt's umgesteuert
und die verlassenen alten Bahnen
aufs neu befahren. (Mengt.)

Ein plötzlicher, gewaltiger Donnerschlag aus heiterem Himmel war für den Dichter das Menetekel gewesen¹²⁾.

Auch wenn des Dichters Bekenntnis nicht vorläge, müßten wir aus anderen Herzensergüssen in seinen Liedern auf eine tief begründete, kindliche Frömmigkeit bei ihm schließen, die nichts mit philosophischer Schulung gemein hat, sondern offenbar das Erbteil aus seiner Kindheit und seinem Vaterhause ist. Gerade bei Ereignissen, die am tiefsten und stärksten sein Innerstes packen und aufwühlen, bricht diese Stimmung und Weltanschauung am klarsten und mächtigsten hervor. Das beste Spiegelbild seines eigentlichen Ich sind nicht etwa die verschiedenen Oden, die, kleinen Hymnen gleich, einzelne Götter verherrlichen¹³⁾. Sie sind mehr oder weniger Nachdichtungen griechischer Vorbilder und unpersönlicher Art. Rein und ungeschminkt und deshalb so ergreifend tritt die echte Frömmigkeit des Dichters in zwei Gebeten zu Tage, die anlässlich zweier ihm stark bewegender Ereignisse mit urwüchsiger Kraft aus der Tiefe seines Herzens emporsteigen. Das eine ist das Dankgebet an seinen Schutzgott Merkur (Sat. II 6, 4—15), der Ergo

¹¹⁾ *relictos* Heinsius, Bentley, Kießling, Vollmer.

¹²⁾ Neuere Erklärer sehen darin eine „poetische Fiktion“.

¹³⁾ *Carm.* I 10. 21. 26. 30. 31. 35. II 19. III 4. 11. 18. 22. IV 3.

eines von Glück und Dank überströmenden Herzens, weil von dem Druck der Alltagsorgen sich der Dichter befreit fühlte dank dem edelmütigen Geschenk eines Landgutes, womit er von Mäenas (30 v. Chr.) überrascht wurde. Das andere ist jenes Bittgebet an Apollo bei der Einweihung seines großartigen Tempels auf dem Palatin am 9. October 28 v. Chr. (Carm. I 31, 16—20). Sein frommer Schluß;

<i>Frui paratis et valido mihi,</i>	Gewähre eins mir: bei gesundem
<i>Latoe, dones et, precor, integra</i>	Leibe
<i>cum mente nec turpem senectam</i>	mich des zu freu'n, was mir das
<i>degere nec cithara carentem.</i>	Glück beschied,
	daß auch im Alter frisch der Geist
	mir bleibe
	und nie verstumme meiner Leier
	Lied. (Edm. Bartsch.)

Um die ganze Innigkeit dieser Ode und die Eigenart des Horaz zu erfassen, muß man damit — wie Franz Buecheler es in seinen Vorlesungen tat — ein Lied vergleichen, das an demselben Tage und aus demselben Anlaß gedichtet ist, die Elegie des Properz (II 31). Beide Dichter waren von dem jungen römischen Machthaber Octavian zur Feier der Einweihung eingeladen, beide offenbar von Mäenas gebeten worden, den großen Tag in einem Liede zu feiern: doch wie verschieden fielen beide Lieder aus! Properzens Elegie schwelgt in der Pracht und Schönheit des Tempels und geht ganz in der künstlerischen Wertung des neuen Götterhauses auf, ein kalter, kunstgeschichtlicher Bericht; Horazens Ode dagegen, warme Worte kindlicher Frömmigkeit und Einfachheit, entsprechen vielmehr der Heiligkeit und höchsten Bestimmung des neuen Tempels.

Horaz bezeichnet einmal in einer frühen Satire (nach 37 v. Chr.) unter scherzhafter Anlehnung an Homer (I 443) den Gott *Apollo* als seinen Retter, als er durch einen Zufall von einem lästigen Schwätzer erlöst wird (Sat. I 9, 78): *Sic me servavit Apollo*. Ein andermal besingt er voll poetischer Begeisterung in einer Ode aus dem Jahre 26 v. Chr. (III 4, 21—29), wie sehr er als Dichter sich der Huld und des Schutzes der Musen erfreue. In Wirklichkeit hat er von Kindheit an den Gott Merkur als seinen persönlichen σωτήρ verehrt. Seine Lieder geben uns dafür vier ganz deutliche Hinweise.

Der deutlichste ist der Schluß jenes bereits erwähnten Dankgebetes an Merkur (Sat. II 6, 15):

utque soles custos mihi maximus adsis.

Wir wissen jetzt, daß er damit den griechischen Ἑρμῆς σωτῆρ μέγιστος meinte¹⁴⁾.

Ferner schreibt er dem Merkur seine wunderbare Rettung aus der Schlacht bei Philippi zu in der bekannten Ode II 7, worin er seinen Kriegskameraden *Pompeius Varus* bei dessen Rückkehr begrüßt.

Sodann nennt er selbst sich einen *vir Mercurialis*, d. h. einen Schützling und Verehrer Merkurs (Carm. II 17, 29); deshalb sei ihm auch der Schutz des Faunus zuteil geworden, als ein niederstürzender Baumstamm ihn schier erschlagen hätte. Die älteren Erklärungen des Ausdruckes *viri Mercuriales* waren großenteils verfehlt: z. B. *Mercuriales* seien „Glückskinder“ oder es „spiele der Gedanke an den griechischen Hermes als *lyrae repertor* (III 11, 1) und διάκτορος mit“; ebenso Bolls astrologische Deutung als Ἑρμαῖοι, Leute, die unter dem Einfluß des Planeten Merkur stehen. Auch hier gibt Heinze (Horaz-Kommentar) die richtige Auslegung des Wortes als Ἑρμαῖοι, Verehrer des Merkur oder Hermes. Und daß *Faunus* der griechische Πάν, die Verehrer Merkurs beschützt, ist für den Dichter ganz selbstverständlich, weil Faunus Merkurs Sohn ist und seinen Schutz auch den Anhängern seines Vaters angedeihen läßt.

Den vierten Hinweis auf die besondere Verehrung Merkurs durch Horaz gibt die Stellung des Merkurhymnus, der Ode I 10. Mit Recht sagt Heinze von ihr: „Das Gedicht ist nicht bloß poetische Stilübung und nicht ohne Bedacht allen übrigen Götterhymnen vorangestellt“.

So unverkennbar und bestimmt damit Horazens religiöse Einstellung zum Gott Merkur bezeugt ist, so ungeklärt und rätselhaft war bisher der Grund und die Ursache dieser Merkurverehrung. Um die richtige Erklärung zu finden, müssen wir den Blick in Horazens Kindheit und Elternhaus richten. Auch heute ist es meist die Familie und vor allem die Mutter, die den ersten und oft dauerhaftesten Keim zu religiösen Vorstellungen der Kinderseele einpflanzen. Von Horazens Mutter vernehmen wir merkwürdiger Weise gar nichts. Um so mehr

¹⁴⁾ Im *Thes. l. L.* (Sp. 1577, 16) wird irrtümlicher Weise diese Wendung auf *Hercules* bezogen.

von seinem trefflichen und fürsorglichen Vater, der mit größter Aufmerksamkeit über die Erziehung des Knaben und Jünglings wachte. Wir erwähnten schon oben das schöne Denkmal, das der dankbare Sohn in den Satiren (I 4, 105 ff.; I 6, 65 ff.) dem Vater gesetzt hat; ein Denkmal, gleich ehrenvoll für den Vater wie für den Sohn. Es konnte nicht ausbleiben, daß des Vaters religiöse Einstellung auch die des Kindes wurde. Der Götterglaube des Vaters hängt aber mit seiner Herkunft und seinem Berufe zusammen. Sehen wir uns beides genauer an.

Dreimal wiederholt Horaz in jener Satire (I 6, 5. 45. 46.) wie ein geflügeltes Wort den Ausdruck „den Sohn eines freigelassenen Sklaven“, *libertino patre natum*, über den jedermann die Nase rümpfe. Wodurch war denn seine niedrige Herkunft so allgemein bekannt? Es muß meines Erachtens der Name *Horatius* gewesen sein. Der Vater, aus Venusia stammend, wird kein Privatsklave gewesen sein, sondern ein Gemeindefreigelassener, *servus publicus* der Kolonie Venusia, die nach dem marsischen Kriege 88 v. Chr. der *tribus Horatia* zugeteilt wurde¹⁵). Bei seiner Freilassung erhielt er daher oder nahm er den Gentilnamen *Horatius* an. In derselben Weise sind die Gentilnamen einiger *Veturii* zu erklären, die aus Placentia stammen, das zur *tribus Veturia* gehörte (CIL XIII 7575, 11717. XI 1281). Dieser Werdegang des Vaters gibt die einfachste Erklärung sowohl für den Beruf, den er — vielleicht schon als Sklave¹⁶) — ergriff, als auch für seine religiöse Einstellung. Vielleicht gehörte schon der Sklave als *minister*, der Freigelassene als *magister* dem *collegium Mercurialium* in Venusia an, einer weitverbreiteten Art von Kultgenossenschaft, wie sie gerade in den Handelsstädten Italiens blühten; am bekanntesten uns aus Pompei (CIL X, pag. 109). Ihr hohes Alter erweisen ihre lateinisch-griechischen Inschriften aus Delos (Dessau, ILS 3206, 9417).

Der Vater war bekanntlich von Beruf ein *coactor argentarius*¹⁷). Der *coactor*, der „Geldeinnehmer“ oder „Makler“, war neben dem *praeco*, dem „Feilbieter“, im römischen Geschäfts-

¹⁵) Mommsen, Ges. Schr. V 262 = Hermes XXII, 1887, S. 101 ff.

¹⁶) Auf einer stadtrömischen Inschrift (Dessau 9051) wird ein *servus publicus* namens *Epigonus Volusianus* genannt, der den ähnlichen Beruf eines *operis exactor* hatte.

¹⁷) Sueton, *Vita Horati*, Anfang.

und Handelsleben eine unentbehrliche Persönlichkeit¹⁸). Horaz nennt beide nebeneinander in jener Satire (I 6, 86) und meint, seinem Vater wäre es schon ganz recht gewesen, wenn der Sohn einen der beiden Berufe ergriffen hätte. Der *coactor* heißt auch kurzweg *argentarius*. So auf den beiden rheinischen Inschriften CIL XIII 7247 (Laubenheim b. Mainz) und 8104 (Bonn). Auf letzterem Grabstein war der Verstorbene, wie Cuper angibt, dargestellt: *vir tunica, pallio amictus, duo volumina tenens, ante quem mensa posita est*, also die zwei Hauptbücher — Soll und Haben — in der Hand, ein kleiner Bankier vor dem Wechslertisch seiner Amtsstube. Die enge Beziehung dieses Berufes zum Gott des Handels, der mit Vorliebe den Geldbeutel in der Hand hält, ist ohne weiteres klar.

Eine enge gesellschaftliche, genossenschaftliche und kultische Verbindung der *praecones* und *coactores* mit der Kaufmannschaft geht aus vielen Inschriften hervor. Namentlich sind es die reichen Weinhändler, mit denen sie zusammen gehen. Nach einer Inschrift (XIV 409 = Dessau 6146) aus Roms geschäftsreicher Hafenstadt Ostia bildeten dort die *praecones et argentarii et negotiatores ab urbe* einen Verband (*decuria*). Im Jahre 204 n. Chr. machen *argentarii et negotiantes (fori) boari* dem Kaiserhaus eine gemeinsame Stiftung (CIL VI 1055 = D 426). Ähnlich im Jahre 251 die *argentarii et exceptores itemque negotiantes vini supernates et Ariminenses* (CIL VI 1109 = D 519). CIL VI 9181 und 9182 wird ein *argentarius de foro vinario* genannt, in 9181 auch ein *coactor de foro vinario*. Meist werden die *coactores* an erster Stelle genannt, ein Beweis für die führende Stellung, die sie in diesen Genossen- und Kultgesellschaften einnahmen.

Einen genaueren und daher besonders wichtigen Aufschluß über den Götterkult dieser Kreise gibt eine jüngst, im Mai 1925, in Köln im Kreuzgang der Kirche St. Severin gefundene Weihinschrift¹⁹). Der Kopf der Inschrift mit etwa 4 Zeilen ist verloren. Er enthielt den Namen des Stifters, vielleicht auch des gestifteten Gegenstandes (*aram, signum, cum basi* o. ä.) und jedenfalls den Namen der Gottheit. Da zusammen mit diesem Steine

¹⁸ Mommsen, Hermes XII 88—100. Vgl. auch CIL VI 9150—9190 und Dessau ILS 7502—7508.

¹⁹ Veröffentlicht von Fritz Fremersdorf in d. Bonner Jahrb. 130, 1925, S. 282.

ein anderer gefunden wurde, der
 dem Merkur geweiht ist, und an
 dem Merkur geweiht ist, und an
 den Iden des Mai — des Monats,
 der nach Merkurs Mutter *Maia*
 benannt ist — das große Fest zu
 Ehren des Merkur und der *Maia*
 209 p. Chr. im ganzen Römerreiche von
 15. Mai allen *virii Mercuriales* begangen
 wurde, so ist ganz sicher, daß
 dieser Stein zu Anfang die Widmung an den Gott Merkur allein
 oder an Merkur und *Maia* trug. Der vollständige Text lautete etwa:

*[In h(onorem) d(omus) d(ivinae)? | Mercurio | et Maiae? |
 Julius Macri-?] nus, coactor argentarius votum solvit lubens
 merito Pompeiano et Avito consulibus Idibus Mais. Locus datus
 decurionum decreto.*

Der Kölner Makler, der in der rheinischen Kaufmannschaft
 eine angesehene Persönlichkeit gewesen sein dürfte, löst hier
 ein Gelübde ein, das er einst seinem Soter Merkur gemacht hatte.

Ganz ähnlich müssen die Verhältnisse auch schon mehrere
 Jahrhunderte vorher in *Venusia* und Rom gelegen haben; was
 in der *Colonia Claudia Ara Agrippinensium* am Rhein geschah,
 war ja nur ein Abklatsch stadtrömischer Einrichtungen. Seit
 alters waren die Iden des Mai der große allgemeine Festtag
 der Kaufmannschaft, der *virii Mercuriales*, und sein Mittelpunkt
 der im Plebejerviertel am Aventin gelegene Merkurtempel²⁰⁾.
 Dort hat auch Horazens Vater nach seiner Übersiedlung nach
 Rom seinen höchsten Schutzgott, den Ἑρμῆς σωτήρ μέγιστος, als
Mercurius custos maximus verehrt. Und wenn der Sohn sich
 einen *vir Mercurialis* nennt, so bekennt er damit offen, daß er
 dieser Kultgemeinde treu geblieben ist. Er bekennt damit zugleich,
 daß er weder zu dem Stand der Senatoren noch der Ritter
 gehört, sondern ein Mann des gewöhnlichen Volkes ist.

Der Römer vornehmer Herkunft verehrt andere Schutz-
 gottheiten. Das kommt in zwei gleichartigen Oden des Horaz
 zum Ausdruck, Begrüßungen eines aus den Kriegswirren heil
 heimkehrenden Kameraden, Od. I 36 und II 7. In jener heißen
 die σωτήρες des *Pomponius Numida* allgemein *di custodes* (36, 3),
 in dieser aber wird erstens der alte Kamerad *Pompeius Varus*
 als ein *Quirite* bezeichnet und zweitens als sein Schutzgott

²⁰⁾ Wissowa, *Rel. u. Kult. d. R.*, S. 304 f.

Iuppiter (7, 17) genannt. Die heutigen Erklärer wollen darin Augustus, den Ζεύς σωτήρ seiner Zeit, sehen, oder, wie wir jetzt wissen, den *Iuppiter custos* oder *conservator*; ob mit Recht, ist mir sehr fraglich. Doch darüber im folgenden Kapitel.

Mit diesen Feststellungen dürften nicht nur Horazens persönliche Vorstellungen und Auffassungen von dem θεός σωτήρ eine wesentliche Klärung gefunden haben. Es treten damit auch ganz allgemein die literarischen, wirtschaftlichen und kultischen Kanäle klarer zu Tage, durch welche der Soter-Glaube in Rom eindrang und sich verbreitete.

III. Ζεύς Σωτήρ und Caesar Augustus.

Während die Verehrung des Augustus im Osten des Reiches so weit ging, daß sie ihn sogar mit Ζεύς Σωτήρ gleichstellte und identifizierte, bewahrte der Westen, namentlich Italien und Rom, eine größere Zurückhaltung. Auch in den Dichtungen des Horaz fehlt es, wie sattsam bekannt²¹⁾, nicht an Stellen, wo die Gestalt des Augustus in die Sphäre der Himmlischen erhoben ist²²⁾; aber eine Gleichstellung und Identifizierung des *Augustus* mit *Iuppiter*, wie z. B. bei Ovid, gibt es hier nicht. *Iuppiter* ist nach Ode I 2, 19 vielmehr derjenige, der einen andern Gott zur Entsühnung des römischen Volkes entsenden wird. Auch die beiden späteren Oden IV 5 und 15, in denen *Augustus* als *custos* = σωτήρ gepriesen wird, klingen aus in die übliche römische Verehrung seines Genius nach dem Mahle bei der Weinspende (Carm. IV 5, 31—40. 15, 25—32). Mit besonderer Sorgfalt und Feierlichkeit ist jedoch das Verhältnis, in welchem *Caesar Augustus* zum Ζεύς Σωτήρ steht, von dem Dichter in der Ode I 12 (*Quem virum aut heroa*) dargelegt. Er betet zu Zeus:

49 *Gentis humanae pater atque custos,*

orie Saturno, tibi cura magni

Caesaris fatis data: tu secundo

Caesare regnes . . .

57 *te minor latum reget aequos orbem:*

tu gravi curru quaties Olympum . . .

²¹⁾ Fr. Koepf, *De Gigantomachiae in poeseos artisque monumentis usu*, Diss. Bonn. 1883, p. 20. Wissowa, *Rel. u. Kultus d. R.*³, S. 80. Vgl. auch Quilling, *Die Jupitersäule*, 1918, S. 126 ff.

²²⁾ Carm. I 2, 12, 49. III 3, 11. 5, 3. IV 2, 37. 14, 43. Sat. III 5, 63. Epp. II 1, 15 ff.

Wir müssen auf diese Ode etwas näher eingehen, da weder ihr griechisches Vorbild noch ihre politische Veranlassung bisher eine völlige Klarstellung gefunden hat.

Den ersten Fingerzeig zum vollen Verständnis gibt die Bezeichnung Jupiters als *pater atque custos* = σωτήρ τε πατήρ τε. Es werden in dem Liede zwei Juppitergestalten²³⁾ deutlich unterschieden: der *Iuppiter optimus maximus* (V. 13—18), der Sohn des Himmels oder des Äthers, der Vater der Götter und Menschen, der Weltenherrscher, und *Iovis custos*, der Sohn des Saturnus, des sagenhaften Herrschers von Latium, der Menschenhüter (V. 49—60). Adolf Kießling war auf dem richtigen Wege, als er in der Einleitung zu dieser Ode auf das „konventionelle ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα καὶ ἐς Δία λήγεται Μοῖσαι“ hinwies; aber es genügte nicht, außerdem noch Pindars Olymp. II als Vorbild für den Anfang und die Dreiteilung der Ode heranzuziehen. Der Aufbau der Ode erklärt sich, wie der Anruf des Ζεὺς Σωτήρ am Schlusse zeigt, vielmehr aus dem altgriechischen Sprichwort τὸ τρίτον τῷ Σωτήρι und aus dessen Entstehung und Bedeutung. Es war eine alte Sitte bei den Griechen, nach beendetem Festmahle vor Beginn des Trinkgelages drei feierliche Spenden darzubringen: die erste dem Olympischen Zeus und den übrigen Olympischen Göttern, die zweite den Heroen, die dritte dem Zeus Soter²⁴⁾. Nichts lag näher, als daß ein Sänger, der zur Verherrlichung des Festes beitragen sollte, Gang und Inhalt seines Liedes diesem frommen Brauche anglich. Daraus entwickelte sich zunächst der Brauch, ein Lied mit Zeus anzuhängen und auf Zeus ausklingen zu lassen²⁵⁾. Schließlich wurde nur im Anfange des Liedes des Zeus gedacht: *Ab Iove principium*²⁶⁾. Die Horazode geht auf ein griechisches Vorbild zurück, das noch die alte Dreiteilung befolgte.

Der Römer hat aber die griechische Vorlage nicht sklavisch nachgeahmt, sondern zwei Abschnitte in rein römischem Geiste ausgestattet. Neben die griechischen Heroen (V. 25—32), deren Hauptvertreter ihm Hercules und die Dioskuren sind²⁷⁾, stellte

²³⁾ Vgl. Cicero Nat. deor. II 55.

²⁴⁾ Das Sprichwort bei Plato Phileb. § 160; Polit. IX § 9 und bei Pindar Isthm. VI 10.

²⁵⁾ Vgl. Hesiod Theog. 47.

²⁶⁾ Alkman Frgm. 31. Vergil Bucol. III 60. Ovid Fast. V 111.

²⁷⁾ Ebenso Carm. IV 5, 35. III 3, 9.

er die lange Reihe römischer Helden (*viri*); neben den *Zeus Soter* den *Caesar Augustus*. Damit ist ein echt römisches Festlied von ihm geschaffen, wie es ihm in der allerletzten seiner Oden (IV 15, 25—32) als Muster vorschwebt.

Es ist hier nicht des Ortes, näher einzugehen auf den ersten dieser beiden Abschnitte, das lyrische Gegenstück zu Vergils Heldenschau im VI. Buche der Aeneis und zu der römischen Heldengalerie, mit der Augustus sein neues Forum und den Marstempel schmückte. Wohl aber verdient hier der zweite Abschnitt eine nähere Betrachtung, das Gebet an *Iovis Custos* = Ζεὺς Σωτήρ, die eigenartige Krönung des ganzen Liedes. Sie ist deshalb eigenartig, weil in Wirklichkeit das Lied in der Person des *Caesar Augustus* gipfelt, so gut wie die Oden I 2 und IV 5.

Die Tatsache, daß die römischen Kaiser im Schutze des *Iovis Custos* stehen, ist, wie wir sahen (s. S. 44 f.), durch Münzen und Tempelstiftungen mehrfach bezeugt. Die Horazode ist das älteste Zeugnis dafür. Sie gibt auch eine dichterische, mythologische Begründung: Juppiter, der Sohn des Saturnus, der im goldenen Zeitalter über Latium herrschte, ist gleichsam verpflichtet, den jetzigen Herrscher über Latium, den Nachfolger seines Vaters, in Schutz zu nehmen. Aber hinter dieser poetischen Ausschmückung steckt, deutlich erkennbar, ein politischer Vorgang, eine wichtige Neuerung in der römischen Staatsordnung. Schon die Wendung *tibi cura magni Caesaris data* deutet an, daß dem Gotte gleichsam ein neues Amt übertragen worden ist. Zu Augustus Zeit ist die beliebte Bezeichnung für neugeschaffene Ämter nicht *magistratus*, *officium* oder *munus*, sondern *cura*: so errichtete Augustus, wie Sueton (Aug. 77) berichtet, neue Ämter unter dem Namen *cura operum publicorum*, *c. viarum*, *c. aquarum*, *c. alvei Tiberis*, *c. frumenti populo dividendi*²⁸⁾.

Welche staatliche Neueinrichtung es war, die den römischen Kaiser in Jupiters Schutz stellte und die zur Abfassung dieser Ode den Anstoß gab, können wir aus der Abfassungszeit erschließen. Diese ist durch den Hinweis auf *Marcellus* (V. 46),²⁹⁾ den Neffen und Schwiegersohn des Augustus, eng begrenzt:

²⁸⁾ Vgl. auch Hor. Carm. IV 14, 1.

²⁹⁾ Die Änderung des überlieferten *Marcelli* in die Mehrzahl *Marcellis*, die Peerkamp und Vollmer vornehmen, ist unnötig und störend.

Marcellus heiratete des Kaisers Tochter *Julia* 24 v. Chr. und starb bereits gegen Ende d. J. 23 v. Chr. In diesen Zeitraum fällt eine einschneidende Änderung in der Machtbefugnis und persönlichen Sicherstellung des Augustus: er legte den Konsulat, den er bislang ohne Unterbrechung geführt hatte, nieder; dafür erhielt er die Würde eines Prokonsuls, welche ihm die Militärgewalt in den Provinzen sicherte, und die tribunizische Amtsgewalt, kraft deren er die Zivilverwaltung in Händen hatte. Durch die Verleihung der *tribunicia potestas* am 27. VI. 23 v. Chr. war zugleich seine Person für unverletzlich und sakrosankt erklärt. Die religiöse und kultische Formel für diese staatliche Anordnung war seine Stellung unter den Schutz des *Iovis Custos*, in dessen Schutz die *tribuni plebis* standen.

Schon bei der ersten Auswanderung auf den ‚Heiligen Berg‘ (493 v. Chr.) hatte die Plebs u. a. durchgesetzt, daß die Person des Volkstribunen unantastbar sei: *ut plebei sui magistratus essent sacrosancti* (Liv. II, 33, 1—3). Das war kein gewöhnliches, sondern ein „geheiligtet“ Gesetz (*sacrata lex*): wer gegen ein solches Gesetz verstieß, war mitsamt seiner Familie und seinem Vermögen einer Gottheit verfallen (Festus 422, 25, Linds.). Welche Gottheit das in diesem Falle war, darf man zunächst daraus schließen, daß die Plebs bei ihrem Abzuge von dem Berg, auf dem sie ihr Recht und Heil ertrotzt hatte, diesen dem *Iuppiter* — oder wahrscheinlich dem *Iovis* — weihte und ihn seitdem den ‚Hl. Berg‘ (*Sacer mons*) nannte (Festus 422, 36). Nach der zweiten Auswanderung der Plebs (449 v. Chr.) wurde die einzigartige religiös-politische Sonderstellung der Persönlichkeit eines Volkstribunen durch die *lex Horatia* von neuem bestätigt. Bei der Darstellung dieser Vorgänge betont Livius (III, 55, 6—14) den religiösen Hintergrund und überliefert uns auch den Namen der schützenden Gottheit: *Et cum religione inviolatos eos tum lege etiam fecerunt sanciendo, ut qui tribunis plebis aedilibus iudicibus decemviris nocuisset, eius caput Iovi sacrum esset, familia ad aedem Cereris, Liberi Liberaeque venum iret*. Gegen seine sonstige Gewohnheit geht an dieser Stelle Livius, der Altersgenosse und Freund des Augustus, des näheren auf die staatsrechtliche Bedeutung dieser tribunizischen Sonderstellung ein: er tut das offenbar im Hinblick auf die Sonderstellung, die zu seiner Zeit mit der Verleihung der *tribunicia potestas* seinem mächtigen Freund und Gönner ein-

geräumt worden war. Es haben diese juristischen Erörterungen denselben Hintergrund wie das poetische Gebet in der Horazode.

Eine gute Parallele zu der ganzen Horaz-Ode bildet ein späteres, stattliches Römerdenkmal am Rhein, die große Jupitersäule in Mainz³⁰). Im ganzen 12 $\frac{1}{2}$ m hoch, mit 28 Götterbildern ringsum geschmückt und mit einer überlebensgroßen Bronzestatue des Jupiter gekrönt, ist sie in ihrer Art die großartigste Äußerung römischer Götter- und Kaiserverehrung, die uns diesseits der Alpen erhalten ist. Schon die große Schar von zum Teil noch nicht sicher gedeuteten Gottheiten, die hier aufgeboten ist, erinnert an die Horazode; besonders aber die doppelte Darstellung des Jupiter, da außer der Bronzestatue hoch oben auch das Sockelbild ganz unten einen Jupiter vorstellt. Spätestens im J. 67 n. Chr. errichtet und *pro salute Neronis Claudii Caesaris Aug. imperatoris* geweiht, nimmt diese Säule offenbar Bezug auf Neros Errettung vor der Pisonischen Verschwörung im J. 65 n. Chr., wie die oben (S. 44) angeführten Neronischen Münzen mit der Darstellung des *Jupiter Custos*. Mit Recht sieht daher Quilling (a. a. O. S. 129 und 183) in der Relieffigur auf der Vorderseite des untersten Sockels den *Jupiter Custos* (oder *Conservator*); die große Bronzefigur auf dem Kapitäl der Säule stellt dagegen Jupiter, den im Äther thronenden, weltbeherrschenden Göttervater, vor.

Von all den vielen kleineren Jupitersäulen und Viergöttersteinen, die am Rheine gefunden sind, bezeichnet nur eine den I. O. M. als *Conservator* (CIL XIII 7265, Haug, Westd. Zeitschr. X, 1891, S. 31 u. 335). Das Denkmal ist in Kastel gegenüber Mainz gefunden und stammt aus dem J. 242 n. Chr.: vorne steht die Widmung, links Minerva, rechts Merkur, hinten Hercules, also die gewöhnliche Ordnung dieser drei Gottheiten.

Eine Darstellung des *Jupiter opt. max. Conservator* ist uns auf rheinischen Steindenkmälern nur noch auf einem Xantener Weihestein eines Soldaten und Sekretärs (*librarius praefecti*) der Legio XXX V. V. S. A. aus dem Jahre 232 n. Chr. erhalten (CIL XIII 8619; abgeb. bei Lehner, Skulpturen, I Taf. 23, 1 und 2). Aber ein besonderes Merkmal, das den

³⁰) Vgl. Karl Körber, Die gr. Jupitersäule i. M., Mainzer Ztschr. I 1906, S. 54 ff. Aug. Oxé, D. gr. Jupitersäule i. M., ebd. VII 1912, S. 28 ff. Quilling, Die Jupitersäule, Veröffentl. des Saalburg-Museums, 1918; dazu zwei Nachträge 1919.

Jupiter Conservator von anderen Juppiterdarstellungen unterschiede, ist hier ebenso wenig zu erkennen wie auf der großen Mainzer Jupitersäule. Auf beiden Denkmälern steht der Gott aufrecht da, den Mantel über die linke Schulter geschlagen, sonst nackt, in der erhobenen Linken das ragende Szepter, in der gesenkten Rechten den Blitz. Links neben ihm sitzt der Adler, dienstbereit zum Gott emporblickend. Auf den beiden Schmalseiten des Xantener Steines steht je ein jugendlicher Opferdiener (*camillus*) in kurzem Chiton; der rechts hält das Weihrauchkästchen (*acerra*), der links das Opferferkel (*porcus*), über beiden ein Brustbild mit Früchten im Füllhorn²¹). Es sind dieselben Opfergaben, die auch anderen Gottheiten dargebracht zu werden pflegen, z. B. den Hausgöttern; von ihnen sagt Horaz (Carm. III 23, 3):

*ture placaris et horna
fruge Lares avidaque porca.*

Krefeld.

AUGUST OXÉ.

Wahrheit und Dichtung in der römischen Liebeslegie¹⁾.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts hat der vielseitig gelehrte Philolog Chr. Gottlob Heyne aus Tibulls Gedichten eine Chronik seines Lebens abgeleitet. Er hat damit Beifall und Nachfolge gefunden, aber auch Widerspruch. Doch erst Fr. Leo hat vor rund 50 Jahren in einer eindrucksvollen Abhandlung dem Standpunkt, für den Gedichte glaubwürdige Urkunden des Lebens der Dichter sind, den Boden abgegraben. Seither gilt es als rückständig, als verwerflich und abgeschmackt, die römische Liebeslegie als Spiegelbild tatsächlichen Erlebens zu betrachten. In jüngster Zeit hat sich die Stellung zu solchen Fragen noch weiter verschoben, einerseits weil der Begriff des dichterischen Erlebnisses schärfer umrissen wurde, andererseits weil eine moderne Richtung die Aufgabe der Literaturwissenschaft auf das Nacherleben, die gefühlsmäßige Erfassung der Dichtungen

²¹) Über die Opfergeräte auf dem Altar vor der großen Jupitersäule in Mainz vgl. Quilling, a. a. O. S. 165 f.

¹⁾ Vortrag, gehalten am 26. September 1929 bei der Salzburger Philologen-Versammlung.

ohne Rücksicht auf den Dichter und ohne Rücksicht auf die Zeitverhältnisse, aus denen sie hervorgegangen sind, einschränkt, womit natürlich eine Erschließung tatsächlicher Erlebnisse aus den Dichtungen von vorneherein ausgeschlossen würde.

Ich kann mich zu einer solchen Auffassung der Literaturwissenschaft nicht bekehren. Unbeschadet des Ewigkeitswertes jedes echten dichterischen Kunstwerkes hat es doch (mit Ausnahmen, die ich ohne weiteres gelten lasse) seiner Zeit einen Zoll zu zahlen, der nicht bloß durch die Sprachform, sondern durch die ganze Kultur des Zeitalters bedingt ist. So erschließt sich manches Gedicht der Augusteischen Zeit völlig nur dem, der die damalige Zeitlage hinlänglich überblickt; und die Erkenntnis der weitgehenden Abhängigkeit der römischen Dichtung von der griechischen ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für deren richtige Würdigung. Wer vollends die Persönlichkeit des Dichters von der Literaturwissenschaft im allgemeinen und von der Erklärung der Gedichte im besonderen fernhält, versperrt sich selbst einen aussichtsreichen Weg. Abgesehen von Gedichten rein persönlichen Inhaltes lassen sich auch viele Dichtungen allgemein menschlichen Gehaltes nicht voll verstehen, wenn man sie von der Person des Dichters losreißt. Welche Fülle von Belehrung für Sinn und Bedeutung mancher Gedichte Goethes würden wir uns entgehen lassen, wollten wir darauf verzichten, die uns teilweise wohlbekannten Erlebnisse des Dichters mit ihnen zu verknüpfen. Nun gar das Lebenswerk eines Dichters aus seinen einzelnen Dichtungen aufzubauen, sie als Ausstrahlungen eines und desselben Kraftzentrums zu erweisen und von da aus wieder Licht auf das einzelne fallen zu lassen, wäre, wo nicht ausgeschlossen, so doch wesentlich erschwert, wenn zwischen Dichtung und Dichter eine Scheidewand aufgerichtet würde. Gewiß kann man auch durch bloße, um alles andere unbekümmerte Einfühlung in ein Gedicht sich den Kunstgenuß verschaffen, der zum Wesen des Kunstwerkes gehört; wenn aber diese subjektive Einfühlung zum alleinigen Leitstern der Literaturwissenschaft erhoben wird, droht die Gefahr, daß verschiedene, ja entgegengesetzte Meinungen über dasselbe Werk gleich berechtigt neben einander treten; und das wäre der Tod einer Wissenschaft, die doch über die Mannigfaltigkeit subjektiver Meinungen hinaus zu allgemein gültigen Erkenntnissen fortschreiten soll, einer Wissenschaft,

deren oberstes Ziel die Wahrheit ist, die in jedem Falle nur eine sein kann.

Unleugbar war es verdienstlich, das Nacherleben, die Einfühlung kräftiger in den Vordergrund zu rücken und als erste unerläßliche Vorbedingung jeder ernstern Beschäftigung mit Dichtwerken zu fordern; aber die Wissenschaft darf dabei nicht stehen bleiben, sie muß von diesem Ausgangspunkte aus weiter vorwärts kommen, muß vor allem die Gründe des subjektiven Eindrucks ins Bewußtsein heben und überhaupt mit Aufgebot aller erreichbaren Hilfsmittel so tief eindringen als nur möglich. Zu diesen Hilfsmitteln tieferen Verständnisses gehört auch Persönlichkeit und Leben des Dichters. Man hat eingewendet, daß Dichter und ganz allgemein Künstler größtenteils gewöhnliche Durchschnittsmenschen gewesen seien, deren Leben zu erforschen nicht die Mühe lohne. Aber ich frage: ist ein solcher Durchschnittsmensch nicht gerade dadurch, daß er Unvergängliches geschaffen hat, geädelt und über die Masse der andern emporgehoben? lohnt es wirklich nicht die Mühe, in einem solchen Alltagsleben den Keimen nachzuspüren, die sich so herrlich entfaltet haben? Es bleibt deshalb nach wie vor Pflicht der Forschung, auch Leben und Persönlichkeit der Dichter in ihren Rahmen einzubeziehen. Die Erfüllung dieser Pflicht ist allerdings gerade für den Altertumsforscher dadurch erschwert, daß nur für die wenigsten Schriftsteller des Altertums ausreichende und zuverlässige Angaben über ihr Leben erhalten sind, wir daher meist auf Rückschlüsse aus ihren Werken angewiesen sind. Derartige Rückschlüsse aber unterliegen schweren Bedenken, die im Laufe der jüngsten Forschung immer klarer hervorgetreten sind. Nicht immer nämlich ist das Erlebnis, das einer Dichtung zugrunde liegt, ein äußeres, sondern häufig, ja man kann sagen, grundsätzlich, ein inneres; und wenn auch ein äußeres dazu den Anstoß gegeben hat, so stimmt dessen Ablauf doch mit der dichterischen Darstellung nur in Ausnahmefällen überein. Ein Liebeslied kann seine Anregung einer andern Dichtung oder auch nur dem Anblick eines Gemäldes verdanken, und es können dadurch in der empfänglichen Seele des Dichters so gewaltige Eindrücke hervorgerufen worden sein, daß ein hieraus erwachsenes Gedicht ein tatsächliches Erlebnis vortäuscht. Unter diesen Umständen scheint es in der Tat bedenklich und nahezu unzulässig, aus einem Liebesge-

dicht auf ein wirkliches Liebeserlebnis zu schließen. Aber es scheint nur so.

Die lodernde Liebesglut, deren Flamme aus den Liedern Catulls an Lesbia emporschlägt, zaubert uns nicht nur zum Greifen deutlich das Bild des im Feuer der Leidenschaft sich verzehrenden Dichter-Jünglings vors Auge, sie läßt auch keinen Zweifel daran aufkommen, daß er das, was er singt, am eigenen Leibe erlebt hat. Selbst wenn es nicht ausdrücklich überliefert wäre, daß Lesbia nur ein Deckname für eine Clodia ist, so würden wir aus der Unmittelbarkeit des Gefühlsausbruchs mit innerer Notwendigkeit folgern, daß Catull ein wirkliches Liebeserlebnis besingt. An diesem Beispiel sieht man gut, wie wichtig die in jüngster Zeit mit gesteigertem Nachdruck geforderte Einfühlung in ein Gedicht für die Erkenntnis des ihm zugrunde liegenden Tatbestandes ist. Jeder erlebt das, was Catull in hohen Tönen feiert, so stark, so lebendig und unmittelbar nach, wie es bei einem aus literarischer Nachahmung oder aus einer dichterischen Idee hervorgegangenen Gedicht schwerlich vorkommt. Freilich ist das nur ein subjektiver Eindruck; aber wenn niemand, der sich ein gesundes Fühlen bewahrt hat, sich diesem Eindruck entziehen kann, so gewinnt er durch diese allgemeine Gültigkeit nahezu objektive Beweiskraft.

Den Gegenpol zu Catull stellt in dieser Hinsicht Ovid dar. Als seine Amores das Licht der Welt erblickten, eroberten sie sich im Sturme einen weiten Leserkreis und, von der Lebendigkeit der Schilderung verführt, fragten viele Römer und gewiß noch mehr Römerinnen, wer denn hinter der Corinna stecken möge. Man ging auf Suche nach ihr, wie Ovid selbst erzählt; aber man fand sie nicht, konnte sie nicht finden; denn diese Elegien sind nur ein anmutiges Spiel mit überkommenen Motiven ohne realen Hintergrund. Zweifellos hat der lockere Gesell, dessen übermütiger Leichtsinn nicht bloß aus diesen, sondern auch noch aus viel späteren Elegien hervorsprüht, reiche Liebeserfahrungen gesammelt in der Welt, in der man sich nicht langweilte; aber ein bestimmtes weibliches Wesen hat ihm für seine Corinna nicht Modell gestanden. Die leuchtenden Farben, in die Catull seine Bilder getaucht hat, täuschen uns nicht mehr wie seine römischen Zeitgenossen über den Mangel an echter, wahrer Empfindung hinweg; und es ist kein

Zufall, daß unsere Überlieferung nichts von einem wirklichen Namen der Corinna weiß.

Näher an Catull als an Ovid kommt an Lebenswahrheit Properz heran, dessen Cynthia eigentlich Hostia hieß. Ist auch die erdgebundene Naturwahrheit des Gefühlsausdruckes vielfach durch Anleihen an griechischen Dichtungen überwuchert, so bricht sie doch stellenweise so überzeugend hervor, daß man die Lebensnähe spürt; man gibt sich den Worten des Dichters willig hin und glaubt an ihre Wahrheit, natürlich mit dem mindestens unterbewußten Vorbehalt, daß dies und das auf Rechnung dichterischer Erfindung kommt. Wer seiner Phantasie die Zügel schießen lassen will, mag sogar die Vermutung wagen, daß Properz allerlei auf Cynthia überträgt, was er im Liebesverkehr mit andern Mädchen erlebt hat; aber beweisen läßt sich so etwas nicht.

Eine ganze Stufenleiter verschiedenartigster Dichternaturen umfaßt die Elegiensammlung, die unter dem Namen Tibulls erhalten ist. Gegen Ende dieser Sammlung stehen mehrere Briefchen im elegischen Versmaß, in denen ein Mädchen der vornehmsten Gesellschaft Roms namens Sulpicia bedeutsame Augenblicke ihres Liebeslebens in Verse gebracht hat. Aus diesen Versen, in denen rührende Unbeholfenheit mit packender Naturwahrheit gepaart ist, fühlt man es sofort heraus, daß alles echte Wahrheit ist, vom ergreifenden Geständnis der Reue, daß sie in der letztverflossenen Nacht den Geliebten plötzlich verlassen hat aus Angst vor ihrer eigenen Leidenschaft, bis zum wilden Ausbruch empörter Eifersucht. Diesen ungeschminkten Bekenntnissen einer liebenden Seele — fünf an der Zahl, im Durchschnittsausmaß von nur drei Distichen — ist zweifellos trotz gegenteiliger Behauptungen als sechstes ein nicht viel längeres Gedicht anzufügen, das ihnen in den Handschriften unmittelbar vorausgeht. In überquellendem Glücksrausch schreit es hier Sulpicia in alle Welt hinaus, daß sie jetzt endlich in den Armen des geliebten Mannes Erfüllung ihrer heißen Sehnsucht gefunden hat, und rühmt sich noch dieses Fehltrittes. Hier wenn irgendwo ist es unverkennbar, daß tatsächliches Erleben sprachlichen Ausdruck gefunden hat. Ist dieser Ausdruck auch noch so un gelenk, ja mutet er hie und da wie unreifes Stammeln an, so bestätigt er nur, daß es nicht, wie man gemeint hat, ein reifer Dichter ist, der hier am Werke war,

sondern daß Sulpicia diese Verse gedichtet hat. Ein kleiner Strauß kleiner Gedichte nur ist es, den sie uns darreicht, und ihr dichterischer Wert ist gering; aber sie sind immerhin wertvoll als Beleg dafür, daß auch in nicht dichterisch veranlagten Naturen tief aufwühlende Erlebnisse sich unter Umständen in Gedichten Luft machen. Wir wissen nicht, ob Sulpicia jemals noch ein Gedicht gemacht hat; aber in der Hochspannung ihrer Gefühle ist sie zur Dichterin geworden.

Diese sechs Gedichtchen hat ein ungemein formgewandter, geistig hochstehender Dichter zu einer Gruppe von fünf Elegien verarbeitet, deren berechnete Kunst schon daraus erhellt, daß die ersten zwei je 24, die letzten zwei je 20 Verse umfassen, die längste mit 26 Versen als ὀμφαλός in der Mitte steht; zwei von den fünf sind als echte Liebeselegien der Sulpicia in den Mund gelegt, die zweite und die vierte, also mitten eingebettet in die andern; die zwei letzten sind Geburtstagsgedichte. Trotz aller künstlerischen Vollendung fehlt der Überschwang der Gefühle, der die echten Gedichte der Sulpicia auszeichnet. Kein Wunder; nicht eigene Erlebnisse hat der Dichter dargestellt, sondern er hat sich nur in die Gefühle der Sulpicia hineinversenkt. Als diesen Dichter pflegt man Tibull zu betrachten; ich bin davon nicht überzeugt: der straffe, zielsichere Aufbau, die künstlich aufgeregte Sprache, die rhetorische Ausschmückung der Gedanken, die geflissentliche Hereinziehung der Götterwelt in jedes Gedicht scheint mir nicht vereinbar mit der abgeklärten Ruhe und stillen Einfachheit Tibulls; und gerade in den Gedichten gleichen Stoffes, den Geburtstagsgedichten III 11 f. — II 2, ist der Gegensatz trotz unverkennbarer Anklänge augenfällig²⁾.

Wie von Sulpicia sind von Lygdamus sechs Elegien in der Sammlung erhalten, allerdings viel längere, eine gegen 100 Verse lang. Mit Ausnahme einer einzigen kreisen sie alle um denselben Mittelpunkt, die Trauer darüber, daß ihm die

²⁾ In dem der Sulpicia in den Mund gelegten Geburtstagsgedicht III 11 (IV 5) lösen nicht weniger als vier Apostrophen einander ab (zuerst an Cerinth 1—8, dann an den Genius 9—12, dann an Venus 13 f., schließlich an den *natalis deus* 19); hier und im folgenden Geburtstagsgedicht *uro* von der Liebesglut (so auch III 8, 11 f.), ebenso *caleo* (III 11, 10) und *ignis* (III 11, 6), wofür in den echten Gedichten Tibulls die genaue Entsprechung fehlt; denn selbst I 8, 7; II 4, 5; 6, 5; III 19, 19 sind anders geartet.

geliebte Neaera von einem andern entrissen worden ist, und die Hoffnung, sie wieder an sich zu fesseln. So weit entfernt diese Elegien von dem urwüchsigen Ungestüm der Sulpicia sind, so halte ich es doch für glaublich, daß auch sie in einem wirklichen Erlebnis wurzeln, im Verlust der Neaera. Die bleierne Schwermut, die auf ihnen allen lastet, verrät einen Dichter, der nicht frei über seinem Stoffe steht, sondern ihm mit allen Fasern seines Herzens verfallen ist. Zum Dichter geboren war Lygdamus so wenig wie Sulpicia; aber von der Wucht der auf ihn einstürmenden Ereignisse erschüttert, hat er sich wie sie in die Dichtung geflüchtet und in der dichterischen Objektivierung seiner Leiden eine *κάθαρσις παθῶν* gesucht. Eine Sonderstellung nimmt die 5. Elegie des Lygdamus ein, ein Gruß vom Krankenlager an ferne, in einem etruskischen Bad sich vergnügende Freunde. Er nennt sich darin *iuvenis*, obwohl er das 50. Lebensjahr längst überschritten hatte, als er sie dichtete. Das erhellt daraus, daß er sein Geburtsjahr mit dem aus der poetischen Lebensbeschreibung Ovids bekannten Pentameter bezeichnet, der auf das Jahr 43 v. Chr. geht. Da das Buch der Tristien mit dieser Lebensbeschreibung erst im Jahre 11 n. Chr. in Rom eintraf und Verbreitung fand, so muß Lygdamus, als er sich diesen Pentameter aneignete, mindestens 54 Jahre alt gewesen sein. Den Widerspruch zwischen diesem Alter und der Bezeichnung *iuvenis* darf man natürlich nicht mit der Annahme einer Interpolation aus der Welt schaffen; und der unglückliche Versuch, Lygdamus mit Ovid gleichzusetzen, hat es wirklich nicht verdient erneuert zu werden. Unzulässig ist es aber auch, in jenem Pentameter mit Schanz einen Scherz oder mit Levy eine Fiktion zu erblicken; die dichterische Freiheit in allen Ehren, aber zu einer so grobschlächtigen und noch dazu witzlosen Unwahrheit hätte sie ein Mitglied des römischen Dichterkreises, wo einer den andern kannte, nicht mißbrauchen können. Die Lösung des Rätsels ist ganz einfach: der bejahrte Lygdamus, der die Verzweiflung über den Verlust seiner Neaera in Elegien ausströmte, hat gleichzeitig ein rührendes Erlebnis seiner Jugend verewigt, so hölzern wie er selbst war, dieser *ξύλινος νοῦς*, so hölzern, ungeschickt und unlebendig, daß man füglich zweifeln kann, ob er diesem weit zurückliegenden Ereignis innerlich schon ganz entfremdet war oder ob das Ganze nur eine kümmerliche Stilübung an dem beliebten Krankheits-τόπος ist.

In den echten Liebeselegien Tibulls ist die Frage, ob Wahrheit oder Dichtung, am heftigsten bei den *Delia*-Elegien umstritten. Leo hat sich in der eingangs erwähnten Abhandlung hierüber vorsichtig ausgedrückt, daß *Delia* „in poetischer Hinsicht“ ein Geschöpf des Dichters sei, „aus einer Wirklichkeit hervorgegangen, die wir nicht mehr erfassen können“, hat aber ein Urbild von Fleisch und Blut zugestanden und es für zweifellos erklärt, „daß der Dichtung Tibulls ein wirkliches Verhältnis zugrunde liege“. Seither hat man diese weise Vorsicht Leos teilweise fallen gelassen und Kroll behauptet, daß *Delia* keine Realität habe, sondern nur in des Dichters Phantasie existiere. Das ist sicher unrichtig. Falsch ist vor allem die alte Begründung, daß der Name *Plania*, der als eigentlicher Name der *Delia* bezeugt ist, gar kein römischer Name sei, sondern nur eine billige Übersetzung des griechischen *Delia*. Tatsächlich kommt jener Name auch in seiner weiblichen Form auf mehreren Inschriften vor und, wer mit Möglichkeiten spielen will, mag die römische Grabschrift einer Freigelassenen dieses Namens auf die *Plania* Tibulls beziehen. Ebenso wenig darf man sich darauf berufen, daß *Delia* in dem einen Gedicht eine Mutter hat, von der in den andern nicht die Rede ist, daß sie in dem einen Gedicht verheiratet ist, in dem andern nicht, als ob sie nicht während einer Abwesenheit Tibulls geheiratet haben könnte; oder müßte Tibull wirklich über diese Heirat in einem Gedichte eigens berichtet haben? Jedenfalls atmen die *Delia*-Elegien so tiefe Innigkeit, so warme Zärtlichkeit, wie sie am ehesten aus einem wirklichen Erlebnis sich erklärt. Zweifeln kann man selbstverständlich, ob alles, was man in diesen Elegien liest, ein getreuer Abklatsch der Wirklichkeit ist, mit anderen Worten, wo die Grenze zwischen Wahrheit und Dichtung zu ziehen ist. Mit Recht hat Leo bestritten, „daß alle Situationen in der Dichtung so auftreten sollen, wie sie im Leben waren, daß alle Züge von der Frau oder dem Mädchen kopiert sein sollen, der Tibull seine poetische Anregung verdankte.“ Wer aber seine Zweifel darüber hinaus bis zur Leugnung jedes tatsächlichen Hintergrundes treibt, der könnte ebensogut leugnen, daß den Liebesliedern Catulls oder den Gedichtchen der *Sulpicia* Tatsachen zugrunde liegen, könnte ebensogut den Anspielungen Tibulls auf seine Teilnahme an Feldzügen, die Verkleinerung seines väterlichen Erbgrundes, seine Erkrankung im Gefolge des

Messalla den Glauben versagen. Noch etwas darf nicht unbeachtet bleiben: die Zahl der Liebeselegien Tibulls ist namentlich im Vergleich mit Properz und Ovid auffällig gering, im ganzen zehn, wenn man von den drei Marathus-Elegien absieht, die als ganz allgemein gehaltene, jeder persönlichen Färbung entbehrende Erzeugnisse der *Μοῦσα παιδική* auf ein anderes Blatt gehören. Von diesen zehn gehen fünf auf Delia, drei auf Nemesis und zwei, die entzückenden, tief empfundenen Schlußgedichte, die Perlen der ganzen Sammlung, auf eine Ungenannte. Das ist alles; denn es ist, wie ich vor Jahren gezeigt habe, ganz unerweislich, daß ein Stück Tibullischer Dichtung verloren gegangen sei. Ist es mit Hinblick auf diese geringe Zahl zu kühn, daran zu denken, daß auch Tibull sowie Sulpicia und Lygdamus nur fallweise, wenn aufwühlendes Erleben ihm zusetzte und der Sturm der Gefühle sich nicht anders beschwören ließ, zur Leier griff, um zu sagen, was er litt, und sich dadurch vom seelischen Druck zu befreien?

Wie immer man darüber denken mag, jedenfalls fügen sich die Hauptzüge der in den Liebeselegien Tibulls dargestellten Erlebnisse harmonisch in das Bild des Dichters ein, das aus seinen andern Elegien aufsteigt. Mit Delia hat er üble Erfahrungen gemacht, mit der Buhldirne *Nemesis* und ihrer *lena* noch schlimmere, das Liebchen der zwei Schlußgedichte hat ihn schwer enttäuscht. Solches Mißgeschick erklärt zum Teil den weichen, wehen Ton, auf den alle diese Elegien gestimmt sind, zum Teil, aber nicht ganz: er ringt sich empor aus dem wunden Herzen eines zartbesaiteten, friedliebenden, jeder Aufregung abholden Mannes, der den ersten und ärgsten Jugendtorheiten entwachsen ist und nur noch für die stille Abgeschiedenheit ländlichen Lebens schwärmt, der die zeitweilige Ungunst des Schicksals beklagt, aber sich nicht dagegen aufbäumt, sondern im Gegensatz zu Catull und Properz sich widerstandslos fügt. Aus dieser Fügsamkeit und Schmiegsamkeit, dieser Selbstbescheidung heraus versteht man auch besser, warum Tibull mehr als die führenden Geister der damaligen Dichtung Worte und Wendungen, Gedanken und Motive anderer in seinen Elegien, sei es bewußt, sei es unbewußt, verwertet hat. Man darf deswegen nicht gleich von einem Cento reden, darf nicht das Gold seiner Dichtung im Scheidewasser kritischer Analyse zersetzen wollen; sondern man muß durch

die erborgte Hülle hindurch vordringen zum Kern tiefer, wahrer Empfindung und muß in seinen Liebeslegien wie in den meisten seiner Zeitgenossen den Gehalt tatsächlichen Erlebens anerkennen, durch den sie über die Stufe literarischer Nachahmungen emporgehoben werden in das Reich hoher, reiner, echter Kunst, die ihre besten Säfte immerdar aus dem frisch pulsierenden Leben zieht.

Innsbruck.

ERNST KALINKA.

Lexikalische und kritische Beiträge.

1. LIVIUS XXV 23, 12 *unus ex Romanis . . . murum contemplans, numerando lapides aestimandoque ipse secum, quid in fronte paterent singuli, altitudinem muri . . . permensus*. Daß *frons* hier die Höhe der Steinlage bezeichnet, ergibt sich deutlich aus dem Zusammenhange und wird auch von Weissenborn-Müller festgestellt. Eigentlich bedeutet es die Schmalseite des Rechteckes, da ja wohl anzunehmen ist, daß die Steine in der Mauer auf der Langseite liegen und nicht auf der Schmalseite stehen. Dieselbe Bedeutung hat das Wort bei Quint. Inst. I 10, 43, wo es von einem Rechteck heißt *si quini deni (pedes) per latera, deni in fronte sint*. Es dürfte sich demnach um einen Fachausdruck der Geometrie handeln, woraus sich die auffallende Verwendung bei Livius erklärt.

2. LIVIUS XXXVII 32, 12 *Aemilius primo resistere et revocare dicendo captas, non deditas urbes, et in iis tamen imperatoris, non militum arbitrium esse*. Dazu bemerkt Weissenborn-Müller¹ 1907: „*tamen* bezieht sich auf die in *in iis* liegende Einräumung (= *etsi captae sint, tamen . . .*), eine Kürze des Ausdrucks, für die sich sonst bei Liv. kein Beispiel findet; vgl. Cic. Sest. 63.“ Mit der Cicero-Stelle ist wohl cap. 63, § 132 gemeint; sie ist aber nur äußerlich ähnlich: *in quo tamen eos civis coniunxit* „hieb bei hat er jedoch den entgegengesetzten Erfolg gehabt, Vereinigung statt Trennung“; in dieser Bedeutung ist *in quo* bei Cicero so häufig, daß eine andere Deutung unwahrscheinlich ist, wenn die erste hier möglich ist. Andererseits wird man nach Belegen für die von Müller angenommene Kürze des Ausdrucks nicht nur bei Livius vergeblich suchen. Vielmehr ist *arbitrium in iis esse* zu verbinden wie XLII 31, 5 *consulum . . . in iis (tribunis*

militum) faciendis iudicium arbitriumque esset und XLIII 15, 5. Den Ausgangspunkt für diese Konstruktion bildet der seit den zwölf Tafeln (5, 7a bei Rhet. Her. I 13, 23, Cic. Inv. II 148) übliche Ausdruck *potestas est in aliquo* und *ius habere in aliquo* wie Cic. Div. in Caec. 19 *quod in una quaque re . . . iuris habui* und Liv. XXXIV 2, 1 *si in sua quisque nostrum matre familiae . . . ius et maiestatem viri retinere instituisset*.

3. Seneca polemisiert Epist. 90, 20 gegen die Aufstellung des Posidonius, daß die Erfindung der Gewerbe (Weberei 20, Bäckerei und Müllerei 22 f.) und auch des Landbaues (21) ein Verdienst des Philosophen sei. Den Beweis sieht er darin, daß die Verbesserungen offenbar nicht von Philosophen stammten (*oblitus postea repertum hoc subtilius genus*); und Posidonius hätte vollends seine Behauptung gewiß nicht aufrecht erhalten können, *si contigisset illi adire has nostri temporis telas, in quibus vestis nihil celatura conficitur*: die Erzeugung eines so dünnen, nichts von den Körperformen wirklich verhüllenden Gewandes erforderte eine abermalige Verfeinerung der Konstruktion des Webstuhles, die offenbar nicht den Männern der Theorie, sondern der Praxis zuzuschreiben ist. Soviel zur Sache; was den Text betrifft, so wird von den Herausgebern im letzten Satze das *in* getilgt, von Bährens, Philol. Suppl. XII 441 verteidigt und als instrumental erklärt. Offenbar führte beide Parteien und die jüngeren Handschriften, welche das *in* auslassen, zu ihrer Stellungnahme die Annahme, daß *telas* hier ‚Gewebe‘ bedeute; dann war allerdings vom Standpunkt der klassischen Syntax das *in* anstößig und konnte von Bährens durch den Hinweis auf Vitruv. V 3, 8 *organa in aeneis lamminis . . . perficiuntur*, VIII 3, 10 *efficiunt in his crustis in agris saepta* verteidigt werden. Allein der Zusammenhang führt m. E. notwendigerweise zur Interpretation ‚Webstuhl‘; und da diese Bedeutung bei Georges durch Stellen aus Cato (14, 2 *telas togalis duas*), Ovid (Met. IV 394 *coeperere virescere telae*, VI 576 *stamina . . . suspendit . . . tela*) und dem Edict. Diocl. (7, 56 *in strictoria birili de tela ἀπὸ ἰστού*) genügend belegt ist (vgl. auch Blümner, Technologie I² 136 f., 140, 158, 165) und außerdem für die Worte Senecas in demselben Paragraphen *quemadmodum tela suspensis ponderibus rectum stamen extendat* und für die von ihm zitierte Ovidstelle Met. VI 55 *tela iugo vineta est* anzunehmen sein wird, so ergibt sich als einfacher Sinn der strittigen Stelle: „unsere heutigen Webstühle, auf

denen . . . gefertigt werden⁴. Damit ist aber sowohl der Grund zur Tilgung des *in* wie zu seiner instrumentalen Erklärung weggefallen.

4. PLIN. Nat. XXVIII 231 *sunt qui et suum fimi cinerem profuisse scripserint in passo et cervi pulmonem . . . siccatum in fumo tritumque in vino*. Mayhoff tilgt das *in* mit Berufung auf XIX (im apparatus criticus steht irrtümlich XXIX), 73 *fumo siccantur*, XXIII 40 *vinum diutino fumo inveteratum*, XXVIII 212 *si prius fumo maceretur*, XIV 68 *tingentes fumo* und VI 195 *locustis tantum vivit fumo et sale duratis*. Darnach könnte es scheinen, als ob *fumus* bei Plinius bei allen Verben, die mit oder ohne *in* konstruiert werden können, stets im bloßen Ablative stünde¹. Allein abgesehen von den sechs Stellen, an denen der Typus *suspendere in fumo* vorkommt, heißt es XVIII 136 *condi in fumo* und XXVIII 193 *arefactus in fumo*, also bei einem völlig synonymen Wort *siccatum* mit *in* verbunden! Erscheint schon hiernach die Berechtigung, das *in* an unserer Stelle zu tilgen, zweifelhaft, so wird die Entscheidung noch leichter nach einer Prüfung des Gebrauches von *siccare*. Dieses steht in Verbindung mit dem bloßen Ablativ *sole* im Ganzen 24 mal; *in sole* kommt zwar nur 12 mal vor; aber XV 67 stehen beide Ausdrücke in demselben Satze nebeneinander: *in sole siccant . . . et iterum sole siccant*, ohne daß Mayhoff weder im kritischen Apparat noch in der Appendix etwas dazu bemerkte. Noch auffälliger wird seine Inkonsequenz beim Typus (*in*) *umbra siccare*: die Präposition steht 25 mal, aber einmal, sicher auffallend, der bloße Ablativ, den er wiederum beibehält: XXI 34 *siccatur umbra, melius etiam hiberna*. Es besteht auch keine Notwendigkeit, das *in* mit Baehrens, Philol. Suppl. XII 441 dadurch zu halten, daß man es instrumental faßt; die rein lokale Bedeutung ist durch die angeführten Parallelen genügend gestützt.

5. In den Digesten lautet XVII 1, 44 die direkte Überlieferung so:

- (1) *Dolus est, si quis nolit persequi, quod persequi potest* FPVU
- (2) *aut si quis non exegerit quod exigere potest (solvere F)*
FP^bVU, om. P^a
- (3) *aut si quis nolit quod exegerit solvere* P^a (*aut s. q. n.olvere quod exegerit* P^bVU), om. F,

¹ Mayhoff hätte noch XIX 173 anführen können: *sole aut vento aut fumo siccatur*, denn auch *in vento* ist möglich: XVII 107 *ne exacuatur in vento*.

die indirekte in den Basilica XIV 1, 44:

- (1) δόλος ἐστὶ τὸ μὴ ποιῆσαι τινα ὃ δύνатаι
 (2) ἢ τὸ μὴ ἀπαιτῆσαι τὸν δυνάμενον
 (3) ἢ τὸ μὴ δοῦναι τὸ ἀπαιτηθέν.

Die Deutung der direkten Überlieferung ist klar: (1) ist in beiden Handschriftenklassen vorhanden, sowohl in F wie in PVU; (3) fehlt (anscheinend) in F; die unmögliche Lesung von F in (2) erklärt sich offenbar daraus, daß der Schreiber von *exigere* auf *exegerit* in (3) übersprang und, das dazwischen liegende auslassend, mit *solvere* fortfuhr; dieses Wort stand also in seiner Vorlage nach dem Relativsatze und ist in P^bVU offenbar willkürlich vor ihn gestellt worden. Jedenfalls kann das *solvere* von F in (2) nur aus (3) stammen, d. h. auch F hat (3) gelesen. Dazu kommt, daß die Basilica ebenfalls alle drei Glieder enthalten; wie Mommsen und Krüger zu der Behauptung gelangen, daß die Fortlassung von (2) in P^a in Übereinstimmung stehe mit dem griechischen Text, ist mir unverständlich. Die beiden disjunktiven Konjunktionen bedeuten nicht „oder—oder“, sondern „entweder—oder“, d. h. die drei Glieder sind nicht einander gleichwertig, sondern das erste wird in zwei Möglichkeiten zerlegt: *dolus* kann nicht nur auf Seiten des Schuldners vorliegen, der sich seinen Verpflichtungen entzieht (3) — was ja selbstverständlich ist und zuletzt kommt —, sondern auch auf Seiten des Gläubigers, der die Schuld nicht eintreibt, um sich die Vorteile seiner Stellung als Gläubiger für längere Zeit zu sichern. Streicht man (2), so besagen (1) und (3) dasselbe. Somit ist das von den Herausgebern fortgelassene zweite Glied sowohl von Seite der Überlieferung wie des Sinnes wegen in den Text aufzunehmen.

6. Cod. Iust. II 18, 21 (v. Jahre 294) *Si cognati tui servos suos manumiserunt, hoc, quod eos administrasse res vestras contendis, eorum impedimentum libertati fieri non potuit. Quin autem ex actu praecedenti post manumissionem . . . conveniri (eos) non posse procul dubio sit.* Krüger nahm offenbar an der Vermischung der Konstruktionen, welche in der Fortsetzung des *quin* durch einen *acc. c. inf.* vorliegt, Anstoß, wenn er statt *quin autem* vorschlug *quin etiam*. Allein abgesehen davon, daß *autem* durch die Basilica bestätigt wird, liegt dieselbe Vermischung schon 200 Jahre früher vor bei Iavol. Dig. V 1, 35 *neminem puto dubitaturum, quin fideiussor accipi possit, iudicium vero . . . non posse* und in noch genauerer Übereinstimmung mit unserer Stelle bei Ποταμ.

Dig. XXVIII, 5, 69 (68) *nemo dubitat, quin . . . nullius momenti esse exheredationem.*

7. Ps.-Cypr. De mont. 3 p. 107, 14 *a deo . . ., qui antequam fiant praescius est futurorum.* So liest man glatt nach Hartels Text. Nach *fiant* bieten aber die beiden älteren Hss. MT *quae dum*, das allerdings sinnlos ist, aber als *quaedam* einen guten Sinn gibt: „bevor etwas geschieht, weiß Gott das Zukünftige voraus“. Die Vertauschung der Indefinitpronomina, im Spätlatein eine geläufige Erscheinung, ist dem vulgären Stil des Verfassers dieser Schrift wohl zuzutrauen.

8. CHIRON 550. Nach der Mitteilung eines Rezeptes mit bestimmten Bestandteilen folgt: *de quod si non habueris:* „wenn du dieses (eig. davon) nicht hast (so verwende andere, folgende Bestandteile)“. *De* hat der Herausgeber Oder getilgt; allein es kommt bei Chiron mit dem Akkusativ 28 mal vor und auch für die partitive Verwendung entsprechend dem französischen „de“ bietet der *Thesaurus* p. 80 genügend Belege.

9. CHIRON 545. Bricht sich das Tier die untere Kinnlade, *constrictionem facies, ne praebet labium inferius.* Den Finalsatz gibt Vegetius II, 33,2 so wieder: *ne depravel dentes et labra.* Ich lese darnach statt des mir wenigstens unverständlichen *praebet* bei Chiron *prae]bet* = *pravel*. Das Simplex scheint allerdings sonst nur als Glosse (II 438, 55 *σπραβλῶ*) vorzukommen, doch ist gegen die Bildung an sich nichts einzuwenden.

10. EPIST. pontif. 1056 (Conc. ed. Schwartz IV 2 p. 132) 151. Der Märtyrer Cyprian, *qui de iterando baptisate scripserat, . . . licet parvum quid senserit, numquam tamen se a totius ecclesiae communione suspendit.* Statt *parvum* ist offenbar *pravum* zu lesen.

11. SERM. Arrian. Frg. I 7 p. 611^B (Migne Lat. XIII): *deus clarioribus clarior, celsis celsior, potentium virtus praepotentior, deus in praecipuis, in summis summus, in singulis singularis.* Die offenkundige Konzinnität des Ausdruckes läßt es höchst unwahrscheinlich erscheinen, daß auf das *πρικωλον* *clarior, celsior, praepotentior* ein *δικωλον* *summus, singularis* folgen sollte; es ist sicher zu ergänzen *in praecipuis* (<*praecipuus*>).

12. Bei MUTIAN. Chrysost. hom. 31, 4, p. 435, Zeile 22 von unten (Migne Gr. LXIII) heißt es: *neesse est ergo, ut ligati, vultu deiecto, pertrahamur ad horrifica caminorum, ad flumen igneum, ad tenebras exteriores.* An sich wäre natürlich an dem Ausdrucke *horrifica caminorum* sprachlich kein Anstoß zu nehmen; aber die

Vergleichung mit dem griechischen Urtext p. 218 πρὸς τὰ τῶν καβίων στόματα zeigt, daß statt *horrifica* vielmehr zu lesen ist *orificia*.

13. VIRG. gramm. epist. 3 (p. 134, 34 H.) *sicut usque ad regis sententiam auctoritatemque nulla populus prope uti potest, . . . ita etiam universae orationis partes, nisi . . . verbum adjuerit, infirmantur et nullificantur*. Nach dem überlieferten Wortlaut hat man zu *nulla* aus dem Vorhergehenden zu ergänzen *auctoritate*, aber in einem anderen Sinn; dazu kommt, daß nur dieses Wort, nicht aber *sententia* zu *nulla* zu ziehen ist; endlich stört das einschränkende *prope*. Für den Stil dieses Sonderlings wird es vielleicht nicht zu kühn sein, aus epit. 4 (p. 21, 5) *populus . . . ex pope hoc est ex fortitudine vel manuum vel sensuum sic appellatur* das für unsere Stelle erforderliche Synonym für *auctoritas* zu entnehmen und für *prope* zu schreiben *pope*. (Nachträglich sehe ich, daß Stangl, *Virgiliana* p. 50 von dieser Stelle so spricht, als ob *pope* überliefert wäre, ohne daß er im kritischen Apparat darüber etwas sagte.)

München.

VINZENZ BULHART.

Zu lateinischen Schriftstellern.

I.

Der Raumersparnis halber stehen meine Vorschläge vielfach im Texte; sie rühren von mir her, wenn nicht ein anderer Urheber angegeben ist.

Bezüglich **Anthologia Latina** 494 a, 7 (880, 7) Riese (*in Sirenas*) zeigt der Anklang an Verg. Aen. VI 814 *otia rumpet residesque movebit Tullus in arma viros*, daß sinngemäß zu lesen ist: *Figebat vox una ratem: nec tendere certum | delectabat iter resides otiumque iuvabat* (statt des überlieferten *reditus odiumque i.*) | *nec dolor ullus erat*. Infolge Konsonantierung des *i* ist *otium* zweisilbig wie z. B. Lucret. II 991 *oriundi* dreisilbig.

Anthol. Lat. 494 b, 31 (881, 31) Riese (*Laudes Herculis*) wird die Furchtbarkeit und die Größe der von Juno gesandten Schlangen geschildert: *Armat colla furor; nec quamvis maxima tractu, | tarda ta in spiris* (statt *tardatam*) *sequitur pars cetera pectus* „wenn auch noch so lange sich hinziehend, der übrige

Teil der Schlangenleiber folgt, ohne an den Windungen ein Hindernis zu finden“. — Die Verse 48 ff. enthalten eine Apostrophe an die Alkmene: *Neve haec monstra tibi faciant, Alcmena, pavorem!* || *Sic* („dann“) *mater potes esse dei; iam tolle serenum* || *laeta animum tacitoque* (statt *tantoque*, „ruhig“; vgl. Ovid. Am. II 5, 17 *non oculi tacuere tui*) *libens haec* (monstra) *aspice vultu!* (Die gleiche Verderbnis *tantum* statt *tacitum* in einem Teil der Überlieferung Avien. Arat. 440).

Avienus. *Orbis Terrae* 1259 lies: *Includunt* (statt *illudunt* oder *illinunt*) *auro vestes . . . auro vestigia condunt*. Zu *includere* „umsäumen, einfassen“ vgl. Lucret. IV 1118 *zmaragdi auro includuntur*; Avien. Orb. T. 1262 *tellus inclusa est montibus*. — *Orbis Terrae* 1285 ist überliefert: *Hos super est tellus tendit Gedrosia glaebam* und zu verbessern *H. s. extendit tellus G. g.* (die Verstümmelung des *ex* zu *est* war die Ursache, daß *tellus* vor *tendit* gestellt wurde, vgl. übrigens z. B. Arat. 480 *et non* statt *non et*). Zum Ausdruck *Orb. Terr.* 1142 *montivagos tellus extendit Erembas*. — *Ora Maritima* 101 bedarf nur der Berichtigung eines Buchstabens und der Erkenntnis der lebhaften Frage: (96) *insulae sese exerunt Oestrymnides . . . multa vis hic gentis est, superbus animus, efficax sollertia*, (100) *negotiandi cura iugis omnibus: non usque* (statt *nolusque*) *cumbis turbidum late fretum . . . secant?* „befahren sie nicht jederzeit das Meer mit ihren Nachen?“

Aurelius Victor Caes. 39, 12 lies: *Narbone patria, imperium biennii fecere* (statt *fuere*); vgl. das häufige (z. B. Sen. Epist. 115, 15) *exitum facere* (= *experiri*); *quinquennia* Ov. Met. IV 292; Iul. Capitol. Maxim. et Balbin. 5, 5 *pueritiam*.

Auctor ad Herennium II 25, 39 lies einfach *vitiosum est cum vel in alium vel* (statt *et eum ipsum, qui dicit, id quod in adversarium dicit, potest convenire* (das erstere *in* steht ἀπὸ κοινῆς wie nach der besten Überlieferung II 9, 13 *in lege aut testamento aut stipulatione* e. q. s.) — Ebenso glatt ist die Ergänzung III 5, 8 *in deliberatione eorum, qui a Poeno circumsessi deliberant, quid agant, tutam rationem sequi* (*si qui*) *suadebit, his locis utetur* (*qui* hier einleuchtend wohl lautender als *quis*, wie z. B. Cic. in Pison. 12 *vereor, ne qui sit*; Ep. Fam. III 8, 3. Bezüglich des Infinitivs bei *suadere* vgl. die analoge Konstruktion Herenn. III 3, 5 *nimum progredi dissuadebimus*). — Paläographisch ganz ähnlich liegt der Fall *ibid.* IV 18, 25

quem in amicitia perfidiosum cognoveris, eum quare putes inimicitias cum fide <decide>re posse? Dieses Verb steht in der Bedeutung „erledigen“, „beenden“, z. B. Hor. Epist. I 7, 59 *post decisa negotia* u. Digest. XVIII 3, 4 *iam decisa quaestio est*; doch sagt auch Cic. Verr. V 121 *omnibus rebus actis atque decisis* und im gleichen Bilde Hor. Sat. I 10, 15 *magnas secat res*. — Von den bei Cicero fehlenden Intensiva *cursitare* und *quaeritare* steht ersteres Herenn. IV 3, 4, letzteres IV 6, 9; IV 15, 21; herzustellen ist im gleichen Buche IV 44, 57 auf Grund der Überlieferung *exceptare*: *Qui patriae pericula suo periculo exceptant* (statt *expectant* oder *expetant*), *sapientes putandi sunt*. Vgl. Sil. Ital. IX 368 *per pectora saevas exceptat mortes*; Cicero gebraucht in diesem Sinne *excipere*, vgl. insbesondere die an die obige Stelle anklingenden Worte Sest. 23 *adeunda pro patria pericula, vulnera excipienda*.

Cicero Epist. Fam. VI 14, 2 (Ligario) *non solum ex oratione Caesaris, sed etiam ex oculis et vultu . . . hanc <nactus> opinionem discessi, ut mihi tua salus dubia non esset* (ohne diese leichte Ergänzung läßt sich die Stelle nicht konstruieren; der Sinn ist klar: „aus Cäsars Worten gewann ich den Eindruck, daß“ usw.). — Ebenso einfach *ibid.* IX 20, 2 (Cicero bekennt sich Pätus gegenüber scherzhaft als Epikureer; die Feinheiten der Kochkunst seien ihm schon bekannt) *cum homine et edaci tibi res est et qui iam aliquid intellegat . . . nos iam ex artis <argutis> tantum habemus, ut Verrium tuum et Camillum — qua munditia homines! qua elegantia! — vocare („einladen“) saepius audeamus*. Die Vermutung wird bestätigt durch *Carm. Epigr. 2* (Büchel) *(coci,) quei soueis <rg>uties . . . gondecorant . . . convivia*. — *Ibid.* XVI 8, 2 *singulos eius (Euripidis) versus singula <sensu> eius testimonia puto*. In der prägnanten Bedeutung „feines Verständnis“ steht *sensus* so *De Orat. II* 184 *hoc . . . tantam habet vim, si est suaviter et cum sensu tractatum, ut saepe plus quam causa valeat*; *Culex* 10 *digna tuo poliantur carmina sensu* (zur Verbindung *sensus eius* vgl. *Cic. Att. XV* 1, 3 *perspexi . . . eius sensum*, wo s. „Denkweise“ heißt).

Cicero *Nat. Deor. I* 1 *quid est enim temeritate <de>formius* (statt *forcius*) *aut quid tam temerarium tamque indignum sapientis gravitate e. q. s.?* Cicero pflegt zwar *deformis* von körperlicher, nicht von sittlicher Häßlichkeit zu gebrauchen,

doch steht an der Grenzlinie De Re publ. I 51 *nec ulla deformior species est civitatis, quam illa, in qua opulentissimi optimi putantur*; zudem empfiehlt sich *(de)formius* durch paläographische Leichtigkeit, durch die Klausel und durch die ähnliche Wendung Tusc. IV 35 *quid autem est . . . foedius et deformius quam aegritudine quis afflictus* e. q. s.? — Nat. Deor. I 24 erwartet man *quod in nostro corpore, si minima ex parte sui vitietur* (statt *significetur*), *molestum sit, cur hoc idem non habeatur molestum in deo?* Bezüglich *parte sui* vgl. Fin. V 37 *cui proposita sit conservatio sui, necesse est huic partes quoque sui caras esse*; Paneg. V (VIII) 11, 5 *aegra corpora . . . resecata aliquo sui parte sanantur*; Sen. Controv. X 4, 14 *laedi in aliqua sui parte*; Quint. Inst. XI 3, 52 (Schömanns Behauptung, daß das überlieferte *significetur* sich nicht halten lasse, wird auch durch Plasbergs Anmerkung z. Stelle nicht widerlegt). — Nat. Deor. II 145 *omnis sensus hominum multo antecellit sensibus bestiarum; primum oculi . . . in corporum etiam motione atque gestu multa cernunt subtilius, colorum etiam et figurarum t(en)u(e)m venustatem atque ordinem et ut ita dicam decentiam oculi indicant*. Sinn: Das menschliche Auge sieht genauer als das tierische; nur jenes bemerkt die feine Schönheit von Gestalten; *subtilius* stützt *t(en)u(e)m*.

Cicero. Philipp. V 51 *ab eo* (dem jungen Oktavian, zu dessen Gunsten der Redner mit großer Wärme spricht) *non modo nihil, nihil* („nichts, gar nichts“) *timere, sed maiora et meliora expectare debetis* verteidige ich die Geminatio, für die auch die folgende Zweigliederung *maiora et meliora* spricht. Eine Art von Geminatio liegt außer II 37 *dolebam, dolebam* auch vor III 12 *iudicat verissimeque iudicat*, ferner nach meinem Dafürhalten XI 36 *animadverti, patres conscripti, exaudivi etiam, nimium a me Brutum, nimium [Cassium] ornari, Cassio vero sententia mea dominatum et principatum dari*; es ist nämlich anzunehmen, daß jemand, der die Geminatio verkannte, *Cassium*, von dem erst im folgenden die Rede ist, an das zweite *nimum* fügte, eine Annahme, die durch die sonstige Wortfülle des Satzes (*animadv. — exaudivi; dominatum et principatum*) gestützt wird. — Leichte Einfügungen erledigen die Stellen *ibid.* XII 23 *possum Cassiam vitare, (intrare) Flaminiam* (Endungen der gleichen Konjugation wie II 35 *liberavisti—dissipavisti*, II 89 *irent redirent*, XII 2, 4 *salutabunt—appellabunt*) und XI 9 *cutus*

mortem senatus populusque Romanus ulcis <ci> cupit <i>ur<e>, wo das betonte *iure* nachgestellt ist wie an der von mir (Philol. LXXVIII 414) verbesserten Stelle Sen. Dial. XI 11, 1 (*Ad Polyb. de Consol.*) *mentis humanae pravitas indignatur inde eximi <i>ur<e>*, quo admissa est precario. — Philipp. XIV 13 ändere ich nur wenig: *Etiam in eos, qui omnes suas curas in rei publicae salute defigunt, imp<i>e[t] v<t>s, crimen, invidia quaeretur?* Zu der Zusammenstellung *vis—invidia* vgl. im Folgenden cap. 6, 15 *cum invidia mea et cum vitae etiam periculo*; das Adverb *impie* steht bei Cic. öfter, z. B. Phil. II 99 (vgl. auch XII 26 *nunquam a me sacrilegas manus atque impias abstinebit.*

Tusc. I 29 lies: *Sed qui nondum ea, quae <multi> multis post annis tractare coepissent, physica didicissent, tantum sibi persuaserunt* e. q. s. Vgl. Phil. VI 14 *multi fuerunt multis in legionibus*; Off. II 64 *multa multis de suo iure cedens.*

Claudianus, *De IV. consulatu Honorii* 133 lies: *Gestit* (statt *haesit*) *Apollineo Delus Latonia partu* || *Cretaque se iactat tenero raptata Tonanti*. *Gestit* wird bestätigt durch das gleichgeordnete synonyme *se iactat* (Cic. Tusc. IV 20 *iactatio est voluptas gestiens et se efferens insolentius*) und durch Claudian. de Raptu Proserp. III 337 *Phlegraeis silva superbit exuviis*, das wie oben *partu* kausaler Ablativ ist, der bei *gestire* z. B. Cic. Off. I 102 steht.

Corippus *Iohann.* III 271 ist nach *a* ein Rufzeichen zu setzen: *Subtrahit a! miseris almae fortuna salutis* || *praesidium*; diese Interjektion steht oft bei *miser*, s. *Thes. L. L.* I 1442, 48. — Die Vertauschung der Buchstaben *e* und *i* ist wie überall so auch in den Hss. des Cor. gewöhnlich, so z. B. Ioh. I 154; III 302; VI 59; Laud. Iust. III 219; lies also Laud. Iust. III 32 *angelicas inter turmas* || *laetus a b e s* (statt *abis*) *positoque deum iam corpore cernis* (vgl. z. B. Stat. Theb. XII 319 *animam quaerit absentem*).

Florus. *Verg. or. an poëta in.*: *Cipienti mihi <leva men> in templo et saucium vigilia caput . . . recreanti obviam subito quidam fuere* e. q. s. Vgl. Amm. Marc. XVIII 2, 14 *levamen sumere laborum*.

Fronto p. 88, 22 Nab. *Plurimos natales dies . . . celebres, parentibus probatus, populo acceptus, amicis probatus* wird statt des ersten *probatus* zu schreiben sein *optatus* (Cic. Fam.

XIV 5, 2 *optatissima Tullia*, ad Qu. fratrem II 8, 2 *optatissime frater* u. a.); gegen die Änderung des zweiten *probatus* spricht z. B. Martial. IX 97, 9 *rumpitur invidia, quod sum iucundus amicis*, . . . *quod amamur quodque probamur* und die Wortfolge Fronto 215, 15 *dis accepta, sapientibus probata*¹⁾. — Liegt hier Verderbnis infolge Angleichung an ein folgendes Wort vor, so bei Fronto p. 207, 4 eine solche an ein vorausgehendes: *militaris disciplinae labem*²⁾ *coercuit, industria sua ad militandum exemplo proposita*, wofür *imitandum* zu lesen ist; vgl. Cic. Philipp. II 144 *factum expositum ad imitandum* und bezüglich des finalen Dativs *exemplo* die wörtliche Übereinstimmung bei Sueton De gramm. 2 *nostris exemplo fuit ad imitandum*. — Fronto 237, 22 erspart mein Vorschlag *Arion inde Corinthum proficiscitur: et homo et vestis et (cum) cithara vox incolumis* die bei den kurzen Wörtern besonders lästige Einfügung des vierten *et* vor *vox*; die Dreigliederung ist hier am Platz und bedarf keiner Begründung; bezüglich *cum* vgl. Curt. VIII 5, 8 *Patrem Liberum et cum Polluce Castorem*; III 13, 15; Dictys III 12 *Ascalaphus Epios et cum Merione Ajax*³⁾.

Granius Licinianus 17, 3 (Flemisch) wird dem Raum entsprechend der abgekürzte Genetiv *legionem voluntar(ium)* zu schreiben sein, vgl. die der Ergänzung bedürftigen Stellen bei Neue, Formenlehre³ I S. 166 ff., besonders S. 179 ff. — 19, 1 *Mari iussu* (statt *Marius*), vgl. den Genet. *Sallusti* 33, 8. — 21, 1 empfiehlt sich engster Anschluß an die Überlieferung (*senatus*) *abnuat dignitatem antiquam re[m]praesentantibus patribus*; zu *repraesentare* „wieder in Erscheinung treten lassen, wiederherstellen“ vgl. z. B. Cic. Phil. II 118 *corpus libenter obtulerim, si repraesentari morte mea libertas civitatis potest*; die gleiche Bedeutung des von diesem Verb abgeleiteten Substantivs tritt klar hervor Tertull. Adv. Marcion. IV 10 *cum redintegratione membrorum virium quoque repraesentationem pollicebatur*. — 21, 8 *cum Cinna consilia sociabat (Pompeius*

¹⁾ *Parentibus probatus* bekanntlich auch Corn. Nepos Them. 1, 2; die beabsichtigte Steigerung an dieser Stelle scheint mir eher für die auch von Studemund gebilligte Vermutung Cornelißsens *amicis pergratus* zu sprechen. E. Hauler.

²⁾ Hier schiebt der Palimpsest drei Wörter, wahrscheinlich *pro re Lucius* (oder *L. Verus*) ein. E. Hauler.

³⁾ Im Pal. steht vom Korrektor über *vox* die auch paläographisch sehr beachtenswerte Variante *in al(io): a c.* E. Hauler.

Strabo) et *Octavio* † *fecer* muß eine Form von *officere* verstümmelt sein, so daß man *ut Octavio officeret* vermuten darf. — 33, 9 wird das seltene *sciscere* in der Bedeutung „gutheißen, begutachten“ durch Ergänzung gewonnen: *Sallustium non ut historic(um sc)is(c)unt, sed ut oratorem legendum*. — 34, 9 lies: <pub>eribus occisis agros <capt>os reddiderunt; vgl. Liv. VIII 37, 10 *sententia fuit puberes verberatos necari*; Curt. VII 9, 22 *uri agros et interfici puberes iubet* nach dem Vorgang von Sall. Iug. 54, 6 *agros vastat . . . oppida capit; puberes interfici iubet*.

Lucanus. Nach dem Tode des Pompejus neigte ein Teil seiner Anhänger zur Aussöhnung mit Cäsar; einer von ihnen sagt in diesem Sinne Phars. IX 239 *quisquis Magno vivente secundus, † hic mihi primus erit; . . . dominum, quem clades cogit, habebo*. Statt *hic* schreibe ich umso sicherer *sic*, als die gleiche Verderbnis im gleichen Buche V. 528 in den meisten Hss. begegnet; zu *sic* „unter solchen Umständen, bei solcher Sachlage“ vgl. VII 29 *o felix, si te vel sic tua Roma videret*; Sen. Agam. 233 *non est poena sic nato mori*.

Manilius Astron. I 214 lies statt *tellus glomerata manet mundumque † figurant: t. g. m. mundi inque figuram* „so daß sie aussieht wie“; ähnlich Tac. Hist. V 23, 16 *in faciem stagni* (zur Verderbnis *figurant* statt *figuram* vgl. Manil. V 126 *fidunt* statt *fidum*). — Ganz einfach *ibid.* I 790 *victor negati* (statt *necati*) *Livius Hasdrubalis*; Hasdrubal war dem Bruder versagt, weil die Vereinigung beider nicht gelang. — Ebenfalls nur ein einziger Buchstabe ist verschrieben III 112 *fundentem verba patronum . . . rostrisque loquendis* (statt *loquentis*) *impositum et populo nudantem condita iura; rostris loquendis impositus* ist nämlich jemand, der über das, was von der Rednerbühne aus gesprochen werden darf, zu befinden hat, also ein Leiter von Versammlungen; das von *loquendis* abhängige *rostris* ist also Ablativ auf die Frage *unde* wie Tac. Hist. I 55, 16 *suggestu locutus* und Amm. Marc. XVI 10, 13 *adlocutus nobilitatem populumque tribunali* (wo der Rhythmus in Ordnung ist, weil *que* als zweisilbig betrachtet werden kann); *loquenda* (*loqui* im späteren Latein oft transitiv) wie Horat. Epist. I 7, 72 *dicenda tacenda*; Sen. Epist. 83, 12 *tacenda*; Liv. XXXIX 10, 5 *silenda*; bezüglich der Verderbnis vgl. Manil. IV 918 *videndis* statt *videntis*.

Martianus Capella. Einfügung zweier Buchstaben dürfte I 29 *fiunt volucres, qui currum Delium subvehebant, anhelis flammis luci(d)tis alipedes* (das Adjekt. *lucidus* z. B. II 154), die eines Buchstabens I 94 *mortales, quos vitae insignis elatio et maximum culmen meritorum ingen(t)ium . . . extulerit, in deorum numerum cooptentur* erledigen. — II 120 (Polymnia zur Philologia) lies: *tandem laboris fructus . . . carpis numine verenda* (statt *cruenta*) *dudum* (*verendus* z. B. IX 913 u. 914).

(Schluß folgt.)

München.

FRITZ WALTER.

De carmine ad Flavium Felicem misso, quod inscribitur De resurrectione mortuorum.

I.

Carmen, quod inscribitur *Ad Flavium Felicem De resurrectione mortuorum*, Tertulliano¹⁾ vel Cypriano in catalogis et codicibus bonis vetustisque²⁾, Verecundo testimonio Isidori Hispanensis *De vir. ill. 7*³⁾, Aldhelmo⁴⁾ in fragmento manuscripti

¹⁾ Non solum a Fabricio in editione Basileensi (1562?), sed etiam in Laurishamensis bibliothecae catalogo adscribitur, quem Ang. Mai, *Spicil. Rom.* V 188 et Aug. Willmanns, *Mus. Rhen.* XXXIII (1868), 392 ediderunt; cf. ea quoque, quae de Tertulliano scriptore adfert Schanz, *Gesch. d. Röm. Lit.*, IV/2, p. 396.

²⁾ Inscriptio: *Incipit Caecilii Cypriani Ad Flavium Felicem De Resurrectione Mortuorum* exstat in codice T, in D autem legitur *Ad Felicem, De Resurrectione Mortuorum*, inscriptionem omisit W; cf. hac de re, quae Hartel scripsit CSEL III/3, p. 308 in apparatu critico et p. XIX, XXII, LXVII sqq. praefationis. De Cypriano scriptore Bähr quoque egit, *Gesch. d. Röm. Lit.* IV 23 et 25, qui nomen Tertulliani ad augendam carminis auctoritatem usurpatum esse putat. Probabilius autem est carmen scriptis Cypriani iam dudum mortui insertum esse a librario non erudito.

³⁾ Nonnulli viri docti (Dupin, *Bibl. Nov. auct. eccless.* I 141, Lumper, *Histor. Theol. Crit.* VI 636, Bardenhewer, *Patrologie*, Freiburg 1894, p. 552, H. Waitz, *Das pseudotertullianische Gedicht Adversus Marcionem*, 1901, p. 107) carmen *De resurrectione et iudicio* ab Isidoro hoc loco adscriptum idem esse putaverunt, quod Flavio Felici dedicatum. Quibuscum minime consentiunt Teuffel-Kroll-Skutsch, *Gesch. d. röm. Lit.* III (1913), 494, 5.

⁴⁾ Cf. de hac re Ehwaldium, *Mon. Germ. Hist.* XVI, p. XVI et 9: *Carmen ipsum ante Aldhelmu[m] esse scriptum aetas codicis Sang. D eius probat.* Nam codex Sangermanensis D aetate praestat.

cuiusdam adsignatur. Tamen omnes eos scriptores hoc carmen non composuisse videri sequentibus ex causis viri docti censuerunt: primum neminem eorum carmen rusticum condidisse, quale poetam huius carminis scripsisse ex primis versibus ab Hartelio emendatis elucet, deinde leges metricas a poeta adhibitas plane discrepare ab illis, quibus poetae Cypriani et Tertulliani temporibus usi sint, neque cum arte metrica Verecundi et Aldhelmi consentire, postremo carmen honoris causa missum esse ad Flavium Felicem, probabiliter poetam epigrammatum, qui aetate Thrasamundi, Vandalorum regis, floruerit. Hac autem disputatione illos scriptores nullo modo hoc carmen pangere potuisse pluribus argumentis fulcire volumus, qua in re nos accurata interpretatione legum metricarum et grammaticarum adiuvari posse speramus.

Iam de Tertulliano agere incipiemus. Primum erit demonstrandum ea, quae insolita in re metrica hoc in carmine adhibita sint, Tertulliani vel Cypriani aetate nondum occurrisse. Qua in re nobis conspectum poetarum, apud quos eadem rei metricae proprietates exstant atque in carmine ad Flavium Felicem misso, adferre liceat. Quod ad versuum numerum Leoninorum pertinet eorumque, qui in eandem litteram finiunt, in iis poetarum carminibus, quae ante annum 1891 edita sunt, Manitium⁵⁾ secuti sumus, cetera autem ipsi inspeximus, qua in re recentioribus editionibus usi sumus. Priusquam autem de his agimus poetis, pauca de illis quoque adferre non supervacaneum nobis videtur, qui temporibus Tertulliani vel Cypriani vel circa hanc aetatem florebant. Tertullianus ab anno fere 150 usque ad annum fere 223 vixit, cum Cyprianus fidem Christianam susceperit anno 246 mortemque obierit 258. Circa hos annos vivebant Q. Serenus Sammonicus (230), M. Aurelius Olympius Nemesianus (280), Reposianus (ca. 300), qui leges metricas in carminibus componendis servaverunt neque quidquam commune habent cum scriptore carminis *De resurrectione mortuorum*. Postremo commemorandus est Cato, poeta quidam saeculo post Christum natum tertio⁶⁾ florens, qui magnam collectionem distichorum composuit. Ex rebus a Skutschio de hoc poeta

⁵⁾ Gesch. d. christl. lat. Lit. bis zur Mitte d. achten Jhdts.. Stuttgart 1891.

⁶⁾ Schanz eum Sammonici Sereni filium esse censet, qui Alexandri Severi (222—235) temporibus floruit; cf. Schanz, l. c. V/3, p. 21.

Poetae nomen *)	Anni	Ἀκμὴ	Versuum numerus	Leoninorum num.	Ἰσομετρίων aliorum numerus	Ἰσομετρίων ad centenos relatorum n.	Ἰσομετρίων multiplicia ("Tiradenreim")
Lactantius	313 mortuus	290	170	10	—	6 ¹ / ₆	—
Iuvenius	ca. a. 330 composuit Iliam Graegal.	330	3190	238	184	16·6	108
Hilarius Pictaviensis	366 mortuus	346	114	6	10	19	6
Proba	filius eius consuli 379	350	694	46	44	16·1	22
Damasus	366—384 papa	366	280	21	22	20	13
Prudentius	348—404	378	5147	681	497	27·1	220
Paulinus Nolanus	natus ca. 353	383	6739	778	705	29·2	382
Sedulius	natus circa 360	390	1800	417	250	42·6	100
Cyprianus Gallus	ca. 400 vixit	400	1498**)	191	144	22·4	—
Claudius Marius Victor	mortuus post a. 425	400	2020	227	176	24	83
S. Paulinus	ca. 400 vixit	400	110	16	6	20	3
Orientius	ca. 439 vixit	439	518	83	42	35	59
Paulinus Pellaeus	376—459	450	616	64	28	21·1	38
Alcimus Avitus	episcopus ca. a. 470	460	3218	384	257	24·1	136
Paulinus Petric.	composuit circa. ca. a. 470	470	3727	937	446	37·1	—
Dracontius	484—496	484	5751	468	494	22	308
Germanus M. Flavium Felicum De res. mort.	ca. 496—523	500	406	147	172	94	62
Verecundus	mortuus 552	530	212	28	16	24	12
Venantius	536 natus	560	6292	1157	480	29	188
Aldhelmus	ca. a. 650	650	4160	668	321	30·2	269

*) Hic conspectus solum Christianos complectitur poetas. **) Genesis sola.

allatis patet hunc scriptorem, quamquam non accurate leges metricas secutus est, tamen hac in re multum differre a scriptore carminis *De resurrectione mortuorum*. In quo non solum vocalis verbum finiens, sed etiam in medio verbo exstans corripitur vel producitur⁷⁾, cum apud Catonem syllaba producta non occurrat neque correpta nisi in fine verbi. Hoc loco mentio quoque facienda est carminis Lactantii *De ave Phoenice*. In 170 versibus apud eum decies exstat versus Leoninus vel versus, qui eadem syllaba finitur atque praecedens⁸⁾. In prosodia nihil occurrit insoliti. Cum hoc carmen — si id cum Schanzio, Brandtio, Rieseio adscribimus Lactantio — circa annos 267—313⁹⁾ conscriptum sit, a Lactantio conspectum poetarum incipiemus et videbimus post hos annos proprietates supra commemoratas magis magisque occurrisse in carminibus atque plurimas exstare in carmine *De resurrectione mortuorum*.

Quod postea de Cypriani sermone quoque dicendum erit, nunc de Tertulliani dici potest: minime facile esse probare exemplis ad persuadendum aptis eum hac in re discrepare a scriptore carminis *De resurrectione mortuorum*. Etsi enim aliquae verborum vel syntaxis constructiones, quae in carmine occurrunt, apud Tertullianum inveniri nullo loco possint, tamen nemo negabit, id, quod poetae licet, non licere scriptori, qui oratione utitur soluta. Tamen alio modo comparare possumus scripta horum duorum scriptorum: nam exstat liber Tertulliani, in quo de eadem fere re atque in carmine ad Flavium Felicem misseo agitur *De resurrectione carnis*. Adferemus igitur locos, qui praebent similitudinem aliquam sive in re sive in verbis:

De resurr. carn. (ed. Kroymann)
p. 33, v. 3, cap. VI: Limus in
manus dei, quaecumque sunt, per-
venit, satis beatus etsi solum
modo contactus.

p. 33, v. 19, cap. VI: Ita limus
ille iam tunc imaginem induens
Christi futuri in carne non tantum
dei opus erat, sed pignus.

De resurr. mort.
v. 16: Quis hominem laeto potuisset
fingere limo?

v. 65: Et praedulce sui signavit
pignus amoris.

⁷⁾ Baehrens, *Poet. Lat. Min.*, III, 205. De re metrica egit F. Skutsch, *R.-E.*, V 365.

⁸⁾ cf. tabulam praecedentem.

⁹⁾ cf. Schanz, *l. c.*, VIII/3, p. 447.

p. 35, v. 27, cap. VII.: Collocavit autem an potius inserit et immiscuit carni (animam)? Tanta quidem concretionem ut incertum haberi possit, utrumne animae caro an anima appareat carni. Sed et magis animam invehi atque dominari credendum est, ut magis deo proximam.

p. 36, v. 14, cap. VII.: . . . atque adeo totum vivere animae carnis est, ut non vivere animae nihil aliud sit, quam a carne divertere.

p. 37, v. 23, cap. IX.: Igitur ut retexam, quam deus manibus suis ad imaginem dei struxit, quam de suo adflatu ad similitudinem suae vivacitatis animavit . . .

p. 37, v. 25, cap. IX.: quam incolatui, fructui, dominatui totius suae operationis praeposuit.

Caput autem undecimum totum fere conferendum est cum nonnullis versibus huius carminis. Hoc enim loco Tertullianus exponere conatus est deum, qui tanta miracula perficere potuit, multa facilius iam olim creata, etsi nunc mortua sunt, ad vitam posse revocare. In fine capituli haec scripsit:

p. 40, v. 20: Et utique idoneus est reficere, qui fecit, quanto plus est fecisse quam refecisse, initium dedisse quam reddidisse, ita restitutionem faciliorem credas institutione.

In capite autem duodecimo locutio tam similis exstat, ut a Tertulliano recepta videatur:

p. 40, 23: Aspice nunc ad ipsa quoque exempla divinae potestatis. Dies moritur in noctem et tenebris usquequaque sepelitur.

In eodem et sequente capite scriptor multa enumerat exempla resurrectionis, quorum tota natura praebet innumerabilia, inter quae mentionem quoque facit avis Phoenicis:

p. 42, v. 5, cap. XIII.: illu n dico alitem orientis peculiarem . . . iterum Phoenix ubi nemo iam, iterum

v. 88: Et cunctas animas, quae corpora tarde gubernant, Et ratione movent hominem vagante per artus.

v. 90: Ut primum posito membrorum pondere cedunt Terrenisque leves resolutae nexibus ibunt.

v. 57: Hanc manibus caram dilexit fingere formam Decoramque suam voluit inesse figuram Spiritu vivificam adflavit vultibus auram.

v. 67: sub ditione dedit terras animamque viventem.

v. 107: Si potuit Omnia de nihilo potente voce parare, Cur non ex aliquo possit compingere notam, Quae fuerat quondam quae vixerat ante figura?¹⁰⁾

v. 128: Occidit inque diem nox rebus luce relectis . . . resurgit.

v. 133: Sic cremata suo vivit de funere foenix.

¹⁰⁾ Similiter scribit poeta in versibus 102—120.

ipse qui non iam, alius idem . . .
florebis velut Phoenix, id est de
morte, de funere.

Quod pertinet ad alia resurrectionis exempla, satis differunt ab illis in carmine prolatis, atque si quid exstat simile, ex adfinitate rei ipsius hanc similitudinem ortam esse censebimus. Haec quoque non diversa, sed aliis verbis expressa sunt plerumque:

p. 39, v. 22 et 27, cap. XI, cf. De resurr. mort. v. 102; p. 54, v. 27, cap. XXII, cf. v. 280 et 297; p. 55, v. 3, cap. XXII, cf. v. 356; p. 64, v. 24, cap. XXXVII, cf. v. 370; p. 70, v. 20, cap. XXXII, cf. v. 115; p. 76, v. 1, cap. XXXV, cf. v. 377.

Versibus autem 156 et sequentibus ea continentur, quae Tertullianus in hoc libro demonstrare atque testari conatus est: hominem illo eodem corpore esse resurrecturum, quo mortem obiit:

Haerent membra comis, nectuntur ossa medullis
Consertique regunt spirantia corpora nervi
Et simul infusae moventur sanguine venae
Dimissaeque cavis animae redduntur apertis
Organa quaeque sua repetunt surgentia cuncta.

Ex locis allatis satis clare apparet in rebus, non in dicendi modo similitudinem exstare, si librum Tertulliani *De resurrectione carnis* cum carmine *De resurrectione mortuorum* comparamus. Nam quasi primo adspectu elucet hos duos scriptores de iisdem rebus alio modo aliisque verbis egisse. Nam si Tertullianus hoc carmen conscripsisset, sine dubio eo nolente plures verborum vocabulorumque constructiones similes et in hoc libro et in carmine recurrissent. Tales autem locos non invenimus nisi unum, quem supra commemoravimus. Quare quamquam scriptorem carminis hunc Tertulliani libellum nosse dicemus, tamen ab eo in scribendo non adhibitum neque quidquam maioris momenti ex eo ad verbum descriptum vel haustum putamus.

Denique pauca de sermone Tertulliani addere nobis liceat. Eae autem constructiones, quae ab eo et a scriptore carminis usurpatae satis insolitae in libris scriptorum optimorum sunt, alio enumerabimus loco. Non sunt multae; in summa haec fortasse dici potest: constructiones inusitatas apud carminis scriptorem omnes fere iam apud Tertullianum exstare; multae autem novae apud eundem hoc in carmine inveniri non possunt.

Sine dubio non iisdem condicionibus comparantur tanta Tertuliani scripta cum 406 versibus carminis. Accedit alia quoque res: ex omnibus enim verbis vel constructionibus vel vocabulis, quae ecclesiastici scriptores finxerunt atque formaverunt, ex novisque vocibus, quibus opus erat in rebus novis exprimendis, quae creberrima sunt et non solum apud Tertullianum, sed etiam apud alios scriptores, quibus nominibus hoc carmen fertur, reperiuntur, nihil in carmine *De resurrectione mortuorum* exstat. Nulla verba substantiva in *-mentum*, *-men*, *-monia*, *-ium*, *-eum* exeuntia, alia, quae apud Roenschium (Ital. u. Vulg. p. 22 sq.) collecta sunt. Verba quoque Graeca constructionesque non saepe inveniuntur neque quidquam ex Hebraica lingua sumptum nisi unum vocabulum v. 301: *gehenna*. Neque postremo eum versum, qui ad trinitatem spectat, ab iis, quae Tertullianus hac de re agit, multum discrepare videmus:

v. 50: Pater, filius, spiritus, qui
sunt semper in unum.

Tert. adv. Prax. 9: Hanc me
regulam professum, qua inseparatos
ab alterutro patrem et filium
et spiritum testor . . .

Quibus rebus allatis ad alterum praeclarum scriptorem ecclesiasticum procedamus: ad Cyprianum. Cuius sermo in scribendo erat elegans, effusus, proprius, nonnumquam redundans, quod imprimis cognoscitur in libello *Ad Demetrianum* scripto. Peritissimus utique erat, quae diligenter accurateque studebat, in oratione elocutioneque excolendis in suam convertere rem. Omnia figurarum genera ab eo adhibita sunt neque similitudines neque pleonasmus desunt. Multas quoque licentias in sermone rebusque grammaticis aetatis eius ab eo usurpatas esse non mirabimur. In temporibus ponendis non accurate leges grammaticas secutus est, simili modo, quo carminis scriptor. Novis verbis vel quibus inusitatae suberant sententiae saepe usus est, cum apud poetam carminis talia non inveniamus. Ex quo effici potest poetam non fuisse instructissimum rebus, ut ita dicam, theologicis. Nam eius temporibus hic quasi Christianus sermo iam dudum perfectus atque tritus erat. Tamen talia in carmine non occurrunt exceptis paucis verbis: *dominus*, *Christus*¹¹⁾, *propheta*, *gehenna*, *angelus*. Saepissime invenimus et

¹¹⁾ Non satis certa est haec lectio, nam recepta est ex editione Fabriciana in v. 367.

in carmine et apud Cyprianum participia adiectivi loco adhibita¹²⁾. Synonyma apud eum sunt creberrima compluresque voces pro eadem re positae, qua verborum copia plane eget carminis scriptor. Quotiens autem eadem verba et nonnumquam eosdem versus repetat, in altera parte dicemus exempla adferemus. Graeca vel Hebraica verba rara sunt et in Cypriani scriptis et in carmine¹³⁾. Omnia autem, quae hoc in carmine occurrunt, apud illum inveniuntur. Accedit, quod nonnulli versus carminis huius ex scriptis poetarum hausti sunt, qui post Cyprianum vixerunt: Iuveni, Claudii Marii Victoris, Dracontii. De arte metrica Cypriani nihil dici potest; nam omnia carmina, quae nomine eius feruntur, suppositicia sunt¹⁴⁾. Tamen aliquam efficere possumus comparisonem, si hos locos in Cypriani scriptis inspiciamus, quibus de iisdem rebus atque in carmine *Ad Flavium Felicem misso* agitur: De paradiso, De gehenna, De iudicio extremo, De resurrectione. In omnibus fere libris Cyprianus aliquid protulit de praemiis vel poenis caelestibus, nusquam tamen descriptionem harum rerum praebet fusiolem, sed plurima ex Sancta scriptura adferre solet. Praecipue commemorandus est libellus *Ad Demetrianum* missus, cap. 19, v. 20: *donec aevi temporalis fine completo ad aeternae vel mortis vel immortalitatis hospitia dividamur*. Qualia fuerint haec hospitia mortis vel immortalitatis non describitur. Deinde haec in cap. 20, v. 15: *vinea licet fallat et olea decipiat et herbis siccitate morientibus aestuans campus arescat, quid hoc ad Christianos, quid ad dei servos, quos paradisos invitat, quos gratia omnis et copia regni caelestis exspectat?* Qua in descriptione praemiorum a deo decretorum dissimilitudo satis clare apparet inter Cypriani librum et carmen *De resurrectione mortuorum*. Nam explicatio ab omni mortali concreione segregata est, cum, quae in carmine invenimus, satis sint corporea; cf. v. 233: *Mella viridatis confragant pingua ramis Lac etiam plenis manat potabile rivis*¹⁵⁾; cf. quoque cap. 22 Cypriani: *Et quanta sunt, quae istic pro nobis interim fiunt. In exemplum aliquid datur, ut dei vindicis ira noscatur. Ceterum retro est iudicii dies, quem Scriptura Sancta denuntiat*

¹²⁾ cf. Watson, *The style and language of St. Cyprian*, Stud. Bibl. et Eccles., IV.

¹³⁾ cf. quae p. 88 de Tertulliano dicta sunt.

¹⁴⁾ cf. Hartel, l. c. praef.

¹⁵⁾ cf. similia iam apud Ov. Met. I 110: *Flumina iam lactis, iam flumina nectaris ibant* sqs.

dicens: Es. 13, 6, 9. Omnibus fere locis eodem modo aliquid ex Scriptura Sancta adfert, cum de resurrectione, de paradiso, de aliis similibus rebus agit. Si aliquae exstant communes res, ortae sunt ex similitudine argumenti, cf. Ad Demetr. 23: *Respicite itaque, dum tempus est, ad veram et aeternam salutem et, quia iam mundi finis in proximo est, ad deum mentes vestras, dei timore convertite.* Versu 380 sqs. eadem continentur, sed aliis verbis exprimuntur. Idem dici potest hoc de loco in capite 23 paulo post insequente: *Deum vel sero quaerite, qui iam pridem per prophetam deus praemonens hortatur et dicit* Deinde conferendus est:

v. 335: Adque Deum nunc nosse
volent, quem nosse nolebant

cum cap. 24 (fin.): Quae tunc erit
fidei gloria, quae poena perfidiae,
cum iudicii dies venerit quae laetitia
credentium, quae maestitia
perfidorum, noluisse istic prius
credere, et ut credant iam redire
non posse;

cf. quoque v. 384: Quod primum
superest, carae vigilate saluti

cum cap. 25: Securitati igitur
et vitae dum licet providete . . .
hic saluti aeternae providetur.

Quae omnia re, non verbis sunt similia, ideoque non ab eodem scriptore composita videntur esse. In libro autem *De opera et eleemosynis* nihil exstat mentione dignum, nisi comparandus cum carminis:

v. 86: Praeteritique memor et
praescius ante futuri.

cap. 23, v. 5: Praecepta ille nobis
dedit, quid facere servos oporteret
instruxit, operantibus praemium
pollicitus et supplicium sterilibus
comminatus, sententiam suam pro-
tulit, quid iudicaturus sit, ante
praedixit.

Eodem pleonasmo, ut ita dicam, usi sunt alii scriptores. Postremo nobis cap. 26. adferre liceat, cum ex eo sermoni Cypriani propria emanent atque eluceant: *Quae illa erit, fratres carissimi, operantium gloria, quam grandis et summa laetitia* (respiciendae sunt notiones universales), *cum populum suum Dominus coeperit recensere et meritis atque operibus nostris praemia promissa contribuens, pro terrenis caelestia, pro temporalibus sempiterna, pro modicis magna praestare obferre nos patri, cui nos sua sanctificatione restituit, aeternitatem nobis immortalitatemque largiri, ad quam nos sanguinis sui vivificationi reparavit reduces ad paradysum, denuo facere, regna caelorum fide et veritate suae pollicitationis aperire.*

Sequitur longa synonymorum series: *praeclara et divina res salutaris operatio, solacium grande credentium, securitatis nostrae salubre praesidium, munimentum spei, tutela fidei, medella peccati, res posita in potestate facientis, res grandis et facilis, sine periculo persecuti-onis corona pacis, verum dei munus et maximum.* In tot verbis idem non recurrit nisi *res* et *grandis*, scriptor autem carminis synonyma aliqua vix profert exceptis epithetis, quae Deo tribuit (v. 45—50). In libro quoque *De zelo et livore* exstat rei similitudo quaedam:

cap. 18: Habes autem multa, quae cogites: paradisum cogita, quo Cain non redit, qui zelo fratrem peremit; cogita caeleste regnum, ad quod non nisi concordēs adque unanimes Dominus admittit.

v. 246: Irae insidiaeque absunt et dira cupido.

Alia differentia hac in re posita esse videtur, quod Cyprianus semper de causa aliqua certa vel controversa agit, omnes rationes pro re et contra eam diligenter excogitat altercationesque praesipit et refellit, postremo argumentatione arte satis praedita id adsequitur, quod sibi proposuit. Nam ei, ut rhetori persuadere lectoribus in animo erat. Non utitur inani lenocinio verborum neque longis digressionibus, sed proposito sibi ordine absolvit causam, de qua agitur. Opponamus, quae de carminis compositione notabilia sunt.

In initio refert scriptor de libello quodam a se conscripto, deinde de hoc, quem nunc incipit. Sequitur statim descriptio creationis mundi (v. 1—37). Versus autem 38, 39, 40 sibi contradicere videntur: *Nunc age securam vivamque attingite nympham | Et celeres vitae facilem haurite liquorem, | Si quis velit poenam aeternae evadere flammae.* Succedunt in versibus 45—50 epitheta Deo imposita, deinde iterum pauca de rerum primordiis (cf. v. 7—37!) deque hominis formatione. In versu autem 60 agere incipit poeta de peccato originali. Desinit tamen quattuor versibus scriptis atque denuo describit munera potestatesque homini a deo data. Nimirum hac in re recurrunt eadem verba; conferamus v. 51—53 atque v. 67—69:

51 sqs.: Qui sibi complacitum hominem formavit in aevum — Pastorem pecudum dominum dedit esse ferarum — Iusque dedit volucrum pontumque solum dominandum.

67 sqs.: Sub dicione dedit terras animamque viventem — Pinnatumque genus pecudes genus omne ferarum — Et genus aequoreum, animalia cuncta natantum.

V. 70—82 de peccato originali denuo agit; v. 83—101 de prima resurrectione¹⁶⁾, v. 102—125 de Dei omnipotentia, 126—192 De mortuorum resurrectione scribit. Sequitur descriptio paradisi 193—268 et gehennae 269—355; iterum de prima resurrectione et de resurrectione Christi quaedam adferuntur in v. 361—371, de Dei omnipotentia agitur iterum in v. 371—377; v. 377—405 adhortationem continent ad meliorem vitam.

Iam ad tertium in tractando accedamus scriptorem, ad quem, cum sit poeta, argumenta praecipue ex arte metrica haurienda sunt: Verecundum dico. Qui episcopus fuit Byzacenus anno 534 posteaque accusatus ab imperatore Iustiniano, fuga salutem petivit atque in exilio mortuus est anno 552. Quibus rebus adversis fessus, fortasse hoc *lamentabile* carmen panxit, quod inscribitur *De satisfactione poenitentiae*. Quod ad illud pertinet carmen *De exhortatione poenitendi*, recte ab eo non conscriptum dicunt Teuffel-Kroll-Skutsch (§ 494, 5), qua de re postea fusius disseremus primumque de re metrica Verecundi carminis, quod *De satisfactione poenitentiae* inscribitur, agemus, quod maximi momenti esse constat.

Syllabae correptae vel productae sunt:

I) v. 2: 1. th.: *fléndō cruéntare ét*, 3. pede 1.: *ét iūgítér*, v. 5: 4. p. 1.: *désiderábile*, v. 6: 1. p. th. producitur: *pálpebrisque*, v. 10: 2. p. 2.: *áternisque tábens*, v. 13: 5. p. *möeróre*. II) v. 29: 6. p.: *póples*, v. 33: 2. p.: *immodicóque nísú*, v. 35: 3. p. 1.: *áspicíds públicáni*, v. 38: 4. p.: *óbsecrántia linguis*, v. 41: 5. p. 2.: *confécta möeróris*, v. 42: 1. p.: *qude proclíve*, v. 67: 5. p. 2.: *abolére möeróres*, v. 68: 2. p. 1.: *éxcipiát terróris*, v. 73: 2. p. *próspicís in maló*, v. 75: 4. p.: *dominé propítius*, v. 81: 4. p.: *conflágent*, v. 95: 3 p. 1.: *dié tribulór*, v. 98: *déstitúátque infaústum virtútis déxtera sácræ*. In hoc versu *infaústum virtutis* syllabae insequentes positione longae corripuntur. v. 99: 2.: *ctó*, 4.: *infirmítátibus*, v. 102: 5. *humiliáto möerórem*, v. 114: 5. *specubus áptent*, v. 129: 5. *imber flámmens illum*, v. 135: *Aút mihi iám nató cur non primus adéptus*, est versus catalecticus, duae in eo syllabae longae correptae. V. 142: 3. *domínus in sánctis*, v. 149: 2. p.: *et égestás*, v. 150: 3. p.: *tórméntum möeror ét*, v. 172, 3. p.: *flágránti*, v. 175: 2. p. 1: *Dúra resólutis*.

¹⁶⁾ Rivinius hac in re Tertulliani scripta conferenda censet De anim. cap. ultimum 55, Apolog. 47, 601, De anim. 7.

Quibus allatis apud Verecundum syllabam brevem esse productam ter et decies, longam autem syllabam esse correptam ter et vicies colligo. Accedunt eae syllabae, in quibus muta littera cum liquida insequente vocalis producitur. Quarum syllabarum hoc in carmine sunt septem. Si hunc numerum comparamus cum eo, quem ex mendis carminis *De resurrectione mortuorum* metricis consequimur, videmus hoc in carmine (i. e. *De r. m.*) in quarto quoque versu occurrere aliquid insoliti, in illo autem in quinto quoque versu et si syllabas, quae producuntur ante mutam cum liquida omittimus — neque in exemplis ex carmine *De resurrectione* talia exstant —, in sexto fere versu. Qua ex re elucet, carmen Verecundi non adeo mendis prosodiacis tempore concessis impletum esse, quam illud, quod Cypriano adscribitur. Tamen negari non potest, Verecundum quoque in versibus componendis licentia aetatis suae satis usum esse. Ut efficacius demonstramus differentiam in prosodiacis rebus brevi in conspectu omnia talia exempla apud Verecundum et apud scriptorem carminis, de quo agimus, occurrentia componere nobis liceat:

Carm. d. resurr. mort.	Verecundus
Producitur brevis syllaba:	
in arsi 1. pedis: 6	0
2. " 7	3 (v. 73, 149, 175)
3. " 25	1 (v. 142)
4. " 9	1 (v. 75)
5. " 0	1 (v. 114)
in thesi 1. pedis: 2	2 (v. 6, 42)
2. " 0	1 (v. 99)
3. " 5	1 (v. 172)
4. " 15	2 (v. 38, 81)
5. " 0	0
Corripitur longa syllaba:	
in thesi 1. pedis: 9	1 (v. 2)
2. " 1	4 (v. 10, 33, 68 bis)
3. " 5	9 (v. 2, 35, 95, 98, 135, 135, 150, 152)
4. " 4	2 (v. 5, 99)
5. " 4	7 (v. 13, 41, 67, 102, 129).

Synaloephae exempla graviora:

V. 2, 3. pes A.; v. 3: *epulum optanti* 2. p. A.; v. 17: *anima in* 2. p. A.; *te evolvere* 4. p. th.; v. 35: *caelum aspicias* 2. p. A.; *publicani exempla* 4. p. th.; v. 43: *relevare oculos* 3. p. 1. th.; v. 51: *unda oculis* 2. p. 1. th.; v. 55: *cum arbiter* 1. p. A.; v. 66: *inde ego* 1. p. th.; v. 70: *malum in* 2. p. A.; v. 72: *nostra in* 2. p. A.; v. 78, 2. p. th.; v. 79: *Dei misero aetherium* 2. p. A.; v. 98: 2. p. th.; v. 99: *mentem infirmitatibus* 4. p. A.; v. 112: *bellantum*

insidias 2. p. A.; v. 116: *inopem adiutoribus* 4. p. A.; v. 124: *materna effusum* 2. p. A.; v. 136: 3. p. th.; v. 143: *contra omnes* 4. p. A.; v. 149: 4. p. th.; v. 151: 2. p. l. th.; v. 174: 2. p. A.; v. 181: *sed quamvis valida et* 3. p. A.; v. 185: 2. p. th.; v. 199: 4. p. th.; 200: 4. p. A.; v. 201: *diverso* ex 4. p. A.; v. 202: *cunctum opus* 1. p. th.; v. 205: 3. p. l. th.

Itaque omnino synaloepha apud Verecundum occurrit tricies quater; si conferimus haec duo carmina:

post 1 arsin	5	post 1 arsin	7	in Carm. De r. m.
2	5	2	1	
3	3	3	11	
4	6	4	19	
5	0	5	1	
post 1 thesin	9	post 1 thesin	8	
2	3	2	2	
3	3	3	2	
4	0	4	0	
5	0	5	0	

Comparavimus quoque numeros synaloephae apud scriptorem carminis *De resurrectione mortuorum* et apud Verecundum. Et hac in re differe scriptores videmus, cum in carmine *De resurrectione mortuorum* in decimo quoque versu exstet synaloepha, in carmine *De satisfactione poenitentiae* autem in sexto quoque versu.

De hiatu.

Non occurrit in Verecundi carmine nisi bis: v. 9: *o utinam*, v. 137: *o utinam*.

De aphaeresi.

V. 40: *sola es*, v. 19: *cernere supplicium est*.

Ad versus in eandem litteram finientes atque Leoninos cf. p. 84.

De incisionibus.

Saepeissime occurrit caesura penthemimeres. Hephthemimeres autem cum trithemimeri in v. 3, 32, 43, 54, 57, 64, 68, 91, 134, 136, 138, 178, 180, 193, 202, 205 i. e. decies sexies. Saepius hephthemimerem et trithemimerem caesuram invenimus apud Verecundum quam in carmine *De resurrectione mortuorum*.

His rebus metricis pertractatis, ex quibus solis nescio an pateat Verecundum carmen *De resurrectione mortuorum* non conscripsisse, accedamus iam ad alia adferenda argumenta. Primum comparabimus res, de quibus agitur in his duobus carminibus; deinde quomodo uterque eas descriperit. Depingitur iudicium extremum ambobus in carminibus, sed neque verbis neque rebus inveniri potest aliquid simile. In Verecundi poemate praecipue incendium mundi describitur atque imago eius exprimitur, quae legentem veluti in rem praesentem perducere

videtur, cum in carmine *De resurrectione mortuorum* magis poenae describantur, quibus homines perterrentur. Accedit, quod in tot versibus (141—188) Verecundi libelli, in quibus agitur de iudicio extremo, ne unum quidem verbum occurrit, quod etiam apud scriptorem carminis *De resurrectione mortuorum* invenimus praeter hoc, quod vix alio modo exprimi possit:

v. 156: Intereunt totum tenebrant incendia mundi,

v. 310: Impetu tartareo prendent incendia mundum.

Respicienda autem imprimis ea sunt, quae uterque scriptor carmine suo adsequi voluit. Nam alter homines adhortatur atque acerrime reprehendit, alter propria peccata luget et deflet. Minime tamen deceret eum accusare alios, qui ipse reus erat. Quam ad rem versus nonnullos ex ambobus conferamus carminibus:

Verecundi v. 137: O utinam prima nascendi sorte perissem
Et mortis vitaeque simul par exitus esset
Quid misero lucis post partum profuit usus.

v. 193: Pertrahor ex animisque premor mea scelera curis.

Carm.D.r.m.v.278: O miseri, quotiens vobis divina potestas Innotuit.

v. 292: Vos tamen hunc dominum caeli terraeque negastis
Et iustos potius crudeli caede negastis.

Cf. etiam versum 384 sequentes et multos alios.

Denique pauca de illo agamus carmine, quod Verecundo falso adscribitur atque in editione J. B. Pitrae inter opera Verecundi receptum inscribitur: *Exhortatio poenitendi*. Qui libellus neque a Verecundo conscribi potuit neque ab eodem scriptore, a quo carmen *De resurrectione mortuorum*. Quae res ex paucis exemplis ad artem metricam spectantibus allatis facile apparebit. Nam in primo versu iam vitium super vitium invenimus:

Cur fluctuas anima moerorum quassata procellis?

Fluctuas verbi syllabam primam brevem etiam in carmine *De resurrectione mortuorum* videmus (cf. v. 306 et 325). Tamen syllabae positione longae correptae velut *quassata* rarissime hoc in carmine occurrunt, cum in carmine *De exhortatione poenitendi* saepissime inveniantur, velut v. 3: *itineris devia*; v. 5 in quinti pedis thesi II.: *fascisque suspires*. Versus vero sextus dignus est, qui commemoretur:

Néc casús honorís sed ruínae ánimæ plóra;

hypermeter autem est:

v. 9: Néc aerúmna cárce- ris ámbiguás quae fine carébunt.

Deinde in libello *De resurrectione mortuorum* in quinto saltem pede omnium versuum lex metrica servata est, cum in hoc carmine legamus praeter priora etiam:

v. 10: *prospēctāns evita*; v. 20: *iudiciō crede*; v. 22: *coērcet
āffligit*; v. 33: *vel gēssit ēxponat*; v. 34: *ōpperit fanda*.

Haec sunt decem exempla in triginta versibus, cum toto in carmine *De resurrectione mortuorum* sex exstent exempla, apud Verecundum autem octo in 221 versibus. Nunc autem haec ad sermonem spectantia adnotemus breviter: Exstant in carmine *De exhortatione poenitendī* verborum formae quaedam, creberrimae apud scriptores mediae atque infimae Latinitatis, quae neque in libello Ad Flavium Felicem misso neque in Verecundi carmine occurrunt; cf. v. 39: *malagmata*, v. 7: *defunctoria exitia*, v. 14: *peccatoria*, v. 78: *abdicabile, abominabile*, v. 105: *peccamen*, v. 106: *poenitudo*.

Pervenimus postremo ad ultimum scriptorem, de quo nobis erit agendum, ad Aldhelmum. Qua in re adferemus ea, quae in legibus metricis discrepant¹⁷⁾ in scriptis Aldhelmi a carmine *De resurrectione mortuorum* vel quae consentiant.

De synaloepha. Absumuntur vocales breves et longae atque syllabae in -m exeuntes. Occurrunt exempla, tamen non creberrima. Qua in re differunt atque discernenda sunt *Carmina ecclesiastica*, quae vocantur, et carmen *De virginitate*. Nam in illis, quae complectuntur versus 368, non exstant alia nisi sex:

C. E. II, 16: *dudum angelico*, III, 42: *praesentem ergo diem*, III, 74: *ac lato argento constat fabricata patena*, III, 83: *clara ingenito dicatur gloria*, IV, 7: *ditem ac noctem*, IV, 8, 12: *inde Asiam*.

Absumitur igitur vocalis brevis aut syllaba, quae in -e exit, semel autem vocalis longa. Sed inspiciamus carmen *De virginitate*, quod ab Aldhelmo postea conscriptum est:

Post I arsin	14	in v. 11*, 141, 160, 252, 277, 522, 523, 586, 1018, 1036*, 1079, 1218*, 1902, 1955*;
" 2 "	1	in v. 133;
" 3 "	4	in v. 901, 1855, 2058, 2073;
" 4 "	5	in v. 263, 264, 395, 1811, 1924;
" 5 "	0	Summa 24
Post I thesin	29	in v. 29, 38, 62, 63, 64, 130, 205, 233, 240, 244, 404, 418, 622, 794, 811, 857, 1003, 1243, 1362, 1402, 1858, 1885, 1891, 1909, 1921, 1950, 2012, 2025, 2405;
" 2 "	11	in v. 210, 440, 443, 511, 857, 1052, 1130, 2032, 2182, 2224, 2322;
" 3 "	8	in v. 341, 425, 447, 801, 1685, 2226, 2578, 2847;
" 4 "	2	in v. 53, 2455;
" 5 "	0	Summa 50

Occurrit igitur 74 (24 + 50)ies = 2.5% omnium 2900 versuum.

¹⁷⁾ cf. Manitium, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1886, 410.

Nunc eas synaloephas ex supra enumeratis adferemus, quibus longa syllaba coalescit:

v. 61: *qui in*, 205: *non ergo argenti*, 210: *tergore vel raso et*, 341: *turbae et*, 395: *primo exemplo*, 447: *populi ad*, 528: *Romae imperium*, 586: *Petro haud*, 1036: *qui excubias*, 1130: *ingenio et*, 1685: *Christo atque*, 1885: *digne indoctus*, 1955: *quae infamare*, 2028: *de qua hoc*, 2226: *caeco et*, 2322: *jimi ut*, 2356: *vitae auctorem*; occurrit igitur decies septies in 2900 versibus.

Inde patet Aldhelmum non totiens (2·5%) synaloepham in carminibus adhibuisse, quotiens scriptor carminis *De resurrectione mortuorum*, qui ea 38ies in 405 versibus usus est (9·3%).

Synzesis nullum proferamus exemplum, cum sit crebra. Nunc ad rem, quae est maximi momenti, procedamus inspiciendam, i. e. ad leges prosodiacas ab Aldhelmo adhibitae. Quantitas enim falsa 203 occurrit, quantum ex Ehwaldi indice apparet. Itaque apud Aldhelmum circiter in vicesimo quoque versu invenimus quantitatem falsam aut liberrime mensam, in carmine *De resurrectione mortuorum* in quarto quoque versu. Et versus Leonini et qui in eandem finiuntur litteram multo rarius apud Aldhelmum occurrunt¹⁸⁾ quam in carmine ad Flavium Felicem missum.

In rebus autem grammaticis et quod ad sermonem spectat¹⁹⁾ satis differt ab illo ignoto poeta et in formis servatis et in constructionibus. Nam neque in declinatione quicquam occurrit illorum exemplorum, quae ab Ehwaldio (p. 732) allata sunt, in carmine *De resurrectione mortuorum* neque ablativus pro praep. *in* cum accusativo positus nec infinitivus post verba *non dubium est*, *metuere*, multa alia. Addendum hoc loco magis veri simile videri Dracontii aequalem fuisse poetam, qui carmen *De resurrectione mortuorum* conscripsit, non Verecundum, quem aetate minorem putamus. Nam et in rebus grammaticis et in metricis apud scriptorem carminis et Dracontium multas invenimus similitudines²⁰⁾ creberrimaeque apud Dracontium temporibus his propriae in prosodia licentiae. Solum versus in eandem litteram finientes non totiens apud Dracontium exstant, quotiens in carmine *De resurrectione mortuorum*.

(Finis sequetur.)

Vindobonae.

HEL. MILTNER-ZURUNIĆ.

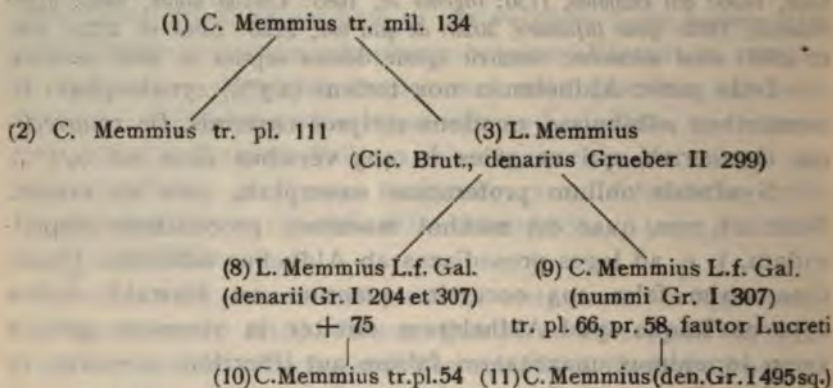
¹⁸⁾ cf. tabulam.

¹⁹⁾ Vide Ehwaldium, l. c. in indice.

²⁰⁾ cf. etiam indicem Vollmeri editionis,

De Memmiorum familia¹⁾.

Ante hosce septuaginta annos Th. Mommsen (Röm. Münzwesen 1860, p. 597) hoc stemma familiae Memmianae constituit²⁾:



Quod stemma C. Cichorius³⁾ paululum mutavit, cum e Lucilii l. VI. fragmentis comprobaret *C. Memmium trib. mil. a. 134 eundem fuisse atque trib. pl. a. 111*. Fr. autem Marx, (Bonner Studien, Kekulé gewidmet, 1890, p. 116 sqq.) magnam partem eius stemmatis confirmavit. C. enim Memmium trib. pl. 54 eius L. Memmii, qui a. 75 in Hispania mortem occubuit, filium fuisse ideo a vero non abhorreere ostendit, quia C. Memmius in Ciceronis Ep. ad Q. fr. III 3, 2 appelletur *P. Sullae privignus*; is P. Sulla forsitan Pompeiam L. Memmio marito defuncto in matrimonium duxerit. Idem v. d. Memmios Venerem familiae custodem accepisse contendit, ut fidem erga Sullam (qui hanc deam praecipue coluit; cognomen eius „Felix“ Graece reddebatur Ἐπαφροδίτου) praestarent: L. Memmium patrem nondum Venerem in nummis (Grueber II p. 299) effinxisse; apparere illius deae imaginem in nummis *L. Memmi Gal.* (Gr. I p. 204 sqq.) et *L. C. Memmies L. f. Gal.* (Gr. I p. 307 sq.) inscriptis; eidem C. Memmio Faustam Sullae filiam nupsisse carmenque Lucretianum, in cuius prooemio Veneris laudes prae-

¹⁾ Quae hoc loco de Memmiis disputavi, deprompta sunt e maiore commentatione, qua Sisennae Historiarum fragmenta enarravi quamque mox in lucem prodituram esse spero.

²⁾ Numeri praefixi ad ordinem spectant, quo Memmii infra enumerantur.

³⁾ Untersuchungen zu Lucilius, 1908, p. 282 sqq.; cf. eiusdem v. d. Röm. Studien, 1922, p. 84.

dicantur, esse dedicatum. Filium vero eius, C. Memmium, qui fortasse a. 34 consulatum adeptus est, a. fere 51, postquam pater Faustam repudiavit atque a Pompeianis descivit, non Venerem, sed Cererem in nummis repraesentasse. — Nec tamen omnia probanda sunt, quae Marx de Memmiis docte disputavit. Nam Grueber respiciens tempus thesaurorum obrutorum, in quibus inerant illi nummi, denarios inscriptos *L. C. Memies L. f. Gal.* ca. a. 87, *L. Memmi Gal.* ca. 91⁴⁾ percussos esse docuit. Quodsi hoc anno Memmi Venerem inter familiae penates coluerunt, id eos ex imitatione Sullae fecisse nemo contendet. L. quoque Memmi nummos (Gr. II p. 299) a. fere 90 cudos esse Grueber opinatur, neque vero ab illorum patre, sed a triumviro monetali ex alia eius gentis familia orto. Eodem alia vestigia ferunt. Novam enim difficultatem movit S. C. Adramyttenum (Mommsen, Ges. Schr. VIII 345 sq. = Viereck, Sermo Graecus nr. 15 = IGR IV 262 [ca. a. 111]), ubi L. Memmius C. f. e tribu *Menenia* fuisse indicatur (Δε]ύκιος Μέμιος Γαίου Με[γ]η[νί]α), cum in nummis Gr. I p. 204 sqq., 307 sq. nominibus Memmiorum adiciatur *Galeria*⁵⁾.

Iam quisnam iste L. Memmius fuerit quoque consanguinitatis vinculo cum ceteris Memmiis sit coniunctus, accuratius inquiremus. Accedit enim testimonium anni 112 (P. Teb. 33 = Wilcken I. Chrest. Nr. 3), ubi Δεύκιος Μέμιος Ρωμαίος τῶν ἀπὸ συγγλήτου ἐν μίζονι ἀξιώματι κα[?] τιμηι κείμενος commemoratur, praeterea Cic. Brut. 136 et 304 sq. ac Sisennae fr. 44, in quibus locis enarrandis vv. dd. non mediocriter erraverunt. Velut G. Bloch (*Mél. d'hist. ancienne*, Paris 1909, p. 53, 1) eum L. Memmium, quem accusari narrat Cic. Brut. 304, non eundem atque illum, cuius meminit in Brut. 136, sed filium eius esse contendit. Nam L. Memmi, fratris C. Memmi tribuni pl. 111,

⁴⁾ Nam hic III vir monetalis asses unciarios percussit; quos, postquam a. fere 150 prorsus evanuerunt, inter a. 110—90 denuo esse cudos docuit H. Willers, *Gesch. d. röm. Kupferprägung*, 1909, p. 44 sqq.

⁵⁾ Hanc diversitatem Mommsen (Ges. Schr. VIII 354 sq.) eo explanavit, quod ante bellum sociale, cum tribuum appellationes possessionibus inhaerent, eiusdem familiae homines nonnusquam diversis tribubus adscripti essent. Quam opinionem exemplis parum certis confirmatam ipse in eo capite libri praeclari, quem inscripsit „Röm. Staatsrecht“, ubi plenissime disseruit de tribuum ratione (III 161—188, 214), rursus proferre supersedit, alibi (II^a 402 sqq.) eam leviter attigit; itaque non est, cur in ea perseveremus.

mentionem fieri et in S. C. Adramyteno et in P. Teb. 33; quem, cum *a. fere 111 fuerit praetorius* (id quod etiam ex loco, quem obtinet nomen eius in S. C., et ex appellationibus ei in papyro tributis veri simile fit), non a. demum 90 tribunatu esse functum. Quae opinio refellenda est: nam tribuni pl. 111. fratrem *minorem* (hoc aperte indicat Cic. Brut. 136: *C. L. Memmii*) non multo ante a. 150 natum esse censebimus; eius autem filium circa a. 120 natum iam a. 90 fuisse *socerum C. Scriboni* (Sis. fr. 44) non est quod credamus.

Adde quod de tribunatu L. Memmii non constat. Quem virum a. 90 trib. pl. fuisse ex solo Sisennae fr. 44 colligebatur, quod Nonii codices mss. (p. 258 Merc.) sic exhibent: *Sisenna Historiarum libro III: Lucium⁶⁾ Memmium socerum Gai Scriboni tribunum plebis, quem Marci Livi consiliarium fuisse callebant et tunc Curionis oratorem . . .* Sed lectio *tribunum* suspicione non caret. Quia L. Memmium fuisse trib. pl. aliunde non novimus, novimus C. Scribonium, iam Roth scribendum proposuit *tribuni*, quod coniungendum sit cum *Gai Scriboni*; alii contra (e. g. E. Pais, *Ricerche sulla stor. e sul dir.* . . III., 1918, p. 131) Sisennae testimonio tribunatum Memmii satis confirmari censuerunt. At L. Memmium hoc anno non fuisse tribunum certis argumentis evinci potest; ex lege enim Varia eum accusatum esse memoriae prodit Cic. Brut. 304 sq.: *Erat Hortensius in bello primo anno miles, altero tribunus militum, Sulpicius legatus; aberat etiam M. Antonius; exercebatur una lege iudicium Varia, ceteris propter bellum intermissis, cui frequens aderam, quamquam pro se ipsi dicebant oratores, non illi quidem principes, L. Memmius et Q. Pompeius, sed oratores tamen teste deserto uterque⁷⁾ Philippo, cuius in testimonio contentio et vim accusatoris habebat et copiam. Reliqui, qui tum principes numerabantur, in magistratibus erant cotidieque fere a nobis in contionibus audiebantur. Erat enim tribunus plebis tum C. Curio, quamquam is quidem silebat, ut erat semel a contione universa relictus.*

Quem locum propius inspiciamus necesse est; nam scrupulus ei inhaeret, quem adhuc non animadverterunt vv. dd. Quis est qui, si ea verba legendo percurrat, non existimet Ciceronem rettulisse *se eo anno non L. Memmium aut Q. Pompeium, quos in optimorum oratorum numero duceret, audisse, verum*

⁶⁾ *lucilium* libri, corr. Popma.

⁷⁾ *uterque*] *utique* Jahn, Piderit, Kroll, Stangl.

alios oratores notae deterioris. Sed hanc sententiam illis verbis subicere vetatur alio Cic. Brut. loco (§ 136): *Tum etiam C. L.⁸⁾ Memmii fuerunt oratores mediocres, accusatores acres atque acerbi . . .* In eiusdem Brut. § 206 Q. Pompeius orationes ab Aelio Stilone compositas habuisse narratur, id quod minime proprium est oratoris *principis*. Unde efficitur (qua in re omnes vv. dd. videntur consentire) Ciceronem haec fere dicere voluisse: *ad fui iudicio, in quo pro se dicebant L. Memmius et Q. Pompeius, iique non optimi oratores erant, sed oratores tamen testante Philippo.* Sed qui hanc sententiam verbis Ciceronis subesse putaverit, statuat necesse est Ciceronem Memmium et Pompeium oratores *non-principes* (= *mediocres*) appellasse. Quae si quis recte contenderet, neque cur nomina (Memmii et Pompeii) inter duo figurae iterationis membra (*oratores . . . sed oratores tamen*) interposuerit scriptor neque cur dixerit *non illi quidem principes*, perspicuum esset⁹⁾. Quibus reputatis facere non possum, quin *ambo nomina propria* in codicibus *transposita esse* putem: quae post *oratores tamen* locum suum habuisse existimo. Nam si ea verba sic collocaveris: *quamquam¹⁰⁾ pro se ipsi dicebant oratores, non illi quidem principes, sed oratores tamen, L. Memmius et Q. Pompeius, teste disertio uterque Philippo*, facile cognosces, quinam fuerint *illi quidem principes*, quos Cicero se tunc non audisse valde dolet: fuerunt videlicet *Cotta, Hortensius, Sulpicius, Antonius*, de quorum dicendi facultate supra plenius disputaverat. Ad eandem interpretandi rationem cogimur, quia in proximo enuntiato commemorantur *reliqui, qui tum principes numerabantur*. Recepta illa transpositione facilius quoque vocabulum traditum *uterque* retinebimus neque est, cur cum Iahnio in *utique* commutemus, quod duo illa nomina, ad quae hoc

⁸⁾ Quin idem L. Memmius significetur, qui in § 304, cave dubites (cf. quae supra disputavimus de opinione Gustavi Bloch).

⁹⁾ Neque quod protulerunt Kühner-Stegmann, Gramm. d. lat. Spr. II 1, 804, adn. 1 particulam „quidem“ saepenumero non vocabulo gravitate praestanti, sed pronomini postponi, huic sententiae repugnat; nam scriptores ea collocatione, si verborum contextum obscurassent, usuros fuisse nego. Praetervolaverunt hanc difficultatem Schanz-Hosius, Gesch. d. röm. Lit. I⁴, 1927, 230: „Cic. Brutus 89, 304 charakterisiert L. Memmius und Q. Pompeius als *non quidem principes, sed oratores tamen*“.

¹⁰⁾ Weidnero (Philol. XXXVIII, 1879, 74) offensioni fuit particula „quamquam“, unde colligi posset Ciceronem tum oratores qualescumque audire voluisse; hic quoque scrupulus tollitur nominibus transpositis.

pronomen pertinet, propius ab eo collocantur. Nam ultima pars enuntiationis solutius adnexa est structura, quam dicimus abl. abs., adhibita, ut e verbis antecedentibus subaudiendum sit *uterque* (*orator*). Illam corruptelam ita natam esse puto, ut librarius quidam nomina propria, quae negligentia omiserat, in margine adscriberet, dein qui proximus librum exaravit, ea falso loco insereret. Sed de hoc loco emendando hactenus.

Idem Memmii iudicium, cui Cicero se interfuisse fatetur, Appianus videtur referre; sed nomen Memmii apud eum corruptum est (B. civ. I 37, 167 sq.): Καὶ Βησιτίας μὲν οὐδ' ὑπακούσας ἐκὼν ἔφευγεν ὡς οὐκ ἐκδώσων ἑαυτὸν εἰς χεῖρας ἐχθρῶν, καὶ Κόβττας ἐπ' ἐκείνῳ παρήλθε μὲν ἐς τὸ δικαστήριον, σεμνολογήσας δὲ ὑπὲρ ὧν ἐπεπολίτευτο, καὶ λοιδορησάμενος τοῖς ἱππεῦσι φανερώς, ἐξήκει τῆς πόλεως, καὶ ὅδε πρὸ τῆς ψήφου Μούμμιος δ', ὁ τὴν Ἑλλάδα ἐλώων, αἰσχρῶς ἐνεδρευθεὶς ὑπὸ τῶν ἱππέων ὑποσχομένων αὐτὸν ἀπολύσειν κατεκρίθη φεύγειν καὶ ἐν Δῆλῳ διεβίωσεν. *Memmium* hoc loco dictum esse iam Freinsheim, Suppl. Liv. LXXI, 41⁴⁾ coniecit. Cui adversati sunt J. Lengle, Unters. über d. Sullan. Verfassung, Diss. Freib. 1899, p. 33 sq., Fr. Ruehl, Mus. Rh. LVI (1901), 634, Viereck (ad App. I. 1.), E. Pais, Ricerche I. (Dalle guerre Pun.), 1918, p. 108, qui praeter L. Memmium etiam L. Mummium lege Varia damnatum esse censent; Appianum autem cognomen Achaici adeo non intellexisse, ut Graece redderet ὁ τὴν Ἑλλάδα ἐλώων. Manifestum enim esse non illum significari, qui Graeciam subegit sed eius filium vel nepotem; in quorum familia cognomen Achaici hereditarium fuisse declarare nomen matris imperatoris Galbae: Mummiae Achaicae. — Quibus argumentis non adducor, ut credam et L. Memmium et L. Mummium hoc anno in ius esse vocatos. Nam etsi concesserim Appianum scripsisse Μούμμιος, facillime tamen duo illa nomina similia vel ab Appiano ipso vel ab auctore eius confundi potuerunt. Neque credibile est rerum scriptorem, quem rationis nominum Romanorum peritum esse nemo negabit, illud cognomen tam stulte explicaturum fuisse; veri similis videtur ea verba a lectore quodam addita esse, qui quantula scientia comprehenderet res Romanas dissimulare non potuit.

L. igitur Memmium, cum a. 90 in crimen vocaretur, eodem anno tribunum pl. non fuisse apparet; nam tribunum pl. in

⁴⁾ similiter Mommsen, Ges. Schr. III 353, 38

iudicium adduci, dum munere fungeretur, more ac consuetudine vetitum erat (Momm sen, Staatsr. I³ 706). Spectare autem Sisennae verba ad res a. 90 gestas his argumentis confirmatur: 1) Livium Drusum iam mortuum esse apparet ex verbis *consiliarium fuisse*; 2) Memmium in ius vocatum esse et 3) Scribonio oratori rem male cessisse¹²⁾ Cic. Brut. 305 narrat; 4) Scribonium Curionem lege Varia in periculo versatum esse discimus ex Ascon. p. 74 Cl., 58 St. Formam autem *tribuni*, quam scripsit Sisenna¹³⁾, in *tribunum* abiisse non est mirum, quoniam ea appellatio in codd. compendio *tr(ib). pl.* erat exarata.

Sed ut ad Memmiorum familiam revertamur: W. Kubitschek (Sitzungsber. d. Wiener Akad., phil.-hist. Kl. 167, 1911, 6, p. 65 sqq.), cum Memmios alios tribui Meneniae, alios Galeriae fuisse adscriptos persuasum non haberet, aliam explicandi viam ingressus est: illud *Gal.* quod exstat in denariis Gr. I 204 sqq., 307 sq., non tribus appellationem (Galeria), sed *cognomen per notam scriptum* (velut Gallus) esse contendit; nam illo tempore (circa a. 110—90) talia cognominum compendia in nummis saepius esse obvia, tribuum vero appellationes ibi non comparere ante Augusti aetatem. Sed Kubitschek perperam iudicavit; fugit enim eum (ut alios) adhuc servatum esse titulum sepulcralem (CIL VI 1460 XIV 2264 = Dess. 887) *L. Memmii C. f. Gal. (q. tr. pl. frumenti curator ex s. c. . .)*, quem aut post bellum Philippense aut post pugnam Actiacam *praefectum leg. XXVI et VII . . .* fuisse Momm sen (Ges. Schr. V 212) demonstravit. Quin in hoc titulo *tribus appellatio* legatur, non est dubium; *idem in nummos cadere*¹⁴⁾ et hunc L. Memmium (13) cum illis duobus propinquitate coniunctum esse apparet; nescio an fuerit C. Memmii praetoris a. 58 (9) filius¹⁵⁾ et frater minor C. Memmii (11) IIIviri monetalis. Cui sententiae haud repugnat, quod in inscrip-

¹²⁾ Eiusdem rei meminit Cic. Brut. 192: *Quid tu, Brute? possesne, si te ut Curionem quondam contio reliquisset?* Cf. quae exposuit Münzer R.-E. II A 862 sqq. (Scribonius nr. 10).

¹³⁾ utrum vero *Nonius* lectionem *tribuni* habuerit an *tribunum*, adfirmare non audeo.

¹⁴⁾ Hac argumentatione non minus infringitur, quod Kubitschek l. c. p. 71 sqq. statuit de denario A. Manli Q. f. Ser. (Gr. II p. 268), hic quoque inveniri cognomen (*Ser.* = Sergiani); huic sententiae Münzerum (R.-E. XIV 1191 s. v. Manlius nr. 63) se addixisse sane miror.

¹⁵⁾ contra ea, quae Dessau coniecit.

tione CIL VI 1396 (cf. 31644) = Dess. 8343 invenimus nomen *Memmiae Gallae*.

Restat, ut eorū, quae disputavimus, summam faciamus Memmiosque singulos enumeremus. Quod sic instituam, ut omissis hominibus, quibus cum illustri Memmiorum gente consanguinitatem non intercedere ex addito cognomine manifestum est¹⁶), illos, de quibus admodum multa memoriae prodidere scriptores (numeris hosce significavi 2, 8, 9, 10), leviter attingam, quatenus de Memmiorum parentela sit quaestio; de ceteris autem quantum potero omnia, quae exstant, testimonia adferam¹⁷):

1) Memmius aed. Cerialia preimus fecit (Gr. I p. 496 = Babelon II 218, 9; fortasse paulo ante secundum bellum Punicum R. E. III 1980).

2) C. Memmius¹⁸) trib. mil. 133 (Plut. Apophth. Scip. min. 17 p. 201 c; Ps.-Frontin. Strateg. IV 1, 1), trib. pl. 111 (Sall. Iug. 27, 30sq., alii; cf. Cichorius, Unters. p. 282—4), pr. 104, a. 100 a Glaucia interfectus; orator Cic. Brut. 136. Plura de eo disserit Liebenam apud Lübker. s. v. „Memmius 1“.

3) L. Memmius, frater minor praecedentis, orator Cic. Brut. 136, Sis. fr. 44, a. 90 accusatus (Cic. Brut. 304) et in exsilium pulsus (App. B. civ. I 37, 168).

4) Δεύκιος Μέμμιος Ῥωμαῖος τῶν ἀπὸ συγκλήτου ἐν μίῳ ἀξιώματι κα[?] τιμῆι κείμενος per Aegyptum iter facit P.-Teb. 33 = Wilcken I. Chrest. Nr. 3 (a. 112; fortasse praetorius Cichorius, Unters. 1. c. p. 3 sq., Foucart, Mél. Boissier, Paris 1903, 197—207).

5) Δε]ύκιος Μέμμιος Γαλου Με[v]η[ν]ία S. C. Adramyttenum (Viereck S. Gr. nr. 15 = IGR IV 262) ca. a. 111 (et ipse praetorius Cichorius, Unters. 1. c.).

¹⁶) nam Memmiorum gens quantum scimus cognomine carebat; praenominibus utebatur C. L.

¹⁷) Illo termino circumscribere hanc disputationem, eo potius mihi placuit, quod Münzerum omnes Memmios mox in R. E. explicaturum esse non erat ignotum. Cuius opusculi plagulas cum huius anni hieme benignitate auctoris perlegere mihi liceret, illum virum doctissimum nonnullis in rebus simillima repperisse, alibi vero contraria protulisse cognovi. Sed quia mea retractare non potui — nam haec disputatio iamdudum prelo erat tradita — in altera horum annalium parte de Münzeri opinione pauca adiciam.

¹⁸) Tres Memmios, qui priore parte saec. II. magistratibus sunt functi (Pauly R. E. IV 1753 sq.), consulto praeterii, quoniam quo cognationis vinculo cum reliquis fuerint coniuncti, ne suspicari quidem licet.

Testimonia sub 4) et 5) allata fortasse ad eundem virum spectant¹⁹⁾; ab eo diversum fuisse illum sub 3) commemoratum supra comprobavi. Quorum aequalis videtur fuisse

6) Μέμμιος ἀνθύπατος Achaiae IG V 1432²⁰⁾, quem Kolbe esse P. Memmium Regulum falso contendit, Wilamowitz tempore pugnae Actiacae vixisse autumavit; A. Wilhelm (Jh. d. öst. arch. Inst. XVII, 1914, 92 sqq.) hunc titulum inter a. 130—80 a. Chr. n. conscriptum esse aliis argumentis probabiliter effecit²¹⁾.

7) Memmia, L. Memmii (3) filia, uxor C. Scribonii Curionis (R. E. nr. 10) Sis. fr. 44.

8) L. Memmius L. f. Gal., cuius uxor erat Pompeia, soror Pompei Magni; denarii eius Gr. I p. 204 sqq. = Bab. II 214 sq. ²²⁾ (ca. 91) et Gr. I p. 307 sq. = Bab. II 216 (ca. 87, cum fratre); cecidit in Hispania a. 75 (Plut. Sert. 21; Oros. V 23, 12). Plura Liebenam ap. Lübker. „Memmius 5“.

9) C. Memmius L. f. Gal., frater minor antecedentis, Faustam Sullae filiam in matrimonium duxit, postea ob impudicitiam repudiavit (Ascon. p. 28 Cl., 28 sq. St.). IIIvir monet. ca. 87 (Gr. I 307 sq. = Bab. II 216), quaest. in Hispania a. 76, tr. pl. 66, pr. 58, procos. Bithyniae a. 57/56, ibi imperator acclamatus est (Gr. I p. 495 = Bab. II 218, 10), consulatum appetens de ambitu condemnatus est, fugit Athenas a. 54; fautor Catulli, Lucreti, ipse poeta, orator (Cic. Brut. 247). Singula quaedam referunt Liebenam ap. Lübker. „M. 2“; Marx l. c.; Schanz-Hosius, Gesch. d. röm. Lit. I⁴ 276, 310 sq.

An 8) et 9) filii fuerint L. Memmii (3) incertum, quia nescimus, cui tribui hic sit adscriptus.

10) C. Memmius, L. Memmii (8) filius, privignus P. Sullae (Cic. ad Q. fr. III 3, 2), tr. pl. 54, multos viros primarios in ius vocavit. V. Liebenam ap. Lübker. „M. 3“; Marx l. c. p. 117.

11) C. Memmius C. f., C. Memmii (9) filius (Ascon. p. 28 Cl., 28 St.), IIIvir monet. ca. a. 51 (Gr. I. p. 495 sq. = Bab. II 218). Idem²³⁾ nescio an fuerit

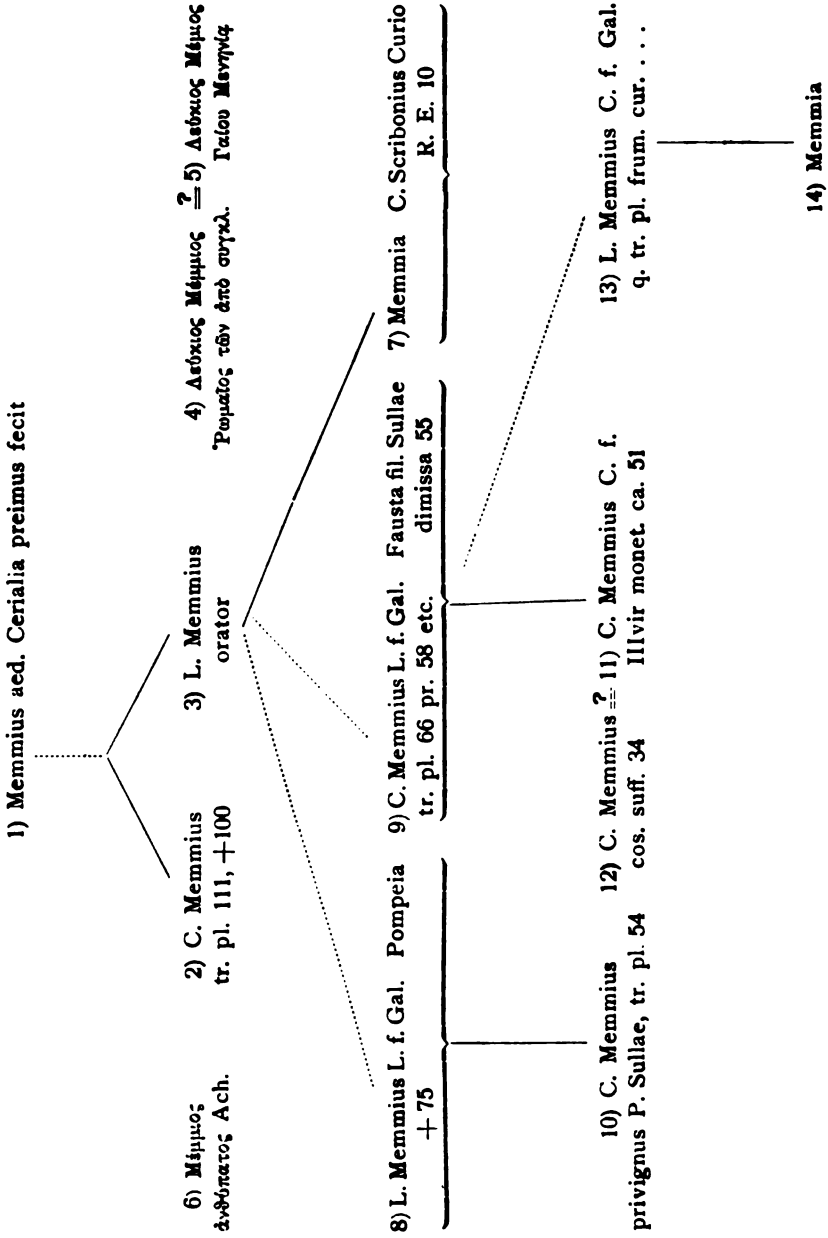
¹⁹⁾ Cuius filium vel cognatum fuisse puto IIIvirum monet. a. circiter 90 (Gr. II p. 299 [idem nummus apud Bab. II 213, 1] contra Fr. Marx p. 119), v. supra.

²⁰⁾ De quo titulo me monuit praceptor meus prof. Stein.

²¹⁾ de Memmiis vero cum disputaret (p. 93 sq.), nil novi attulit.

²²⁾ ad descriptionem cf. M. v. Bährfeldt, Numism. Zeitschr. LI (1918), 148.

²³⁾ hunc virum consulatu functum esse veri similis fit quam C. Memmium tr. pl. 54 (10).



12) C. Memmius cos. suff. 34 a. Chr. n. (inde a Kal. Iul.) CIL I 1² p. 66.

13) L. Memmius C. f. Gal. q. tr. pl. frum. cur. ex s. c. praef. leg. XXVI et VII Lucae ad agros dividundos (post a. 42 aut 30 Dessau) . . . CIL VI 1460, XIV 2264 = Dess. 887. Fortasse C. Memmi (9) filius minor.

14) Memmia, filia praecedentis (Dess. 887).

Rectene suppletum sit nomen Γάιος Μ[έμμιος Λευκίου υἱός] in S. C. Aphrodisiensi, quod a. 35 esse conscriptum putatur (Lebas-Waddington, Voyage arch. III 1627 = Viereck S. Gr. nr. 19, cf. Add. p. VII), prorsus ignoramus.

Memmiorum igitur familia praecedente stemmate fere repraesentatur, in quo lineis continuis propinquitas certa, interruptis incerta significatur. Numeris ex secunda enumeratione antecedentem adieci.

Pragae.

ARTURUS BIEDL.

MISZELLEN.

Zu den Acta Andreae et Matthiae.

In den Acta Andreae et Matthiae 31, S. 113, 4 B. heißt es: *καὶ μείνητε ἐν τῷ Ἰδιῷ, ἕως ἂν ἐπιστρέψω ἄλλο ἀπαξ καὶ ἀνευέλγω ὑμᾶς*. Hier muß *ἄλλο ἀπαξ* „ein andermal“ bedeuten. Wie fremdartig der Ausdruck den griechischen Abschreibern vorkam, ergibt sich aus dem Umstande, daß in einzelnen Handschriften *ἄλλο*, in anderen *ἀπαξ* übergangen worden ist. Nun bietet aber die Inschrift des Silko (Dittenberger Or. Gr. Inscr. sel. I N. 201, S. 303) *ἀπαξ δύο* im Sinne von „zweimal“, und in diesem Fall hat Lepsius die Art der Zahlenbildung, die dem französischen *deux fois* entspricht, aus dem Koptischen hergeleitet. Der Ausdruck *ἄλλω ἀβᾶξ* (*sic*) wiederholt sich in einem vulgären Brief P. London II 417, 12 (Deissmann, Licht vom Osten⁴ S. 185), ein dritter Fall (*ἄλλα ἀπαξ*) bei Wilcken, Archiv für Papyrusforschung VI 379. Ist die Deutung von Lepsius richtig, und ich sehe, daß auch Dittenberger sie annimmt, so haben wir in *ἄλλο ἀπαξ* einen Beweis für den Ursprung der griechischen Acta Andreae et Matthiae in Ägypten.

Wien.

L. RADERMACHER.

Tityos und Rhadamanthys.

Welchen Zweck hatte der Besuch des Rhadamanthys bei Tityos auf Euböia (η 321 ff.) und welche Rolle haben die Phäaken dabei gespielt?¹⁾ Die Untersuchung kann wegen der Knappheit des verfügbaren Raumes nur skizziert werden. Die widerspruchsvolle homerische Tradition hält an der Tüchtigkeit der Phäaken als Seefahrer fest. Sie kamen aus dem „Oberland“²⁾ nach Scheria; dieses ist in Epirus³⁾, resp. Südepirus

¹⁾ L. Malten RE s. v. Radamanthys 34: „So unbekannt wie der Zweck des Besuches ist die Beziehung (des Rh.) zu Tityos, Euböia und andererseits zu den Phäaken.“

²⁾ Vgl. Schol. Od. VI 4. Eustath. 1549, 13.

³⁾ Kretschmer, Einleitung in d. Gesch. d. griech. Sprache 281.

(Thesprotia) oder, schon nach antiker Auffassung, auf Korkyra zu suchen. Daneben steht die Anschauung, Scheria sei Φαίάκων Γῆ und Ἡλύσιον πεδῖον in einem⁴⁾, letzteres, ein typisches Paradies (δ 563), an den πείρατα γαίης gelegen. Eustathius zu η 323 hat das Dilemma ganz gut gesehen. Der Weg vom „Oberland“ in ein seliges Totenreich ging parallel mit der „Degradierung“ der Phäaken von einem Zeusvolk zu einem Poseidonvolk: die Phäaken, ursprünglich lichte Helfer in Seenot wie die Dioskuren (Nausithoos und Phaiax haben Theseus' Schiff nach Kreta geführt, Plut. Thes. 17), sind zugleich Beförderer der tief „schlafenden“ Menschen ins Jenseits, Totenfährleute⁵⁾. — Rhadamanthys erscheint nach Diodor V 79 (cf. Apollod. III 16) als Inselbeherrscher, resp. Verteiler der Inselherrschaft. Eine ausdrückliche Beziehung zu Korkyra ergibt sich nicht, zu Euboia (Kyrnos) möglicherweise. Kretas mächtiger Einfluß ist außer Zweifel; hingewiesen sei auf die vorgriechischen Eigennamen auf -νθ in Böötien⁶⁾ und den am Kopaissee bestehenden Kult für Rhadamanthys in Verbindung mit Alkmene⁷⁾. Aiakos⁸⁾, Peleus' Vater, stellt eine klare Beziehung Kreta-Nordhellas her. Wichtige Beiträge für das Verhältnis Scheria-Kreta sind die Odysseus-Erzählungen im ξ und τ; die letztere charakterisiert Homer (203): Ἴσθε ψεύδεα πολλὰ λέγων ἐτύμοισιν ἕμοια. Endlich gilt auch Kreta als μακάρων νῆσος⁹⁾, als Ἡλύσιον πεδῖον καὶ πείρατα γαίης, ἔθι: ξανθὸς Ῥαδάμανθους (δ 561). — Rhadamanthys Beziehung zu Böötien ist zugleich als solche zu Euboia zu werten¹⁰⁾. Kretas νομοθεσία erstreckte sich gewiß auch auf Euboia; die dortigen Kureten (Strab. X 465) weisen vielleicht darauf hin, sowie die Analogien zwischen der eponymen Heroine Euboia und der nach Kreta entführten Mutter des Rh., der Europa. Beide entsprechen der im „Rinderlande“ besonders verehrten Hera-Euboia. Eine Linie führt von der Phäakenheimat durch Nordhellas nach Euboia.

⁴⁾ Vgl. Schol. Eur. Hipp. 750.

⁵⁾ Vgl. Usener, Sintflutsagen 214 f.

⁶⁾ Kretschmer 293 ff.

⁷⁾ Apollod. II 70. III 6.

⁸⁾ Über das Machtverhältnis der drei Brüder: Radermacher, Das Jenseits im Mythos der Hellenen 98.

⁹⁾ Material bei Usener 197 ff., vgl. Radermacher 71, 98.

¹⁰⁾ Die geographische, historische, wirtschaftliche Einheitlichkeit ist erwiesen (vgl. Philippson, RE s. v. Euboia 851f.).

Auch dieses, das „ideale Rinderland“, galt als Paradies¹¹⁾; Euboias weiße Rinder waren berühmt (vgl. Zeusstier, Heliosrinder!), weißer Glanz ist für das Elysium charakteristisch. Die Südspitze Euboias hieß geradezu Leuke, wie die Insel, auf die Achill nach seinem Tode entrückt ward. Die Verbindung Scheria-Kreta-Euboia ist verständlich.

Wie kommt Tityos nach Euboia? Er ist nach η 324 γαίημος υἷος, in der Nekyia 576 Γαίης ἐρικυδέος υἷος. Doch gilt er der Mehrzahl der Quellen zufolge nur als *Terrae alumnus* (Verg. Aen. VI 595); geboren hat ihn Elara (Eilara, Alera), θρέψεν δὲ καὶ ἀψ' ἐλοχεύσατο γαῖα¹²⁾. Die Sage ist eine Parallele zur Io- und Europageschichte. Dazu kommt die wichtige Nachricht Strabos VIII, p. 422: Ἐλάριον τι σπήλαιον ἀπὸ τῆς Τιτυοῦ μητρὸς Ἐλάρας δείκνυται κατὰ τὴν νῆσον καὶ ἡρώων τοῦ Τιτυοῦ καὶ τιμαί τινας. Dieser Elara-Kult stellt sich dem Euboia-Kult zur Seite: das σπήλαιον ist für die Erdmutter typisch, desgleichen die Zeusvermählung. Die Etymologie weist vielleicht auf den „Rinderstall“¹³⁾. Auffallend die Parallele mit der in der Höhle eingeschlossenen Europa, interessant die Tatsache, daß Europa auch als Tityos-Tochter gilt (Pind. Pyth. IV 44, Apoll. Rh. I 179); Sohn dieser chthonischen Europa ist Euphemos („Euphemismos“ für Hades!), Herr des χθόνιον στόμα am Tainaron. Die chthonische Natur des Tityos ist klar, auf seinen Namen kann ich hier nicht eingehen¹⁴⁾. Sein Frevel an Leto, der ihm die bekannte Hadesstrafe eintrug, geschah in Panopeus. Dort, in der Gegend von Lebadeia, sagt Strabon 423 τὰ περὶ τὸν Τιτυὸν . . . μυθεύουσιν. Seine Mutter Elara gilt als Tochter Orchomenos', dieser als Boiotos' Enkel. Auch Tityos ist — wie Rhadamanthys — in der Nähe des Kopaissees heimatberechtigt, sein Heroon ist auf Euboia zu suchen! So sind beide Mythengestalten auf Euboia und in Böotien daheim. Als Zeussöhne sind sie Brüder, durch Europe ist Rhadamanthys ein Enkel des Tityos; nach einer (wohl verderbten) Eustathiusnotiz¹⁵⁾ wäre Rhadamanth der Großonkel des Tityos. Eustathius meint: entweder „besuchte“

¹¹⁾ Dazu wieder Radermacher a. a. O. 43.

¹²⁾ Apoll. Rh. I 761; dazu Schol. mit der Erklärung des Pherekydes (FHG I 55 Jak.). Elara fälschlich als Tityos' Gattin bezeichnet: Escher RE s. v. Europe 1293.

¹³⁾ M. Mayer, Titanen und Giganten 29.

¹⁴⁾ Kretschmer, Griech. Vaseninschr. 204.

¹⁵⁾ Zu η 324.

Rh. den T. διὰ θαῦμα τοῦ μεγέθους ἧ καὶ ἵνα δίκαιος ᾖν . . . σωφρο-
νίστη αὐτὸν . . . ὡς ἀδελφὸν αὐτοῦ. Ein σωφρονίζεῖν wäre in Pano-
peus noch am Platze gewesen, auf Euboia ist es zu spät. Das
allsehende ἄμμα Δίκης, d. h. nach der alten Sage Phoibos-Helios,
hat den Tityos in „Panopeus“ — „erspäht“ und bestraft. Auch
Rhadamanthys ist Himmelssohn, unfehlbarer Rächter, ἄμμα Δίκης,
und gehört zu den beaufsichtigenden Göttern wie Helios und Zeus;
sie haben Namen wie πανόπτης, παντόπτης, παντ-επόπτης, ἐπόψιος¹⁶).
Die Gleichung Panopeus-Panoptes (so heißt auch Argus)
ist möglich¹⁷). In einer verschollenen Mythe mag Rhadamanthys,
der „Allseher“, den Tityos in „Panopeus“, wo sich beide auf-
hielten, *in flagranti* ertappt haben; auf der mit Böotien so eng
verbundenen Euboia vollzieht sich die Strafe; Rhadamanth fährt
eiligst hin, der Totenrichter ins Totenreich, von den Toten-
fährmännern geleitet, um die Strafe des Erdensohnes zu „kon-
trollieren“. Denn dies ist doch wohl die Bedeutung von ἐποψόμενος.
Nirgends kennt homerischer Sprachgebrauch die harmlose, rein
gesellschaftliche Bedeutung von ἐφορᾶν, ἐποπτεύειν als eines ge-
wöhnlichen *visitare*¹⁸). Der Totenrichter Rhadamanthys ist Auf-
seher und Rächter zugleich¹⁹), wie sein Vater Zeus. Das Verhältnis
der drei Totenreiche Scheria-Kreta-Euboia zueinander bleibt
freilich noch „schattenhaft“.

Wien.

GERTRUD HERZOG-HAUSER.

Epigraphica.

I. Der Name Δηδα in CIL IX 6203.

Die in CIL IX 6203 veröffentlichte Inschrift hat nach der
von Johann Öhler (Monatsschrift für Gesch. und Wissenschaft
des Judentums XVII n. 126) vorgeschlagenen Lesung folgen-
den Wortlaut:

Ὁδε κεῖτε Σεβήρα θυγάτηρ | Ιακώβ

Δηδας καλοῦ. εν εἰρήνῃ

Die hier bestattete Frau ist, das zeigt der Vatersname
Jakob, jüdischer Herkunft, führt aber, wie das bei den Juden

¹⁶) Usener, Götternamen 59 ff., 196.

¹⁷) Vgl. z. B. ἐπόπτης, ἐπόψιος, ἐποπτής — πανδέκτης, πανδέξιος, πανδοκτής.

¹⁸) Γ 277. λ 109. μ 323. π 140. ρ 487 (*inspicere*). τ 260. 597 (verhängnis-
volles Kennenlernen). Ι 167 (kritisches Mustern).

¹⁹) ν 214: ἐφορᾷ καὶ τίνονται (cf. Aesch. Sept. 484 f.: τῶς νιν Ζεὺς νημέτωρ
ἐπίδοι κοταίνων).

in der römischen Kaiserzeit sehr häufig vorkommt, einen römischen Namen (*Severa*). Der Name des Großvaters, der nach der mitgeteilten Lesung dem Vaternamen hinzugefügt sein soll, müßte hebräisch sein; er ist jedoch, wie ich von fachkundiger Seite belehrt worden bin, weder durch literarische Zeugnisse noch durch Inschriften zu belegen und würde sonach ein vollkommenes Novum darstellen. Auffallend ist auch das Epitheton *καλοῦ*, das m. W. in jüdischen Inschriften sonst nirgends begegnet. *Δηδας* ist aber, wie ich glaube, nicht der Genetiv eines gräzisierten hebräischen Namens *Δηδα*, sondern mit *καλου* zu dem Worte *δηδασκάλου* = *διδασκάλου* zu verbinden. Der Vater der Verstorbenen hat also in der Judengemeinde von *Venusia* als Lehrer (Elementarlehrer oder höherer wissenschaftlicher Lehrer) gewirkt und die Berufsbezeichnung seinem Namen als Distinktiv hinzugefügt. Auch in den Inschriften aus der Katakombe von Monteverde begegnet neben den Synagogenämtern des Archon, Exarchon, Archisynagogos, des Grurusiarchen und Gemeindegewaltigen (γραμματεὺς) das des Lehrers (vgl. Müller-Bees n. 127: *Ἐνθάδε καὶ τῆς Εὐσέβιος ὁ διδάσκαλος | σὺν τῇ συμβίῳ αὐτοῦ. Εἰρηνῆ*).

II. *Helpis Zon* = *Helpis Dion(ysii)*?

Die Inschrift CIL VI² 12116 = Diehl, *Vulgärlateinische Inschriften* n. 550 hat nach der Lesung des Herausgebers folgenden Wortlaut:

d. m. | Aphrodisiae | Helpis Zon | conservae |⁵ b. m.

Der Grabstein, der diese Inschrift trägt, ist von einer Person aus dem Sklavenstande — ob von einem Sklaven oder einer Sklavin, muß zunächst dahingestellt bleiben — einer Mit-sklavin gesetzt worden. In *Zon* ist nach Mommsen und Diehls Interpretation ζ = δ: aufzufassen; es stellt den Genetiv des Namens *Dionysius* dar. Da ein Sklave römischer Anschauung nach nicht in rechtlich anerkannten Familienbeziehungen stehen kann, so müßte damit der Name seines Eigentümers angegeben sein. Es scheint mir indeß, daß das Wort *Zon*, so wie es in der Inschrift steht, ohne daß es der Annahme irgendwelcher sprachlicher Veränderungen oder Ergänzungen bedürfte, einen guten Sinn gibt: *Zon* = ζῶν (*vivus*) zeigt an, daß der Grabstein bei Lebzeiten des Stifters gesetzt wurde, so wie etwa in CIL VIII 3327 Add. p. 1741 = Diehl 943: *d. m. | P. Aelio Eutic | eti me vivo feci* . . . Und aus der maskulinen Form des Partizips erkennen wir, daß es ein Sklave *Helpis* ist, der den Grab-

stein der *Aphrodisia* gestiftet hat. Zum Beweise für die Richtigkeit unserer Auffassung sei noch auf eine andere stadtrömische Inschrift (CIL VI 4870 = Diehl 1022) verwiesen, wo wie in der obigen ζών, umgekehrt ἀποθνήσκων in einer lateinischen Inschrift, in lateinischen Buchstaben geschrieben, begegnet: [? duo saccofaga | [lib.] lib. pos. eor | be]ne baleas | [tu, qui q]uae non iscri | [pseris li]teras iam | [meos me h]ic condidisse | [cum scias hon]estae, de me ita [facio, ut dei]n apothnesconta | [te memineris].

III. Ἰακὼ Κύμινα = Ἰακὼ β Cumanus?

Die Inschrift *Revue biblique internationale* 1903, 612 (Klein, Jüdisch-palästinensisches *Corpus inscriptionum* n. 136) ist vom Herausgeber so gelesen und ergänzt worden:

Ἰούστου γναφέ(ως) [υἱοῦ] Ἰακὼ Κύμινα διὰ σάλω[μ]

„Iustos, des Wollkremplers, Sohn des Jakobs

Kymina(?), in Frieden“.

Es ist vermutet worden, daß mit Κύμινα die *origo* oder das Domizil des Vaters des hier Bestatteten bezeichnet werden, er also aus *Cumae* stammte oder Einwohner von *Cumae* war. Κυμινα ist aber m. E. ein Bestandteil der Paxformel und mit διὰ σάλωμ = ἐν εἰρήνῃ zu verbinden und κύμισις (κοίμησις) oder κῶμα zu lesen, bzw. zu verbessern. Die Eulogie: ἐν εἰρήνῃ ἢ κοίμησις αὐτοῦ ist so überaus häufig, daß Beispiele wohl nicht angeführt werden müssen.

Wien.

STEPHAN BRASSLOFF.

De Martialis Epigr. IX 67.

De hoc epigrammate, cuius versus ultimi quid sibi vellent plane obscurum esse adnotaverat Friedlaender in ed. tom. II. p. 88, nuper disputavit in *Musei Rhenani* vol. LXXVII. (anni MCMXXVIII), p. 432 Mauritius Schuster, ut novam interpretandi viam ingressus lucem tenebris inferret. Atque is ad hunc disputationis finem pervenit, ut hominem quendam irrumatum a Martiale maledico dente carpi diceret; id esse totius carminis acumen. Verba enim v. 5: *improbis quiddam . . . rogavi* sic fere interpretatur: *rogavi, ut cunnum eius lingere mihi liceret, sequentia vero (v. 7): sed mihi pura fuit dicta* putat pro: 's. m. p. mansit,' in quibus haec sententia

inesset: ipse purus puellam cunnum lingendo non feci impuram.

Hoc fuisse poetae consilium quominus credam compluribus causis impediō. Atque prima quidem eaque gravissima mihi videtur, quod prior carminis pars multo maior in amoris voluptatibus, quas puellam quandam lascivam sibi parasse poeta fingit, tam fuse describendis versatur, ut si casu versu sexto concluderetur, quin epigramma sit plane amatorium iusto fine privatum nemo dubitaret. Recte enim cum eo aliquis comparet Mart. Epigr. XI 26 vel Philodemi A. P. V 132 vel alia similia, quae in Anthologia Palatina leguntur. Martialis, si carmen ad Aeschyli oris impuritatem irridendam spectare voluisset, homini illi, ut mihi quidem videtur, iam in priore atque maiore epigrammatis parte primas partes aut locum saltem tribuisset. Schusteri autem explicationem si sequimur, exitus carminis, in quo Aeschylus propter oris impuritatem deridetur, non bene cohaeret cum priore parte, in qua legentium animi per sex versus ad alias personas, ad aliam rem avocantur. Nam sic mirum in modum lepida Veneris gaudiorum descriptio plane ex inopinato commutatur in acerbam derisionem vitii hominis cuiusdam, qui vinculo nullo aut nimis laxo cum priore epigrammatis parte colligatur. At hoc modo Martialis, quantum equidem scio, carmina irrisoria componere non solet. Adde quod omnia, quae Schuster homini illi imputat, marem mollem omni maduisse spurcitie, virorum grandia tenta vorasse, apud poetam ipsum non leguntur, eliciuntur ex verbis illis: *sed mihi pura fuit; tibi non erit*. Sane necesse non erat poetam de his hominis vitiiis multa dicere; satis habere poterat factum quoddam narrare, ex quo quam impurus esset, legentibus luce clarius eluceret. Quod ut exemplo demonstrem, relego ad Mart. Epigr. VI 66. Scriptum est, ut Gellium praeconem impuri oris esse demonstretur. Quomodo poeta rem instituit? Fingit eum puellam famae non nimium bonae vendentem. Quam puram esse ut approbet empturis, quo maius pretium elicere possit, quamvis repugnantem palam saepius osculatur. Concludit poeta carmen breviter sic, ut empturos nunc eam minoris aestimasse dicat. Vides huius carminis argumentum unum idemque esse; quod de Epigr. IX 67, de quo agimus, si Schusteri explicatio admitteretur, affirmare nemo posset.

Accedit, quod verba *sed mihi pura fuit* idem valere atque *sed mihi pura mansit* atque dicta esse pro: *sed a*

me impura facta non est parum est probabile. Nam ut omittam *mihi pura fuit* non idem esse atque *mihi pura mansit*, licet nonnullis locis fuit propius accedat ad significationem mansit, totum enuntiatum nimis contorte dictum esset, quam ut Martialis dicendi consuetudo agnoscatur; simplex enim ea est atque naturalis. Quicumque nulla opinione praeiudicata ductus versus perlegerit, interpretabitur: *mihi tum, cum munus illud praebuit, pura, id est intacta, nondum inquinata ab alio fuit*. Luculentum eius significationis exemplum habes in epigrammate modo citato, ubi in v. 5 legitur: *dum puram cupit approbare cunctis (puellam)*. Quae si quis secum reputaverit, iam non credet *improbis quiddam* dictum esse de cunni lingendi potestate (quamquam video locum sic intellectum esse iam ante Schusterum a Gustavo Friedrichio in Catulli comment. p. 280, cuius ille mentionem non fecerat), sed cum Gilberto (in Mus. Rhen. XL 215) de puellae facilitate amanti ore morigerandi intelletget et recte ab eo dicta censebit: *mihi pura fuit: ore eius tum, cum ego utebar, nondum alius usus erat*.

Ultimus qui mihi restat scrupulus pertinet ad ultima carminis verba; quae Schuster sic interpretatur: Mala est Aeschyli condicio: nam ipsius os, quod inrumationibus tangi solet, impurum est. At cum de munere accipiendo sermo est, ubi *mala condicione* adicitur, nemo hoc de statu accipientis intelletget, sed de condicione ab ea, quae munus praebet, lata.

Quae cum ita sint, nodus, qui sine dubio in ultimo disticho haeret, ea ratione, de qua satis multa mihi dixisse videor, exsolvi non potest. Quaeritur, utrum possit alia an gladium alterius Alexandri desideret. Atque mihi quidem, dum meliora proferantur, progrediendum videtur ea via, quam Gilbert monstravit. Teneamus igitur descriptioni illius mirae facilitatis, qua puella poetae πάντα χύδην παρέχεν, in fine epigrammatis praeter expectationem adiungi pauca, in quibus aculeus in Aeschylum quendam inest. Quae explicari possunt, si Aeschylum poetae rivalem sumimus, qui eandem puellam concupiverat, idem munus sibi ipsi primo praebere in votis habuerat. Neque enim necesse est propter nimiam lascivitatem illam puellam fingere moecham Suburanam omnibus amoris ludis longo usu exercitatum. Quicumque Casanovae, celeberrimi illius in amore artificis, libros

de memoria vitae suae noverit, reminiscetur, quam saepe puellae modo virum expertae omnibus modis ei morem gesserint. Martialis autem (sive rectius is, ex cuius persona loquitur) Aeschylum praevenerat atque omnia a puella sine ullo negotio erat assecutus. Quid? putatisne a gaudio summae voluptatis exhaustae alienam esse cavillationem delusi rivalis? Nonne summus hic accedit felicitatis cumulus? Quare crediderim verba *condicione mala* non cum Gilberto explicanda esse: puellae ore non iam puro, quoniam sic nil profertur nisi quod per se possit intellegi, sed novum malum futurum adnuntiari Aeschylo. Puella, quae poetae omnia nulla mora, immo ante preces totas concesserat, Aeschylo munus illud exoptabile non tam facile praebet, sed malam feret condicionem. Quid sub hac voce lateat, qui puellas illius notae non ignorat, facile divinabit: magna praemia, magnam pecuniae vim poscet. Sane concedendum est, Aeschylum, cui iam primitiae praereptae sint, cum hoc insuper audiverit, non iam magnopere desideraturum illud puellae munus; non concedendum est epigramma sic omni festivitate facetiarumque lepore carere. Nam qui hoc legerant Romani, sine dubio gaudebant cum poeta omnia ei prospere cessisse, ridebant cum eo delusum rivalem idque eo libentius, quod hic carminis exitus iis plane inexpectatus acciderat.

Sic si interpretamur carmen, servamus unum eius eundemque colorem, quoniam plena illa Veneris gaudiorum descriptio apte cohaeret cum delusi rivalis cavillatione; neque enim nihil valet illa ad amantis gaudium, dolorem delusi augendum.

Graecii.

CAROLUS PRINZ.

Ein locus conclamatus bei Valerius Flaccus.

Im siebenten Buche seiner *Argonautica* schildert Valerius Flaccus die Bewältigung der feuerschnaubenden, erzhufigen Stiere und die Saat der Drachenzähne durch Iason, Taten, die Aietes für die Ausfolgung des goldenen Vlieses von dem Argonautenführer gefordert hatte. Es heißt da (v. 559 ff.) von Iason (ed. Kramer p. 178):

560 *Fixerat ille gradus totoque ex agmine solus
stabat, ut extremis desertus ab orbibus aclis,
quem iam lassa dies austrique ardentis harenae,
aut quem Riphaeas exstantem rursus ad arces
nix et caerulei Boreae ferus abstulit horror . . .*

So die Textesherstellung in der jüngsten maßgebenden Ausgabe, deren *adnotatio critica* nachstehende Angaben enthält: „*ab orbibus* M (Monacensis), *ab oribus* V (Vaticanus), *in oribus* Ph. Wagner, sed expectes *ab aclibus*, quae ducem sequi solent vel stipare; *aclis* vel *axis* Vollmer, *axis* V.“ Während sich also Kramer an der ersten Stelle (*ab orbibus*), wie wir meinen mit Recht, für die Lesart der Monacensis entscheidet, setzt er an der zweiten Stelle für das überlieferte *axis* Vollmers Konjektur *aclis* in den Text. Vollmer selbst unterscheidet in seinem Artikel *axis* (*Thes. l. L.* II 1640, 22 sqq.) drei Hauptbedeutungen dieses Wortes und ordnet unsere Dichterstelle an dritter Stelle ein (*axis = genus bovis ferae*), wozu es jedoch nur eine einzige, sehr problematische Parallele gäbe, nämlich Plin. Nat. VIII 76 *in India (esse tradunt) et boves solidis unguis unicornes et feram nomine axin hinulei pelle*. Anschließend bietet Vollmer unsere Stelle, auf deren fragliche Deutung seine Zusatzbemerkung *quo de loco se ipsi frustrantur interpretes* hinweist. In seiner eingehenden und sorgfältigen kommentierten Ausgabe der *Argonautica* gibt P. Langen¹⁾, der *ab oribus axis* liest, nachstehende Notizen, die auf die Hauptschwierigkeiten der Interpretation klar hindeuten: „v. 560 sqq. *Locus obscurissimus, quo quid dicere voluerit Valerius, numquam opinor ad liquidum perducere poterit. Servavi scripturas in Vaticano traditas. Ante omnia, quid significet axis in v. 560, incertum est, at ex eius substantivi notione tota pendet explicatio*²⁾. *Sunt qui intellegant caeli polum, alii explicant esse sidus septentrionis, alii currum, Baehrens ‚arbos‘ scripsit pro ‚axis‘, Bussen*³⁾ *‚ales‘. Mihi quidem aut de agmine curruum videtur poeta cogitasse, ex quibus ultimus ablatus vel separatus a ceteris relinquatur impeditus. Illam explicationem si probare velimus, in versu 560 scribendum: extremus .. ab orbibus, i. e. rotis, curribus, et in v. 562 redeunte (pro: instantem) rursus.“ Das hieße eine Gewaltmethode der Heilung versuchen, die sich durch die Notwendigkeit einer doppelten Konjektur selbst richtet. — Wir meinen, daß die Überlieferung *axis* vollkommen intakt ist, ferner, daß *ab oribus**

¹⁾ C. Valeri Flacci Argonauticon libri octo enarravit P. L., pars posterior continens libros IV—VIII, Berolini 1897, p. 511.

²⁾ Eine durchaus zutreffende Angabe.

³⁾ Cf. O. Bussenius, De Valerii Flacci in adhibendis comparationibus usu (Luebeck 1872), p. 26.

(im Vaticanus) verschrieben wurde für *ab orbibus*, was der Monacensis bewahrt hat. Indem wir so durchaus im Bereiche der Tradition bleiben, erwächst uns lediglich die Aufgabe der Interpretation. Nach alter Vorstellung⁴⁾ stand die Erdachse, die als (metallene) Stange gedacht ist, an den beiden Erdenden vor (heraus) und war im Norden mit Schnee (v. 562 sq. *quem, sc. axem, nix et caerulei Boreae ferus abstulit horror*), im Süden mit Sand (v. 561 *quem, sc. axem, austri . . . ardentis harenae sc. abstulerunt*) überdeckt, so daß man ihr Vorstehen kaum merkte. *Axis* steht also nach unserer Annahme hier in der so häufigen Bedeutung⁵⁾ ‚Erdachse‘, nur muß man sich die gedachte Situation richtig vorstellen: v. 561 weist auf den Südpol hin, wo man sich heiße, erschlaffende Verhältnisse — hierauf bezieht sich auch *lassa dies*⁶⁾ — und höchste Wüstenhitze⁷⁾ (*austri . . . ardentis harenae*) dachte; v. 562 f. beziehen sich auf den Nordpol, d. i. das Gebiet des Eises und des schaurigen Boreas (v. 563 *abstulit, sc. oculis*). Die Erdachse ist hier konkret gedacht⁸⁾, die Erde als Kugel vorgestellt: dies ergibt sich aus den gleichfalls mißdeuteten Worten *extremis ab orbibus*. Demzufolge werden die *orbes* (‘Kreise, Ringe’) gegen den Pol zu immer kleiner und als äußerster Punkt erscheint der Pol; was über den Pol hinaussteht, wird als *desertus ab orbibus* — die Erdachse steht eben, wie erwähnt, an beiden Enden „einsam“ heraus — bezeichnet. Ich übersetze also (wobei ich hier nur auf Wörtlichkeit, nicht auf Glätte Gewicht lege): „So stand er (Iason) allein vor dem ganzen Heere wie die einsam an den Polen aus der Erdkugel herausstehende Achse, die das müde Licht und die Sandmassen des glühenden Auster oder die anderseits⁹⁾ bei den Riphäischen

⁴⁾ Vgl. hiezu *Pauly-Wiss. R.-E.* s. v. *axis*; *Maaß*, *Aratea* (1892) p. 98.

⁵⁾ Vgl. *Cic. Nat. deor.* I 52, *Tim.* 32, *Manil.* I 286 sqq. u. *Thes.* I. L. s. v. *axis*.

⁶⁾ Am Südpol ist alles erschlafft: der Tag, das Licht ist müde, das heißt, man sieht nicht mehr viel. Man sieht da also das herausstehende Achsenende nicht, weil hier zu wenig Helligkeit herrscht; ferner aber hat der Südwind, wie in der Wüste, heiße Sandmassen zusammengeweht und hiedurch auch die hervorstehende Achse verdeckt.

⁷⁾ Nord- und Südpol sind also in Temperaturverhältnissen als stärkste Kontraste gedacht.

⁸⁾ Man denke vergleichsweise an die rebellierenden Eskimos bei Fritz Reuter, welche die Erdachse nicht mehr „schmieren“ wollen.

⁹⁾ Mit *rursus* wird auf das andere Erdende, den Nordpol, hingewiesen.

Höhen Schnee und der wilde Schauer des dunklen¹⁰⁾ Boreas entrückt hat.' Ein solcher Vergleich paßt unseres Erachtens sehr wohl in ein Epos, das einer Zeit entstammt, da die Schifffahrt auf dem Meere größeren Umfang gewonnen hatte und der römischen Herrschaft — hatte sie doch unter Vespasian in Britannien festeren Boden gefaßt — die Schranken der Welt geöffnet waren. Zudem liebten es die Epiker jener Tage, die Anschaulichkeit ihrer Darstellung durch eine verschwenderische Fülle von Gleichnissen zu erhöhen, deren Stoff nicht selten Naturerscheinungen boten, die dann der Wirklichkeit gemäß oder in einer durch die Phantasie belebten oder vom Rationalismus ausgestalteten Weise vorgeführt wurden.

Wien.

MAURIZ SCHUSTER.

Nachlese.

I. Zu Petron.

In der bekannten Erzählung über die Witwe von Ephesus heißt es (112, 7) in der Ausgabe Buecheler-Heraeus:

mulier non minus misericors quam pudica „ne istud“, inquit, „di sinant, ut eodem tempore duorum mihi carissimorum hominum duo funera spectem.“

Die handschriftliche Überlieferung bietet *nec*. Das ist richtig und nicht zu ändern. Man vergleiche Curtius X 6, 20 *nec di sierint*, Plinius Ep. II 2, 3 *nec di sinant.*, Seneca Contr. I 1, 17 *nec di istud nefas patiantur*. Die Beispiele und Belege findet man bei E. Löfstedt *Syntactica* I (1928) 266 f. und H. Hoppe, *Syntax und Stil des Tertullian* (1903), 107.

II. Nicht gewollte Veröffentlichungen.

Zu Fronto p. 185 N. hat E. Hauler, *Wiener Stud.* XLVI (1928, Wilamowitz-Heft), S. 244 auf Grund seiner Frontostudienreise im Sommer 1928 erkannt, daß die Seite 293 des Ambrosianus wirklich, wie Mai angab, noch zwischen den zwei Briefen an *Cl(audius) Iulianus (Naucellius)* ein kurzes Billett an Frontos Schwiegersohn *Victorinus* enthalten hat. In dem zweiten Schreiben an *Cl. Iulianus* gibt Fronto seinem Unmut darüber Ausdruck, daß *Gellius* gegen sein Wissen Erörterungen Frontos veröffentlicht und zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht habe. Es stand im Briefe:

¹⁰⁾ *caeruleus*: da er häufig finstere Regenwolken mit sich führt (vom Standpunkt des römischen Dichters aus gesprochen).

Non agnovi ista mea ab Gellio pessime quaeri. Credideris admonuisse se edere. Ego epistulas invitissime scribo.

Wenn Fronto hier *invitissime*, eine seltene vulgäre Form, gebraucht, so paßt dies gut zu dem abrupten, schnell hingeworfenem Ton des Billetts, das ohne Zweifel den ersten Unmut Frontos über das ihm ärgerliche, ungehörige Vorgehen des Gellius kurz zum Ausdruck bringt. So begreift man auch, daß für *pessime* die Lesung der *m.² aptissime* von Fronto bei einer Neuausgabe in den Text gesetzt wurde. Denn das Verhältnis des Fronto zu Gellius war ja später ein sehr gutes (Noct. Att. II 26, XIII 29, XIX 8, 10 u. 13).

Unter den Stellen, die für vom Autor nicht beabsichtigte Veröffentlichungen angeführt werden, wird von nun an auch die Frontostelle zählen müssen. Dabei sei zu den von Hauler schon zitierten noch auf zwei Stellen aufmerksam gemacht. Aus dem Parmenides des Platon 127 C wissen wir, daß Zeno einen schriftlich ausgearbeiteten, von ihm wiederholt gehaltenen Vortrag in Athen zur Vorlesung brachte. Dieses γράμμα wurde gegen seinen Willen irgendwie veröffentlicht, vielleicht nur in kleinem Kreise, wie Werner Jaeger, Studien zur Entstehungsgeschichte der Metaphysik des Aristoteles 1912, 138 ff. erklärt. Jedenfalls war aber die Veröffentlichung dem Zenon nicht erwünscht, 128 D καὶ τις αὐτὸ ἐκλεψε γραφὴν ὥστε οὐδὲ βουλευσασθαι ἐξεγένετο εἶτ' ἐξοιστέον αὐτὸ εἰς τὸ φῶς εἶτε μῆ. Weder die Äußerung des Zeno bei Plato noch die briefliche Mitteilung des Fronto täuscht einen nicht wirklichen Vorgang vor.

Ebenso ist zu urteilen über die Klage des *Sulpicius Severus*. Er schreibt der von ihm verehrten und ihn verehrenden Mutter seiner früh verstorbenen Frau: p. 146 H. *Sulpicius Severus Bassulae parenti venerabili salutem. Si parentes liceret in ius vocari, te plane expilationis furtique ream ad praetoris tribunal iusto dolore traheremus. . . . Nullam mihi domi chartulam, nullum libellum, nullam epistulam reliquisti: ita furaris omnia, ita universa divulgas.* Kein Zweifel: Die stolze Schwiegermutter sorgte für die schnelle Verbreitung, der Schwiegersohn war aber gewiß nicht ernstlich böse.

III. Superlativ statt Komparativ.

In Περὶ ἀρχαίας ἡτρικῆς Kap. 4 schreibt Heiberg Hippocratis Vol. I (1927) ἔτι γούν καὶ νῦν οἱ τῶν γυμνασίων τε καὶ ἀσκησίων ἐπιμέλομενοι ἀεὶ τι προσεξευρίσκουσιν κατὰ τὴν αὐτὴν ἔδδον ζητέοντες, ὅ

τι ἐσθίων τε καὶ πίνων ἐπικρατήσῃ τε αὐτοῦ μάλιστα καὶ ἰσχυρότερος αὐτὸς ἑωυτοῦ ἔσται. Hier deckt sich seine Einstellung zur handschriftlichen Überlieferung an einer wichtigen Stelle mit Kuehlewein. Beide folgen dem Paris. Gr. 2353 XI. Jh. (A) in der Übernahme des Komparativs ἰσχυρότερος, während der Marcianus 269 XI. Jh. (M) ἰσχυρότατος hat. Ein solcher Superlativ statt des Komparativs ist bekanntlich möglich. Zu dem oft angeführten Beispiel aus Thukydides I 1, 1 ἀξιολογώτατον τῶν προγεννημένων bemerkt mit Recht L. Radermacher, Neutestamentliche Grammatik² (1925), 67, daß sich schon so in alter Zeit „eine nur geringfügige Unterscheidung zwischen Komparativ und Superlativ“ zeige. Zu den gern angeführten Beispielen Soph. Antig. 100, Phil. 1171 ist noch das bei Platon Gorg. 484 D aus Eurip. Antiop. (= 183 N) erhaltene Beispiel zu stellen: ἴν' αὐτὸς αὐτοῦ τυγχάνει βέλτιστος. Es ist also keine grammatische Rücksicht, die die Herausgeber veranlassen darf, in *Περὶ ἀρχ. ἑητ.* von der Lesart in M abzuweichen; sie deckt sich in ihrem ganzen Gefüge genau mit der Euripidesstelle.

Gestützt kann aber die Lesart in M werden, wenn man überlegt, daß M auch sonst gute Lesungen bietet. Wie wichtig er überhaupt für die Textgestaltung ist, hat bereits Th. Gomperz in *Περὶ τέχνης* und *Phil. LXX 213ff.* gesehen. Noch ein paar Beispiele mögen das Gesagte erhärten. Dabei muß nicht erst bemerkt werden, daß Heiberg mit Recht Kuehleweins Grundsatz sich zu eigen machte, nicht einer Handschrift streng zu folgen, sondern, da A und M doch aus einer Quelle fließen, beide stets heranzuziehen. Nur darf man nicht zu weit gehen und A gegenüber M einen Vorzug einräumen, wie das eben jetzt üblich ist. Gewiß, M hat offensichtliche Fehler, ja sogar Flüchtigkeiten, aber er bietet, wie ich meine, nicht nur an der oben angeführten Stelle das Richtige, sondern auch an anderen. Er hält sich von Modernisierungen fern, die in A auftreten. So heißt es in A φανερώς, in M ἀντικρυς (nicht ἀντικρῦ!) S. 39, 27 H.; dieses ist m. E. das Richtige, A setzt nur das gewöhnliche φανερώς für das seltenere ἀντικρυς ein. Das lehrt Schol. II. IX 359 διαφέρει τὸ ἀντικρῦ τοῦ ἀντικρυς προπαροξύτονον. τὸ μὲν γὰρ ἀντικρῦ δηλοῖ τὸ ἐξ ἐναντίας, τὸ δὲ ἀνικρυς τὸ φανερώς. Ebenso hat A ohne Grund die ionische Form ἔδων durch ἐσθίων verdrängt S. 39, Z. 4 H., ferner αἰτήην statt χρεῖην eingesetzt S. 39 (darüber vgl. schon Pohlenz, *Hermes* LIII 403).

S. 38, 12, ebenso πολλά statt συχνά S. 38, 10. An diesen und vielen anderen Stellen kann man ohneweiters die Lesungen von A als Erklärungen der in M begreifen. Sollte man es wirklich für möglich halten, daß die Lesungen in M durch eine nachträgliche künstliche Ionisierung des Textes entstanden sind? Das scheint mir das Unwahrscheinlichere und so meine ich, daß auch in ἰσχυρότερος M altes Gut bewahrt hat.

Die Entscheidung zwischen A und M ist gewiß schwierig, sie scheint mir durch Kuehlewein und Heiberg zwar in die Wege geleitet, aber noch nicht zum Abschluß gekommen. Es liegt hier ein ähnlich schwieriges Problem vor, wie z. B. in der Textkritik des *Bellum Gallicum*, das die beiden auf einen Archetypus zurückgehenden Klassen α und β stellen. Meusel, Kübler, Klotz und andere sind, abgesehen von ganz sicheren Zuteilungen einzelner Handschriften, zweifellos in vielen Punkten über ihre Vorgänger hinausgekommen; aber die Frage, ob die β -Klasse nicht doch hier und da nur einen abkorrigierten Text bietet, ist noch immer zu erwägen.

Wien.

ALFRED KAPPELMACHER.

Zu Sallusts Historien III 6 (M.).

(Erwiderung auf Ad. Schultens Miscelle im Hermes LXIII 366 ff.).

Durch meinen letzten Aufenthalt in Italien im Jahre 1928 und mehrere Zufälligkeiten ist mir die im Juliheft des Hermes LXIII 366 ff. enthaltene Miscelle Ad. Schultens „Zu Sallust Hist. III 6“, worin er gegen einzelne Punkte meiner Abhandlung „Zu den Orleaner Bruchstücken des III. Buches von Sallusts Historien“ (Wiener Studien XLIV 188—210) Einwendungen erhob, leider erst sehr verspätet in die Hände gelangt. In dieser hatte ich insbesondere seinen früheren Aufsatz „Eine unbekannte Topographie von Emporion“ (Hermes LX 66 ff.) einer eingehenden Kritik unterzogen. Nach der Durchsicht jener Miscelle, von der mir der Verfasser keinen Sonderabzug als Gegengabe hatte zukommen lassen, sehe ich mich zur Klärung des Tatbestandes veranlaßt, folgendes darzulegen.

Schulten irrt zunächst, wenn er von „der neuen Lesung des Palimpsestes durch Chatelain“ spricht. Es geht aus meiner Abhandlung (diese Zeitschr. XLIV 190) klar hervor, daß die

Lesung auf Grund einer guten neuen Reproduktion des Blattes in Chatelains *Paléographie des classiques Latins* (Bl. LI a) von mir stammt. Ich muß mich ferner wundern, daß Schulden, den ich zwar als Geographen und Historiker sehr schätze, aber von dessen paläographischen Kenntnissen und von einer eigenen Nachprüfung der bezeichneten Salluststelle ich nichts weiß, schreiben kann: „daß die beiden Buchstaben (am Ende der Zeile 11 der Palimpsestspalte XVIII in der Lücke vor dem Inselnamen) DE zu lesen seien, halte ich nicht für sicher.“ Er zieht allerdings seine frühere unmögliche Behauptung, daß in Zeile 12 zu Anfang EMPORIAS gestanden haben könne, zurück, vermutet aber jetzt, daß EM|PORIAS auf Zeile 11 und 12 verteilt gewesen sei. Dabei hat er jedoch das von mir schon a. a. O. S. 190 Festgestellte nicht beachtet: „Der von Schulden ergänzte Name der Doppelstadt *Emporiae* oder besser die eigentlich für die Altstadt, an die er ja allein denkt, zu erwartende Bezeichnung *Emporion(-um)* überragt mit den 8 Zeichen, von denen 6 breit sind, bedeutend den verfügbaren Raum (von 5 Buchstaben). Auch an eine Teilung des Wortes in *Em|porias* oder *Em|porion* ist nicht zu denken, da das vorausgehende, die Zeile schließende *ad* die eingezeichnete Randlinie bereits etwas überschreitet und die danach noch sichtbar gewordenen Spuren zweier alter Zeichen sicher nicht EM ergeben. Aber selbst, wenn dies der Fall wäre, würde PORIAS mit den 6 Buchstaben, von denen 5 breiter sind, nicht in die Lücke passen. Damit fällt die so bestechende Vermutung in sich zusammen und wir wären wieder auf die bloße Ansetzung einer Lücke von 5 Buchstaben vor *insulam* angewiesen, wenn uns nicht die Reproduktion dieser Spalte in Chatelains *Paléogr...* zu Hilfe käme.“ Das Lichtbild der seit meiner ersten Entzifferung im Jahre 1886 gereinigten, geglätteten und gelichteten Kolumne bietet nun vorher nicht wahrnehmbare Reste alter Schriftzeichen nach AD in Zeile 11, die mir nach häufiger genauester Prüfung mit und ohne Lupe als DE erschienen sind und auch jetzt wieder so erscheinen. Der Zusammenhang dieser Stelle mit dem Vorausgehenden ist aber folgender: Nach dem vorher von Sallust geschilderten wenig glücklichen Strafzug des *M. Antonius (Creticus)* gegen die krieglerischen Ligurer an der narbonensischen Küste, die vielmehr ihm selbst (wohl im Hafen von Massilia) stark zusetzten und erst durch ihren Abzug in die Alpen wieder Luft machten,

faßte der röm. Kriegsrat den Beschluß, mit der Flotte gegen Sertorius loszugehen (*quaestio jac(ta est ad) Sertorium pervehi*. Weiters wird noch auf Spalte XVII über die Ankunft der gesamten Kriegsflotte des unglücklichen Oberfeldherrn im Gebiet der *Aresinarii* berichtet, die Schulden für die *Αἰρηνώσιοι* bei Polybius III 35, 2 hält und mit Recht unweit von *Emporion* ansetzt (vgl. auch meine Abhandlung S. 195); die gewiß verlustreichen Kämpfe mit ihnen und mehrere andere Unternehmungen waren auf den zwischen den Spalten XVII und XVIII des Palimpsestes ausgefallenen zwei vollen Kolumnen (mit 42 Zeilen) erzählt, bevor (auf Spalte XVIII) der schwierige Übergang über den sehr breiten Fluß *Dilunus* geschildert und dann in Z. 9 ff. so fortgefahren wird: *(Tum) praemisso cum equi(tib(us) Af)ranio legato et par(ten)avium longarum ad De(. . . .) insulam pervenit (ratus) inproviso metu (posse) recipi civitatem co(m)(meati)b(us) Italicis opportu(nam)*. Schulden hatte (Hermes LX 70) irrig gemeint, die Spalten XVII und XVIII folgten unmittelbar aufeinander, und behauptet, daß die Überrumplung dem den *Aresinarii* nahegelegenen *Emporion* gegolten habe. Wenngleich *M. Antonius* nach seinem wahrscheinlichen Mißerfolge gegen diese Völkerschaft und nach weiteren ungünstigen Zwischenfällen, die er wohl durch Wind und Wetter im gefährlichen *sinus Gallicus* (dem heutigen *Golfe du Lion*) erlitten hatte, in der seit jeher römerfreundlichen Stadt etwas Halt gemacht haben mag, so liegt m. E. doch gar kein Grund vor, an einen Angriff der Römer auf diesen Platz und Hafen zu denken. Denn wir wissen nichts davon, daß diese für die Römer so wichtige an der Militärstraße nach der Provence gelegene Stadt sich je in Sertorius' Händen befunden habe. Auch kann die angegriffene Inselstadt, die Sallust *civitas commeatibus Italicis opportuna* nennt, schwerlich die Altstadt *Emporion* auf der kleinen festen Insel sein, die Strabo III, p. 160 mit den Worten erwähnt: ὄγκουον ἢ Ἐμπορίται πρότερον νησίον τι προκείμενον. Dieses unbenannte Inselchen war schon zu Strabos Zeit und wohl schon zu der seiner Quelle Artemidor (um 100 v. Chr.) nicht mehr bewohnt und hatte nach Schulden (Hermes LX 71 f.) nur 400 *m* oder etwa 266 röm. *passus* im Umfang. Wäre sie, wie er meint, im Jahre 74 als von Natur fast uneinnehmbar und gegen einen unerwarteten Angriff rasch befestigbar, doch verteidigt worden, so hätte wegen ihrer Kleinheit gewiß nur eine ganz geringe An-

zahl von Einwohnern darin Zuflucht finden und vor allem leicht ausgehungert werden können. Die ganze Ansiedlung aber, namentlich die größere griechische Neustadt war damals unbefestigt; denn ihre Mauern waren nach Schultens eigenen Worten längst verfallen und ihre Lage in der Ebene hätte ohneweiters eine rasche Besetzung ermöglicht. Für Antonius wäre es aber ohne Zweifel zwecklos gewesen, dieses kleine Eiland und die offene Stadt anzugreifen, zumal da sie sich, wie bereits oben bemerkt, überhaupt gar nicht im Besitz der Feinde befanden. Die von Sallust ausführlicher geschilderte Operation muß vielmehr gegen eine Hauptstation des Sertorius gerichtet gewesen sein, womit er den starken, gewandten und mit den Seeräubern verbündeten Gegner wirklich mit Erfolg zu treffen hoffte. Ich halte aus diesen Gründen, hauptsächlich wegen des entscheidenden paläographischen Tatbestandes, wonach *Emporiae* (*Emporion*) in die vorhandene Lücke gar nicht paßt, die wiederholte Behauptung Schultens, die Unternehmung des *Antonius* sei gegen Emporion gerichtet gewesen, für unzutreffend.

Bei meinem eigenen Vorschlag für den Namen der befestigten spanischen Inselstadt habe ich nach der bestimmten Angabe Schultens, des genauen Kenners dieser Gegenden, daß es außer Emporion an der ganzen katalonischen Küste zwischen Pyrenäen und Ebro keine andere Insel oder Halbinsel mit einer antiken Stadt gibt, vor allem an die südlich vom Ebro gelegene Hauptstation des Sertorius an der spanischen Ostküste, die zugleich der Hauptsitz und Stapelplatz der verbündeten Seeräuber war, an *Dianium* denken müssen. Ich betone neuerdings, daß es kaum ein Zufall sein kann, daß nach dem von mir sicher gelesenen DE der in der nächsten Zeile verfügbare Raum vor *insulam* durch die fünf zu ergänzenden Buchstaben ANIUM auf das vollkommenste ausgefüllt wird. Die Vulgärform *Deanium* ist aber nicht auffällig, weil *Deana* namentlich inschriftlich oft (etwa an 50 Stellen) bezeugt und u. a. durch die heutige Namensform des Städtchens (*Denia*) gestützt wird. Als Ortsname ist aber *Diana* (*Deana*) in fast allen römischen Provinzen belegbar (*Thes. l. Lat. Onomast.* III 135, 82 ff.). Diese natürlich und künstlich stark befestigte Stadt hatte Sertorius zu seinem Kriegshafen ausgebaut; hier hatte er mit den Gesandten des Mithridates das Bündnis vereinbart und von der aussichtsreichen Warte (*Ἡμεροσκοπεῖον* oder *Διάνιον* Strabo III, p. 159) konnten

leicht die römischen Flotten ausgelugt werden, die den Heeren des Pompeius und Metellus und den römerfreundlichen Seestädten Lebensmittel zuführen sollten. Die Wendung *civitas commeatibus Italicis opportuna* geht auf diese Zufuhren aus Italien, für deren Transport von Rom aus die Stationen auf Corsica oder Sardinien, dann die seit 123 v. Chr. durch Q. Caecilius Metellus Balearicus eroberten und besiedelten balearischen Inseln und eben *Dianium* selbst günstig gelegen waren. Als Hauptziel für den großen Kriegszug des Antonius eignet sich dieser so wichtige Punkt ohne Zweifel ganz besonders. Auch zeitlich fügt sich diese Unternehmung hier gut ein; denn die wichtigsten Ereignisse auf dem spanischen Kriegsschauplatze hatten sich während des Vorjahres 75 an der *Dianium* nächstgelegenen Küste abgespielt, wie dies Pompeius in seinem gegen Ende des Jahres 75 geschriebenen und zu Anfang 74 im Senat verlesenen Drohbriefe § 6 hervorhebt. Daß das heutige Denia mit seinem von Burgtrümmern und dem Kastell gekrönten Hügel dem alten *Dianium* entspricht, bezeugen inschriftliche und archäologische Funde, die auf der Höhe, an deren Fuß und in der Umgebung gemacht wurden¹⁾.

Eine Schwierigkeit scheint bloß in dem Umstand zu liegen, daß der Burghügel von *Denia* nach der Angabe von Professor O. Jessen und Schulten, die 1927 hier gewelt hatten, heute auf der Westseite keinen engen, sondern einen gegen 500 m breiten Zugang hat, während Sallust von einem *angustus ingressus* und einer *insula* spricht. Darauf gestützt, schreibt Jessen (Hermes LXIII 366): „Wenn es heißt, daß der Hügel hinten und auf den beiden Seiten steil zum Meere abfalle und nur vorne einen schmalen, sandigen Zugang habe, so muß der Berg ja fast eine Insel gewesen sein. Das trifft aber auf *Denia* bestimmt nicht zu. Es war nur ein halbinselähnlicher Landvorsprung vorhanden. Die Verbindung mit dem Hinterland

¹⁾ Die Behauptung des amerikanischen Forschers Rhys Carpenter, *The Greeks in Spain* 1925, *Denia* sei nicht *Dianium* oder Ἰππεροουμνον, sondern das südlicher gelegene *Ifach* bei Calpe, hat Schulten (Archäol. Anzeiger LXII 1927, Sp. 225 f.) überzeugend widerlegt. Auch würde der 328 m hohe *Monte Ifach* von Sallust nicht *tumulus* genannt worden sein. Sp. XVIII des Pal., Zeile 15 ff. schreibt er nämlich von den *oppidani* folgendes: *loco freti ni|<hil de> sententia mutave|<re, qu>ippe tumulum late|<rib. i>n mare et tergo editis| <taliq.> front<e>, ut angusto| <et har>enosso ingressu du|<bis pes haereret?>*.

war etwa 500 m breit, sie ist zwar sandig, aber altalluvial, wenn nicht gar diluvial²⁾. Während also das Inselchen bei *Emporiae* heute nach Schulten völlig landfest geworden ist, ist auch nach den Angaben der Genannten bei Denia noch jetzt ein halbinselähnlicher Landvorsprung vorhanden. Da *Dianium* mit dem von Kolonisten gleichen Ursprungs gegründeten *Emporiae* offenbar Ähnlichkeit in der Anlage hatte, wird auch die topographische Veränderung beider seit dem Altertum ähnlich gewesen sein. Aber der Schluß von der heutigen Beschaffenheit auf die gleiche im Altertum³⁾ scheint mir nicht gerechtfertigt; denn durch die an der ganzen Ostküste Spaniens, wie auch Professor Jessen und Schulten selbst bestätigen, wahrnehmbare Dünenbildung und Versandung mußten die früheren landnahen Inseln allmählich mehr oder weniger zu Festland werden. Nun bildet aber nicht nur an der Denia nahgelegenen Küste von Valencia die Versandung bis zu 100 m Aufhöhung⁴⁾, sondern es schreibt auch Prof. Jessen gerade über Denia (Archäol. Anzeiger a. O. Sp. 241): „Bei Denia beginnt die alluviale Schwemmlandküste, welche mit Ausnahme des felsigen Cabo Cullera den ganzen Golf von Valencia bis zum Kap Oropesa umsäumt. Die Veränderungen, welche die Küste in historischer Zeit durch Verlegung der Flußmündungen und Anlandung erfahren hat, sind sehr bedeutend.“ Daß die obigen Angaben nicht völlig gesichert und feststehend sind, geht aus den folgenden Worten desselben Gelehrten deutlich hervor: „Es wäre eine sowohl geologisch als archäologisch dankbare Aufgabe, die antike Topographie dieses Küstenabschnittes zu entschleiern. Sie würde aber bedeutend mehr Zeit beanspruchen, als mir ... zur Verfügung stand, zumal nur wenige geologische Vorarbeiten

²⁾ Über die im wesentlichen sandige Bodenbeschaffenheit dieser Gegenden äußert sich aber Prof. Jessen im Archäol. Anzeiger (a. O. Sp. 241) so: „Die Alluvialniederung besteht aus tonigsandigem Schlick; an der Meerseite ist streckenweise ein dünentragender Sandgürtel vorgebaut. Die Niederung liegt nur wenig über dem Meeresspiegel. An sie schließt sich landeinwärts eine höhere, aus Sanden und Schottern bestehende Diluvialterrasse an“.

³⁾ Schulten behauptet (Hermes LXIII 367): „Der Felsen von Denia — war auch im Altertum keine Insel oder inselartige Halbinsel“.

⁴⁾ Vgl. u. a. A. Philippson, Das Mittelmeergebiet⁴, Teubner 1822, S. 86 ff. und K. Baedeker, Spanien und Portugal⁴ 1912, S. 211.

vorhanden sind und topographische Karten größeren Maßstabes bis heute vollständig fehlen“. Einen Beitrag dazu bietet allerdings Aviens Beschreibung von *Hemeroscopium*, das dieser eine alte *civitas* nennt, die zu seiner Zeit versumpft und menschenleer sei (V. 476 f. *nunc iam solum vacuum incolarum languido stagno madet*) und deren näherer und fernerer Strand weite Sandmassen bilde. Und Jessen äußert sich a. O. Sp. 242 über den 72 m hohen Burgberg von Denia bezeichnend dahin, „daß er sich inselartig aus der Ebene erhebt und die Küste weit hin beherrscht Das Meer reichte früher bis unmittelbar an den Nordostfuß des Berges. Auf der Nordwestseite werden die heute in Kulturland verwandelten Marismen im Altertum noch Lagunen gewesen sein. Auf der Südostseite befindet sich eine flußlaufähnliche Niederung, die ebenfalls ein Stück landeinwärts mit Wasser gefüllt war und vielleicht als Hafen diente“. Ähnlich lauten die von mir schon in der Abhandlung (Wiener Stud. XLIV 204 ff.) herangezogenen Mitteilungen des Lokalhistorikers Don Roque Chabas (*Historia de la ciudad de Denia*, Denia I. 1874, S. 67 ff.), die zugleich für die Zerstreung von Zweifeln gegen die Gleichsetzung des jetzt landfesten Burgfelsens von Denia mit *Dianium* oder der *insula Diana* wertvoll sind. Danach hatte Denia einst in der heute *Saladar* genannten Niederung einen inneren Hafen, der die Schiffe durch einen breiten Meereskanal bis an die Stadtmauern brachte. Und nach älteren von mir gleichfalls a. O. S. 207 f. zitierten, von Schulten nicht beachteten spanischen Schriftstellern (so P. Franc. Diago, *Anales de Valencia* II, c. 16) umgürtete dieser den inneren Hafen bildende Meeresarm einst die ganze Stadt, so daß die große römische Ansiedlung in der Tat eine Insel gewesen ist. Von dem heute breiteren Isthmus wird sonach im Altertum wohl ein größerer Teil noch unter dem Meeresspiegel gelegen gewesen, ein anderer neu angeschwemmt worden sein und nur ein schmaler Felsrücken, den die Flut unter Wasser setzen konnte, die Verbindung mit dem Festlande hergestellt haben ⁵⁾. Nicht nötig scheint mir anzunehmen, daß die Bezeichnung Insel hier, wie oft bei den Griechen und Römern, minder genau gebraucht sei und eigentlich auf eine Halbinsel (vgl. Peloponnes, Cher-

⁵⁾ Ich habe schon a. a. O. S. 206 auf eine Parallele bei Sallust Hist. II 56 hingewiesen, wo es höchst wahrscheinlich von Neukarthago heißt: *ubium, an insula sit, quod Euri atque Africi superiacis fluctibus circumlavitur.*

sones u. a.) gehe, die durch irgend einen, auch breiteren Zugang mit dem Kontinente zusammenhing, wie dies z. B. Schulten von Calpe annimmt⁶⁾. Dann wäre *angusto ingressu* hier so zu verstehen, daß die zur Abwehr bereiten Städte diesen strategisch schwächeren Teil eben durch künstliche Befestigungen, wie durch Mauerzüge mit einem schmalen Toreingang stark zu verengern und sonst zu sichern wußten. An Ähnliches hatte übrigens schon Maurenbrecher gedacht, der in der Beschreibung der Inselstadt (*ad hoc*) *fronte ut angusto (ita har)enoso ingressu du(plici muro muniverant)* vorschlagen wollte. Die außergewöhnliche Festigkeit und Unzugänglichkeit der Festung und die große Stärke der auch die Stadt umgürtenden Mauern, die in ihrem östlichen Teile kunstreich im Meere selbst erbaut waren, rühmt der arabische Schriftsteller des XII. Jhrh. *Edrisi Abu-Abdalla* und nach ihm Chabas a. O. I. 228 und 258⁷⁾.

Ferner kann ich Schulten in seiner Miscelle (Hermes LXIII 367) durchaus nicht zustimmen, wenn er das wichtige Zeugnis für *insula Diana* im *Itinerarium Anton.* p. 510, 4 (Parthey et Pinder): „*Inter Hispanias et Tingi Mauretanium* (für *Tingin Mauretanam* oder *Tingitanam M.*) *insula Diana, Lesbos, Ebusos. Ab hac insula Carthagine Spartaria* (gleich dem auch handschr. belegten Akkusativ) *stadia CCCC et a supra scripta insula ad Baleares stadia CCC. Insula Columba, Balearis maior; insula Nura, Balearis minor*“ durch eine gewagte Erklärung beseitigen will. Er nimmt daran Anstoß, daß dreimal *insula*, nicht *insulae* steht, und er glaubt, „daß nur drei Inseln aufgezählt werden, nämlich (von Westen nach Osten) *Ebusus, Balearis maior, Balearis minor*, und daß, wie *Columba* und *Nura* andere Namen für Mallorca und Menorca sind (als solche auch von Kiepert, *Formae Orbis ant.* Blatt *Hispania*, aufgefaßt), so *Diana* und *Lesbos* andere Namen für *Ebusus* darstellen. Sollten aber *Diana* und *Lesbos* von *Ebusus* zu unterscheiden sein, so müßte mit *Lesbos* etwa Formentera . . . , mit *Diana* eine der

⁶⁾ Archäol. Anz. LXII 1927, Sp. 227 f.: „Der Fels Calpe ist in prähistorischer Zeit eine Insel gewesen, aber in griechischer war er Halbinsel wie heute. Ich habe trotzdem vermutet, daß die nördlichste der drei Inseln, die der alte Periplus (Avien 461) zwischen Kap Palos und Kap Nao erwähnt, Calpe sei.“

⁷⁾ S. auch *Description de l'Afrique et de l'Espagne par Edrisi*, texte arabe publié par R. Dozy et M. J. de Goeje, Leiden 1866; vgl. über den Quaderbau mit Türmen auch Schulten (Archäol. Anz. a. O. Sp. 228).

kleinen Inseln zwischen Kap Palos und Kap Nao gemeint sein, also *Grossa, Tabarca, Benidorm, Calpe-Ifach*.“ Daß das gemeinsame substantivische Attribut *insula* im Singular voransteht, kann den Philologen, der diese häufige Fügung einseitige Kongruenz nennt, nicht befremden. Gerade im unmittelbar Vorausgehenden (p. 509—510, 4) bietet dasselbe *Itin.* nach *Insula Clota in Hiverione* eine ganze Reihe weiterer Inseln ohne Wiederholung von *insula* oder Verwendung des Plurals asyndetisch aneinander gereiht. Bei unbefangener Erklärung kann es m. E. ferner nicht zweifelhaft sein, daß, wie schon oben erwähnt, *insula Diana* von *Dianium* nicht zu trennen ist und keineswegs mit *Lesbos* und *Ebusos*, eventuell auch noch mit *Grossa, Tabarca* usw. zusammenzuwerfen ist. Daß mit dem dreigliedrigen Asyndeton *Diana, Lesbos, Ebusos* nicht diese letzte Insel allein gemeint sein kann, geht doch deutlich aus der Unterscheidung der Wendung *Ab hac insula* (nämlich der ebengenannten *Ebusos*) von *a supra scripta insula* (der erstgenannten, wichtigsten, nämlich *Diana*) hervor. Wäre nur von *Ebusos* die Rede, so würden auch die beiden Distanzangaben von Neukarthago und zu den Balearen durch *a supra scripta insula* stark gestört. Endlich ist die Angabe Schultens, daß auch Kiepert a. O. *Columba* und *Nura* als Mallorca und Menorca auffaßt, dahin richtigzustellen, daß dieser die beiden in Klammern hinzugefügten Namen je mit einem Fragezeichen versehen hat⁸⁾.

Ich wiederhole schließlich, daß die von *M. Antonius* angegriffene Inselstadt bei Sallust Hist. 6 nicht das römerfreundliche *Emporiae (-ion)* sein kann, weil paläographische und sonstige wichtige Gründe dem widersprechen. Dagegen hat sich *Dianium* als militärisch und kommerziell wichtigste Flottenstation des Sertorius von neuem als geeignetstes römisches Angriffsziel erwiesen. Die Einwände gegen einen Punkt in der Beschreibung Sallusts gehen von der gegenwärtigen Gestaltung des Terrains aus, das sich anerkanntermaßen dort seit dem Altertum ganz wesentlich verändert hat.

Wien.

EDMUND HAULER.

⁸⁾ Überdies setzt er *Lesbos?* zu *Ophiusa* (einem von Ebusos südlich gelegenen Inselchen). In Sieglins Handatlas Bl. XXVIII fehlen diese Zusätze.

05
65

WIENER STUDIEN.

Zeitschrift für klassische Philologie.

Schriftleiter:

H. v. Arnim, E. Hauler und L. Radermacher.

XLVIII. Band.

Jahrgang 1930.

Zweites Heft.

Ausgegeben im April 1931.

Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht.

Wien 1931.

OSKAR HÖFELS,
I, WALFISCHGASSE 14.

Die „**Wiener Studien**“ erscheinen wegen der außergewöhnlich erhöhten Herstellungskosten vorläufig in **zwei Halbjahrsheften** mit dem auf etwa je 7 Druckbogen verringerten Umfang. Der Bezugspreis dieses Bandes ist für Österreich mit **S 14.—**, für Deutschland und das Ausland mit **RM 8.—** bestimmt.

Honorare können derzeit nicht gezahlt werden, doch erhält jeder Verfasser 20 Sonderabzüge seines Beitrages kostenlos beigelegt.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung oder der Verlag entgegen.

Beiträge zur lateinischen Philologie bittet man an Professor Dr. Edmund **Hauler** (Wien, IX., Porzellangasse 18), solche zur griechischen an Professor Dr. Hans v. **Arnim** (XIX., Hardtgasse 19) oder an Professor Dr. Ludwig **Radermacher** (XVIII., Hermann Pachergasse 7) zu senden.

Der Bericht über die Ermordung des Laios bei Sophokles (OR. 798—813).

Die Stelle lautet nach der Ausgabe von Pearson (Oxford 1923):

στείχων δ' ἰκνοῦμαι τούσδε τοὺς χώρους ἐν οἷς
σὺ τὸν τύραννον τοῦτον ὄλλυσθαι λέγεις·
καὶ σοι, γύναι, τάληθές ἐξερω· τριπλῆς 800
ἔτ' ἢ κελεύθου τῆσδ' ὁδοιπορῶν πέλας,
ἐνταῦθά μοι κῆρυξ τε καὶ πωλικῆς
ἀνὴρ ἀπήνης ἐμβεβώς, οἷον σὺ φῆς,
ξυνηγνιάζον· καὶ ὁδοῦ μ' εἰ θ' ἤγγεμῶν
αὐτός θ' ὁ πρέσβυς πρὸς βίαν ἠλαυνέτην. 805
κἀγὼ τὸν ἐκτρέποντα, τὸν τροχηλάτην,
παίω δι' ὀργῆς· καὶ μ' ὁ πρέσβυς ὡς ὄρα
ἔχους παραστείχοντα, τηρήσας μέσον
κάρα, διπλοῖς κέντροισί μου καθίκετο.
οὐ μὴν ἴσην γ' ἔτεισεν, ἀλλὰ συντόμως 810
σκήπτρω τυπεῖς ἐκ τῆσδε χειρὸς ὕπτιος
μέσης ἀπήνης εὐθὺς ἐκκυλίνδεται·
κτείνω δὲ τοὺς ξύμπαντας·

Dieser von Oidipus der Iokaste erstattete Bericht scheint zunächst vollkommen durchsichtig und klar, bei näherem Zusehen erweist er sich aber in einigen Punkten als durchaus nicht eindeutig¹⁾. Wie hat man sich den Verlauf der Dinge im einzelnen vorzustellen? Nach den Worten der Iokaste (752 f.) hatte Laios, als er zu Wagen nach Delphi aufbrach, noch vier Leute mit. Von diesen war einer der ausdrücklich erwähnte Herold, ein anderer der Sklave, der dem Blutbade entrann und die Botschaft von der Ermordung des Königs nach Theben brachte. Bleiben zwei. War der eine von ihnen der Wagenlenker oder lenkte Laios selbst das Gefährt? Für die Vorstellung, die man sich von der tragisch endenden Begegnung zwischen Laios und Oidipus zu machen hat, ist die Entscheidung über diesen Punkt von Bedeutung. Die Auslegung der in Frage kommenden

¹⁾ Da sich die Untersuchung auf den Wortlaut der Darstellung beschränkt, darf von der Frage über die Mordstelle Umgang genommen werden. Vgl. darüber Robert, Oidipus I 80 ff. u. Lamer, RE u. Laios 495 ff.

Stellen des Textes ist zweifelhaft. Aus dieser Aporie erwachsen die voneinander abweichenden Versuche, ein anschauliches Bild vom Aufzug der Reisegesellschaft und von der Entwicklung der Handlung zu gewinnen. Ihre Lösung würde allerdings noch nicht alle Schwierigkeiten beheben. Auch wenn sich feststellen läßt, ob κηρυξ (802), ἡγεμών (804) und τροχίλατης (806) ein und dieselbe Person bezeichnen oder nicht, ob also nur ein Herold oder auch ein Wagenlenker anzunehmen ist, eröffnen sich noch verschiedene Möglichkeiten, die am besten die verschiedenen Versuche, sich die ganze Szene vor Augen zu führen, aufzeigen können. Ich nenne deren drei, die mit einem vierten, dem neuesten, der den Anstoß zu dieser Überprüfung der Frage gegeben hat, die erwägenswerten Fälle zu erschöpfen scheinen.

Nach L. Campbell ³⁾ schreitet der Herold mit dem Stabe, den friedlichen Zweck und die heilige Mission der Festgesandtschaft andeutend, dem Zuge voran. Der Wagenlenker (ἡγεμών, τροχίλατης) wird zuerst ἡγεμών genannt, weil er die Pferde auf der ansteigenden Straße führt. Oidipus schlägt ihn, geht dann am Wagen vorbei und gelangt so in den Bereich von Laios' Stachelstab. Er bemerkt dazu, die Beschreibung lasse allerdings im unklaren, ob Herold und Lenker dieselbe Person seien oder verschieden; da es aber fünf im ganzen waren, unter ihnen wahrscheinlich die gewöhnlichen δύο ἀμφίπολοι (einer von ihnen war der οἰκέτης), so schein es natürlich anzunehmen, daß es verschiedene Personen waren. Es sei auch unwahrscheinlich, daß Oidipus auf eine leichte Herausforderung hin den als unverletzlich geltenden Herold geschlagen haben sollte.

E. Bruhn läßt auch den Herold auf dem Wagen sitzen ⁴⁾, „sonst würde er doch wohl vorangehen und den Fremden zum Ausweichen auffordern“. Neben ihm nimmt er auch einen Wagenlenker an, der auf Befehl des Laios auf den nicht ausweichenden Wanderer losfährt: „insofern ἐλάτουνσιν ἀμφοτέρω.“ Das Ausweichen erzwingt aber schließlich der Lenker, darum heiße es δ ἐκτρέπων. „Dies Partizipium wird, weil eben zugleich von Laios und seinem ἡγεμών die Rede ist, durch δ τροχίλατης bestimmter bezeichnet“.

Der neueste französische Herausgeber des Sophokles, P. Masqueray ⁴⁾, denkt sich die Sache so. Der Herold geht zu Fuß

³⁾ Erkl. Ausg. Oxford 1879, Bd. I.

³⁾ ἐπὶ πωλικῆς ἀπήνης steht nach Bruhn ἀπὸ κοινοῦ.

⁴⁾ Paris 1922 ff.

dem Wagen voran. Oidipus kommt des Weges. Laios ruft ihm zu, er möge ausweichen, doch jener tut, als hörte er nicht. Daraufhin zwingt der Wagenlenker (*ἡγεμών*) auf Befehl seines Herrn den Fußgänger brutal, sich zur Seite zu werfen, um nicht überfahren zu werden. Deshalb schlägt ihn Oidipus. Laios seinerseits versetzt Oidipus, sobald er ihn erreichen kann, mit dem Kentron einen Hieb über den Kopf. Dadurch nehmen die Dinge eine schlimme Wendung. Oidipus tötet den Alten und den Lenker, hierauf auch den Herold, der umgekehrt war, dem Könige zu helfen, und ebenso einen der beiden Sklaven, die dem Wagen zu Fuß gefolgt waren. Wir erhalten so eine ausführliche, den ganzen mutmaßlichen Verlauf der Begebenheit verfolgende Darstellung, die zwischen den Zeilen liest und das, was der Dichter übergeht, wahrscheinlich zu ergänzen bestrebt ist. Man darf zugeben, so können sich die Dinge abgespielt haben. Die beiden anderen Versuche, die Szene glaubhaft auszumalen, gehen nicht so sehr ins einzelne, im wesentlichen stimmen sie mit der Lösung Masquerays ziemlich überein.

Eine in manchem ganz neue Auffassung begegnet aber bei L. Roussel⁵⁾, der von Masquerays Darstellung ausgeht. Er findet, daß sie Schwierigkeiten bereite. Ich glaube nicht, daß seine Ausführungen das Problem endgültig lösen, das ist wohl überhaupt nicht möglich, sie verdienen aber Beachtung, weil sie sich damit gründlicher und eingehender befassen, als es bisher geschehen war. Sie bieten daher eine geeignete Grundlage für die Erörterung des Für und Wider. Der Aufsatz greift weiter aus, er geht auch auf Textkritik und Topographie ein, das kann hier übergangen werden. Nur das muß erwähnt werden, weil es für seine Auslegung der Stelle nicht belanglos ist, daß er V. 808 zur Annahme von Schäfers Konjektur *ἔχον* (die Hss *ἔχου*) neigt; das heißt nach ihm nicht „le long du chariot“, sondern „au niveau d'une des roues“ (362 f.).

Roussels Erklärung geht von dem Bilde aus, das sich dem des Weges kommenden Oidipus darbot; es sei die Grundlage seines Berichtes, denn er schildere dessen Teile in der Reihenfolge, in der sie von ihm gesehen wurden. Er sah nämlich nacheinander einen Herold, die Pferde (es sei wohl an ein Zweigespann zu denken), einen alten Mann auf einem Wagen. Mann und Wagen seien zusammengeschaut, wie die Zwischenstellung

⁵⁾ Rev. ét. gr. 42, 1929, 361 ff.

von ἀνὴρ zeige. Das habe Oidipus vor sich gesehen (ξυνηγνείαζον 804). Die hinter dem Wagen und durch ihn verdeckten Sklaven habe er anfangs gar nicht bemerkt, sie wären auch für ihn so gut wie nicht vorhanden gewesen, wenn er sie gesehen hätte. Das Weitere geht von der Voraussetzung aus, daß ein eigener Wagenlenker nicht anzunehmen sei, und zwar auf Grund folgender Erwägung. Die Gedankenfolge in V. 802/5 sei seltsam, wenn sich an die eng verbundene Vorstellung des Herolds und des alten Mannes unmittelbar die andere des Wagenlenkers und des alten Mannes schließe; natürlicher und zugleich zutreffender verstehe man unter ἡγεμόν den Herold, „qui marche à la tête des chevaux et guide la caravane“ (369). Dann sei aber ein Kutscher, der die Zügel hielte, ziemlich überflüssig. Dieser müßte auch den Stachelstab halten; das tue aber doch Laios (809), der auch, wenn er nicht selbst lenkte, nicht über dem Rade sitzen würde, sondern weiter rückwärts im Wagen, wo man bequemer sitzt.

Die Ausschaltung des Wagenlenkers beeinflusst aber Roussels Konstruktion noch weiter. Es fragt sich, wie denn dieser das ἐκτρέπειν des Oidipus hätte bewerkstelligen können? Durch Geradeausfahren, auf die Gefahr hin, den Fußgänger zu überfahren? Dann wäre das Wort recht schlecht gewählt. Durch Seitwärtslenken des Wagens? Das wäre auf einer tiefausgefahrenen griechischen Straße und auf dem Felsboden des Parnaß in der Nähe einer Straßenkreuzung nicht leicht gewesen. Mit dem Stachelstab hätte er es auch nicht tun können, denn er hielt ihn nicht, mit der Hand noch weniger, denn bis zu den Pferdeköpfen, vor denen Oidipus stand, reichte er damit nicht. So folgert Roussel, nur ein Fußgänger, das heißt der Herold, habe den anderen Fußgänger, Oidipus, zur Seite stoßen können. Zu demselben Ergebnis gelange man auch, wenn man sich vorhalte, daß Oidipus, falls es einen Herold und einen Wagenlenker gab, sogleich drei Personen hätte bemerken müssen. Erwähne er nun den Kutscher anfangs nicht, nenne ihn aber plötzlich V. 806, so sei das ganze Bild verfehlt, was man Sophokles an einer so sorgfältig ausgeführten Stelle nicht zutrauen dürfe. Insbesondere aber besage V. 803, das auf dem Wagen nur ein Mann saß und zwar allein.

Darnach stellt sich Roussel zunächst den Aufzug der Festgesandtschaft so vor: auf der Höhe der Pferdeköpfe schreitet

der Herold, im Wagen sitzt Laios, hinter diesem gehen drei Sklaven. Wie kam es nun zum Streit und dessen Folgen? Das ergebe sich aus den Worten *πρὸς βίαν ἡλαυνέτην*. Diese könnten nicht besagen, daß der Herold und Laios, beide zusammen, Oidipus weggestoßen oder auch nur versucht hätten, es zu tun. Oidipus komme ja erst V. 806 in Reichweite des Laios. Vielmehr sei anzunehmen, daß Herold und König dem Wanderer aus der Ferne mehrmals grob zugerufen hätten, er solle ausweichen; daher sein Zorn. Jene Worte bedeuteten also nicht „avec accompagnement de voies de fait“, sondern „avec des paroles brutales“ (368). Der führende Herold und Laios, so meint also Roussel weiter, rufen Oidipus grob zu, den Weg freizugeben, der Herold stößt ihn auch zur Seite. Diesen schlägt nun Oidipus, doppelt beleidigt durch die Grobheit und den Stoß. Wie dies Laios sieht, paßt er auf den Augenblick, da Oidipus am Rade des Wagens vorbeikommt, dann schlägt er zu. Der Rest des Berichtes bietet zu Erörterungen keinen Anlaß.

Es fällt nicht schwer, die Bedenken aufzuzeigen, die dieser von den bisherigen in wesentlichen Punkten abweichenden Erklärung entgegenstehen. Irrig scheint mir zunächst die Annahme, daß für die Reihenfolge zu Anfang des Berichtes der optische Eindruck, den Oidipus erhielt, allein maßgebend war. Er mag mitgewirkt haben, aber allein bestimmend ist er für die Reihung und die Hervorhebung von „Herold“ und „Mann auf einem Wagen“ in V. 802 ff. gewiß nicht; dafür kommt, wie schon andere (so Campbell) gesehen haben und wie *ὅλον οὐ φής* beweist, vielleicht in erster Linie die Angabe der Iokaste V. 752f. in Betracht:

πέντ' ἦσαν οἱ ξύμπαντες, ἐν δ' αὐτοῖσιν ἦν
κῆρυξ ἀπήνη δ' ἔγγε Λάιον μία.

Die Königin hatte aus der Zahl der Fünf, die die Festgesandtschaft bildeten, den Herold und den Wagen, auf dem Laios fuhr, hervorgehoben, ferner schon V. 742f. eine Beschreibung des Königs gegeben. Diese Übereinstimmung, auf die sich Oidipus, der furchtbaren Wahrheit schrecklich nahe, jetzt besinnt, ist also vor allem für Form und Inhalt der Verse 802ff. heranzuziehen. Daher ist auch aus der Zusammenrückung von *κῆρυξ τε καὶ πωλικῆς ἀνήρ ἀπήνης ἐμβεβώς* nicht unbedingt mit Bruhn der Schluß zu ziehen, daß auch der Herold auf dem Wagen saß. Ebenso wenig zwingend ist Roussels auf die Reihen-

folge der Worte gestützte Identifikation von Herold und Führer, zu der übrigens auch das Scholion zu 806 τὸν τροχηλάτην verführen könnte: τὸν ἔμπροσθεν τῶν τροχῶν πορευόμενον, was wohl durch ἡγεμῶν (804) beeinflusst ist. Die Roussel seltsam anmutende Gedankenfolge in V. 802 ff. hindert somit die Scheidung zwischen Herold und Wagenlenker nicht; nach der Feststellung der Übereinstimmung dessen, was er gesehen, mit dem, was Iokaste ihm mitgeteilt hatte, geht Oidipus, neu anhebend, zur Erzählung über, wie es zum Streit und dann zum Morde kam. Weder die Folgerungen aus dem, was im Blickfelde des Oidipus lag und bemerkt oder nicht bemerkt wurde, noch die aus der Gedankenfolge der Eingangsverse des Berichtes sind demnach für die Interpretation ausschlaggebend.

Auch sonst wird man sich fragen, ob nicht Anstöße gefunden wurden, die nicht bestehen, andererseits der gewollten Erklärung zuliebe gewagte Deutungen in die Stelle hineingetragen wurden. Warum sollte ἐκτρέπειν beim Geradeausfahren ein schlecht gewählter Ausdruck sein? Dadurch wurde Oidipus gezwungen, zur Seite zu springen, wie bisher immer verstanden wurde. Das Ausbiegen von der Bahn kam aber wohl überhaupt nicht in Frage. Sehr richtig bemerkt Lamer a. a. O., daß der Gleisweg, der dem Ausweichen von Wagen Schwierigkeiten bereiten würde, da Oidipus zu Fuß wandert, seine Bedeutung verliert, ferner daß Gleiswege überhaupt nicht so häufig und typisch waren, daß man sie als Grundlage für die Verwicklung einer Sage hätte nehmen können. Es ist wohl auch zweifelhaft, ob der Dichter die Gegend aus eigener Anschauung kannte. So liegt hier sicherlich keine Schwierigkeit vor, wohl aber in der Bezeichnung des führenden Herolds als τροχηλάτης und in der neuen Auffassung von πρὸς βίαν ἡλαυνέτην. In der Wiederholung des Artikels V. 806 sieht Roussel die Erscheinung, die er das Echo bei Sophokles nennt, die Identität einer schon genannten und bekannten Person werde dadurch präzisiert, er vergleicht OR. 837 τὸν ἄνδρα, τὸν βοτήρα. Hier aber will Oidipus durch die Wiederholung des Artikels lediglich volle Klarheit erzielen, dies war, wie Bruhn bemerkt (s. o.) nach dem Dual ἡλαυνέτην notwendig. Dies vorweg. Nun zum Herold als τροχηλάτης. Es wird zugegeben, daß das Wort in der Bedeutung „conducteur à pied“ etwas überrasche, doch könne wohl wie ἄγω so auch ἐλαύνω, besonders im poetischen Stil, den Sinn haben „vorwärts-

treiben“, sogar angeschirrte Tiere „am Zügel führen“. Das Wort kommt bei Sophokles nur an dieser Stelle vor; Euripides Phoin. 39 hat es von hier, bei ihm bezeichnet es unzweideutig den Wagenlenker. Man wird auch fragen dürfen, wozu denn Laios des Stachelstabes bedurfte, wenn der Herold die Pferde am Zügel führte. So wird man an die behauptete Bedeutung von τροχηλάτης nicht gut glauben können. Die Schwierigkeit wäre beseitigt, wenn man V. 806 mit Robert τῆς τροχηλάτου lesen wollte⁶⁾, denn ἡγεμών (804) allein würde zu der Rolle, die Roussel dem Herold zuweist, füglich stimmen. Doch hat er diese Konjektur nicht erwähnt und hätte sich auch nicht auf sie stützen dürfen. Nicht besser steht es um die für πρὸς βίαν ἡλαυνέτην geforderte Bedeutung. Ihre Annahme ist offenbar durch die Notwendigkeit erzwungen, bei der Ausschaltung des Wagenlenkers die Möglichkeit eines gemeinsamen Vorgehens von Herold und König zu schaffen, um mit dem Dual fertig zu werden. Die Deutung ist somit willkürlich, sie wäre nur erträglich, wenn ihre Voraussetzung zweifellos feststände, was nicht der Fall ist. Roussels These hält also wohl bei näherer Prüfung nicht stand, verdient zum mindesten vor anderen Erklärungen nicht den Vorzug.

Auf eine Schwierigkeit, mit der sich diese meines Wissens nicht auseinandersetzen, hat er aber mit Recht aufmerksam gemacht. Wie erklärt sich, wenn ein Wagenlenker vorhanden ist, daß nicht dieser, sondern Laios den Stachelstab trägt? Damit, so meint er S. 370, könne man nicht zurecht kommen, außer man wollte sich in nichtigen Spitzfindigkeiten verlieren. Es muß zugegeben werden, daß sich jene Frage nicht ohneweiters beantworten läßt. Eine Antwort darauf zu finden, ist allerdings nicht schwierig, sie braucht auch nicht spitzfindig zu sein. In der Oidipodie (Schol. Eur. Phoin. 1760 p. 414, 16 ff., vgl. Zenob. 2, 68) erschlägt Oidipus den Laios und dessen Wagenlenker, weil ihm dieser mit der Geißel einen Hieb versetzt hat. Bei Sophokles ist die Beleidigung anderer Art, auch wird der Lenker zunächst

⁶⁾ Apophoreton f. d. 47. Versammlung deutscher Philologen (1903.) 102, Oidipus I 81. Im Οἰδίπους des Aischylos heißt es Fr. 173 in bezug auf die Begegnung von Vater und Sohn an der Potnischen Schiste:

ἔπιμυεν τῆς ὁδοῦ τροχίλατον
 σχιστῆς καλεῦθου τρίσθον, ἔνθα συμβολᾶς
 τριῶν καλεῦθων Ποτνιαδάς ἡμεῖσομεν.

nur geschlagen, nicht erschlagen. Hat ihn der Schlag so schwer getroffen, daß er zusammenbricht? Nimmt ihm Laios deshalb oder auch ohne diese Voraussetzung das Kentron aus der Hand, um den Fremdling, der seinen Knecht geschlagen hatte, selbst zu züchtigen? Diese Lösung wäre nicht unnatürlich und auch nicht zu weit hergeholt. Sie ist aber nicht die einzig denkbare, somit nicht sicher. Der Bericht des Oidipus enthält nicht den geringsten Anhaltspunkt für eine solche.

Überhaupt ein seltsamer Bericht, so klar und doch wieder so verzwickelt. Wie kommt es, daß er in der Hauptsache so anschaulich ist, im einzelnen mehrdeutig? Darin muß Absicht und wohlberechnete Kunst liegen. Man halte sich vor Augen, in welcher Seelenstimmung Oidipus den Bericht erstattet und was er damit will. Ist der Erschlagene König Laios, dann trifft ihn selbst der Fluch, den er über den Mörder ausgesprochen hat (813 ff.). Es hat die größte innere Wahrscheinlichkeit, daß ein Mann in solcher Lage seine Darstellung nur auf ihren Zweck einstellt, hier auf die Klärung der Frage, ob der Getötete Laios war oder nicht. Da tritt das Wesentliche zwangsläufig hervor, Nebensächliches weicht zurück. So läßt Oidipus das aus, worauf es nicht besonders ankommt, oder was er als selbstverständlich nicht beachtet hatte, macht auch unwissentlich falsche Angaben, so V. 813. In der Aufregung des Kampfes hatte er die Flucht des einen Sklaven nicht bemerkt und die Toten nachher nicht gezählt. So fehlen uns Zwischenglieder, wir müssen raten. Aber auch was gesagt wird, ist nicht immer eindeutig, psychologisch gleichfalls verständlich. Wäre es verständlicher, wenn Oidipus in solcher Verfassung einen peinlich genauen, lückenlosen Bericht geben wollte? Man möchte freilich gerne wissen, ob sich der Dichter selbst die Szene in allen Einzelheiten ausgemalt hat, das heißt, ob sich die absichtlich gerade so und nicht anders gestaltete Darstellung des Oidipus auf der Grundlage klarer, eigener Anschauung des Sophokles aufbaut. Robert bemerkt a. a. O. 99, Motivierung und Ausmalung der Begegnung zwischen Vater und Sohn sei für den Erzähler das schwierigste Problem der ganzen Oidipussage gewesen. Sie fielen denn auch recht verschieden aus. Da Sophokles durch die Überlieferung im ganzen, wie Robert zeigt, nicht beengt war, konnte er frei gestalten, und man kann sich denken, daß er den Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn in allen Teilen

lückenlos vor seinem geistigen Auge hatte. Doch das läßt sich nicht beweisen. Im übrigen hat der Dichter gerade in diesem Stücke vielfach Möglichkeiten offen gelassen, es fehlt auch darin nicht an Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüchen (Robert 99 ff.)⁷⁾. Auch die Erzählung der Iokaste bei Euripides (Phoin. 27 ff.) übergeht und verallgemeinert; hier gilt freilich das über den Bericht des Oidipus Gesagte nicht.

Doch kehren wir zu diesem Berichte zurück und fragen wir uns, wie weit sich die strittigen Punkte klären lassen. Wenn auch nicht Gewißheit, nicht geringe Wahrscheinlichkeit läßt sich gewinnen. Die Hauptfrage ist und bleibt, ob Laios einen Wagenlenker hatte oder nicht. Verneint wird sie außer von Roussel auch von Robert⁸⁾. Höfer identifiziert Herold und Wagenlenker⁹⁾. Denkt er sich, daß er wegen des Heroldstabes, an dem er doch kenntlich war, nur die Zügel, Laios aber das Kentron hielt? Zu den normalen Funktionen eines Herolds gehörte das Kutschieren gewiß nicht¹⁰⁾. Wenn bei Homer Ω 324 ff. der Herold Idaeos die von Maultieren gezogene, mit der Lösung für Hektor beladene ἀπίγη lenkt, Priamos mit dem Pferdegespann hinter ihm fährt, so ist das ein durch die Umstände bedingter Ausnahmefall. Robert bemerkt sehr richtig, es sei durchaus unepisch, daß Laios seinen Wagen selbst lenke, „und daher sicher des Sophokles eigener Einfall“. Ich meine, gerade das sollte stutzig machen. Die Oidipodie kennt einen Wagenlenker des Laios (s. o.), auch Euripides (Phoin. 39) hat ihn, bei den Mythographen (das Material bei Robert I 514 ff.) bleibt die Sache im unklaren; soviel wird man jedenfalls zugeben müssen, daß man demnach bei Sophokles von vornherein eher geneigt ist, einen Lenker des königlichen Wagens anzunehmen, als das Gegenteil. Darf man die in Betracht kommenden Stellen pressen, so kann man das aus dem Texte auch herauslesen. Iokaste sagt 752 f.: Es waren fünf im ganzen, unter ihnen war ein Herold; ein Wagen trug den Laios. Das

⁷⁾ Vgl. den Botenbericht Ant. 1192 ff. Da wird erst durch einen Schluß klar, daß ein Diener Kreon und seinem Gefolge vorausgeeilt war, und gar die Beschreibung des Zuganges zum Grabe der Antigone bietet verschiedener Deutung freien Spielraum.

⁸⁾ Oidipus I 106.

⁹⁾ Bei Roscher M. L. u. Oidipus 714.

¹⁰⁾ Vgl. Oehler RE u. Keryx.

sieht wie eine räumliche Scheidung von Gefolge und König aus. Es scheint auszuschließen, daß der Herold mitfuhr¹¹⁾; natürlich aber nicht, daß ein Kutscher vorhanden war, nur nicht eben der Herold als solcher. Nimmt man V. 812 dazu, wonach Laios, tödlich getroffen, mitten aus dem Wagen fällt, woraus man schließen möchte, daß er nicht vorne, sondern im Innern des Wagens saß¹²⁾, so erhöht dies die Wahrscheinlichkeit, daß nicht er die Zügel hielt, sondern ein anderer. Endlich kann ἡγεμών (804) sehr wohl, τροχηγλάτης (806) kaum etwas anderes bedeuten als Wagenlenker. So führt auch Interpretation zum gleichen Ergebnis; man wird daher diesen wichtigsten Punkt des Problems im positiven Sinn entscheiden dürfen. Das übrige haben Bruhn und Masqueray gleich richtig erklärt; wenn dieser die Einzelheiten genauer zu erfassen versucht, so verläßt er zwar sicheren Boden, bleibt aber durchaus im Rahmen des Wahrscheinlichen. Weiter läßt sich auch nicht kommen. Die Schwierigkeit, das Vorhandensein eines Wagenlenkers mit der Tatsache zu vereinen, daß Laios den Schlag¹³⁾ mit dem Stachelstab führt, bleibt bestehen; sie im Sinne Roussels beheben wollen, heißt zu unwahrscheinlichen Voraussetzungen seine Zuflucht nehmen.

Die vergleichende Gegenüberstellung und Prüfung der verschiedenen Versuche, sich den Bericht des Oidipus in allen Teilen klar zu machen, hat allerdings zu keiner endgültigen Lösung des Problems geführt und konnte es auch nicht; doch wenn es gelungen sein sollte, Wahrscheinliches und Unwahrscheinliches zu scheiden, so wäre dies immerhin Gewinn genug.

Graz.

J. MESK.

¹¹⁾ Wenn Bruhn meint, der Herold müsse deshalb auf dem Wagen sitzen, weil er andernfalls vorangehen und Oidipus zum Ausweichen auffordern würde, so ist zu entgegnen, daß er dies bei dem stolzen Manne ebenso erfolglos getan haben kann, wie bei Apollod. III 5, 7 der Herold Polyphontes (dort fährt auch Oidipus auf einem Wagen) und der Kutscher bei Euripides (Phoin. 40 f.), Oidipus mochte dies wie anderes übergehen, denn erst die tätliche Beleidigung ließ seinen Zorn aufwallen und führte zum folgenschweren Schlag.

¹²⁾ Über die Einrichtung der ἀπήνη, vgl. Reisch RE s. v.

¹³⁾ Roussel versteht V. 809 διπλοῖς κέντροισι mit dem Scholiasten (διπλοῖς μέσ) von zwei Schlägen. Richtiger denken wohl Bruhn und andere an einen Stachelstab mit zwei Spitzen.

Die Apokleten der Ätoler und die Apoklesia der Lokrer.

Die Apokleten der Ätoler sind bisher inschriftlich nicht belegt und über ihre Bedeutung und Zusammensetzung herrscht noch eine Unklarheit, die durch die Bemerkungen des Livius eher vermehrt als vermindert wird. Nun ist vor einigen Jahren eine altlokrische Gesetzestafel aus dem 6. Jhd. gefunden worden, die Nik. Pappadakis in der *Ἀρχ. Ἐφημερίς* 1924, S. 119 ff. mit ausführlichem sprachlichen und sachlichen Kommentar herausgegeben hat, in der eine ἀποκλησία bei den Lokrern erwähnt wird. Bei der räumlichen Nähe und der Ähnlichkeit der Stammesverfassungen beider Nachbarn ist es vielleicht möglich, die lokrische Apoklesia zur Erklärung der ätolischen Apokleten mitheranzuziehen.

Es ist begreiflich, daß in dem lokrischen Gesetz das Wesen und die Zusammensetzung der Apoklesia auch nicht näher erläutert, sondern als bekannt vorausgesetzt wird. Das Gesetz (τεθμός) bezieht sich auf eine eben vollzogene Landaufteilung, die unter ganz besondere Rechtsgarantien gestellt wird. Es heißt darin Z. 7 ff.: Αἰ μὲ πολέμοι ἀναγκαζομένοις δόξῃαι ἀνδράσιν ἡενὶ κέκατὸν ἀριστίνδαν τῷ πλέθει ἀνδρας διακατίος μείστον ἀξιομάχος ἐπιφοίκος ἐφάγεσθαι, ἡόστ|ις δὲ δαιθμὸν ἐνφέροι ἔ ψάφον διαφέροι ἐν πρείγα ἐν πόλι ἐ|ν ἀποκλησίαι ἔ στάσιν ποιέοι περὶ γαδαισίας, αὐτὸς μὲ|ν Ἰερρέτο καὶ γενεὰ ἄματα πάντα, χρέματα δὲ δαμευόσθ|ο καὶ Φοιλία κατασκαπτέσθ|ο κατ τὸν ἀνδρεφονικὸν τεθμ|όν, und Z. 18 f.: ἀλλαγὰ δὲ βέβαι|ς ἔστο, ἀλαξέσθ|ο δὲ ἀντὶ τῷ ἀρχῶ. Ich übersetze¹⁾: „Abgesehen von dem Falle, daß in Kriegsnot (die) 101 Geschlechtshäupter mit Stimmenmehrheit beschließen, mindestens 200 wehrfähige Männer als Ansiedler heranzuziehen, soll jeder, der eine Neuaufteilung beantragt oder in der πρείγα, in der πόλις, in der ἀποκλησία eine Abstimmung herbeiführt oder Zwie-tracht wegen der Landteilung erregt, selbst mitsamt seinem Geschlecht auf ewige Zeiten verbannt sein, seine Güter sollen eingezogen und sein Haus niedergerissen werden nach dem Gesetz über Mord. — Ein Tausch soll rechtsgültig sein; er muß aber vor dem ἀρχῶς erfolgen.“

¹⁾ Neugriechische Übersetzung (etwas abweichend) bei Pappadakis l. c. S. 128.

Nach diesem Gesetz darf eine Neuaufteilung des Landes nur durch die *ἄνδρες ἑλεῖς κέκατον ἀριστίνδαν* beschlossen werden, und von diesen auch nur dann, wenn im Kriegsfall die Heranziehung von Hilfskräften in Stärke von mindestens 200 Mann und infolge davon ihre Ausstattung mit Land erforderlich wird. Diese 101 sind also die höchste Instanz des Gaues. Sie haben das Recht, Krieg zu erklären⁵⁾ und Frieden zu schließen, Bündnisse zu genehmigen und Fremde in den Gauverband aufzunehmen, sogar im Notfall die Besitzverhältnisse von Grund auf umzugestalten. Aus der geringen Zahl (101) geht hervor, daß es sich bei dieser Versammlung nicht um eine Landsgemeinde aller freien (adligen) Männer handelt. Es können nur die Häupter⁶⁾ der 100 Häuser sein, die aus Polybios (XII 5, 7) bekannt sind; der hunderterste muß der *ἀρχός* sein, der oberste Beamte des Stammes, der einem der herrschenden Häuser angehört, aber nicht der Älteste der Familie ist. Neben diesen 101 *ἄνδρες ἀριστίνδαν*, dem großen Rate der Familienhäupter, gibt es in der aristokratischen Verfassung keine Volksversammlung (vgl. Swoboda, Staatsaltertümer⁶ S. 43); ihre Entscheidung in allen wichtigen Gauangelegenheiten ist endgültig. Ihr Zutritt wird nur nach Bedarf erfolgen; ein Anlaß dazu kann nur selten vorliegen. In den meisten Fällen werden die übrigen Instanzen berechtigt und in der Lage sein, alle Gauangelegenheiten ihrerseits zu erledigen.

Nach dem vorliegenden Gesetz gibt es noch drei Instanzen, die in Betracht kommen, bei denen jeder Antrag auf Neuaufteilung des Bodens ausdrücklich verboten wird: die *πρείρα*, die *πόλις* und die *ἀποκλησία*. Pappadakis (l. c. S. 137) nimmt nur zwei an, in dem er *ἐν πόλι* zu *ἐν πρείραι* zieht („in der *πρείρα* der Burg“). Das ist aus sprachlichen und sachlichen Gründen unmöglich. Sprachlich wird niemand drei ganz gleichartig gebildete Glieder (*ἐν πρείραι ἐν πόλι ἐν ἀποκλησίαι*) nebeneinander stellen, wenn sie nicht parallel sein sollen. Sachlich müßte, wenn *ἐν πόλι* zu *πρείρα* gehörte, noch eine andere *πρείρα* *ἐξω πόλιος*

⁵⁾ Es kann sich bei diesen Kämpfen nur um Viehraub, seltener um Landerwerb handeln. Bei einem Überfall seitens der Nachbarn wird meist keine Möglichkeit vorliegen, Hilfe heranzuziehen, wohl aber bei dem Versuche, das Verlorene wieder zu holen oder selbst eine Besitzweiterung zu erlangen.

⁶⁾ Nicht die Ältesten.

existieren, woran nicht zu denken ist; außerdem ist die Burg nirgends Versammlungsplatz, sondern die Versammlungen werden überall an anderen Stätten abgehalten. Es sind also drei Stellen anzunehmen, wo Gesetze beantragt werden können, *πρείγα*, *πόλις* und *ἀποκλησία*; die endgültige Beschlußfassung steht allerdings keiner von ihnen zu, wenigstens nach dem vorliegenden Gesetz nicht über eine neue Landaufteilung. Gerade diese besondere Beschränkung aber zeigt, daß sie sonst auch ohne die 101 *ἄνδρες ἀριστίνδαν* Beschlüsse mit Gesetzeskraft zu fassen befugt sind, z. B. über die Aufnahme einer oder einiger Familien in den Gauverband und ähnliche Fälle, die nicht von so einschneidender Bedeutung für das ganze Leben des Gaues sind. Diese drei Instanzen könnten an und für sich in ab- oder aufsteigender Reihenfolge genannt sein; wahrscheinlich aber wird diejenige an erster Stelle stehen, die am meisten berufen war, Entscheidungen zu treffen, die also, außer in den äußersten Fällen, die eigentliche Leitung des Gaues in Händen hatte.

Die *πρείγα* erklärt Pappadakis (S. 125) — zweifellos zutreffend — nach der Ableitung des Wortes für den Rat der Alten (= *γερουσία*). Nun stand die *πρείγα* aber an Zahl der Mitglieder und an Befugnissen hinter den 101 *ἄνδρες ἀριστίνδαν* zurück; auch ein Vergleich mit der Gerusia von Sparta läßt auf eine weit geringere Stärke schließen. Wenn die Mitglieder dieses engeren Rates ursprünglich als die Oberhäupter einer Gruppe von (3 bis 4) Familien anzusehen sind, so wird sich das später geändert haben; auch hier wird, wie in Sparta, die Mitgliedschaft durch Wahl in irgend einer Form (oder Kooptation) erfolgt sein. Auch hier war jedenfalls, wie aus dem Namen hervorgeht, ein höheres Lebensalter erforderlich. In aristokratischen Ordnungen pflegte die Mitgliedschaft lebenslänglich zu sein. Ist die Erklärung von Pappadakis richtig, so war in der Tat die *πρείγα* diejenige Stelle, die für die Leitung der Gauangelegenheiten (Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtsprechung in Kriminalen) in erster Linie in Betracht kam und nur in besonderen Fällen an die Zustimmung der 101 gebunden war. So begreift es sich, daß das vorliegende Gesetz die Beschlußfassung über eine neue Landaufteilung ausdrücklich der *πρείγα* entzieht und der Entscheidung der 101 vorbehält. Bei der Einfachheit der wirtschaftlichen Verhältnisse brauchte auch die *πρείγα* nicht dauernd zu tagen, sondern trat nur von Zeit zu Zeit zusammen, wenn sich genügende

Beratungsstoff angesammelt hatte oder ein dringender Fall (Mord) vorlag.

Was ist nun die πόλις? Sie wird an zweiter Stelle genannt, steht also an Bedeutung hinter der πρεΐγα zurück. Um diese Verhältnisse richtig zu würdigen, muß man sich die geschichtliche Entwicklung des Stammes vergegenwärtigen⁴⁾. Die Lokrer waren damals (und auch später bis ins 4. Jhd. hinein) noch größtenteils in Dörfern (χωμηδόν) angesiedelt⁵⁾. Schon um jene Zeit entstanden rings um die Fluchtburgen Städte, die mit einem Mauerring umgeben wurden. Die Städte suchten sich das umliegende flache Land untertänig zu machen, was schließlich zur Einverleibung des Landgebietes in das Stadtgebiet führte. Hier⁶⁾ ist der Gau noch dorfmäßig besiedelt; aber es besteht auch schon eine Stadt, die noch nicht übermächtig geworden ist, aber bereits nach der Herrschaft über das Landgebiet strebt. Die Stadt gehört noch zum Gauverband, denn dieser macht ihr Vorschriften; sie strebt aber schon nach Ausdehnung ihrer Machtbefugnisse, denn der Gau befürchtet von ihr Anordnungen über eine Neuverteilung des Bodens. Natürlich hatte die Stadt ihre eigene

⁴⁾ Vgl. darüber im allgemeinen Swoboda⁴ S. 6 ff.

⁵⁾ Thuk. III 101, 2 wird ein Dorf der lokrischen Hyäer genannt, das Πόλις heißt; der Name zeigt die beabsichtigte Entwicklung an.

⁶⁾ Der Fundort der Bronzetafel mit dem Gesetz ist nicht genau bekannt; er befindet sich nach Pappadakis S. 119, A. 1 entweder zwei Stunden östlich von Thermon auf lokrischem Gebiet oder wahrscheinlicher an einer Stelle in der Nähe von Naupaktos. Es handelt sich also um einen Gau, der an der ätolischen Grenze liegt und daher von den räuberischen Ätolern viel zu leiden hatte. Wenn, wie es scheint, dieser Gau der von Naupaktos ist, so wäre die Aussendung einer Kolonie der hypoknemidischen Lokrer nach Naupaktos, von der wir durch IG IX 1, 334 (= Syll.³ 47) Kenntnis haben, der in unserem Gesetz vorgesehene Fall. Thukydides (III 101 f.) nennt im ganzen zwölf Gaue der westlichen Lokrer. Daß diese völlig unabhängig voneinander waren, zeigt der Vertrag zwischen Oianthea und Chaleion (IG IX 1, 333). Die Lokrer bildeten i. J. 377 mit den Phokern zusammen ein Armeekorps im spartanischen Heere, stellen also etwa 1500 Mann; diese bildeten zwei Drittel der wehrfähigen Männer zwischen 20 und 40 Jahren. Das gibt eine Gesamtbevölkerung von 15.000 Einwohnern. Hundert Jahre früher muß die Bevölkerungszahl noch geringer gewesen sein; es kommen also auf jeden Gau im Durchschnitt 1000 Bewohner und etwa 100 Krieger (150 Wehrfähige). Natürlich gibt es stärkere und weniger starke Gaue; der unsere gehört zu den stärksten (mindestens 200 Krieger). Eine Ansiedlung von 200 neuen Kolonisten erforderte also eine Neuordnung der Besitzverhältnisse.

Organisation mit besonderen Behörden, ebenso wie jedes Dorf. Die Gaubehörden und -versammlungen hatten nicht in der Stadt ihren Sitz, sondern wahrscheinlich im Tempelbezirk des Apollon Pythios, unter dessen Schutz auch das vorliegende Gesetz gestellt wird⁷⁾ (Z. 14 f.: ὁδε τετθμὸς ἱερὸς ἔστο τῷ Ἀπόλλωνος τῷ Πυθίῳ καὶ τῶν συνν[[άων]).

Es bleibt noch die ἀποκλησία übrig. Die Etymologie des Wortes ist ganz klar: Die ἀπόκλητοι sind (οἰκίας) ἀπο καλούμενοι⁸⁾; aber diese Worterklärung ergibt herzlich wenig für die tatsächliche Bedeutung des Ausdruckes. Auch der Vergleich mit ἐκκλησία führt nicht weiter, denn eine solche gab es bei den Lokrern damals nicht. Der Sinn ist nur aus dem Zusammenhang zu gewinnen. Die ἀποκλησία ist eine der drei Instanzen, die für das Zustandekommen eines Gesetzes in Betracht kommen oder wo der Antrag auf Erlaß eines solchen gestellt werden könnte. Der Rat der Ältesten (πρεΐγα) wird zuerst genannt, dann die πόλις, die Gesamtheit der Gaugenossen, die in der Stadt wohnen; danach kann die ἀποκλησία nur die leitende Behörde sein, die später in der Zeit der sympolitischen Bundesstaaten vielfach συναρχία(ι) heißt (vgl. Swoboda⁶ 403, 414, 434). Ihr kam ohne Zweifel das Recht zu, Gesetzesanträge zu stellen, vorher zu beraten und an die beiden anderen Instanzen des Gaues, die πρεΐγα und die 101 ἄνδρες, weiterzuleiten sowie sie später, nach ihrer Annahme, durchzuführen. Zur Ausarbeitung und schriftlichen Fixierung der Gesetze gehörte immerhin ein Maß von politischer und literarischer Bildung, wie es nicht jeder aus dem Bauernadel besitzen konnte; schon dieser θεσιμός und in noch weit höherem Grade der über die Kolonisten der Hypoknemidier in Naupaktos lehren das. Zu der ἀποκλησία gehörte ohne Zweifel als Vorsitzender der Z. 19 genannte ἀρχός, dem die Entscheidung in Familien- und Erbsachen zustand. Dagegen sind die in der kurzen Inschrift⁹⁾ erwähnten δαμοργοί offenbar

⁷⁾ Es ist weder im Gesetz gesagt, daß der Tempel auf der Burg liegt, noch ist es nach dem Fundort wahrscheinlich. Der Gau hat wohl nur dies eine gemeinsame Heiligtum.

⁸⁾ Allerdings nicht ἀπο πόλεως συγκαλούμενοι (Pappadakis 123, 9).

⁹⁾ Sie lautet Z. 1 ff.: ΑΙ|[δέ τι τοι] δαμοργοί κερθαίνουιν ἄλλο| τὸν γεγραμμένον κιαρὸν τῷ Ἀπόλλο|νος ἔχέτο ἄγαλμα δι' ἐννέα Ἰετέον| και μὲ ποτιγράφαι ἡέρδος (Pappadakis S. 120).

Kirchenbeamte¹⁰⁾, da es staatlich nicht möglich ist, Überschüsse auf acht Jahre zu thesaurieren. Indessen muß der souveräne Gaustaat noch andere Beamte gehabt haben, und zwar in der Mehrzahl, wie das Beispiel der kirchlichen *δαμοργοί* beweist und wie es zur Zeit des Geschlechterstaates selbstverständlich ist. So muß es Richter gegeben haben, die in Streitigkeiten aus Schuldverbindlichkeiten Recht sprachen, und solche, die Kriminalfälle instruierten und vor die *πρείφα* brachten oder selbst aburteilten, mindestens also zwei. Ebenso müssen Beamte dagewesen sein, die das Gemeindegut beaufsichtigten und verwalteten, gleichfalls mindestens zwei. Auch Führer für den Kriegsfall (Strategen) waren unerläßlich. So ergibt sich für die *ἀποκλήσια*¹¹⁾ eine Zahl von wenigstens 7 bis 9 Mitgliedern. Natürlich waren diese nicht fortwährend beschäftigt, sondern traten nur im Bedarfsfalle in Funktion. Auch besaßen sie schwerlich schon besondere Amtslokale, sondern wohnten jeder zu Hause auf seinem Gute und wurden nur von dort geholt, wenn sie gebraucht wurden. Vielleicht ist dadurch der Name *ἀπόκλητοι* zu erklären. Auch Gesamtsitzungen der Apoklesia werden verhältnismäßig selten stattgefunden haben und dann nach dem Hause des *ἀρχός* berufen worden sein. Von wem und auf welchen Zeitraum sie bestellt wurden, läßt sich nicht sagen; wahrscheinlich fungierten die 101 auch als Wähler, oder die Apokleten ergänzten sich selbst beim Ausscheiden eines Mitgliedes (durch Tod oder Amtsniederlegung).

Wenn also die *ἀποκλήσια* der Lokrer nicht eine Ratsversammlung, sondern die eigentliche Regierungsbehörde ist, so läßt sich von den Apokleten der unmittelbar benachbarten *Ἄτολερ* von vornherein dasselbe annehmen. Dagegen spricht allerdings, daß nach einem Fragment des Polybios (XX 1) bei Suidas dreißig Apokleten dem Syrerkönige Antiochos III. zur Beratung beigegeben wurden und (worauf Swoboda⁶ 362, 2 besonders hinweist) bei Livius (XXXV 45, 9) dieselbe Zahl steht. Wenn die Zahl 30 richtig ist, können die Apokleten keine Behörde, sondern nur eine (ziemlich starke) Ratsversamm-

¹⁰⁾ Dieser Ansicht scheint auch Pappadakis (S. 129) den Vorzug zu geben, der Belegstellen für das Vorkommen solcher kirchlichen *δαμοργοί* (in Medeon, Megara, Aegosthenae, Hermione) beibringt.

¹¹⁾ Pappadakis (S. 139) betrachtet sie als eine *δημοτικωτέρα βουλή*, aber für noch eine solche liegt kein Bedarf vor.

lung sein. Nun ist aber auf diese Angabe wenig Verlaß. Abgesehen davon, daß Livius seine Vorlage mehrfach mißverstanden hat¹²⁾, nennt er auch (XLII 6, 7) in Übereinstimmung mit Polybios (XXVII 5, 3)¹³⁾ Theben, wo es nach einem inschriftlich überlieferten Senatsbeschluß (Syll.³ 646) Thisbe heißen muß¹⁴⁾. Es hat sich also hier bei dem Stadtnamen in seinem Polybios-Exemplar eine Korruptel befunden, die er nicht als solche erkannt hat. Namen und Zahlen sind der Verderbnis am leichtesten ausgesetzt. So ist auch hier ein Irrtum anzunehmen, denn die Zahl 30 kann nicht richtig sein (schon von Beloch angezweifelt). Man möchte doch glauben, daß am Kriegsrat des Antiochos nicht ausschließlich Zivilisten und nicht nur Ätoler teilgenommen haben; wenn aber allein 30 ätolische Ratsmitglieder darin saßen, wie stark war denn der Kriegsrat? Er kann doch keine Volksversammlung gewesen sein. Die überlieferte Zahl 30 muß also genau so falsch sein wie der überlieferte Name Theben, und auf sie kann bei der Untersuchung keine Rücksicht genommen werden. Nun braucht Polybios gleichbedeutend mit ἀπόκλητοι die Bezeichnung ἄρχοντες (XXI 4, 7 vgl. mit 5, 2), und dasselbe tut Livius, der ἄρχοντες mit *principes* übersetzt (XXXVI 28, 8, 9). Wer aber die ἄρχοντες der Ätoler sind, steht ausdrücklich in dem Bundesvertrage zwischen Ätolern und Akarnanen (Syll.³ 421); es sind der Stratege, der Hipparch, der Staatssekretär (γραμματεὺς), die sieben Truppenführer (ἐπιλεκταρχέοντες) und die sieben Schatzmeister (ταμίαι). Diese 17 höchsten Beamten — ihre Zahl mag später bei der weiteren Ausdehnung des Bundes vermehrt worden sein, wenn auch nicht erheblich — bildeten also die Regierung des Ätolischen Bundes, und daß einige von ihnen (z. B. der Staatssekretär, ein Truppenführer, ein Schatzmeister) sich im Großen Hauptquartier des Antiochos befanden, ist durchaus erklärlich und war sogar nötig. Nur so ist es erklärlich, daß die Apokleten bei Polybios als οἱ περὶ Φαινέαν (den Strategen) bezeichnet werden (XX 9, 1 vgl. m. 10, 11), und daß es bei Livius (XXXVI 35, 3) heißt: *Phaeneas ipse principesque alii* und (XXXVIII 9, 1): *praetorem et principes*. Alles, was von den

¹²⁾ So macht Livius aus der Beratung der ἄρχοντες in Herakleia (Pol. X 42, 4) eine außerordentliche Bundesversammlung (XXVIII 5, 13 ff.).

¹³⁾ In den neueren Ausgaben verbessert.

¹⁴⁾ Vgl. Syll.³ II 203, 6.

Apokleten berichtet wird (Swoboda⁶ 361 ff.), sind Regierungsakte, nicht Beratungen eines Ausschusses. Es wäre auch merkwürdig, daß Polybios diesen Ausschuß immer wieder nennt, während er das συνέδριον der Ätoler, von dem die Apokleten ein Ausschuß sein sollen, nicht ein einziges Mal erwähnt. Nicht weniger seltsam wäre es, wenn das συνέδριον vollkommen zugunsten seines Ausschusses abgedankt und diesem alle wichtigen Entscheidungen überlassen hätte. Dagegen ist es sehr gut zu erklären, daß die Ätoler der Regierung, die sie selbst gewählt hatten, umfassende Befugnisse übertrugen und weitgehendes Vertrauen schenkten; nur auf diese Weise wurde eine stetige und erfolgreiche Politik gesichert.

Mit der Gleichsetzung von Apokleten und Bundesregierung stehen auch die etwas unbestimmten Erklärungen des Livius im Einklang, wenn er die Apokleten (XXXV 34, 2) ein *sanctius consilium* (*ex delectis constat viris*) oder (XXXV 35, 5) *consilium arcanum* oder (XXXVI 28, 8) *consilium delectorum* nennt. Natürlich waren die Beratungen der Behörde geheim, natürlich waren ihre Mitglieder „ausgewählt“. Es ist überflüssig zu bemerken, daß Livius diese unklaren Definitionen nicht aus Polybios entlehnt, sondern aus seiner Darstellung erschlossen hat; Polybios würde nie eine ätolische Behörde ein *sanctius consilium* genannt haben, hätte übrigens, wenn er die Institution der Apokleten näher erklären wollte, das bei der ersten Erwähnung (IV 5, 9), nicht ungefähr am Ende der ätolischen Geschichte getan. Noch eine Vermutung sei gestattet. Die ἀρχοντες befinden sich überall, wo sie auftreten, in der Umgebung des στρατηγός, des Bundespräsidenten, der offenbar an ihre Mitwirkung (vgl. besonders Polyb. IV 5, 9) gesetzlich gebunden ist; sie entsprechen also etwa dem Ministerrat der modernen Staaten, bzw. dem Rat der Volkskommissare in Rußland, nur mit dem Unterschiede, daß ihr Vorsitzender, der στρατηγός, gleichzeitig als Staatspräsident fungiert und sich seine Mitarbeiter nicht wählen darf, sondern auf die durch Volkswahl bestimmten Männer angewiesen ist. Nun erscheinen die ἀπόκλητοι — allerdings in Kriegzeiten, aber diese waren bei den Ätolern das Normale — überall, in Hypata (Polyb. XX 9 = Liv. XXXVI 27 u. ö.), in Herakleia (Polyb. XX 42), in dem belagerten Naupaktos (Liv. XXXVI 35), aber nie am Sitze der Regierung, in Thermon. Zweifellos müssen aber auch dort einige Mitglieder der leitenden Behörde zurück-

geblieben sein, nicht nur zur Erledigung der laufenden Geschäfte, sondern auch zur Flüssigmachung der nötigen Geldmittel, zur Anordnung militärischer Nachschübe (aus den Einzelstaaten), zur Berichterstattung und Erteilung von Auskünften an die Heeresleitung, zur Übermittlung von Nachrichten an die Bundesstaaten. Vielleicht sind unter den ἀπόκλητοι nur diejenigen Mitglieder der Regierung zu verstehen, die nach auswärts abgeordnet wurden, also eine Delegation, allerdings eine sehr starke, die aus der Mehrzahl der ἄρχοντες bestand. Das würde den Namen ἀπόκλητοι in seiner ursprünglichen Bedeutung erklären = die vom Hause Abberufenen. Dann kann inschriftlich die Bezeichnung nicht vorkommen.

Berlin.

W. SCHWAHN.

Der Werwolf und die Hexen.

Zwei Schauermärchen bei Petronius.

Die nachstehenden Ausführungen wollen sich mit der sachlichen Auslegung der Erzählung vom Werwolf und der Hexengeschichte in Petrons *Saturae* (c. 61, 5—62, 14 und 63, 1—64, 1 ed. Buech.-Her.⁶ p. 41 sqq.) beschäftigen und hiefür vorzugsweise verwandte Gedanken und Motive im Schrifttum und Brauch anderer Völker ins Auge fassen. Dabei wird vorzugsweise das Sagenhafte, Märchenhafte und volkskundlich Bedeutsame berücksichtigt und auf die Stellen, die bereits Friedlaender und Waters in ihren kommentierten Ausgaben¹⁾ erläutert haben, nur dann Bezug genommen, wenn wir von deren Erklärung abweichen oder weiteres Interpretationsmaterial für Stellen zweifelhafter Deutung beischaffen zu können glauben.

Wir beginnen mit dem Märchen vom Werwolf und wollen zunächst einige allgemeine Bemerkungen voranstellen. Die älteste geschichtliche Erwähnung der Werwolfssage begegnet uns bei Herodot, der (IV 105) von der sarmatischen Völkerschaft der Neurer mitteilt, daß ein jeder von ihnen einmal im Jahre auf wenige Tage ein Wolf wird (ὡς ἔτεος ἐκάστου

¹⁾ *Petronii Cena Trim.* mit deutscher Übersetzung und erklärenden Anmerk. von L. Friedlaender², Leipzig 1906; W. E. Waters *Petronius Cena Trim.* edited with introduction and commentary, Boston 1902.

ἀπαξ τῶν Νευρῶν ἕκαστος λύκος γίνεται ἡμέρας ὀλίγας) und dann wieder seine frühere Gestalt annimmt. Aber die Quellen des hellenischen Mythos von Lykaon und den arkadischen Werwölfen oder der Wolfssage von Sigmund und Sinfjötli²⁾ verlieren sich in der unwegsamen Dämmernis der Frühzeit und lassen eine geschichtliche Bestimmung des außerordentlich hohen Alters dieser Sagen als aussichtslos erscheinen. Die den Werwolfssagen zugrunde liegende Idee der Verwandlung von Mensch in Tier (und umgekehrt) weist allem Anscheine nach auf eine Zeit hin, da noch keine strenge Trennungslinie zwischen beiden gezogen war und der primitive Waldmensch in den Tieren (ob sie ihm nun freundlich oder feindlich entgegenkamen, ist hier ohne wesentliche Bedeutung) verwandte Wesen sah, die ihm in sehr vielen Beziehungen glichen und ihm nahezu als seinesgleichen erschienen, aber auch in mancher Hinsicht (Kraft, Schnelligkeit, Schärfe gewisser Sinne usw.) überlegen waren. Und diese Höherwertigkeit empfand er allem Anscheine nach als Ausfluß einer furchteinflößenden Macht, als Zeichen der unsichtbaren Wirksamkeit dämonischer Wesenheiten. Aus dieser Anschauungsweise heraus entstand einerseits die bei fast allen Urvölkern bestehende „Vergöttlichung“ gewisser Tiere³⁾; sie führte aber andererseits auch zur Vermenschlichung des Tieres (Tiersage, Tierfabel) und läßt den Seelenwanderungsglauben als einen naiven Ausdruck der Ahnung einer engen Verwandtschaft sämtlicher Lebewesen begreifen⁴⁾. So wird es

²⁾ In der altnordischen Völsunga-Saga wird erzählt, daß Sigmund und Sinfjötli im Walde zwei schlafende Männer fanden, über denen Wolfs-henden hingen. Beide legten die Hemden an und wurden augenblicklich zu Wölfen. Nun mußten sie neun Tage warten, bis sie die Hemden ablegen konnten, die sie sodann verbrannten. Vgl. E. Wilken, Die prosaische Edda nebst Völsunga-Saga usw., Paderborn 1877—82, 2. Teil, S. 48 f.; Friedr. von der Leyen, Die deutschen Heldensagen², München 1923, S. 259 ff.; E. Mogk, Deutsche Heldensage (Deutschkundl. Bibl., Leipz. 1926), S. 36.

³⁾ Von der großen Verbreitung des Tierkultes bei den arischen (zumal den nordischen) Völkern geben insbesondere auch die bildenden Künste Kunde: man denke an die reiche Entfaltung der Tierornamentik in der germanischen Kunst. Im übrigen aber ist es fraglich, ja wenig wahrscheinlich, daß bei den germanischen Völkern dem (sogen.) Götterkult ein Tierkult vorausgegangen sei.

⁴⁾ Nicht unerwähnt bleibe der Versuch George Hakewills (An Apologie of the Power and Providence of God in the Government of the World, Oxford 1627, p. 11), die Entstehung der Werwolfssage aus dem

auch verständlich, daß die Helden mancher Völkerstämme ihren Ursprung auf besonders kraftvolle Tiere (Bär, Wolf, Eber) zurückführen⁵⁾ und ihre Stärke aus tierischer Abstammung erklärten⁶⁾. Um sich den Anschein größter Kraft zu geben, trugen die Reiter der Kimbern, wie Plutarch (*Mar. c. 25*) berichtet, Helme, die wie seltsame Tierköpfe mit fürchterlich gähnendem Rachen geformt waren; wenn die Berserker⁷⁾, diese Krieger der nordischen Sage, sich in Bären (oder Stiere) verwandelt glaubten, so entwickelten sie übermenschliche Stärke und das Gleiche sagte man von den Menschen, die in Wölfe verwünscht oder verwandelt wurden: von den Werwölfen⁸⁾.

Der Glaube an Werwölfe begegnet bei den Griechen mehrfach⁹⁾. Seine stärkste Ausprägung fand er bezeichnender Weise in der bereits angedeuteten Sage, die in dem an Waldschluchten und Weideplätzen reichen arkadischen Bergland lokalisiert ist: nach Paus. VIII 2, 3 sq. wurde der älteste König Arkadiens, Lykaon, zur Strafe für die Opferung eines Kindes auf dem Altare des Lykäischen Zeus während der Opferhandlung in einen Wolf verwandelt¹⁰⁾; vgl. die verwandten Sagenversionen bei Ovid (*Met. I 198 sqq.*, bes. 232—238; Anspielung:

Glauben zu erklären, daß die Menschen, die unter Tieren aufwachsen und in enger Gemeinschaft mit ihnen leben, allmählich tierisches Wesen und Tiergestalt annehmen.

⁵⁾ In diesem Zusammenhange dürfte auch zu beachten sein, daß dem Odhin der Wolf, dem Frey der Eber heilig war.

⁶⁾ Dies ersieht man z. B. aus vielen Heldensagen; hier mag auch an die nordischen Heldennamen Ybor (Eber), Yrsa (Bärin), Hengist erinnert sein. Siegfried, vom sterbenden Fafni nach seinem Namen gefragt, bezeichnet sich als stolzer Hirsch. Neben dem Glauben an die Abstammung der Menschen von einem als „Gott“ verehrten Urahn findet sich bei manchen Völkern der Glaube an die Entstehung der Menschen aus Tieren (Bäumen, Erde).

⁷⁾ = Bärenhäuter (altnord. *berr* „Bär“ und *serkr* „Gewand“). Vgl. Altnord. Sagabibl., Heft 2, herg. v. R. C. Boer (Halle 1892), S. 59.

⁸⁾ Die Deutung des Wortes von mhd. *werwolf* als ‚Mannwolf‘ nach ahd. *wēr* = ‚Mann‘ (vgl. lat. *vir* und sanskr. *viras* ‚Mann‘) ist nicht allgemein angenommen; über neuere Deutungen vgl. Kluge, Etym. Wb. s. v.

⁹⁾ Vgl. auch Keller, Die antike Tierwelt (Leipzig 1909) I 88 u. 153; ders., Tiere des klass. Altertums, S. 165 ff.; J. Grimm, Deutsche Mythologie⁴ 915 ff.

¹⁰⁾ Von Interesse ist hier Pausanias' Erwähnung (§ 4), daß er selbst an die Wahrheit dieser Sage glaube, weil sie seit uralten Zeiten in Arkadien erzählt wird.

Ib. 433 sq.) und Hygin (Fab. 176 und Astr. II 4), wo der König gleichfalls als Lykanthropos gekennzeichnet wird. In einer anderen Fassung des Mythos (Ps.-Eratosth. Katast. 8; Tzetz. Lykophr. 481) werden Lykaon und seine Söhne zu Werwölfen, weil sie sich gegen den damals noch unter Menschen verkehrenden Zeus in frevler Weise vergingen¹¹⁾. Vgl. noch Plat. Rep. VIII c. 16 (p. 565 D—566 B), wo der Lykaonmythos als allgemein bekannt erwähnt wird; hingegen tut Apollodor (Bibl. III 8, 1) in seiner Erzählung dieser Sage des Werwolfs keine Erwähnung. Ähnlicher Art ist die Sage vom Faustkämpfer Damarchos, einem parrhasischen Arkader, der nach Paus. VI 8, 2, während eines Opfers Wolfsgestalt annahm: hier ist bereits der für die Werwolfssagen, wie wir noch sehen werden, so wichtige Zug¹²⁾, der nach einer bestimmten Frist (hier: von zehn Jahren) erfolgenden Rückverwandlung des Werwolfs in einen Menschen hervorgehoben¹³⁾.

Auch im römischen Schrifttum finden wir, von Petron abgesehen, noch einigemal die *versipelles* erwähnt; das meiste weiß über diese Wendehäuter der ältere Plinius (N. H. VIII 80 sqq.) zu berichten, der an die Tatsächlichkeit dieser Sache nicht glauben will: *Homines in lupos verti rursusque restitui sibi falsum esse confidenter existimare debemus aut credere omnia, quae fabulosa tot saeculis comperimus*. Aus seinen Nachrichten haben

¹¹⁾ Das Verkehren des Zeus unter den Menschen (ein hier stets wiederkehrendes Motiv) deutet allein schon das außerordentlich hohe Alter der Sage an; vgl. auch Cat. 64, 387 und Kröll zur Stelle (S. 193).

¹²⁾ Über den mythischen Gehalt des Lykaonmythos vgl. Ed. Meyer, Forschungen zur alten Gesch. I 56 f., S. Wide, Lakon. Kulte 12 f. und Weizsäcker, Myth. Lex. II 2171 f.

¹³⁾ Kurz berührt sei hier noch die Auffassung der spätgriechischen Mediziner, die unter der *λυκανθρωπία* eine durch Schwermut hervorgerufene Krankheit verstanden, bei welcher der davon Befallene zur Nachtzeit umherläuft und ein wolfsartiges Geheul ausstößt. Übrigens haben auch ältere deutsche und französische Forscher den Glauben an Werwölfe als pathologische Erscheinung zu deuten versucht, nämlich als Vorstellungen der an Dämonomanie Erkrankten. Vgl. bes. die Schrift des deutschen Arztes Leubuscher, „Über die Wehrwölfe und Tierverwandlungen im Mittelalter“, Berlin 1850, S. 11 ff.; eine Zusammenstellung der älteren Literatur gibt Wilh. Hertz, Der Werwolf, Stuttgart 1862, S. 5—7. — Neben der Krankheit der Lykanthropie findet auch die der Kynanthropie und Galeanthropie Erwähnung: vgl. W. Guttman, Medizinische Terminologie, 15. Aufl., Berlin u. Wien 1920, S. 1306.

zwei Stellen besondere Bedeutung, erstens sein Hinweis darauf, daß die Werwolfssage gerade beim niederen Volke eingewurzelt (*volgo infixa*) sei — man denke an den Emporkömmling Trimalchio und seine Gäste —, zweitens die Erwähnung einer der Verwandlung bis zur Wiederentzauberung gezogenen zeitlichen Frist (hier neun Jahre), die in der von Plinius nach einer griechischen Quelle erzählten Werwolfsgeschichte¹⁴⁾ erscheint: es ist dies ein nahezu charakteristischer Zug der Werwolfssagen, der auch in entsprechenden Sagenversionen anderer Völker begegnet, z. B. in der oben erwähnten Völsunga-Saga. Hingegen bleibt in Plinius' Erzählung das zyklische Moment, die in regelmäßigen Zeitabständen sich wiederholende Verwandlung in die Tiergestalt (bzw. die Rückwandlung aus dieser), unberücksichtigt; auch dieses Motiv¹⁵⁾ findet sich sonst in Werwolfs- und anderen Tierverwandlungsmärchen nicht selten¹⁶⁾. Daß Petron das Zyklische des Verwandlungs- und Entzauberungsvorganges nicht besonders betont, hat seinen Grund wohl darin, daß er eben nur eine Schauermär in ihrem Verlaufe erzählen will: die Betonung eines wiederholten mehr oder minder gleichartigen Geschehens würde die Wirkung der Erzählung abgeschwächt haben; daß ihm aber die Periodizität des sagenhaften Vorganges bekannt war und vorgeschwebt haben dürfte, scheint besonders aus der einfachen Feststellung (§ 13) *intellexi illum versipellem esse* hervorzugehen. Von anderen Erwähnungen der Werwolfssage oder Anspielungen auf sie bei römischen Schriftstellern seien genannt: Verg. Ecl. VIII 97 sqq., wo der

¹⁴⁾ Ein Abkömmling aus Anthus' Geschlechte werde (N. H. VIII 81) an einen See Arkadiens geführt, hänge hier seine Kleider auf (zur Nacktheit vgl. Petron 62, 5), schwimme dann ans jenseitige Ufer, wo er in der Einöde in einen Wolf verwandelt werde; hier lebe er in Gesellschaft anderer Wölfe (vgl. die im nachstehenden mitgeteilte Sagenfassung im französischen *Lai de Melion*) neun Jahre lang. Nach dieser Zeit kehre er an den See zurück und nehme, nachdem er hindbergeschwommen, seine frühere Menschengestalt an. Hier wäre zu bemerken: Der See trennt die Diesseitswelt von der Jenseitswelt; die Verwandlung kann also immer erst nach dem Eintreffen hier oder dort stattfinden.

¹⁵⁾ Bekannt unter der Bezeichnung „Amor- und Psyche-Typus“.

¹⁶⁾ Vgl. Leubuscher a. a. O., S. 44 f. Nach dänischem Volksglauben gab es auch Menschen, die sich nachts zu gewissen Zeiten in Werwölfe verwandelten, aber sogleich in menschliche Gestalt zurückkehren, wenn man sie „Werwolf“ rief. Vgl. noch Geiler v. Kaisersberg bei Stöber, Zur Geschichte des Volksaberglaubens, Basel 1856, S. 30 f.

Wiederholung des Verwandlungsprozesses (*his—sc. herbis atque venenis—ego saepe lupum fieri et se condere silvis Moerim . . . vidi*) ebenso Erwähnung geschieht wie bei Pomp. Mela (Chorogr. II 1, 14 extr. ed. Frick p. 31), wo die eingangs erwähnte Herodotstelle in freier Wiedergabe erscheint (*Neuris statum singulis tempus est, quo, si velint, in lupos iterumque in eos, qui fuere, mutantur*). Vgl. auch Prop. IV 5, 13 sq. Endlich zitiert Augustinus (De civ. dei XVIII 17) zwei Werwolfssagen nach Varro (beide stehen bei Plin. N. H. VIII 81 f.; vgl. auch das Voranstehende) und untersucht (XVIII 18), was man über solche Verwandlungen zu denken habe, die sich durch Dämonenmacht an Menschen scheinbar vollziehen¹⁷). In späterer christlicher Zeit erst entwickelte sich der Glaube, daß sich gewisse verbrecherische Menschen mit Unterstützung des Teufels zu Wölfen verwandeln, um ihrer Mordlust ungehemmt fröhnen zu können. Hinsichtlich der neuesten Zeit sei bemerkt, daß der Glaube an Werwölfe (und sonstige Verwandlungen von Menschen in Tiere) im Mittelalter in fast ganz Europa herrschend war¹⁸), daß die Vorstellung von Verwandlungen gewisser Menschen in Tiergestalten, vor allem in Löwen, Leoparden, Tiger, Hyänen, im Südosten Asiens und in vielen Gebieten Afrikas¹⁹) auch heute noch fast allgemein verbreitet ist und ab und zu auch noch in Südrußland, in der Walachei und bei den slawischen Balkanvölkern angetroffen wird²⁰).

Im übrigen kann es nicht befremden, daß solche Vorstellungen aus uralter Zeit im Märchen²¹) ihren Niederschlag

¹⁷) Er gelangt zu dem Ergebnisse, daß der menschliche Leib unmöglich durch die Zauberkünste oder die Macht der Dämonen in tierische Gestalten oder Umriss ver wandelt werden könne (XVIII 18).

¹⁸) Vgl. Jos. Hansen, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns im Mittelalter, Bonn 1901, S. 40 f.; 199 ff.; 221 ff.; 225 ff.; 229 f.; 286 ff.; 332 ff.; 572 ff.

¹⁹) Vgl. Leubuscher a. a. O., S. 54 f.

²⁰) Vgl. W. Hertz a. a. O., S. 113—124; manches auch bei O. Henne-Arn Rhyn, Die deutsche Volkssage², Wien und Leipzig 1879, S. 148 f., 421 ff. und bei E. Stemplinger, Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen, Leipzig 1922, S. 92.

²¹) Hier sei nur ein kennzeichnendes Beispiel herausgegriffen: Es ist ein in verschiedenen Fassungen wiederkehrendes Märchenmotiv, daß ein Mädchen, durch ein Gelöbniß des Vaters (Jephtha-Motiv) gebunden, einen Wolf (auch Igel, Grimm K. H. M. 108, Kröte, Frosch, Grimm, ebd. Nr. 1) heiraten muß, der sich nach vielen Zwischenereignissen und nach be-

fanden und auch im Volksbrauch²²⁾ ihre Spur bewahrten. Über den mythischen Gehalt der griechischen und deutschen Werwolfssage hat F. L. W. Schwartz in seinem Buche „Der Ursprung der Mythologie“ (Berlin 1860) eingehend gehandelt (s. bes. S. 118—121 u. 230 f.)²³⁾.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wollen wir uns der Erzählung Petrons zuwenden. Der erste Zug, den der lateinische Roman zur Charakterisierung des Mannes hervorhebt, der sich nachher in einen Werwolf²⁴⁾ verwandelt, ist dessen das Menschenmaß weit übersteigende Stärke: er war *fortis tanquam*²⁵⁾ *Orcus*; wir könnten dies frei übersetzen mit ‚stark wie der Teufel‘²⁶⁾. In dem Ausdrucke liegt bereits ein leiser Hinweis auf jene andere Welt, in die der *miles* bei seiner Verwandlung in einen Werwolf eintritt. Auch die Angabe, daß er Soldat war, hat ihren besonderen Sinn: es wird damit ein Beruf

stimmter Zeit in einen schönen Jüngling verwandelt. — Über den Wolf im deutschen Märchen vgl. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg (neue Ausg. Kiel 1899), S. 385 „Der weiße Wolf“; Bünker, Heanzische Märchen (1923), Nr. 84; Ztschr. des Ver. f. Volkskunde (Berlin) III 189.

²²⁾ In vielen Gegenden Polens führt man zur Weihnachts- oder Neujahrszeit einen in ein Wolfsfell gehüllten Mann herum (also in der von Dämonen durchtobten Zeit der Zwölften). Im Fastnachtsaufzug der Nürnberger Metzger, dem Schönbart-Laufen, schritt ein Mann mit einem Wolfskopfe einher. In einem ähnlichen Züricher Aufzuge hieß diese Figur Isegrim, auch Eisengrind. In Mittelfranken wird zu Weihnachten unter dem Namen „Hauswolf“ ein Gebäckbrot in der Form eines Wolfes gebacken und an Kinder und Gesinde verschenkt; ähnlich in Pommern zu Ostern („Osterwolf“); vgl. Mannhart, Wald- und Feldkulte II 322.

²³⁾ Hier sei auch des dem Apollon geheiligten Wolfes gedacht, der einst wahrscheinlich der Gott selbst in einer Verwandlungsform war.

²⁴⁾ Über das Gespenstige, das man in ältesten Zeiten im Wesen des Wolfes erblickte, vgl. Rohde, Psyche I¹⁰ 192, 1.

²⁵⁾ Dieser Vergleich und die zahlreichen folgenden, die ebenfalls mit *tanquam* eingeleitet sind (§ 2, 4 *luna lucebat tanquam merdix*; § 6 *stabam tanquam mortuus*; § 11 *tanquam lanius*; § 12 *tanquam copo compilatus*; § 13 *tanquam bovis*), stellen unverkennbare Merkmale der bilderreichen Volkssprache dar; besonders gehäufte Vergleiche dieser und ähnlicher Art begegnen gerade in der volkstümlichen Erzählung der meisten indoeuropäischen Sprachen. An der vorliegenden Petronstelle bezeugen sie die Volkstümlichkeit des alten Sagenstoffes.

²⁶⁾ Hinterher bemerke ich, daß Friedlaender in seiner Ausgabe der *Cena* S. 165 tatsächlich so übersetzt hat.

bezeichnet, der von seinen Vertretern in erster Hinsicht Kraft verlangt. Unser *miles* aber besaß diese Eigenschaft in ganz außergewöhnlichem Maße; er war schon in der Binnenwelt ein Überkraftmensch und verfügte bereits hier über jene Gewalt, die sonst eine ausgesprochene Besonderheit der bereits dem Dämonismus der Außenwelt Verfallenen ist. Damit will im voraus angedeutet sein: er war ein typischer Werwolf. Im übrigen bedarf die Betonung der Kraft des Soldaten nach den eingangs vorausgeschickten Bemerkungen keiner besonderen Begründung mehr: es handelt sich um die in der Welt der Sage herrschende Vorstellung von der Überkraft der in wilde Tiere verwandelten Menschen.

Die nächste Stelle, die uns hier beschäftigen soll, sind die unmittelbar folgenden Worte: *apoculamus nos circa gallicinia, luna lucebat tanquam meridie*. Niceros und sein Begleiter machen sich also auf, um zu Melissa zu gelangen. Die Worte *circa gallicinia* deuten an, daß es bereits Nachmitternacht (aber doch noch Nachtstunde) war²⁷⁾. O. Keller, Die antike Tierwelt II S. 141 bemerkt: „Nach persisch-baktrischem Glauben entweichen die bösen Geister beim ersten Hahnenschrei, gerade wie nach slawisch-neugriechischem Aberglauben Werwölfe, Dämonen und Neraiden“. Auch an unserer Stelle kann mit *circa gallicinia* nur gesagt sein, daß es die Zeit vor dem ersten Krähen des Hahnes ist. In den mitternächtigen Stunden, d. i. in der Zwischenzeit zwischen einem Tage und dem anderen, ist nach uralter Vorstellung die Grenze zwischen der Binnen- und Außenwelt aufgehoben²⁸⁾, da treiben die Dämonen, die Mächte der Unterwelt (Hölle), am ungehindertsten ihr Spiel mit den Erdengeschöpfen. In dieser Geisterstunde vermag darum eine Verwandlung eines Menschen in ein anderes Wesen (vermöge des Einflusses böser Dämonen) am besten von statten zu gehen: diese wird denn auch bald nachher erzählt. Es sei hier noch

²⁷⁾ Das ~~Krähen~~ des Hahnes gilt im allgemeinen als Zeichen des herannahenden Tages; der Hahn kündigt den Sonnenaufgang an und vertreibt durch seinen lauten Ruf die bösen Nachtgeister; vgl. in Gaar-Schusters Kommentar zur Auswahl aus römischen Dichtern, Wien 1928, die Bemerkungen zu Ambrosius' Hymnus „*Aeterne rerum conditor*“ S. 310 (zu v. 5 u. 8) und S. 311, Anm. 1. Gerade die Nachmitternachtszeit ist die Zeit des ärgsten Gespenstertreibens.

²⁸⁾ So stehen nach alter Sage um diese Zeit die geheimen Schatzhöhlen offen u. dgl.

daran erinnert, daß ebenso wie die Zwischenzeit von einem Tage zum anderen auch die Zwischenzeiten (zumal die Nachtstunden) zwischen zwei Monaten, die sogenannten Epagomenen, und vor allem die Nächte der Zwölften, die selbst gleichsam eine Art Zwischenzeit vom alten zum neuen Jahre bilden, einen durch abergläubische Vorstellungen und Bräuche besonders gekennzeichneten Zeitraum²⁹⁾ darstellen. — Im übrigen übersieht Petron in seiner Schilderung keinen Zug, der geeignet ist, das Grausige der Situation zu erhöhen. Gerade dadurch gewinnt seine Charakteristik der einzelnen Gestalten, aus denen sich diese simple, geistig nicht hochstehende Gesellschaft zusammensetzt, volle Lebensechtheit; diese schlichten Leute lieben eben, wenn man es mit einem zeitgemäßen Ausdrucke bezeichnen darf, gruselige Kinoromantik. Darum fehlt der mit wenigen, aber treffenden Worten veranschaulichte Vollmondschein³⁰⁾ nicht, darum wird der Grabsteine Erwähnung getan; doch paßt diese Erwähnung auch wieder trefflich in den Zusammenhang; sie bereitet das gespensterhafte weitere Geschehen vor³¹⁾; die Totenstätte und die Verwandlungsszene, sie haben beide ihre Verbindungsbahnen

²⁹⁾ Diese Zeit der Wintersonnenwende war die namentlich dem Sturm- und Totengott geweihte Fahrzeit der Geister und Götter; da hielten Wodan und seine Gemahlin Frigg mit den seligen Geistern ihren Umzug; in dieser gespensterhaften und bedeutsamen Zeit erfolgte auch der Umzug des wilden Jägers und des wütenden Heeres. Diese heidnische Vorstellungswelt zeigt ein zähes Fortleben. Zum Schutze vor den bösen Geistern, die hauptsächlich in den Zwölften ihr Unwesen treiben, werden heute noch in vielen Gegenden Süddeutschlands und Österreichs an gewissen Tagen dieses Zeitabschnittes Zimmer und Ställe mit Weihwasser besprengt und mit Weihrauch durchräuchert (sog. Rachnächte).

³⁰⁾ Hier sei übrigens daran erinnert, daß bei fast allen älteren Völkern (bes. bei den Ariern) der Mond als Nachtgott und König der Toten verehrt wurde: vgl. Siecke, *Die Urreligion der Indogermanen*, Berlin 1897, S. 11 ff.; die im Norden übliche alte Zeitrechnung nach Wintern und Nächten führte zu einer Verbindung der Begriffe Winter, Nacht, Tod, Auferstehung (diese mit Hinsicht auf die Verjüngung des Mondes) zu einer Einheit, um aus dem Monde jenen Toten- und Unsterblichkeitsgott zu schaffen, dem man ebenso bei den Germanen und Gallokelten wie bei den Völkern des klassischen Altertums, vorzugsweise bei den Griechen, begegnet; vgl. Grosse, *De Graecorum dea Luna*, Lübeck 1880, p. 27; Siecke, *Beiträge zur genaueren Erkenntnis der Mondgottheit bei den Griechen*, Berlin 1885, S. 59 ff.

³¹⁾ Man vergleiche hierzu die grause Schilderung bei Lucan. *Phars.* VI 570—576 (Housm. p. 174).

mit der dämonischen Jenseitswelt³²⁾. Man könnte noch fragen, wie die Worte Niceros' *sedeo cantabundus et stelas numero* zu verstehen seien. Uns scheint, es liegt hier ein psychologischer Meistergriff des Romandichters vor: er stellt uns damit die ganze Schaurigkeit der Örtlichkeit und des Vorganges gleichsam im seelischen Reflexbilde des Erzählenden dar und erreicht dadurch die höchste Spannung der Zuhörenden für den unmittelbar folgenden Gipfelpunkt seiner Erzählung. Niceros' Singen (es ist wohl bloß an ein halblautes Vorsichhinsingen oder Summen zu denken) und sein Zählen der Grabsteine hat offenbar lediglich den Zweck der Selbstberuhigung; Niceros wehrt sich gleichsam gegen den überwältigenden Eindruck der so schaurigen Stimmung und um dieser aufregenden Peinigung nicht zu erliegen, singt er sich etwas vor und zählt die Stelen. Die Erzählung setzt dann fort:

Deinde ut respexi ad comitem, ille exiit se et omnia vestimenta secundum viam posuit. Hier ist zunächst zu fragen, was die Entkleidung des Soldaten, der Niceros begleitet, in diesem Zusammenhange zu bedeuten hat. Bei dem außerordentlich hohen Alter der Werwolfserzählungen, deren Ursprung sich, wie erwähnt, im Dunkel der Vorzeit verliert, und bei ihrer gewaltigen Verbreitung besonders auf europäischem Boden, wird es gestattet sein, auf verwandte Motive hinzuweisen, die eine Beantwortung unserer Frage zu fördern vermögen. Wir besitzen ein aus dem dreizehnten Jahrhundert stammendes französisches Gedicht über einen jungen Ritter, namens Melion, der an Artus' Hofe lebte; es ist *Lai de Melion* betitelt³³⁾ und erzählt von des Jünglings Vermählung mit der Königstochter von Irland und seinem Jagdausritt mit der jungen Gattin, die beim Anblicke

³²⁾ In diesem Zusammenhange sei vergleichsweise auf das Märchen „Der Mond“ (Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 175) hingewiesen: Vier Burschen aus dem Land des Dunkels, die dem Menschenlande den Mond geraubt und bei ihrem Tode mit sich in die Gräber genommen hatten, beunruhigten durch das Mondlicht die schlafenden Toten in der Unterwelt so lange, bis der heilige Petrus die Toten zur Ruhe brachte, sie wieder in ihre Gräber sich legen hieß und den Mond mit fortnahm; vgl. auch die Lenorensage.

³³⁾ Vgl. Fr. Michel, *Lai d'Ignaures suivi des lais de Melion et du Trot*, Paris 1832, p. 44 sqq.; dazu Jeanroy, Brandin et Aubry, *Lais et descorts français du XIII siècle*, Paris 1901, p. 86 sqq. und Wolf, *Über die Lais, Sequenzen und Leiche*, Heidelberg 1841, S. 28.

eines prächtigen Hirsches ausrief, sie werde alle Nahrung in Hinkunft zurückweisen, wenn sie nicht vom Fleische dieses Edelwilds genossen habe. Melion wies ihr einen mit einem weißen und einem roten Stein besetzten Ring vor und bat, ihn mit dem weißen Stein zu berühren, sobald er sich seiner Kleider entledigt habe; denn dann werde er sofort Wolfsgestalt annehmen und den Hirsch erjagen, doch trug er ihr noch besonders auf, auf seine Kleider acht zu haben und zu warten, bis er zurückkomme; denn nur durch die Berührung mit dem roten Stein könne er seine frühere Gestalt wieder erlangen. Sie tat nach seinem Wunsche und alsogleich lief er als Wolf mit entsetzlichem Geheul davon. Aber Melions Gattin verließ nun ihren Mann und entfloh zu ihrem Vater nach Irland; der verwandelte Ritter folgte ihr aber in Wolfsgestalt dahin nach, fiel dort mit wirklichen Wölfen in Gehöfte und Herden ein und verübte so schweren Schaden, daß der König auf die Tiere Jagd machte. Schließlich wurde Melion als Werwolf erkannt und durch die Berührung mit dem roten Steine entzaubert. — Ferner sei hier eine der schlichten Versnovellen (Lais) der ältesten französischen Dichterin Marie de France (12. Jhd.) angeführt, worin³⁴⁾ sie, einer bretonischen Sage folgend³⁵⁾, von einem seltsamen Ritter erzählt, der wöchentlich — sollte wohl richtiger heißen: monatlich — drei Tage zum Werwolf wird; er zieht sich dabei nackt aus und ist stets in Gefahr, Wolf zu bleiben, wenn ihm jemand die im Walde unter einem hohlen Steine verwahrten Kleider wegnimmt. In einer hessischen Sage, die Lynker (Deutsche Sagen und Sitten aus hessischen Gauen, Kassel 1854, S. 107; vergl. Grimm, Deutsche Märchen 1049) mitteilt, wird von einer Frau erzählt, die ihrem Mann zu jeder Mahlzeit Fleisch auf den Tisch stellt, ohne daß er sich erklären kann, woher sie es habe. Sie verspricht, ihm Aufklärung zu geben, doch müsse er dabei die Nennung ihres Namens vermeiden. Sie gingen ins Freie und als sie zu einer Viehtrift ge-

³⁴⁾ In der Ausgabe von Roquefort *Poésies de Marie de France* (Paris, 1822) I 182; vgl. auch die Ausg. von Warnke, Halle (2. Aufl. 1900), S. 96.

³⁵⁾ Das Gedicht der Marie de France, das im schlichten Märchentone gehalten ist, führt den Titel: *Lai du Bisclaveret*; seine Eingangsverse lauten: „Quant de lais faire m' entremet / Ne voil ublier Bisclaveret; / Bisclaveret ad nun en Bretan, / Garwalf l'apellent li Norman.“ Das Wort *Bisclaveret* ist die bretonische Bezeichnung für Werwolf; seine etymologische Erklärung versucht Wilh. Hertz, *Der Werwolf*, Stuttgart 1862, S. 91, Anm. 1.

langten, warf die Frau einen Ring über sich, wurde sofort zum Wolfe, erfaßte ein weidendes Schaf und lief damit fort. Als ihr entsetzter Mann „Ach, Margareit!“ ausrief, da verschwand augenblicklich der Wolf und die Frau stand nackt auf dem Felde. — Endlich lesen wir in einer alten Werwolfserzählung, die Gervasius von Tilbury in seiner Schrift *Otia Imperialia* (um 1210) überliefert³⁶⁾, von einem wundersamen Menschen (namens Calceveyra), der die Gepflogenheit hatte, sich nachts zur Neumondzeit im Freien zu entkleiden, sein Gewand unter Felsgestein oder unter einem Dornbusch zu verstecken und sich sodann nackt solange auf sandigem Boden zu wälzen, bis er als schnaubender Wolf von dannen lief. Diese Beispiele und verwandte Sagenmotive lassen den Schluß zu, daß sich der Soldat bei Petronius deshalb seiner Kleider entledige, um sich sodann verwandeln zu können. In den meisten Werwolfsgeschichten ist die Verzauberung durch das Anziehen (Überwerfen) eines Wolfshemdes (*úlf-hamr*) oder das Anlegen eines Wolfsgürtels, wobei der Riemen in das neunte Loch geschnallt wurde, durch Anstecken eines Zauberringes oder durch Bestreichen mit einer Salbe bedingt. Bei Petron fehlt dieser Zug³⁷⁾; aber er ist auch im *Lai de Melion* (Berührung mit dem Stein des Ringes) und in der Erzählung des Gervasius (Sichwälzen im Sande) bloß andeutungsweise vorhanden und fehlt bei Marie de France a. a. O. Es ist aber mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß das Wechseln des Kleides (Anlegen des Wolfskleides, „Wolfshemdes“) zur ältesten Fassung des Verwandlungsmotivs gehört — das menschliche Kleid wird abgelegt, damit das Tierkleid angelegt werden kann —, so daß uns bei Petron eine spätere Form dieses Darstellungsdetails vorliegt.

Hier sei ferner der nun folgende Ausdruck *mihi anima in naso stare* (*stabam tanquam mortuus*) kurz berührt. Die Auslegung, die A. Otto (Die Sprichwörter u. sprichw. Redensarten d. R., S. 238) von der Stelle gibt, der in dieser Redensart einen Ausdruck, „gespanntester Erwartung“ sehen will, halte ich für verfehlt. Der Gedankenzusammenhang zeigt deutlich, daß *mihi anima in naso stat* nur so viel bedeuten kann wie: ‚ich bin daran, die Seele auszuhauchen‘. Ich möchte vergleichsweise darauf hinweisen, daß die Neugriechen zur Bezeichnung

³⁶⁾ In der Ausgabe von F. Liebrecht, Hannover 1856, p. 51 sq.

³⁷⁾ Wodurch er ersetzt wird, darüber vgl. das unmittelbar Folgende.

eines todesmutigen Kämpfers den volkstümlichen Ausdruck gebrauchen „er hat die Seele auf der Zunge“ (ἐχσε: τῆ[ν] ψυχῆ[ν] ἐπὶ τῆς γλώσσας), was man besonders von den Kretern rühmt. Da man sich die Seele in den frühesten Zeiten (und heute noch bei den Urvölkern) häufig als einen Hauch³⁸⁾ vorstellte, so soll damit gesagt sein, daß die Seele bereits nahe dem Entweichen (durch die Nase oder den Mund) war. Man denke auch an Aristoteles, der von der Seele sagt (De anim. I 5, p. 410, II 29 sq.), sie komme und gehe vom Windhauche getragen. Im übrigen vgl. C. Sittl, Die Gebärden der Griechen und Römer, S. 46, Anm. 7, wo aber von einer Entscheidung in der Deutung abgesehen wird. Auch die einige Zeilen später (§ 10) erscheinende gleichartige Ausdrucksweise *ut larva intravi, paena animam ebullivi* scheint die oben vorgebrachte Erklärung zu stützen.

Wir kommen nun zu der Deutung der Worte *circumminxit vestimenta sua*. Die Stellung der Worte *et subito lupus factus est* nach dem Umharnen der Kleider lehrt, daß das *circummingere* die Verwandlung des Soldaten in einen Werwolf unmittelbar zur Folge hat³⁹⁾. Wir möchten darum annehmen, daß der Kreis, der durch die *minctio* entsteht, die Stelle eines Zauberringes (Zauberkreises) vertritt. Wir kennen diesen Kreis auch aus der deutschen Literatur, z. B. aus Goethe, Der Schatzgräber, v. 9 („Und so zog ich Kreis um Kreise“) und Gerhart Hauptmann („Die versunkene Glocke“ I, Seite 27). Das Ziehen eines Zauberkreises⁴⁰⁾ ist bei Petron nötig: erst durch ihn wird die Verzauberung in einen Werwolf möglich, da ja der Soldat keine Wolfshaut oder dergleichen anzieht. Im übrigen scheint der gepißte Kreis ein parodistischer Zug zu sein, den Petron nicht

³⁸⁾ Auch als blauer Dunst: vgl. Konr. v. Maurer, Isländische Volksagen, Leipzig 1860, S. 81; ferner als schattenartige Maus (die in einem Pferdeschädel herumkriecht und zu den Nasen- und Augenlöchern herauschaut, während dem Schläfer rosige Träume erscheinen): vgl. Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen, Göttingen 1855, Nr. 246.

³⁹⁾ Unzureichend und teilweise in die Irre gehend sind die Ausführungen bei Pischel, Zu Petron Sat. 62 (Abhandlungen für Martin Hertz, Breslau 1888, S. 69 ff.). Vgl. auch Friedlaender Komm. S. 317.

⁴⁰⁾ Vgl. auch Schuster, Altertum und deutsche Kultur (Wien 1926), S. 86 und Gaar u. Schuster, Auswahl aus röm. Dichtern, Komment. (Wien 1928), S. 2.

ohne Absicht hineingebracht hat⁴¹⁾. Er will offenbar darum eine groteske Wirkung erzielen, weil dies zu der ganzen Situation paßt und vor allem auch dem niederen Bildungsniveau des Erzählers und seiner Zuhörer so sehr gemäß ist. Je grobschlächtiger und verrückter die Geschichte ist, desto besser.

Der Werwolf lief heulend in den Wald. Niceros aber ging auf die zurückgelassenen Kleider zu: *Deinde accessi, ut vestimenta eius tollerem: illa autem lapidea facta sunt*. In den oben erwähnten Lais der Dichterin Marie de France (Ausg. v. Roquefort I 187) heißt es, daß der zum Werwolf verwandelte Ritter seine Kleider unter einem ausgehöhlten Steine verbarg und Ähnliches erzählt Gervasius Tilburiensis; diese beiden Erzählungen sind durchaus volkstümlich und in keiner Weise von der Antike abhängig. Man wird darum vermuten dürfen, daß das Motiv nicht ursprünglich die Versteinerung der Kleider war, sondern die Bergung (Verbergung) der Kleider unter einem Steine. Indes hat auch das Zu-Steinwerden des Gewandes einen Sinn: auf diese Weise kann ihm nämlich seine Kleidung nicht fortgetragen werden. Dies aber ist wieder darum von Wichtigkeit, weil sich der Werwolf, wenn er seiner Kleider verlustig wird, nicht mehr in einen Menschen zurückverwandeln kann⁴²⁾. Im übrigen ist es auch nicht ohne Bedeutung, daß das Gewand inmitten des *orbis minctus* liegt: es ist solchermaßen durch den Zauberkreis gebannt und vor Entwendung gesichert; der Zauberkreis selbst bewirkte ja seine Versteinerung.

Im folgenden wird Niceros' Todesangst von ihm selbst in ebenso derber wie anschaulicher Weise geschildert; endlich gelangt er ins Haus Melissas und er erfährt von ihr: *lupus . . . villam intravit et omnia pecora tanquam lanius sanguinem illis misit*. Die hier erwähnte Blutgier des Werwolfes ist auch sonst vielfach bezeugt⁴³⁾. Eben darum begegnet man mehrfach einer Vermengung der Vorstellung von Werwölfen mit

⁴¹⁾ Damit soll nicht gesagt sein, daß Petron diesen Zug frei erfunden habe; er wählte offenbar unter den verschiedenen Möglichkeiten, einen Zauberkreis zu bilden, diese besonders drastische.

⁴²⁾ Aus diesem Grunde erwähnt Gervasius (s. o.) als Verwahrungsort der Kleider außer dem Felsenversteck einen Dornstrauch (in den man nicht gerne hineingreift).

⁴³⁾ Vgl. die Belege bei Henne-Am Rhyn a. a. O., S. 422 ff.

den blutdürstigen Vampiren. So berichten Danziger Sagen⁴⁴⁾, daß die bereits bestatteten Werwölfe zu mitternächtiger Stunde ihren Gräbern entsteigen, in ihrem Blutdurst Herden überfallen und selbst in menschliche Wohnungen dringen, um das warme Herzblut Schlafender zu schlürfen.

Aber der Werwolf, von dem Petron erzählt, stillte seinen Blutdurst nicht ungestraft; er entkam zwar, aber mit einer schweren Wunde, die ihm der Hausknecht Gavillas mit einem Spieße am Hals beigebracht hatte. Niceros verließ mit Tagesanbruch das Haus Melissas und fand an der Stelle, wo die Versteinerung der Kleider des Soldaten erfolgt war, nichts weiter als Blutspuren vor. Da ging er wieder nach Hause und traf den Soldaten bereits in menschliche Gestalt rückverwandelt an: er lag im Bette und ein Arzt bemühte sich um ihn: er hatte eine blutende Wunde am Halse. Was hatte sich also zutragen? Verwandte Werwolfsgeschichten vermögen uns hierüber Klarheit zu schaffen. Der bereits genannte Gervasius von Tilbury berichtet (*Otia Imperialia* ed. Liebrecht p. 51), ein gewisser Raimbaud de Ponto sei aus Gram über den Verlust seines Erbes zum Werwolf geworden und habe als solcher Kinder und Erwachsene gemordet; da gelang es einem Zimmermann, dem Untier einen Fuß abzuhacken, worauf es sogleich Menschengestalt annahm. Der Verletzte aber erklärte, er beklage den Verlust des Fußes nicht, vielmehr sei er darob glücklich; denn dadurch sei er von seiner Verwandlung befreit und vom Zwange, weitere Missetaten zu begehen, erlöst worden. Müllenhoff teilt in seinem Buche „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg“ (Kiel 1845, neue Ausg. das. 1899, S. 331, Nr. 317: „Die Frau mit dem Wolfsriemen“) eine Werwolfsgeschichte mit, die sich geradezu als eine Parallele zu der Erzählung Petrons bezeichnen läßt. Eine alte Frau verwandelt sich durch Umlegen eines Wolfsriemens in einen Wolf und bringt regelmäßig Fleisch für die Mittagstafel heim. An einem Sonntagsmorgen schießt man mit „Erbsilber“ (mit einem ererbten silbernen Knopf als Flintenkugel) auf sie, denn nur so kann sie verwundet werden. Als sie sich zu Hause wieder in ihre Menschengestalt

⁴⁴⁾ Vgl. J. Karl, Danziger Sagen (Danzig 1844), 2. Bändchen, S. 38. — Die nämliche Vermischung beider Vorstellungen bei den slawischen Völkern erwähnt W. Hertz a. a. O., S. 113.

verwandelte, hatte sie eine Wunde, die zeitlebens nicht heilt. Hier haben wir wie bei Petron einen Werwolf vor uns, der die Herde anfällt⁴⁵⁾ (die alte Frau zerreißt das Weidvieh), verwundet wird und sich bald nachher in Menschengestalt verwandelt. Es gibt eben zwei Arten der Rückverwandlung des Werwolfes: eine augenblickliche und eine etwas verzögerte. In beiden Fällen aber ist eine Verwundung die Ursache der Entzauberung. Wird der Werwolf durch die erlittene Verletzung nicht sogleich zur Umwandlung in seine menschliche Gestalt genötigt, so wird er doch bald hernach wieder zum Menschen und dann an der Verwundung als *versipellis* erkannt. Dieser zweite Fall liegt in der Darstellung Petrons vor. Der von dem Knechte verwundete Werwolf war also durch seine Verletzung zur Rückverwandlung gezwungen worden, eilte darum sogleich zu der Stelle, wo seine versteinerten Kleider lagen, die nunmehr durch das Berhrtwerden von ihm sogleich wieder ihre ursprüngliche Form zurckgewannen; beim Anlegen der Menschenkleider verliert er sogleich seine Wolfsgestalt. Er kehrt als Mensch nach Hause: aber die Blutspuren an der Stätte seiner Verwandlung und seine Wunde verraten sein wahres Wesen. Darum sagt Niceros, er habe beim Anblicke des verwundeten *miles* und des (offenbar ahnungslosen) Arztes sofort gewußt, worum es sich da handle: *intellexi illum versipellem esse*. Wenn der Erzähler noch hinzufügt, er hätte hernach mit ihm keinen Bissen Brot essen können und „wenn man ihn erschlagen hätte“ (*non si me occidisses*), so ist dies aus dem geheimen Grauen zu verstehen, das man im Altertum und Mittelalter vor allem Zauberspuk dieser Art hatte. Der Werwolf, der sich in der Mitternachtsstunde aus einem Menschen in eine reißende Bestie verwandelt hatte, stand offenbar — so mußte man annehmen — unter dem Einflusse der bösen Unterweltsmchte. Bei den Normannen und Angelsachsen wurden die Begriffe ‚Werwolf‘ und ‚Teufel‘ oft identifiziert⁴⁶⁾ und im

⁴⁵⁾ Nach *omnia pecora* ergänzt Friedlaender mit Bücheler *perculit*: ich halte dies für unnötig. Gerade in dieser Erzählung, die eine fieberhafte Aufregung mit erhöhtem Herzschlage beherrscht, ist ein Anakoluth so recht an seinem Platze. Mit vollem Rechte bleibt W. Heraeus (ed. VI.) bei der Überlieferung.

⁴⁶⁾ So z. B. bei Walther von Coinsi, *Leben des hl. Hildefons* (1219), v. 532 ff.

christlichen Mittelalter bestand der Glaube, daß bösertige Menschen mit dem Teufel einen Bund eingingen, um sich, wie erwähnt, mit der Hilfe des Satans in Wölfe zu verwandeln.

Abschließend sei zur Petronischen Werwolfsgeschichte noch darauf hingewiesen, daß der zweite Teil der Erzählung in allen wesentlichen Zügen genau dem entspricht, was wir von Hexen erfahren, die sich in Katzen oder in (dreibeinige) Hasen verwandeln⁴⁷⁾. An erster Stelle verdient hier eine von Ignaz Zingerle, Kinder- und Hausmärchen aus Tirol (Innsbruck 1852) wiedergegebene Tiroler Sage (Nr. 39) „Der Müllerbursch und die Katze“ Erwähnung. In einer Mühle wird jeder Müllerbursch, der dort schläft, in der Nachtzeit umgebracht. Ein junger beherzter Bursch läßt sich durch die Erzählungen hierüber nicht ins Bockshorn jagen, verbringt die Nacht daselbst, wird von einer dämonischen Katze⁴⁸⁾ bedroht, der er eine Vorderpfote abhackt. Am andern Tage liegt die Frau des Müllers, krank und verbunden, im Bett und der Müller entdeckt, daß ihr eine Hand fehlt. Henne-Am Rhyn berichtet (a. a. O. 144) eine irländische Sage von einem Lord, der auf einer Jagd einen Hasen verwundete, dessen Blutspur nachging und dabei zu einer Hütte kam, wo er eine alte Frau (= Hexe) mit blutendem Schenkel antraf. Ähnlicher Art, wie die an erster Stelle erwähnte Tiroler Volkssage sind zwei weitere Erzählungen, die wir bloß kurz zitieren wollen: W. Busch, *Ut öler Welt* (Märchen- und Sagensammlung), München 1910, S. 123, Nr. 24 und Müllenhoff, *Sagen, Märchen und Lieder* (s. o.), S. 227, Nr. 311 (Die abgehauene Pfote).

Nachdem Niceros unter allgemeiner Verwunderung sein Erlebnis zu Ende berichtet hat, beginnt Trimalchio seine Hexengeschichte vorzutragen. Diese Erzählung, deren plumpe Wahngelbilde — die als volle Wahrheit hingestellt

⁴⁷⁾ Wie denn überhaupt ein sehr auffallender Parallelismus in den beiden Sagen vom Werwolf und von den Hexen vorliegt: Wie sich der Mann in einen Wolf verwandelt und sodann Schaden anrichtet, so verwandelt sich die Frau meist in eine Katze oder in einen dreibeinigen Hasen und wird in diesen Gestalten (besonderen Formen der Hexe) Menschen oft gefährlich. Vgl. die Sagen bei Henne-Am Rhyn, *Die deutsche Volkssage*, Wien und Leipzig, 1879, S. 144 ff.

⁴⁸⁾ Die Katze ist der Göttin Freyja, der großen Hexenmutter, geheiligt, die man sich auf einem mit Katzen bespannten Wagen einherfahrend dachte.

und von den Zuhörern geglaubt werden — wieder den niedrigen Bildungsgrad⁴⁹⁾ Trimalchios und seiner Gäste beleuchten und von Petron neuerdings in geschickter Weise zur Charakteristik dieser Gesellschaft benützt werden, scheint zunächst noch weniger klar und verständlich zu sein, als die Werwolfsgeschichte. Es bleibt ungewiß, ob Petron diesen Nachtspek der Strigen absichtlich mehr andeutungsweise als in voller Ausführlichkeit berichtet hat; die Veranlassung dazu wäre dann vielleicht darin zu erblicken, daß Petron durch die Abgerissenheit der Darstellung, welche die seltsamen Geschehnisse in unvermittelter Schroffheit aufeinanderfolgen läßt, das Absonderliche der ganzen Geschichte steigern wollte. Wie dem auch sei, die geschilderte Begebenheit stellt zwei Hauptmotive in den Vordergrund: sie verbindet ein regelrechtes Prügelabenteuer mit dem grausigen Raub eines toten Jungen durch die *strigae*⁵⁰⁾. Von besonderer Wichtigkeit erscheint uns hiebei die Tatsache, daß sich in der Petronischen Erzählung gewisse allgemeine Sagenzüge erkennen lassen. 1. Wenn die Geister oder die Hexen den Menschen einen Schabernack spielen, so bleiben sie bei diesem Treiben meist unsichtbar. So auch hier: Trimalchio betont dies ausdrücklich: *ipsas (strigas) non vidimus*. Wie aber stand es mit dem gewaltigen Kappadozier, der eine der boshaften Unholdinnen mit dem Schwerte mitten durchstach? Sah auch er die Hexe nicht? Wir glauben annehmen zu sollen, daß auch er die Strigen nicht gewahrte, sondern blindlings

⁴⁹⁾ Ist doch auch das Fortleben der Hexenvorstellungen gerade hierfür bezeichnend: im volkstümlichen Glauben erhielten sie sich durch das ganze Mittelalter, und zwar am stärksten in solchen Gebirgsländern, die der Kultur am wenigsten erschlossen waren. Beim Landvolk besteht übrigens noch heute vielfach Hexenglaube. In Mexiko fielen noch in den Jahren 1860 und 1873 Todesstrieche gegen „Hexen“. Beschuldigungen der Hexerei traten in europäischen Injurienprozessen sogar noch vor wenigen Jahrzehnten zutage: vgl. darüber J. Andree im „Globus“ (1894).

⁵⁰⁾ Friedlaender (Ausg. S. 319) befaßt sich eingehend mit der Deutung der Redensart *asinus in tegulis* (§ 2), mit der Trimalchio seine Erzählung einleitet. Unserer Ansicht nach will diese offenbar sprichwörtliche Ausdrucksweise nichts weiter als das Unglaubliche und ans Unsinnige Grenzende kennzeichnen. So erweckt der Erzähler das gespannte Interesse der Zuhörer und schützt sich gegen den etwaigen Vorwurf, solche unglaubwürdige Geschichten zu erzählen. Er selbst glaubt ja an die Realität der Hexen; vgl. § 9.

how can T. say how long if they were invisible?

in die Luft hineinstach; jedenfalls lassen uns ähnliche Motive in anderen Hexensagen dies mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten. Drei Belege hiefür seien in Kürze angeführt. F. Ranke erzählt in seinem Werke „Die deutschen Volkssagen“ (2. Aufl. München 1924, S. 34) von einem Weidmann, den ein furchtbares Gewitter auf den Gedanken brachte, es sei durch Hexerei entstanden; er lud sein Gewehr mit einer geweihten Kugel und schoß auf gut Glück in die schwärzeste Wolke. Da fiel ein nacktes Weibsbild aus der Wolke tot auf die Erde und das Gewitter verzog sich augenblicklich (die Hexe wurde also erst als Tote sichtbar; als solche fiel sie in die Binnenwelt, deren Vorgänge menschlichen Sinnen eröffnet sind). Ebenda wird (S. 34) von einer Windsbraut erzählt, die einem Wanderer begegnete. Der wurde zornig und rief: „Komm nur wieder, du Hexe!“ und warf blindlings sein Messer hinein. Da trug ihn der Sturm zu einem Wirtshause fort, wo ihm ein einäugiger Mann jenes Messer zeigte und klagte: „Schau her, was du mir getan hast!“ In einer anderen Geschichte, die Grohmann in seinem „Sagenbuch aus Böhmen und Mähren“ (1863) S. 240 mitteilt, führt eine in Hasengestalt erscheinende Hexe um einen Jäger herum einen Tanz auf, ohne daß sie von ihm gesehen wird („der Jäger aber sah nichts und fiel in Schlaf“⁵¹).

Daß die Unsichtbarkeit der *strigae* eine sie kennzeichnende Eigenschaft war und mit zu der damals allgemein herrschenden Vorstellung von ihnen gehörte, geht m. E. auch aus den oben zitierten Worten Trimalchios hervor: er erwähnt ihr Nichtgesehenwerden geradezu als Beweis dafür, daß er die Wahrheit rede. Wie konnte man aber — so muß man nun fragen — von der Anwesenheit der Hexen sprechen, wenn sie von

⁵¹ Im allgemeinen entscheidet wohl der Besitz der besonderen Gabe der Geistersichtigkeit darüber, ob ein Mensch Dämonen wahrzunehmen vermag oder nicht. Im besonderen aber werden sie auch in irgend einer Erscheinungsform bemerkt, ohne daß von dem sie Wahrnehmenden eigens gesagt wird, daß er geistersichtig war. Wir verweisen hiefür auf Pröhle, Deutsche Sagen (1869), S. 81, wo ein Knecht einen Geist als feurigen Streifen zum Schornstein hinausfliegen sieht; daselbst wird auch ein dreibeiniger Hase (Hexe) erwähnt, der aber bezeichnender Weise nicht gesehen werden will: „Wie aber einer mit einer Laterne gekommen ist, ist er wieder weggehuppelt“. Der ganze Tenor der Erzählung bei Petron macht es m. E. wahrscheinlich, daß man an die Unsichtbarkeit der Hexen zu denken habe.

niemand gesehen wurden? Ich denke, dies erklärt sich aus dem ursprünglichen Wesen dieser Gespenster, die eigentlich Sturm-dämonen sind: als solche waren sie zwar nicht sichtbar, wohl aber hörbar: vgl. Ov. Fast. VI 140. Darum ist die überflüssige Textergänzung von Jacobs *subito strigae* (*stridere*) *coeperunt*, die Friedlaender aufnahm, in sachlicher Hinsicht vollkommen zutreffend⁵²). Man hörte die Strigen: es war wie Windessausen, wie das Schnauben eines vorbeijagenden Hundes (§ 4). Man vernahm also Geräusche und deutete diese auf die Anwesenheit von Hexen; und der erwähnte Kappadozier stach dorthin, von wo ihm diese Geräusche entgegen tönten oder entgegenzutönen schienen. Der Ausdruck *strigae coeperunt* ist offenbar umgangssprachlich und volkstümlicher Art: „Die Hexen fingen an“, d. h. sie begannen ihr Treiben; sie wollten den Knaben rauben, aber die Anwesenheit der Leidtragenden bei der Leiche⁵³) hinderte sie daran: erst wie diese sich auf einen Augenblick von dem Toten entfernen — sie waren aufgesprungen, als der Kappadozier vor die Haustüre lief, und schlossen sie wieder, als er zurückkam —, benützten die Nachtunholdinnen die Gelegenheit und führen den beabsichtigten Raub eilends durch.

2. Ein weiterer allgemeiner Sagenzug, der auch bei Petron begegnet, ist dieser: Wenn ein Mensch mit bösen Geistern zusammentrifft, so trägt er häufig⁵⁴) einen Schaden davon; diesen pimmt man bisweilen nicht sogleich wahr, aber der von den Dämonen Berührte siecht dahin oder ist nach bestimmter Zeit tot. Eine besonders sinnfällige Parallele bietet hier die Sage vom Ritter Oluf, die bekanntlich Herder in seiner Volksliedersammlung „Stimmen der Völker in Liedern“ (IV, 14 „Erlkönigs Tochter“) bearbeitet hat⁵⁵). Grundtvig (*Danmarks gamle folkevisor*, Kopenhagen 1853/59) stellt für diese Sage zwei Fas-

⁵²) Vgl. dazu auch I Sam. 28, wo König Saul ein Weib zu Endor (Luther übersetzt „Hexe“) veranlaßte, den Geist Samuels erscheinen zu lassen. Es ist hier bezeichnend, daß Saul den Geist nicht sieht, sondern bloß hört oder zu hören vermeint. Vgl. Henne-Am Rhyn, *Der Teufels- und Hexenglaube* (Leipzig 1892) S. 45 und Kautzsch-Bertholet, *Die hl. Schrift des Alt. Test.* (Tübingen 1922), 1. Bd., S. 448.

⁵³) Vgl. darüber noch die Ausführungen am Schlusse dieses Aufsatzes.

⁵⁴) Nicht immer; darüber noch im folgenden.

⁵⁵) Die Vorlage dazu war dänisch; vgl. Hempelausgabe V 271 f.

sungen⁵⁶⁾ fest, die aber in allem Wesentlichen übereinstimmen; in der ersten gibt des Elfenkönigs Tochter dem Ritter einen Schlag auf die Wange und auf den Rücken, in der zweiten zwischen die Schultern⁵⁷⁾. Auch hier tritt, wie bei Petron, Verfärbung ein (der Held wird sofort von Blässe befallen) und in der ersten der beiden Fassungen wird ihm auch ausdrücklich gesagt, daß er nur einen Tag mehr zu leben habe; er lebt also — ähnlich wie bei Petron — noch eine kurze Frist und stirbt sodann. Wenn also Friedlaender (Komment. 322) zu den Worten *baro ille . . . nunquam coloris sui fuit* anmerkt: „Nicht wörtlich von der gesunden Gesichtsfarbe⁵⁸⁾ zu verstehen“, so kann ich ihm dies nicht zugestehen; vielmehr ist die zum Tode führende Wirkung der von den Hexen gegen den Kappodozier geführten Schläge an dessen Verfärbung (s. § 7) sofort zu erkennen. Es ist eben auch dies ein allgemeiner Sagenzug. — Daß im übrigen ähnliche Vorstellungen von der bösen Hand auch bei den Griechen bestanden, zeigt eine Stelle bei Athenaeus (XI p. 461 C), wo in einem Zitate Chamaileons von den Heroen berichtet wird, die man als Unholde und als *πλήκται* fürchtete (*Χαλεπούς γὰρ καὶ πλήκταις τοὺς ἥρωας νομίζουσι*). Auch einer Plautusstelle sei hier gedacht (Amph. 605 sq.), wo Amphitruo mit Bezug auf den von Fausthieben jämmerlich zerbleuten Sklaven Sosia die bezeichnenden Worte sagt: *Huic homini nescio quid est mali mala obiectum manu, postquam a me abiit*. Ferner deutet unser mundartlicher Ausdruck „einen Klaps (= Schlag) kriegen (oder haben)“ = eine Gesundheitsschädigung erleiden (erlitten haben) auf die nämliche Vorstellung hin. Auch kennt die neugriechische Sage eine Stätte der bösen Dämonen, die man nicht betreten darf, ohne krank davonzugehen; die Stätte heißt *κρουσματιάρικος*⁵⁹⁾. Anschließend seien noch einige kurze Beispiele für ähnliche Anschauungen sowie von verhängnisvollen Begegnungen Sterblicher mit Hexen bei anderen Völkern angeführt: Gervasius von Tilbury erwähnt in

⁵⁶⁾ Die längere Version (a. a. O. II 112 A) umfaßt 54 Strophen, die kürzere (II 114) bloß 27.

⁵⁷⁾ Also nicht aufs Herz, wie bei Herder, v. 21 ff. („Sie tät einen Schlag ihm auf sein Herz, Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz. Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd' usw.).

⁵⁸⁾ Er übersetzt (S. 169): „Übrigens kam jener lange Tölpel niemals wieder in seinen alten Schick.“

⁵⁹⁾ Vgl. *Ἐφημερίς τῶν Φιλομαθῶν*, 1857, p. 148.

healt
complett

den früher zitierten *Otia Imperialia* (p. 82), daß man von den Hexen erzähle, sie drängen zur Nachtzeit in die verschlossenen Häuser ein, zögen die Kinder aus der Wiege und schlugen die schlafenden Menschen. In der nordischen Sage begegnen Unholdinnen, die Menschen zu schädigen, ja zu morden vermögen. So erscheint in dem letzten der Helgilieder ein Zauberweib, das dem Hedhin begegnet und ihn, da er ihr Liebesverlangen abweist, mit Verblendung schlägt⁶⁰⁾. Von einer Hexe, die das Menschenleben zu rauben vermag, lesen wir auch in der bereits eingangs erwähnten Völsungasaga, wo eine Hexe in der Gestalt einer Wölfin neun Brüder tötet und vom zehnten getötet wird⁶¹⁾. Ein anderes Beispiel, das besonders in seinem Ausgange große Ähnlichkeit mit Petrons Darstellung zeigt, finden wir in Eisels ‚Sagenbuch des Voigtlandes‘ (Leipzig 1871, S. 142), wo eine Hexe in der uns bereits bekannten Gestalt eines dreibeinigen Hasen begegnet: Ein Mann, der spät abends nach Hause geht, sieht plötzlich vor sich einen dreibeinigen Hasen hinken; er will diesen ‚Braten‘ mitnehmen, springt herzu, um das Tier zu erschlagen — da aber „wird der Hase plötzlich riesengroß und nach dreitägigem Kranklager war der Mann eine Leiche“⁶²⁾. Auch die Nennung einer kurzen Frist, nach welcher der von einem bösen Dämon Berührte stirbt, ist als ein allgemeiner Sagenzug anzusprechen, der häufig begegnet; in der zuletzt erwähnten Vogtländersage sind es drei Tage, in einer von A. Birlinger („Aus Schwabensagen und Legenden“, Wiesbaden 1874, I. Bd. S. 325) mitgeteilten schwäbischen Volkssage stirbt der Jäger, der einen in Fuchsgestalt erscheinenden Dämon töten wollte, nach sieben Tagen. Meist sind es sogen. heilige Zahlen (3, 7, 9), die da genannt werden. Auch bei Petron heißt es ausdrücklich: *post paucos dies . . . perit*. — Nun wird der Sinn der Worte Petrons *baro autem noster introversus se protecit in lectum* vollkommen deutlich: er sinkt auf das Bett hin, weil er fühlt, daß

⁶⁰⁾ Vgl. F. von der Leyen, Die deutschen Heldensagen, 2. Aufl., München 1923, S. 181.

⁶¹⁾ Ebenda S. 277.

⁶²⁾ Zwei weitere Beispiele bei Grohmann, Sagenbuch aus Böhmen und Mähren, S. 230 (Tod des Jägers) und S. 240 (Versinken des Jägers in die Erdschlucht).

er den Todeskeim in sich trägt (vgl. die Olufsage): die Berührung durch die böse Hand wirkt tief ins Innere.

Wer sich also den Dämonen, den Angehörigen der anderen Welt, nicht fügsam zeigt oder gar mit ihnen einen Kampf wagt, hat es oft schwer zu büßen. Ich sage oft, nicht immer. Denn es besteht ein großer Unterschied, ob die Begegnung mit der Außenwelt in der Sage oder im Märchen berichtet wird: in jener nimmt das Schlagen (oder die Prügelei) meist ein böses, wenn auch nicht immer ein tödliches Ende für den Irdischen⁶³⁾, im Märchen aber pflegen solche Hiebe oder Prügelabenteuer ohne weiteren Schaden für die Geschlagenen abzulaufen. Für solche Begebenheiten im Märchen sei besonders auf Grimm, K. H. M. Nr. 20 (wo der Riese mittels einer großen Eisenstange das Bett des Schneiderleins mit einem Schlag durchschlägt und irrtümlich meint, „er hätte dem Grashüpfer den Garaus gemacht“) und Nr. 91 (wo die Schläge des Erdmännekens für die beiden Jägerburschen keine weiteren bösen Folgen haben und der dritte Bursch sogar den Zwerg, d. h. den Dämon, ohne Gefahr tüchtig durchbleut) hingewiesen; gerade das Märchen vom Erdmänneken kehrt in zahlreichen Varianten (von Island bis Asien) wieder: s. Grimms Anmerkungen zu dem Märchen Nr. 91 (Recl.-Ausg. III 175—179⁶⁴⁾).

Nun kommen wir zu der Frage: Was wollten die Hexen mit dem gestorbenen Jungen? Petron sagt bloß: Als die unglückliche Mutter in Schmerz verging und allgemeine Trauer um den Toten herrschte, da — *subito strigae coeperunt: putares canem leporem persequi*. Werden die Zuhörer aus diesen Worten über die Absichten der *strigae* klar geworden sein? Dies konnte nur dann der Fall sein, wenn vom Treiben dieser Unholdinnen eine bestimmte Vorstellung im Volke verbreitet war. Und diese scheint tatsächlich bestanden zu haben, wenn auch die Quellen hiefür etwas spärlich fließen. Die Hauptstelle ist Ov. Fast. VI 131 sqq., wo die Strigen als *avidae volucres* geschildert werden, als blutgierige, in vielen Zügen den Harpyien

⁶³⁾ Vgl. z. B. Th. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich, Wien 1859, S. 103, Nr. 26 (Vom Teufel, der in der Christnacht um 12 Uhr mit einem feurigen Wagen herumfährt und an die Neugierigen Ohrfeigen austeilt).

⁶⁴⁾ Vgl. auch Thors Abenteuer mit dem Riesen Skrymir, Snorra Edda, Gylfaginning c. 45 (hier verdreht: eigentlich sollte der Riese auf Thor schlagen).

gleichende weibliche Wesen; wir zitieren die Hauptstelle v. 135 ff. (ed. Ehwald-Levy p. 165):

*Nocte volant puerosque petunt nutricis egentes
et vitiant cunis corpora rapta suis;
carpere dicuntur lactentia viscera rostris
et plenum poto sanguine guttur habent:
est illis strigibus nomen, sed nominis huius
causa, quod horrenda stridere nocte solent⁶⁵).*

Sie schlürfen mit gieriger Zunge der Kinder Herzblut (v. 145), zerkralten ihnen die Wangen (v. 148) und wollen deren Herz und

⁶⁵) Zu dieser Etymologie vergleiche man Oppenheims Ausführungen in den Wiener Studien XXX (1908) S. 157–159. Gewiß ist, daß *strix* und *striga* nur zwei verschiedene Formen desselben Wortes sind. Wenn der ältere Plinius (XI 232) von der *strix* sagt *quae sit avium, constare non arbitror*, so wird dies richtig sein und sich daraus erklären lassen, daß man ähnlich wie im Griechischen mit *στροβίθος* (bzw. *στρουθός*) früher eine ganze Vogelgruppe damit bezeichnete: wie dieses griechische Wort lange Zeit zur Bezeichnung jedes kleineren Vogels dient, so ist *strix* jeder Vogel aus der Eulengattung. Wenn Oppenheim a. a. O. neben der Schleiereule und dem Käuzchen auch den Uhu (vgl. S. 158 und 160 nebst Anm. 2) zu den *striges* rechnet, so können wir dem durchaus zustimmen. Der Glaube an die dämonische Natur der Eulen (des Uhus), die gleiches Unheil wie Hexen anzurichten vermögen, findet sich übrigens auch im Märchen „Die Eule“ (Grimms Kinder- und Hausmärchen II, Nr. 174, vollst. Reclam-Ausg. II, S. 292 ff.), wo von einer Eule, „die man Schuhu nennt“, erzählt wird, daß sie sich in die Scheuer eines Bürgers verirrt und nun arges Unheil anrichtete; zunächst berichtete der Hausknecht von ihr, sie „drehte ihre Augen im Kopf herum und könnte einen ohne Umstände verschlingen“ (eine für unsere Petronstelle viel-sagende Bemerkung). Bald rückten die Bürger, mit Speißen, Heugabeln, Sensen und Äxten bewaffnet (man denke an Petron. 63, 6), heran und umringten die Scheuer. „Hierauf trat einer der beherztesten hervor und ging mit gefällttem Speiß hinein (vgl. Petron.: *Hic audacter stricto gladio extra ostium procucurrit*), kam aber gleich darauf mit einem Schrei und totenbleich wieder herausgelaufen und konnte kein Wort hervorbringen. Noch zwei andere wagten sich hinein, es erging ihnen aber nicht besser“. Endlich trat ein großer, starker Kriegerheld hervor, aber als er mit dem Speiße zustoßen sollte, „fiug er an zu zittern und machte sich halb ohnmächtig auf den Rückweg“. Nun riefen die aufgeregten Leute: „Das Ungeheuer hat den stärksten Mann, der unter uns zu finden war (vgl. Petron. 63, 5), durch sein Gnappen und Anhauchen allein vergiftet und tödlich verwundet (vgl. Petron. 63, 10); sollen wir andern auch unser Leben in die Schanze schlagen?“ Vgl. auch Grimms Anmerkungen zu den K. u. H. M. (III. Bd., S. 262) und Lucan. Phars. VI 689 (Housm. p. 179).

Eingeweide verzehren; an der bezeichneten Ovidstelle (v. 158 sqq.) lassen sie sich durch ein Opfer besänftigen und nehmen mit den rohen Eingeweiden eines jungen Schweines vorlieb. Daß solche Vorstellungen vom Treiben der Strigen allgemein bestanden haben müssen, läßt auch eine Stelle in Plautus' Pseudolus (v. 820 sq. *sed strigibus, vivis convivis intestina quae exedint*) erkennen, deren Witz sonst von den Zuhörern nicht hätte verstanden werden können⁶⁶). Vgl. noch Petron. 134: *quae striges comederunt nervos tuos?* — Im übrigen hat man sich die Strigen ebenso wie die Zauberweiber der späteren Zeit⁶⁷) durch die Luft schwebend zu denken, auch bei Petron, obgleich er dies nicht eigens erwähnt: der Kappadozier durchsticht eine herumschwebende Hexe. Daß man bei dem Stiche einen *gemitus* der Hexe hört (§ 6), zeigt, daß hier an eine Verwundbarkeit der Strige gedacht ist: die gleiche Vorstellung bestand für die Harpyien, wenigstens in der älteren Sage; erst Donat hat aus einer Vergilstelle (Aen. III 242 sq. *neque vim plumis ullam nec volnera tergo accipiunt*) auf ihre Unverwundbarkeit geschlossen⁶⁸). Diese hier vorliegende starke Annäherung der Strigen an die Harpyien läßt, wie uns scheint, den Vergleich *putares canem leporem persequi* erst vollkommen verstehen. Die gespenstigen Weiber werden also hier mit Hunden verglichen und die Harpyien werden wiederholt als Hunde bezeichnet: so nennt sie Apollonius Rhodius (Argon. II 289) geradezu Hunde des mächtigen Zeus (vgl. auch Hesych. s. v. *Διὸς κύνες*, Hygin. fab. 19) und bei Lucan (Phars. VI 733) erscheinen sie als stygische Hunde der Hekate⁶⁹). Der Vergleich lag mithin nicht so fern, er fügt sich passend in die Erzählung aus dieser dämonischen Sphäre. — Über die Zeit, wann die ganze Hexengeschichte spielt, findet sich bei Petron keine Andeutung. Aber aus sonstigen ähnlichen Hexengeschichten darf man annehmen, daß es tiefe Nacht ist: diese An-

⁶⁶) Henne-Am Rhyn, Der Teufels- und Hexenglaube, nennt die Strigen die „Stammeltern der europäischen Vampire“ (S. 20); vgl. auch Preller, Röm. Mythol., 2. Aufl., S. 603.

⁶⁷) Vgl. Jos. Hansen, a. a. O., S. 100 (nebst Abbildung auf S. 101).

⁶⁸) Vgl. dazu Berthold, Religionswiss. Versuche und Vorarb. XI, 1. In der oben erwähnten deutschen Sage konnte eine gewittermachende Hexe von dem Jäger nur durch eine geweihte Kugel (die also hiedurch in der Jenseitswelt wirksam war) getötet werden; eine nicht geweihte hätte sie offenbar nicht zu verwunden vermocht.

⁶⁹) Vgl. noch Myth. Vat. I 27; II 13; III 5, 5.

nahme wird insbesondere durch die im nachstehenden gegebene Erörterung des Begriffes *officium* (§ 8) zur Gewißheit erhoben. Im übrigen sei hier noch auf das stets nächtliche Treiben Hekates⁷⁰⁾ und der nordischen Hexen verwiesen: s. Henne-Am Rhyn, a. a. O. S. 47 und Preller, Griech. Mythol. 3. Aufl. I 259.

Endlich verdienen noch die Worte des § 8 besondere Beachtung. Als die Mutter nach der Vertreibung der Hexen ihren toten Sohn umarmen wollte, liegt an seiner Stelle ein Strohpopanz, ein „Strohbüchel“ (*manuciolum de stramentis factum*) da: *non cor habebat, non intestina, non quicquam; scilicet iam puerum strigae involaverant et supposuerant stramenticium vavatonem*. Ausdrücklich wird zunächst das Fehlen des Herzens und der Eingeweide hervorgehoben: auf diese Körperteile pflegten es die Strigen vor allem abgesehen zu haben (vgl. Ov. Fast. VI 159, 161). Man hat sich offenbar zu denken, daß die Hexen den Körper des Knaben bis auf die Haut ausraubten, wobei sie es — als blutdürstige Dämonen — zuerst auf das Herz abgesehen hatten. Für diesen Zug der Erzählung gibt es zunächst in der von Vuk Karadžić veranstalteten Sammlung serbischer Volkslieder⁷¹⁾ eine interessante Parallele; hier wird (Nr. 363) eines Hirtenknaben Erwähnung getan, den die Hexen, während er schläft, gänzlich ausfressen. J. Grimm erwähnt (Deutsche Mythologie⁴ I 226) von Frau Berchta⁷²⁾, daß sie Knechten den Bauch aufschlitze, die Eingeweide raube und in den Leib Häckerling hineintue. In einem Gedicht der Wiener Handschr. 428, 154^d (von Stricker oder einem Zeitgenossen Strickers) wird von einem bösen Weibe (Hexe) gesagt, es schreite über einen Mann, schneide ihm das Herz aus dem

⁷⁰⁾ Zu Hekate (bzw. *Trivia*) steht die Gestalt der Berchta (Holda) — später: die Hulden — parallel; es legt dies übrigens die Vermutung nahe, daß ursprünglich an Stelle der Hexen die Hexe, also bloß eine Gestalt, stand. Man vgl. dazu die Gorgo (*Γοργὼ καφαλή*) in der Ilias (V 741; VIII 349) und Odyssee (XI 634) und die Dreizahl der Gorgonen, die bereits bei Hesiod (Theog. 274 ff.) erscheint.

⁷¹⁾ *Srpske narodne pjesme*, 2. erweiterte Ausg., Wien 1841–65 (5 Teile); deutsch von Talvj, 2. Aufl., Leipzig 1853.

⁷²⁾ Bezeichnenderweise wird sie, die ja als geisterhaftes Wesen (wie Frau Holle) im Volksglauben mancher (bes. oberdeutscher) Gebiete noch fortlebt, auch als Popanz für Kinder gedacht; vgl. Kauffmann in der Zeitschr. f. deutsche Philol. XXXIII 253 ff. u. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie (Leipzig 1895), S. 492 ff.

Leibe und fülle dafür Stroh hinein: „*daz ein wîp ein man über schrite / und im sîn herze ûz snite, / wie zaeme daz einem wibe, / daz si snite ûz einem lîbe / ein herze und stieze darîn strô, / wie môhter leben ode werden frô?*“

Eine ganz gleiche Vorstellung begegnet auch an einer Stelle der von dem mittelhochdeutschen Dichter Herbort von Fritzlar (um 1200) verfaßten Erzählung des Trojanischen Krieges („*Liet von Troie*“, v. 9318 ff.): *si hât mîn herze mit ir . . . ; ich hân niht in dem lîbe, da mîn herze solde wesen, dâ trage ich . . . ein strô*⁷³). Daß ähnlicher Hexenglaube auch bei den alten Deutschen bestand, weist J. Grimm (a. a. O. II 904) nach⁷⁴).

Was hat aber das Stroh, bzw. das Strohbüchel selbst zu bedeuten? Bevor wir diese Frage⁷⁵) beantworten, wollen wir auf folgende Bräuche hinweisen: Am vierten Fastensonntag (zu ‚Laetare‘) besteht noch heute in manchen deutschen Gebieten der Brauch, eine Strohpuppe herumzutragen und sie schließlich zu verbrennen; sodann kommt ein schönes Mädchen, das ein mit Brezeln, Eiern und farbigen Bändern behangenes grünes Bäumchen trägt; dazu wird gesungen: „Den Tod haben wir ausgetrieben, den Sommer bringen wir zurück“⁷⁶). Hierauf werden

⁷³) Vgl. K. F. Frommann, Herborts von Fritzlar *Liet von Troie*, Quedlinburg 1837, S. 308.

⁷⁴) Dasselbst weitere Parallelen.

⁷⁵) Auch mit ihr hat sich weder Friedlaender noch Waters befaßt. Friedlaender übersetzt *manuciolum de stramentis factum* mit ‚Bündel aus Stroh‘, Heinse mit ‚Strohbüchel‘. Wie wir uns die Sache vorzustellen haben, soll im folgenden behandelt werden.

⁷⁶) Vgl. Paul Sartori, *Sitte und Brauch* (Leipzig 1910–14), III. Bd., S. 131. Vgl. auch E. Mogk, *Die deutschen Sitten und Bräuche* (Leipzig u. Wien, Bibl. Inst., o. J.), S. 78, wo von dem zu Ehren der Wiederkehr der Sonne in Oberdeutschland gefeierten Feste die Rede ist: „In der Regel findet die Feier am 1. Sonntage der Fastenzeit (*Invocavit*) statt, der nach ihr im Volksmunde Schofsonntag, d. h. Strohwechsonntag heißt. Mit ihr verbunden ist das Anzünden von großen Stroheuern . . . In der Regel wird eine Strohf figur in dem Feuer verbrannt, in einigen Gegenden sogar eine lebende Katze. Jene Strohpuppe wird dann „Hexe“ genannt: sie ist wahrscheinlich eine symbolische Darstellung der dämonischen Mächte des Winters.“ Und ebenda S. 79 heißt es: „Eine ähnliche Feier ist das Todaustragen, das wir besonders in dem fränkisch-thüringischen Mitteldeutschland antreffen. Es findet in der Regel am Sonntag Lätare statt, der deshalb auch der Schwarze Sonntag, in alter Zeit auch der Totensonntag heißt. Knaben, gewöhnlich verkleidet, tragen eine Strohf figur, welche den Tod in der Natur, den Winter, darstellen soll, herum und verbrennen sie zuletzt“.

den ehrsamten Mädchen von den Burschen grüne Maibäume gesetzt, den gefallenen Mädchen stellen sie einen Strohwisch vor die Tür (die gestorbene Jungfernschaft). Endlich sei hier noch das Hexenmärchen „Frau Trude“⁷⁷⁾ herangezogen, wo wir manche Züge finden, die an die bei Petron vorliegende Situation erinnern. Als das unfolgsame Mädchen zu Frau Trude kam, erblickte es, wie es zum Fenster hineinsah, den Teufel mit feurigem Kopf. Frau Trude belehrte das Mädchen: ‚So hast du die Hexe in ihrem rechten Schmuck gesehen; ich habe schon lange auf dich gewartet und nach dir verlangt: du sollst mir leuchten!‘ Da verwandelte sie das Mädchen in einen Holzblock und warf ihn ins Feuer. — Zu Stroh oder zu dürrer Holz werden, bedeutet demnach in der Sagen- und Märchensprache so viel wie die Grenze der Diesseitswelt überschreiten und ins andere Reich kommen, das Leben verlieren und dem Tod anheimfallen. Der Gedanke entstammt wohl der bäuerlichen Sphäre: das ausgedroschene Stroh ist das Sinnbild völliger Wertlosigkeit und Nichtigkeit. Stroh ist sozusagen das Nichts vom Nichts. An der Petronstelle fällt es einigermaßen auf, daß die Strigen nicht den gesunden lebenden Jungen überfallen. Dies dürfte daraus zu erklären sein, daß es den sonst herrschenden Ansichten von den *strigae*, die Schlafende (Kinder oder Erwachsene) überfallen und deren Blut saugen⁷⁸⁾, zu sehr widersprochen hätte; an Stelle eines Schlafenden tritt hier ein Toter, auf den sich diese Unholdinnen in ihrer sie kennzeichnenden Gier (darauf deuten die Worte *putares canem leporem persequi*) losstürzen⁷⁹⁾. Dies ge-

⁷⁷⁾ Vgl. Grimm, Kinder- und Hausmärchen I Nr. 43 (Reclam-Ausg. der vollst. Sammlung I S. 197 f.).

⁷⁸⁾ Mit Recht bezieht Oppenheim a. a. O., S. 160 das Attribut *violenta* der *strix* bei Tib. I 5, 52 vornehmlich auf deren wilden Blutdurst. S. auch Lucan. Phars. VI 556 sqq. und H. J. Rose, The witch scene in Lucan: Transactions and Proceedings of the Amer. Philol. Assoc. XLIV 1914, 50 sq. Vgl. noch Friedlaender, Ausg. S. 320, wo auch von den Schutzmitteln gegen die *strigae* die Rede ist.

⁷⁹⁾ Verfehlt wäre es, etwa daran zu denken, daß sich die Hexen mit dem Knaben geschlechtlich vergnügen wollten. Eine solche Auffassung entspräche wohl den mittelalterlichen Vorstellungen vom Treiben der Hexen, nicht aber denen des Altertums. Mit Recht unterscheidet Henne-Am Rhyn, Der Teufels- und Hexenglaube (S. 42 ff. und 50 ff.), strenge zwischen vorchristlichen Zauberweibern und christlichen Hexen.

mahnt wieder daran, daß die Vorstellungen über sie mit denen von den Harpyien vielfach zusammenfallen, die bereits in der älteren griechischen Dichtung als Genien des raschen, seine Beute gleichsam mit Sturmesflügeln entführenden Todes erscheinen; so hieß es denn insbesondere von spurlos verschwundenen Menschen, die Harpyien hätten sie weggerafft: Odys. I 241; XIV 371; XX 77. Und auch der tote Junge bei Petron wurde von den Nachtunholdinnen spurlos entrafft⁸⁰⁾; an seiner Stelle aber bleibt sozusagen ein Äquivalent des toten Körpers: ein Strohpopanz. Der Ausdruck *stramenticium vavatonem* läßt erkennen, daß der *vavato* äußerlich noch durchaus die menschliche Gestalt zeigte; ebendarum wirft sich die schmerzerfüllte Mutter über ihn (*dum mater amplexaret corpus filii sui*): die Hexen haben lediglich die Haut übriggelassen und sie mit Stroh (Häckerling) gefüllt. Nun wird auch der Ausdruck *involverant* verständlich: er bedeutet in volkstümlicher Sprache „wegnehmen“, „rauben“, „stehlen“, was sich auch aus einer anderen Petronstelle (c. 43,4 *hereditatem accepit, ex qua plus involavit, quam illi relictum est*) ersehen läßt⁸¹⁾. Der Raub selbst geschah mit zauberhafter Schnelligkeit. Darum finden die Trauernden, die sich von dem Toten nur einen Augenblick entfernt hatten (wie aus den Worten *nos cluso ostio redimus iterum ad officium* hervorgeht), nur mehr den *vavato* vor. Was ist schließlich mit *officium* gemeint? Ich denke, es ist darunter ein letzter Liebesdienst, den man dem Toten erwies, zu verstehen: man hielt offenbar an der Leiche Totenwache. Der Sinn dieses Brauches wird wohl ursprünglich der gewesen sein,

⁸⁰⁾ Daß die Strigen sich auch auf Tote stürzen und sie rauben, ist weiter eine Eigenschaft, die sie mit den Harpyien gemeinsam haben; vgl. Rohde, *Psyche* I¹⁰ 71 ff.; 248, 1; Rhein. Mus. L 1 ff., Dieterich, *Nekyia* 56, 1; Stengel, *Hermes* XXXV 634 f. Das erschütterndste Moment aber lag nach antiker Auffassung darin, daß dem entschwundenen Toten kein Grabhügel aufgeschüttet werden konnte (vgl. Lucan. VI 626, Housm. p. 176) und er sohin aller Grabspenden entbehren mußte. Im übrigen ist der Raub von Knaben ein Zug, der sonst bei den Harpyien und ähnlichen geflügelten Gespensterfrauen wiederholt begegnet: vgl. Amer. Journ. of arch. III 226 (ein geflügelter weiblicher Todesdämon, der zwei Knaben in seinen Krallen hält); Engelmann, *Arch. Jahrb.* I 211; Fiorelli, *Not. d. scavi* II 114.

⁸¹⁾ Das Wort begegnet auch in der an volkstümlichen Ausdrücken nicht armen Dichtung Catulls: vgl. 25, 6 *remitte pallium mihi meum, quod involasti* (= gestohlen hast).

daß man wachte, um jene Dämonen abzuwehren, die es auf den Körper des Verstorbenen abgesehen haben⁸²). Über den Schluß der Hexengeschichte war bereits im Voranstehenden die Rede.

Wien.

MAURIZ SCHUSTER.

Zum literarischen Nachlaß Senecas.

In der bekannten Charakteristik Senecas sagt Quintilian X 1, 128 f. *tractavit etiam omnem fere studiorum materiam. Nam et orationes eius et poemata et epistolae et dialogi feruntur*. Hiedurch erfahren wir Wichtiges über den Umfang der literarischen Tätigkeit Senecas. Die Reden sind bekanntlich verloren; wir wissen nur indirekt, daß er unter Caligula als Redner im Senat auftrat (Dio Cass. LIX 19), ferner daß er für Nero Reden verfaßt hat (Tac. Ann. XIII 3; Dio Cass. LXI 3), endlich daß er als Lehrer der Redekunst aufgesucht wurde (Tac. Ann. XIII 42). Da *poema* ein weiterer Ausdruck für jegliche Art nicht in prosaischer Form abgefaßter Literatur war¹), so paßt Quintilians Angabe ohne weiters auf die erhaltenen Epigramme und Tragödien. Auch über die *epistolae* kann zunächst kein Zweifel bestehen. Fraglich ist nur, wie wir uns zum Terminus *dialogi* zu verhalten haben.

Gewöhnlich versteht man darunter die sog. 12 Dialoge, ferner auch *De clementia*, *De beneficiis* und *Naturalium quaestionum libri VII*. Nun fragt es sich, ob diese Schriften wirklich nach der Terminologie des Quintilian unter dem Namen *dialogi* zusammengefaßt werden können. Das hat Lipsius kurz und bündig bestritten: *L. Annaei Senecae philosophi opera*. Editio IV. 1652, S. XXV. Dagegen meinten Fickert in seiner Ausgabe, Rossbach, Herm. XVII (1882), 27 ff., Hirzel, Der Dialog II 27, Lafaye, Revue de phil. 1897, 174 f., Münscher, Senecas Werke,

⁸²) Im übrigen scheint diese Hexengeschichte in ihrem zweiten Teile etwas Rätselartiges in dem Sinne an sich zu haben, wie viele alte Rätsel unverkennbar mythischen Gehalt aufweisen. Das Rätsel könnte hier etwa folgendermaßen gelautes haben: ‚Wer wird weggetragen und ist dennoch da?‘ Das ist der Knabe, den die Hexen bis auf die Haut ausfressen.

¹) Aus Cic. Or. 70 *saepissime et in poematis et in oratione peccatur* geht deutlich hervor, daß *poema* ganz allgemein als Poesie der Prosa gegenübertritt.

Philologus Suppl. XVI 1 (1922), 31, Quintilian beziehe sich auf die philosophischen Werke. Auch Kroll in Teuffel-Schwabe R. L. II⁷ und Schanz R. L. II² schließen sich, wenn auch mit dem Unterton eines leichten Zweifels, dieser Ansicht an.

Zunächst scheint ein Selbstzeugnis Senecas vorzuliegen; *De ben.* V 19, 8 sagt er . . . *sed ut dialogorum altercatione seposita tamquam iuris consultus respondeam . . .*; doch schon Madvig (*Advers. crit.* II 338) hat erkannt, daß hier der Ausdruck *dialogi* nur auf das eingeführte, fingierte Zwischengespräch geht; somit läßt sich aus der Stelle nicht etwa schließen, daß Seneca die ganze Schrift *De beneficiis* oder gar die ganze Masse seiner philosophischen Traktate als *dialogi* bezeichnet habe. Wir haben freilich ein Zeugnis, daß im Altertum Senecas philosophische Schriften als *dialogi* bezeichnet wurden. Diomedes (I p. 379, 19 K.) merkt zum *Verbum verro, versus* an: *ut apud Senecam in dialogo de superstitione*. Dieser nur in Fragmenten erhaltene Traktat hat nun stilistisch dieselben Eigentümlichkeiten wie die uns vollständig erhaltenen philosophischen Schriften²⁾; es ist eine Abhandlung, in der der Autor sich selbst Einwände macht; man vergleiche z. B. die von Augustinus *De civ. dei* VI 10 angeführte Stelle: *Hoc loco dicet aliquis: credam ego caelum et terram deos esse et supra lunam alios, infra alios? ego feram aut Platonem aut Peripateticum Stratonem, quorum alter fecit deum sine corpore, alter sine animo . . .* Die Stelle beweist aber nur, daß eben zur Zeit des Diomedes, also im 4. Jh. n. Ch., die Bezeichnung *dialogi* üblich war. Andererseits hat Fickert allen Nachdruck auf den Titel im Ambrosianus C 90 inf. saec. X/XI, der führenden Handschrift für die 12 kleineren Traktate, gelegt; auf der zweiten Folioseite findet sich ein Index, der beginnt: *L. Annaei Senecae | dialogorum libri numm XII | imprimis ad Lucilium quare aliqua | incommoda bonis viris accidant, cum providentia sit | ad Serenum nec iniuriam nec contumeliam accipere sapientem . . . ad Novatum de ira libri III |* Kein Zweifel, wir haben hier eine antike Ausgabe vor uns; der Herausgeber hat *dialogi* sowie Diomedes verstanden, aber ein Zeugnis, daß Seneca selbst die genannten Schriften so bezeichnete, bietet der Index keineswegs; Seneca hat ja die Schriften nicht zusammen, sondern fallweise ediert.

So haben wir also kein Selbstzeugnis Senecas, daß er seine

²⁾ So urteilt auch Münscher a. a. O. S. 80.

philosophischen Traktate *dialogi* nannte. Wie steht es nun mit Quintilian? Hat er *dialogi* schon so aufgefaßt wie Diomedes? Man glaubte, dies aus IX 2, 29 ff. herauslesen zu können und in dieser Stelle einen Beweis zu finden, daß *dialogi* in X 1, 128 sich auf die uns erhaltenen philosophischen Traktate bezieht. Quintilian sagt a. a. O.: *Illa adhuc audaciora et maiorum . . . laterum, fisiones personarum, quae προσωποποιῖαι dicuntur. Mire namque cum variant orationem tum excitant. His et adversariorum cogitationes velut secum loquentium protrahimus . . . et nostros cum aliis sermones et aliorum inter se credibiliter introducimus; et suadendo, obiurgando, querendo, laudando, miserando personas idoneas damus . . . Ac sunt quidam, qui has demum προσωποποιῖαι dicant, in quibus et corpora et verba fingimus; sermones hominum assimilatos dicere διαλόγους malunt, quod Latinorum quidam dixerunt sermocinationem. Ego iam recepto more utrumque eodem modo appellavi.* Diese Stelle hat Lafaye a. a. O. mit der Rhetorik *Ad Herennium* IV 43 zusammengestellt; dort wird nämlich für die *sermocinatio* folgendes Beispiel gebracht: *sapiens omnia rei publicae causa suscipienda pericula putabit. Saepe ipse secum loquitur: 'Non mihi soli, sed etiam atque adeo multo potius natus sum patriae; vita, quae fato debetur, saluti patriae potissimum solvatur. Aluit haec me; tute atque honeste produxit usque ad hanc aetatem; munivit meas rationes bonis legibus, optimis (moribus, honestissimis) disciplinis. Quid est, quod a me satis ei persolvi possit, unde haec accepi?' Exinde ut haec loquetur secum sapiens saepe, in periculis rei publicae nullum ipse periculum fugiet.* Über die *sermocinatio* handelt der Autor noch IV 52 mit folgendem Beispiel: *Cum militibus urbs redundaret et omnes timore oppressi domi continerentur, venit iste cum sago, gladio succinctus, tenens iaculum; III adolescentes hominem simili ornatu subsecuntur. Inrupit in aedes subito, deinde magna voce: 'Ubi est iste beatus', inquit, 'aedium dominus? Quin mihi praesto fuit? Quid tacetis? Hic alii omnes stupidi timore obmutuerunt. Uxor illius infelicissimi cum maximo fletu ad istius pedes abiecit sese. 'Per te', inquit, 'et quae tibi dulcissima sunt in vita, miserere nostri; noli extinguere extinctos; fer mansuete fortunam; nos quoque fuimus beati: nosce t(e) esse hominem'. — 'Quin illum mihi datis ac vos auribus meis opplorare desinitis? Non abibit'.* Beide Beispiele sind fingierte Rede eingeführter Personen, aber die Darstellung bei Seneca ist anders; da macht sich der Autor selbst Einwände, indem er eine zweite oder dritte Person einführt. So passen also die Beispiele des Autors

Ad Herenn. nicht zum Stil des Seneca. Die Quintilianstelle ist aber auch nicht im Sinne Lafayes zu verwenden; sie beweist vielmehr nur, daß Quintilian *dialogi* im Sinne der *sermocinatio*, des Einführens der Reden anderer, kennt, doch er weist ja diesen Terminus ab, denn er erklärt ausdrücklich „*ego iam recepto more utrumque eodem modo appellavi.*“ Also stimmt erstens überhaupt nicht der Begriff *dialogi* = *sermocinatio* für Seneca, zweitens lehnt ihn Quintilian ausdrücklich für eine Einführung fingierter Reden ab; er will hierfür auch den Terminus *προσωποποιῆσαι* gebrauchen. Somit ist aus IX 2, 30 kein Beweis zu holen, daß er X 1, 128 die philosophischen Traktate wegen der fingierten Einwände *dialogi* genannt habe. Dabei soll gar nicht betont werden, daß Quintilian IX 2, 30 zunächst überhaupt nur an *oratio* im engeren Sinne denkt, also an eine Terminologie, die für die „Rede“ gilt; denn die Gesetze der Prosarede werden gern für die ganze Prosa verwendet, wie ja *oratio* auch ohne weiters die Prosa heißt, vgl. z. B. die oben erwähnte Stelle. Auch gebraucht Seneca ohne weiteres für seine Darlegungen den Terminus *oratio*, z. B. *De prov.* 3 *sed iam procedente oratione ostendam . . .*

Was heißt nun aber *dialogi* in X 1, 128? Berücksichtigen muß man, daß unter den philosophischen Abhandlungen Senecas ein Dialog in der sog. aristotelischen Form erhalten ist, nämlich *De tranquillitate animi*; hier spricht zuerst Serenus, dann antwortet ihm Seneca, freilich in einem langen Traktat. Bei diesem Sachverhalt ist es doch wohl das Einfachste und Natürlichste, daß wir annehmen, Quintilian habe bei *dialogi* an Schriften solcher Art gedacht; dann ist aber aus dem Plural *dialogi* mit Notwendigkeit zu schließen, daß für uns die Hauptmasse dieser Schriften verloren ist. Wir wissen ja auch sonst von verlorenen Schriften Senecas (vgl. die Zusammenstellung bei Schanz S. 407—409).

Freilich erhebt sich sofort ein wichtiges Bedenken. Konnte denn Quintilian die philosophische Schriftstellerei, die wir kennen, ganz übergehen? Das hält z. B. Hirzel a. a. O. S. 27, A. 3 für unmöglich; er erklärt dort in offenbarer Polemik gegen Lipsius: „Man hat dort (bei Quintilian) allerdings das ‚*dialogi*‘ auf uns jetzt verlorene Schriften bezogen. Dann würden aber in der Aufzählung Senecascher Schriften von Quintilian die uns erhaltenen philosophischen Schriften gänzlich übergangen sein,

und das ist nach dem Zusammenhang der Stelle, in der gerade von Senecas Philosophie die Rede ist, ganz undenkbar.“ Nun löst sich aber, wie ich glaube, diese Schwierigkeit leicht. Es ist richtig erkannt worden, daß die erhaltenen philosophischen Schriften einen epistolographischen Charakter haben; so erklärt sogar Hirzel selbst a. a. O. S. 26: „Man könnte sämtliche erhaltenen Prosaschriften Senecas, auch die sog. Dialoge, als Briefe bezeichnen; denn die Anrede an den Adressaten ist nicht bloß auf die Proömien beschränkt, wo sie die Widmung eines beliebigen Werkes bezeichnen könnte, sondern wiederholt sich auch in den folgenden Teilen der Schrift.“

Ich meine, die erhaltenen philosophischen Traktate fallen tatsächlich bei Quintilian unter das Genus *epistulae*.

Wien.

A. KAPPELMACHER.

Zu lateinischen Schriftstellern.

II.

Nepotiani Excerpta e Valer. Max. I 2, 3 erscheint als einfachste Lösung meiner Variante *Sulla proeliaturus simulacrum Apollinis Delphis ablatum suppliciter orabat in conspectu militum . . . videbaturque inire* (statt *mire*) *bellum* (*mire*) *fretus* (dieses steht absolut Propert. IV 10, 32; Coripp. Ioh. IV 114 *sociis sic fretus ait*). — Ibid. I 4, 7 stützt sich meine leichte Einfügung *duae aquilae advolantes super eum campum, in quo (Brutus) pugnavit, ex diversis castris convenire* (*visa e*) *inter se conflixerunt* auf Cic. Nat. Deor. II 6 *in nostra acie Castor et Pollux ex equis pugnare visi sunt*.

Panegyrici VI (VII) 3 schreibe ich mit guter Klausel *quamvis te super omnes acquirendae gloriae moras fortunae* (*aura*) *posuisset, crescere militando voluisti* unter Hinweis auf Cic. Har. Respons. 43 *Sulpicium . . . longius quam voluit popularis aura provexit*.

Publius Syrus. Die Richtigkeit meiner Vermutung J 23 Meyer (252 Wölflin) *iactans* (statt *iactum*) *tacendum crimen facias acrius* erweist der in *iactans* und *tacendum* liegende Gegensatz. — Ibid. D 24 Meyer (146 W.) lies *deos ridere credo, cum felix ovat* (statt *fovet*; das *f* wurde aus *felix* wiederholt, was die Änderung des *a* in *e* zur Folge hatte); natürlich lachen die *ter* über den frohlockenden Glückspilz; denn *ibid.* F 8 heißt *Fortuna nimium quem fovet, stultum facit*.

Rutilius Namatianus I 187 wird zu schreiben sein: *dum saevit gurgite Plias || dumque procellosi temporis ira rabit* (statt *cadit*). Außer II 24 *rabies sali* vgl. Cic. Tusc. IV 49 *iracunde rabioseve*. — Ibid. I 227 fülle ich die Lücke aus: *stringimus* (*extenuatum*) *et fluctu et tempore Castrum* (möglich wäre auch *attenuatum*), doch liebt Rutilius Nam. Zusammensetzungen mit *ex*, vgl. den Index der Ausgabe von Vessereau).

Sallustius Jug. 52, 2 bewirkt folgende Ergänzung glatten Text: *Metello virtus militum* (*prospera*) *erat, locus advorsus, Iugurthae alia omnia praeter milites opportuna* (*prospera* wurde übersehen, weil *erat* folgt; dieses Adjekt. steht mit Dativ Liv. XLIV 39, 4 *quibus minus prospera pugnae fortuna fuit* und nach dem Text von Plasberg Cic. Nat. Deor. II 167 *magnis viris prosperae semper omnes res*).

Scriptores Historiae Augustae XII 12, 7 (v. *Clodii Albini*) *ego multa bella pro re p. gessi, ... ego... vos a mi* (*lle ma*) *lis tyrannicis liberavi* (XXI 10, 5 *mille edicta*); Cic. Att. VI 4, 1 steigert *multa* mit *sescenta*: *multa molesta, discessus noster, belli periculum, militum improbitas, sescenta praetereo*. — Bezüglich XVII 13, 4—5 (v. *Antonini Heliogabali*) ist die einfachste Lösung: (*Alexandro*) *percussores inmisit ... quasi contra no* (*c*) *u u m iuvenem vota concipiens* (dieses Adj. nachgewiesen aus Ovid. Halieut. 128 u. Scribon. Larg. 114; Bährens *nocivum*; die von Hohl aufgenommene Änderung (*in*)*nocentem* wohl sicher falsch, weil das vorausgehende *quasi* zeigt, daß das herzustellende Adj. die Meinung des Heliogabal. ausdrücken muß). — Ich benütze die Gelegenheit, um die Priorität der Vermutungen zu IV 8, 12 *invitans ac volens*; XXIV 30, 26 (*vita*); XXIX 7, 4 (*in*)*venti* für mich (s. m. Beiträge z. Textkritik d. S. H. A., Regensburg 1909) zu reklamieren, da sie in der neuen Ausg. von Hohl anderen Urhebern zugeschrieben sind.

Seneca *Epist.* 42, 4 ist abgesehen von dem zu einem Worte vereinigten *subaudit* im *cod. Laurent.* richtig überliefert: *Multorum crudelitas et ambitio et luxuria, ut paria pessimis audeat, fortunae favore deficitur; eadem velle, si subaudit* (*is* nämlich *fortuna*; „wenn das Glück nur einigermaßen auf sie [auf ihre Wünsche] hört“, *cognosces*). Zur Erklärung der Stelle erforderlich ist nur die Erkenntnis der auch in den neuesten Ciceroausgaben da und dort belassenen und sonst häufigen (ein Beispiel bietet Sen. Ep. 55, 9, s. Hense²) Kontraktionsform *is*; was *subaudit*

anlangt, so hat es den Dativ bei sich, weil die Bedeutung „willfahren“ vorliegt; aus dem gleichen Grunde regiert auch *auscultare* häufig und sogar *audire* (Apul. Apol. 83) den Dativ. — Ibid. Epist. 68, 3 wird meine Ergänzung der besten Überlieferung *non est quod inscribas tibi philosophiam aut quiet(am) (vitam); aliud proposito tuo nomen impone: valetudinem . . . vocato* (so die meisten Hss.) *et desidiam* durch Einfachheit empfohlen. — Engster Anschluß an die beste Überlieferung bringt Sen. Ep. 92, 6—7 in Ordnung; es liegt ein Dialog mit einem Genußmenschen vor: *Si non es sola honestate contentus, necesse est aut quietem adici velis . . . aut voluptatem . . . alterum illud, voluptas, bonum pecoris est; adicimus rationali inrationale, honesto inhonestum*. Hierauf entgegnet der Schlemmer: *[m] Agnovi, (v)itam facit titillatio corporis* „diese Ansicht hat meine Billigung; das Leben macht der Sinnenkitzel aus“. Über diese schamlose Äußerung entrüstet, erwidert der Gegner: *Quid ergo dubitastu* (im *cod. Bamberg.* stand nämlich ursprünglich vermutlich *dubitatus*, nicht *dubitatis*) *dicere bene esse homini, si palato bene est? et hunc tu non dico inter viros numeras, sed inter homines e. q. s.?* Zu *agnovi* (präsentisches Perfekt) vgl. die im *Thes. L. L.* I 1359, 63 ff. für die Bedeutung von *agnoscere* = *probare* angegebenen Stellen, z. B. Sen. Ep. 108, 8 *non vides, quemadmodum theatra consonent, quotiens aliqua dicta sunt, quae publice agnoscimus et consensu vera esse testamur?* — Ibid. 92, 34—35 ist jede Änderung überflüssig: *Utrum proiectum aves differant an consumatur canibus data praeda marinis, quid ad illum, qui nullus?* (beide Ellipsen, die von *pertinet* wie die von *est*, sind ebenso nachdrücklich wie leicht verständlich). *Sed tunc quoque, cum inter homines est, timet ullas post mortem minas eorum, quibus usque ad mortem timeri parum est?* Das ist eine weitere, bisher nicht erkannte Frage, deren Partikel umso leichter fehlt, als *ullas* den negativen Sinn des Satzes erkennen läßt.

Seneca. Natur. Quaest. — Daß *iubere* neben einem Objekt der Sache den Dativ bei sich haben kann, zeigen die von Nipperdey zu Tac. Ann. IV 72, 2 *tributum iis iussit* gesammelten Stellen (z. B. Stat. Theb. VIII 373 *armatis iubet silentia*); aber auch Sen. Nat. Quaest. II 24, 3 findet sich der Überlieferung zufolge diese Konstruktion: *Si igni permittes ire quo velit, caelum . . . repetet; ubi est aliquid, quod eum ab impetu suo avertat, id non natura, sed servitus ei iussit* (statt des überlieferten *eius fit; loß iussit* schon Schulteß). — Ibid. II 31, 1 *ac* aus dem

Vorhergehenden wiederholt: *Mira fulminis opera sunt nec quicquam dubii relinquentia, quin divina sit illis ac subtilis potentia; loculis integris [ac] inlaesis conflatur argentum.* Daß man außer *ac* nicht auch *inlaesis* tilgen darf, zeigt Epist. 66, 25 *integer membris et inlaesus*; das Asyndeton ist einwandfrei, vgl. z. B. Dial. III 12, 2 *inconfusus, intrepidus*; Liv. XLIV 38, 8 *requietus, integer*. — Nat. Quaest. III 30, 3 dürfte meine Variante *quoties nos aut avaritia defodit aut aliqua causa penetrare altius cogit, eruendi finis aliquando (u n d a) est* das Richtige treffen, vgl. § 6 *magna vis undae*. — Schwierig ist ibid. III 30, 7 *nec ea semper licentia undis erit, sed peracto exitio generis humani extinctisque pariter feris, in quarum homines ingenia transierant, iterum aquas terra sorbebit . . . reiectus e nostris sedibus in sua secreta pelletur oceanus et antiquus ordo revocabitur.* (8) *Omne ex integro animal † gloriabitur dabiturque terris homo inscius scelerum* e. q. s. Man behilft sich damit, daß man *generabitur* statt *gloriabitur* schreibt, offenbar ist aber im ersten Teil von *gloriabitur* ein seltenes Wort zu suchen, das angibt, woraus die neue Generation erwuchs. Mit interessanter Begründung vermutete Georg Müller (*De Senecae Quaest. Nat. diss.* Bonn 1886) *glæba generabitur*, doch entstanden die neuen Menschen nach Vernichtung der belebten Natur wohl nicht aus der *glæba*, sondern aus dem Gestein, das die Erde nach dem Diluvium bedeckte; ich schreibe also, der Überlieferung auf das strikteste folgend, *glærea (crea)bitur*. Ähnliche Sagen berührt Lucret. V 922 *genus humanum durius, tellus quod dura creasset*; Ovid. Met. I 400 *saxa . . . ponere duritiem coepere . . . mollitaque ducere formam; mox . . . videri forma potest hominis* e. q. s.

Valerius Maximus I 8 Ext. 2 ist das in Hss. oft (z. B. Apul. Apol. 68, wo ich aus *studebat ceterum: st. taeterrume* hergestellt habe, s. Philol. Wochenschr. 1921, Sp. 22) verstümmelte Adj. *taeter* durch Ergänzung zu gewinnen: *quidam Athenis vir doctissimus, cum ictum lapidis capite excepisset, cetera omnia memoria retinens, litterarum tantummodo, quibus inservierat, oblitus est; dirum magnumque vulnus . . . in eum potissimum sensum, quo maxime laetabatur, (t a) e (r a) acerbitate nocendi erupit* (dieses Adj. steht I 7, 7 bei *visus*, III 2, 15 *factum*, III 8, 3 *acta*, V 6 Ext. 2 *dominatio* u. ö.). — Auch Val. Max. III 4, 2 beschränke ich mich auf Einfügung: *Tullus etsi magnu(m)s(t) admirabilis incrementi, domesticum tamen exemplum est*; das doppelte *est* stört nicht, vgl. außer Val. Max. selbst, I 1 Ext. 1 *inlisis est* — *restituta est*

z. B. Cic. De or. I 18 *tenenda est omnis antiquitas . . . neque legum . . . scientia negligenda est*; Liv. III 5, 14 *ut Romam reditum est, iustitium remissum est*; (Sallust.) De rep. II 7, 1 *hostem deprimere strenuo homini haud difficilest: occulta pericula neque facere neque vitare bonis in promptu est*; Sen. Contr. VII 2, 13 *hic color prima specie asperior est, sed ab illo egregie tractatus est*; Apul. Met. X 11 *sive peremptus est sive morte praeventus est*; Gell. I 12, 9; XII 1, 17; Iustinus XXI 5, 11; daher richtig Liv. Perioch. CXVI *heres institutus est C. Octavius, sororis nepos, et in nomen adoptatus est*. — Ebenso fehlen Val. Max. VI 5 Ext. 1 ein paar Buchstaben: *Pittacus, cuius meritis tantum cives debuerunt, ut ei (cunctis) suffragiis tyrannidem deferrent, . . . imperium sustinuit*. Vgl. Cic. Phil. XI 9 *cunctis senatus sententiis hostis iudicatus*.

Velleius II 30, 6 *huius patrati (belli, des Sklavenkrieges) gloria penes M. Crassum fuit, mox rei publicae nominum („namhafte Persönlichkeiten“, statt des überlieferten *omnium* od. *omni*) principem*. Vgl. außer Vell. II 114, 5 selbst *tantorum nominum, quibus ortus est, ornamentum* Sil. Ital. XI 511 *magnum Latia inter nomina Paullus nomen*; *ibid.* X 164 *nomen in Umbro clarum Crista*; Plin. Paneg. 84 fin. *quid laudabilius feminis, quam si . . . magnis nominibus pares se faciant?* und die von mir im Philol. LXXX 448 zu Sen. Epist. 108, 38 *Posidonius et ingens agmen nominum* (*tot ac talium* gesammelten Stellen. — Als glatte Lösung ist zu betrachten Vell. II 114, 3 (Tiberius) *non sequentibus disciplinam, quatenus exemplo non nocebatur, ignovit: admonitio frequens, moderata tamen rarissima*. Die Zusammenstellung *moderata—rarissima* wie Quintil. I. O. XI 3, 126 *procursio moderata, rara* nach Cic. Or. 59 *excursio moderata eaque rara*; vgl. ferner Ulpian. Digest. VII 1, 23, 1 *modica castigatio*; Lactant. Ira 21, 6 *in castigatione modus*. — Keiner Begründung bedarf meine Ergänzung Vell. II 118, 3 (Arminius) *primo paucos, mox pluris in societatem consilii praecipitis recepit*. So steht *praeceptum consilium* Curt. VII 7, 20; VIII 2, 29 (der Plur. Liv. II 51, 7) im Sinne von *temerarium c.* Vell. II 120, 4; Cic. De invent. II 28.

Appendix Vergiliana. Culex 187 interpungiere ich: *illum || obtritum morti misit, cui* (Dativ. incomm., vgl. z. B. Catull. 64, 188) *dissitus omnis || spiritus (est); excessit sensus*. Über *dissitus* = *dispersus* vgl. Leo zur Stelle; zu *excessit* Catull. 64, 189 *a fesso secedent corpore sensus*; Lucan. Phars. V 760 *cesserunt pectore sensus*.

Auch die schönen, aber von der Kritik schwer heimgesuchten Verse *Aetna* 638—640 bedürfen fast keiner Änderung; sie gelten den ihre Eltern aus den Flammen des Ätna tragenden Brüdern: *Dextera saeva tene(n)t laevaue incendia fervent: || ille per obliquos ignis fratremque triumphans || tutus uterque pio sub pondere, sufficit ille* (so Sudhaus statt *illa*) „die rechte Seite beherrscht der furchtbare Brand und lodert zur linken, der eine geht quer hindurch, das Feuer und den Bruder meisternd — sicher sind beide unter der frommen Last — der andere ist der Aufgabe gewachsen“. Man muß nämlich annehmen, daß der stärkere Bruder den Vater, der zartere die Mutter trug (vgl. Claudians Gedicht *De piis fratribus*, Vers 21 ff.); dieser schöpft nicht aus sich die Kraft zum Gang durch das Flammenmeer, weil ihn die Sorge um die Mutter befangen hält, sondern bedarf der Anspornung durch den tatkräftigeren Bruder, der insoferne den anderen meistert.

München.

FRITZ WALTER.

Ist die dem Hermogenes zugeschriebene Schrift *Περὶ μεθόδου δεινότητος* echt?

I.

Unter dem Namen des Hermogenes (von Tarsus, geb. um 161 n. Chr.¹⁾, gest. in hohem Alter) sind fünf Schriften überliefert, die sich sämtlich mit rhetorischer Theorie befassen:

1. *Προγυμνάσματα* (p. 1—27)²⁾, über die bekannten Vorübungen der Rhetorikschüler.

2. *Περὶ τῶν στάσεων* (p. 28—92), die Statuslehre;

3. *Περὶ εὐρέσεως* (p. 93—212), die Lehre von der Erfindung;

4. *Περὶ ἰδεῶν λόγου* (p. 213—413), die Lehre von den Stilarten;

5. *Περὶ μεθόδου δεινότητος* (p. 414—456), über das Verfahren des *δεινὸς λέγειν*.

Davon gelten allgemein als echt nur II. *στάσεων* und II. *ἰδεῶν*. Über die *Προγυμνάσματα* und II. *εὐρέσεως* siehe Radermacher in

¹⁾ Rabe, Rhein. Mus. LXII (1907), 259.

²⁾ Der Hermogenestext immer nach Rabe = *Hermogenis opera ed. H. Rabe*, in: *Rhet. Graec.*, vol. VI., Lips. 1913.

der Pauly-Wiss. Real.-Enc. VIII 1, 865 ff. sowie Rabe in der Praefatio seiner Ausgabe.

Über die Echtheit, bzw. Unechtheit von Π. μεθ. δειν. soll wenn möglich in dieser Untersuchung entschieden werden, und zwar durch einen Vergleich mit der unzweifelhaft Herm. zugehörigen Schrift Π. ιδεών.

Dieses Werk, „die reifste Arbeit des Hermogenes, setzte an die Stelle der Theophrastischen Stillehre eine neue“ (Radermacher a. a. O. 871). Jene unterschied drei Stilarten „und sprach bei überaus schwankender Terminologie im einzelnen doch allgemein von einer erhabenen, mittleren und niedrigen Stilart“³⁾; das erhabene γένος hieß: ἀδρόν - περιττόν - αὐστηρόν - βαρύσειμνόν - μεγαλοπρεπές - ὑψηλόν; das mittlere μέσον - ἀνθηρόν - γλαφυρόν; das niedrige ἰσχνόν - ἀφελές - λιτόν⁴⁾. Durch dieses Schwanken der Terminologie verrät sich die Weiterentwicklung der peripatetisch-stoischen Stillehre, worauf hier nicht eingegangen werden kann; nur sei bemerkt, daß bei Herm. βαρύτης, σεμνότης und ἀφέλεια als eigene Stilarten erscheinen, und daß das περιττόν gleich an Herm. περιβολή, das αὐστηρόν an τραχύτης und σφοδρότης erinnert.

Die neue Stillehre unterschied viel mehr Stilarten: in den unter Aristides' Namen gehenden Τέχναι ῥητορικαί sind es zwölf ἰδέαι (εἶδη, ἀρεταί)⁵⁾, bei Herm. sieben, bzw. sechs⁶⁾, nämlich: σαφήνεια, μέγεθος, κάλλος, γοργότης, ἦθος, (ἀλήθεια: s. u.), δεινότης (217, 23 f. = 225, 9 f.). Weil aber σαφήνεια, μέγεθος und ἦθος in Unterarten zerfallen, woraus sie erwachsen sind, kommen im ganzen 17 Ideen heraus⁷⁾:

1.	I. σαφήνεια Deutlichkeit 226, 8—241, 5	}	καθαρότης Schlichtheit
			226, 19—234, 23
2.			εὐκρίνεια Übersichtlichkeit
			235—241, 5

³⁾ Volkmann, Rhetorik ², 1885, 532 ff.

⁴⁾ Volkmann a. a. O. 534 ff.

⁵⁾ Volkmann 553—555.

⁶⁾ Über das Verhältnis von Herm.' Π. ιδεών zu den Τέχναι ῥητορικαί s. Schmid, Rhein. Mus. LXXII (1917 f.), 113—149 und 238—257, bes. 142 ff.

⁷⁾ In der folgenden Übersicht über die Hermogenischen ἰδέαι λόγου bezeichnen die römischen Zahlen die sieben (sechs) Gesamtideen, die arabischen die durch Spaltung dreier Gesamtideen sich ergebende Zahl von ἰδέαι. Die deutschen Bezeichnungen sind meist nach Volkmann l. c. 557 ff.

- | | |
|---|--|
| 3. | σεμνότης Würde
242, 19—254, 21 |
| 4. | τραχύτης Herbigkeit
254, 22—260, 15 |
| 5. | σφοδρότης Heftigkeit
260, 16 263, 22 |
| II. μέγεθος (ὄγκος, ἀξίωμα)
Größe und Würde
241—296 | |
| 6. | λαμπρότης Glanz
263, 23—269, 4 |
| 7. | ἀκμή Kraft
269, 5—277, 16 |
| 8. | περιβολή Ausführlichkeit
277, 17—296, 3 |
| 9. = III. κάλλος (ἐπιμέλεια καὶ κάλλος) Schönheit
296, 4—311 | |
| 10. = IV. γοργότης Lebhaftigkeit
312—320, 15 | |
| 11. | ἀφέλεια Naivität
322, 5—329, 24 |
| 12. | γλυκύτης (ἁβρότης, λ. ὤρατος) Lieb-
lichkeit 330—339, 13 |
| V. ἦθος das Charakteristi-
sche der Darst.
320, 16—352, 14 | |
| 13. | θρυμύτης (καὶ δξύτης)
Witz und Scharfsinn
339, 14—345, 4 |
| 14. | ἐπισείκεια bescheidene Billigkeit
345, 5—352, 14 |
| 15. (16.) | βαρύτης Festigkeit
364—368, 21 |
| 16. (15.) (= VI.) ἀλήθεια (λ. ἀληθής καὶ ἐνδιαθέτος, Charakter der inner-
lichen Beteiligung des Redners. 352, 15—363. | |
| 17. = VII. (VI.) δεινότης die vollkommene Beredsamkeit,
368, 22—380, 10. | |

Dazu möchte ich zweierlei bemerken:

1. Die ἀλήθεια erscheint nur zu Anfang des Werkes (217, 23 = 225, 9) als selbständige ἰδέα, dagegen in der genauern Ausführung (321, 19 ff. und 352, 15 ff.; diese zweite Auffassung muß als maßgebend gelten) als Teilidee des ἡθικὸς λόγος; sie steht dort zwischen ἐπιείκεια und βαρύτης.

2. Die δεινότης, von Herm. den übrigen Gesamtideen beigeordnet, ist logisch genau keine eigene ἰδέα, sondern nach Herm.' eigenen Worten χρήσις ὀρθῆ πάντων τῶν τε προειρημένων εἰδῶν τοῦ λόγου (368, 24 ff.), d. i. die virtuose Handhabung der einzelnen εἰδη nach dem Vorbild des Demosthenes.

Alle diese ἰδέαι werden nach einem festen Schema abgehandelt, gebildet aus den „Faktoren“ der Stilarten; Herm. zählt acht solcher ποιοῦντα τὰ εἶδη τοῦ λόγου (222, 18): ἔννοια, μέθοδος, λέξις, σχῆμα, κῶλον, συνθήκη, ἀνάπαυσις, ῥυθμός (220, 6 f.). In der Aristides zugeschriebenen Techne werden nur drei unterschieden γνώμη, σχῆμα, ἀπαγγελία.

Immerhin ist zu beachten, daß nicht allen ἰδέαι alle acht Faktoren in spezifisch verschiedener Art zukommen; denn manche ἰδέαι reichen in die Sphäre anderer hinein.

Herm. handelt über diese ποιοῦντα τὰ εἶδη τοῦ λόγου im allgemeinen in der Einleitung (218, 13—224, 2). Voraus geht eine Erörterung über den Nutzen und die Schwierigkeit eines Werkes über die Stilarten (213—214, 21) sowie über seinen Gegenstand: nicht über den Stil des Platon oder des Demosthenes sei zu handeln, sondern über die einzelnen ἰδέαι *in abstracto* (214, 22—217, 20); dann zählt er die sieben hauptsächlichen ἰδέαι auf (217, 21—218, 12). Nach der Behandlung der acht Stilfaktoren im allgemeinen kommt er wieder auf die sieben ἰδέαι zu sprechen (224, 3—226, 7). Dann folgt 226, 8—380, 10 der Hauptteil des Werkes, worin, wie oben S. 188 f. angegeben, die einzelnen Stilarten besprochen werden. Einen Anhang bilden die Ausführungen über den λόγος πολιτικός (380, 11—413, 5), d. h. die vollkommen kunstmäßige Darstellung, bewirkt durch die kunstvolle Vermischung aller Ideen, die δεινότης eingeschlossen^{*)}. Das Muster des λόγος συμβουλευτικός und des δικανικός ist Demosthenes, das Muster des πανηγυρικός πεζός Platon, des πανηγυρικός ὁ ἐν μέτρῳ (oder besser: das Muster überhaupt: 389,

^{*)} Volkmann a. a. O. 565.

26 ff.) Homer. Hermogenes ist am Ende seines Werkes auf dem Wege, eine Stiltheorie nicht nur der kunstmäßigen Rede, sondern auch des Dialogs und der Geschichtschreibung (404, 11 f.), ja der gesamten Poesie zu geben (412, 11 ff.). Doch er fürchtet, sein λόγος würde εἰς ἀπέραντόν τι wachsen. Mit einem sehr kurzen Epilog (413, 6—11), worin neuerdings auf ein geplantes Werk ὁ Περὶ τῆς κατὰ μέθοδον δεινότητος λόγος hingewiesen wird, schließt II. ἰδεῶν.

Die in den Handschriften und Ausgaben auf II. ἰδεῶν folgende Schrift ist überschrieben: Ἑρμογένους Περὶ μεθόδου δεινότητος; nur wenige Handschriften lassen Ἑρμογένους weg⁹⁾. Ihr Umfang ist sehr mäßig: p. 414—456. Sie enthält 37, bzw. 36¹⁰⁾ kurze Kapitel, die ohne Ordnung zusammengestellt sind.

1. Ohne Titel. Das Kap. ist kein Proömium. Inhalt: Viele Wörter haben je nach dem Zusammenhang verschiedene Bedeutung. (Vgl. 35.)

2. II. πάσης λέξεως: über Glossen.

3. II. τῶν κατὰ τὴν λέξιν ἀμαρτημάτων: 1) ἀκυρία, z. B. ἔρωτάω für θέομαι, 2) παραφθορά, z. B. ἀμυθεῖν statt αἰμυθεῖν.

4. Πότε ταυτότητι ὀνομάτων χρησόμεθα καὶ πότε ποιικιλίᾳ;

5. II. περιτότης: 1) κατὰ λέξιν, eine Art Amplifikation, 2) κατὰ γνώμην, Erweichung hart klingender Gedanken.

6. Πόσαι καὶ ποταὶ παραμυθίαι τῶν αὐθαδῶν καὶ τοιμηρῶν διανοημάτων;

7. II. παραλίψεως καὶ ἀποσιωπήσεως: Zweck dieser Figuren¹¹⁾.

8. II. περιπλοκῆς: *occultatio* (ὑποσιώπησις).

9. II. ἐπαναλήψεως: zu welchem Zweck gewisse Wiederholungsfiguren verwendet werden.

10. II. τοῦ κατὰ πῶσον σχήματος: Einteilung der Fragen nach dem Gegenstand und dem Gefragten.

11. II. ἀσυνδέτου: über den Zweck des Asyndetons und des Polysyndetons.

12. II. προσθέσεως καὶ ἀνακεφαλαίωσεως: 1) Ankündigung der κεφάλαια zu Beginn, 2) ihre Wiederholung am Ende.

13. II. τῶν ἰσῶν σχημάτων: über Parison (vgl. 16) und Paronomasie.

14. II. ὑπερβατοῦ: der Verfasser will nur das ὅ. κατὰ παρένθεσιν (Einschaltungssatz) gelten lassen.

15. II. ἀντιθέτου: das ἄ. wird als Sinnfigur aufgefaßt.

16. II. παρίσου καὶ πῶς γίνεται. Vgl. 13.

17. II. προσποιήσεως (σχεδιασμοῦ): in welchen Redegattungen man unvorbereitet scheinen sollte, in welchen vorbereitet.

18. II. ἀξήσεως, πότε χρηστὸν ἐν δίκαις εὐκαιρίαις: unter welchen Umständen man die Amplifikation anwenden müsse.

⁹⁾ Siehe den Apparat zu 414, 1. 2.

¹⁰⁾ Kap. 6 (419, 3 ff.) gehört zum zweiten Teile von Kap. 5 (418, 15 ff.).

¹¹⁾ Danach pflegt auch im folgenden gefragt zu werden.

19. Π. ἐγνωσμένου ψεύσματος, πότε χρηστέον αὐτῷ.
 20. Π. ἔρκου, ποῖον οὐκ ὀμεῖται καὶ ποῖον ὀμεῖται.
 21. Π. συνηγῶρων, τίαι δοτέον: für welche Personen man συνήγορος sein solle.
 22. Π. τοῦ ἐναντία λέγοντα κατορθοῦν ἐναντία: über λόγος ἐσχηματισμένος oder εἰρωνεῖα.
 23. Π. τοῦ προτάειν τάς τοῦ ἐναντίου προτάσεις: wie man den Behauptungen des Gegners zuvorkommen solle.
 24. Π. τοῦ λεληθότως τὰ αὐτὰ λέγειν ἢ ἑαυτῷ ἢ ἄλλοις (vgl. 27).
 25. Π. τοῦ ἀνεπαχθῶς ἑαυτὸν ἐπαινεῖν.
 26. Π. παλαισιμάτων δικαστηρίων, ἃ Δημοσθένης ἐταχίσατο: über zwei Kniffe des Dem.
 27. Π. δευτερολογιῶν, διὰ ποίας αἰτίας μερίζεται λόγος καὶ πῶς γίνεται (vgl. 24).
 28. Π. διηγήσεως: über die Art, sie zu beglaubigen.
 29. Π. κοινῶν διανοημάτων, πῶς αὐτὰ ἰδιώσομεν λέγοντες: wie man Gemeinplätze individualisiere.
 30. Π. χρήσεως ἐπῶν ἐν παῤῥῷ λόγῳ.
 31. Π. τῶν κενρατηκότων ἐν τοῖς ἀκροταῖς παθῶν: man solle nicht rücksichtslos dagegen angehen.
 32. Π. ὁμολογουμένων ἀδικημάτων: ὁμολογία τοῦ ἀδικήματος nimmt für den „Sünder“ ein.
 33. Π. τοῦ τραγικῶς λέγειν: wie man tragische Darstellung nachahme.
 34. Π. τοῦ κωμικῶς λέγειν: wie man komische Redeweise nachahme.
 35. Π. ἀμφιβολίας: bei den Alten gebe es keine ἀμφιβολία (vgl. 1).
 36. Π. ἐργασίας δημηγορίας, διαλόγου, κωμωδίας, τραγωδίας, συμποσίων Σωκρατικῶν: δημηγορία ist eine πλοκή von ἐπιτίμησις und παραμυθία, διάλογος von λόγοι ἠθικοὶ und ζήτητικοί, κωμωδία von πικρά und γελοία, τραγωδία von οἰκτος und θαῦμα, συμπόσιον von σπουδαία und γελοία.
 37. Π. ἀποράσεως: über Negation und Affirmation.

Diese Schrift macht nun in mehr als einer Beziehung einen ganz andern Eindruck als Π. Ἰδεῶν. Kein Proömium, kein Epilog. Es fehlt jede Bestimmung des Gegenstandes, jede Abgrenzung, jede Einteilung des Gesamtwerkes. Eine Disposition des Schriftchens ist nicht aufzufinden. Was ganz besonders stark auffällt, es fehlen sämtliche Vor- und Rückverweisungen, während sie in Π. Ἰδ. fast auf jeder Seite zu finden sind, ja mit ängstlicher Genauigkeit angebracht werden. Ein einziger Verweis auf eine andere Schrift des Verfassers scheint 441, 13 f. vorzuliegen, worauf wir zurückkommen werden.

Π. μεθ. δεῖν. stellt anscheinend einige Dutzend loser Blätter dar, auf denen in knappster und klarster Form über ebenso viele praktische Fragen der Schulberedsamkeit (vgl. 438, 5 ταῖς σχολικαῖς ὑποθέσεσιν) Auskunft erteilt wird. Zum Teil nehmen sie sich wie ein Katechismus aus, worauf zuerst Br. Keil in

den Nachrichten der Göttinger Ges. der Wiss. 1907, 213 Anm. 1 aufmerksam machte. C. 4 Πότε ταυτότητι ὀνομάτων χρησόμεθα καὶ πότε ποικιλίᾳ; ταυτότητι μὲν, ἔταν . . . C. 7 Πότε παράλειψις καὶ ἀποσιώπησις γίνεται; ἔταν βουλευθῶμεν . . . C. 17 Πότε ῥήτωρ προσποιήσεται σχεδιάζειν; τριῶν οὐσῶν ἰδεῶν . . . C. 18 Πότε ῥήτωρ αὐξήσει χρήσεται ἐν δίκαις, εἶτα τότε ταῖς ἀποδείξεσιν; δύο δὴ καιροὶ . . . C. 19 Πότε ῥήτωρ ψεύσεται συνειδῶτων τῶν ἀκροατῶν, ἔτι ψεύδεται; ἔταν τὸ ψεῦδος . . . C. 20 Πότε ῥήτωρ ὁμώσει καὶ ὄρκω χρήσεται; οὐδέποτε . . . C. 21 Πότε ἐν τοῖς προβλήμασι . . . καὶ κατὰ πόσους τρόπους; τέσσαρας . . . C. 22 Τίς μέθοδος τοῦ ἐναντία λέγοντα . . . κατορθοῦν, ἢ βούλεται . . . ; C. 23 Ὁ δὲ καιρὸς ἐκάστου τίς; C. 24 Τίς δὲ ἐκατέρου τούτων ὁ καιρὸς; ἢ μὲν συμβουλευτικὴ . . . C. 30 Κατὰ πόσους τρόπους ἐν πεζῷ λόγῳ χρήσις ἐπῶν γίνεται; κατὰ δύο . . . Diese Lehrweise ist II. ἰδ. durchaus fremd.

Eine andere Verschiedenheit ist der knappe, asyndetische, aphorismenartige Stil¹²⁾. Z. B. 416, 13 wird ein Zitat aus Homer durch bloßes Ὀμηρος eingeführt. 437, 14 ff. Ὀμηρος αὐτὸ πεποίηκεν Ἀγαμέμνων ἐστίν ὁ ἀποπειρώμενος . . . 441, 19 ff. Τούτων παραδείγματα. ὁ Ἰσοκράτης ἐν τῷ λόγῳ . . . Ähnlich 445, 21 ff. 448, 5 ff. Ὀμηρος ἐποίησε, Θουκυδίδης ἐμιμήσατο, Δημοσθένης διεδέξατο, Ἰσοκράτης παρέδωκεν. Darauf folgen Zitate mit asyndetischem Ὀμηρος . . . Θουκυδίδης . . . Δημοσθένης . . . 448, 22 Ὀμηρος τοῦτο ἐδίδαξεν, Ἡρόδοτος ἐμιμήσατο. Dagegen 450, 2 f. Τὸ τραγικῶς λέγειν Ὀμηρος μὲν ἐδίδαξε, Δημοσθένης δὲ ἐμιμήσατο.

Ich möchte noch auf die gekünstelte Periode 414, 2 ff. hinweisen: Ὁ δὲ καιρὸς κατὰ ἡθους προσθήκην γινόμενος ἰδίαν διάνοιαν ἀπεργάζεται,

οὐ μόνον ἰδίαν, ἀλλὰ καὶ διάφορον
οὐ μόνον διάφορον, ἀλλὰ καὶ διαφόρους,
οὐ μόνον διαφόρους, ἀλλὰ καὶ ἐναντίας.

Durch solche Eigentümlichkeiten weicht II. μεθ. δειν. auffallend von II. ἰδ. ab.

Im übrigen kann man Rabe einigermaßen beistimmen, wenn er Praef. X sagt: *Atqui hic libellus [II. μεθ. δειν.] non cum toto libro II. ἰδ. comparandus est, sed cum singulis singularum idearum quasi capitibus.* Beiderorts ängstliches Streben nach Deutlichkeit, beiderorts klare Einteilungen und scharfe Distinktionen, beiderorts durchgehende Veranschaulichung durch Beispiele

¹²⁾ Vgl. zu diesem Abschnitt Rabe Praef. XI.

aus Homer, Demosthenes, Platon, Thukydides, Aischines. Doch — abgesehen von der Verschiedenheit des Gesamteindrucks der beiden Werke — auch auf diesem Standpunkt ergeben sich bedeutende Schwierigkeiten. Wo sind die vielen λέγω-λέγω δέ-λέγω δή, womit Herm. in Π. ἰδ. seine oft skrupulös anmutenden Verdeutlichungen einleitet? Wo in Π. μεθ. δειν. die unzähligen ὡς ἔφην - ὅπερ ἔφην - ὡς εἴρηται - καθάπερ εἴρηται - ὡς ἐδείξαμεν - περὶ ὧν αὐτίκα λέξομεν u. a.? Und wohlgemerkt, diese Verweise in Π. ἰδ. gehen sehr oft auf die nächste Nachbarschaft, nicht bloß auf andere „Kapitel“. Wo sind die überängstlichen Wiederholungen von Begriffen, die knapp zuvor genannt wurden und jedem halbwegs aufmerksamen Leser noch im Gedächtnis haften mußten?

Ich stelle je einen längeren Text aus Π. μεθ. δειν. und aus Π. ἰδ., die beide über das Parison handeln, zum Vergleich nebeneinander. Später kommen wir auf den Inhalt dieser Stellen zu sprechen.

Π. μεθ. δειν. 428, 8 ff.

Τὰ ἴσα σχήματα ταῦτα ὄντα ποτὲ μὲν ἔστιν ἀγωνιστικά, ποτὲ δὲ ἐπιδεικτικά, ποτὲ δὲ σοφιστικά.

Ἀγωνιστικά μὲν ἔστιν, ὅταν τῇ φύσει τῶν πραγμάτων συνδράμη ἔξωθεν πάρεργον, ὃ καὶ χωρὶς τῶν ὀνομάτων ἕκαστον αὐτὸ καθ' ἑαυτὸ πρᾶγμα μνησθεὶ καὶ λεχθὲν λανθάνει, πολλάκις δὲ ἀναγινωσκόμενον εὐρίσκαται· ὅλον „Νῦν δ' ἄγε νῆα μέλαιναν ἐρύσομεν εἰς ἄλα δῖαν, | ἔς δ' ἑρέτας ἐπιτηδὲς ἀγείρομεν, ἔς δ' ἑκατόμβην | θείομεν, ἂν δ' αὐτὴν Χρυσίδα καλλιπάρηον | βήσομεν“. τέσσαρα ἴσα „ἐρύσομεν“, „ἀγείρομεν“, „θείομεν“, „βήσομεν“. καὶ Θουκυδίδης „αἴτιον δ' ἦν οὐχ ἡ ὀλιγανθρωπία, ἔσον ἢ ἀχρηματία· τῆς γὰρ τροφῆς ἀπορία τὸν τε στρατὸν ἐλάσσω ἤγαγον“. καὶ Δημοσθένης „ἂν τοίνυν ἐξαλέγξω σαφῶς Διοκίην τουτονὶ καὶ μὴδὲν ἀληθὲς ἀπηγγελέκτοτα καὶ κερκωλυκτότα ἐμοῦ τὸν δῆμον ἀκοῦσαι τάληθῆ καὶ ἀνηλωκτότα τοὺς χρόνους καὶ πάντων τούτων θῶρα καὶ μισθὸς εἰληφότα“ (Man beachte, wie trocken die Zitate aneinandergereiht werden, und vgl. damit das Beispiel aus Π. ἰδ.).

Π. ἰδ. 299, 8 ff.

Σχήματα δὲ καλὰ, ἃ καὶ ἐκπρεπῆ ποιεῖ τὸν κόσμον καὶ σαφῶς τὸ κεκάλωπιόθαι ἐνδείκνυται, αἱ τε παρισώσεις, αἴπερ καὶ πλεονάζουσι παρὰ τῷ

Ἰσοκράτει: (das diesem αἱ τε... entsprechende Glied folgt erst nach drei Seiten: 302, 9 f. Αἱ τε οὖν παρισώσεις καλλωπίζουσι, ὅπερ ἐλέγομεν (!), καὶ αἱ κατὰ κῶλον ἐπαναφοραί...): εἰσὶ δὲ καὶ παρὰ τῷ ῥήτορι οὐ μὴν τοιαῦταί γε οὐδὲ τοιαῦτα, μάλιστα δ' ἐκείναι παρ' αὐτῷ σπάνιαί, ὅσαι τὸ καθ' αὐτὰς ἀκριβὲς ἔχουσι, ὅλον ἔστι καὶ τὸ „τῇ τε πόλει βοηθεῖν οἴεται εἶναι καὶ Δίειν ὑπὲρ αὐτοῦ λαβεῖν, τοῖτο κἀγὼ πειράσομαι ποιεῖν“. τοιαύτην γὰρ παρισώσιν καὶ οὕτως ἐπιτετηθευμένην οὐδεμίαν εὐρεῖν ἐτέραν ἔχομεν παρὰ τῇ τῷ ῥήτορι. (Dem. schwächt die παρισώσεις ab; I. 24 ff.): ἦτοι γὰρ διακόπτων αὐτὰς ἐξ ἐπιβολῆς τινος καταμίγνυσι τῷ λόγῳ ἢ ἐναλλάττων τὰς συλλαβὰς τὰς κατὰ τὸ τέλος παρισώσας τὰ κῶλα ἢ ταῖς κατὰ κῶλον ἅπαν παρισώσασιν, οὐχὶ ταῖς κατὰ τὸ τέλος συλλαβὰς ἴσαις χρώμενος (wie in dem einen Beisp. aus Dem. und Tau-

Ἐπιδεικτικά δὲ ἐστίν, ὅταν τὰ ἀγωνιστικά πολλά γένηται καὶ ἐπιτηθευθῆ εἰδημόνεος εἰς ἡδονὴν ἀνοχῆς σὺφρονα ὡσπερ τὰ παρὰ Ἰσοκράτει ἴσα τὰ ἐν ταῖς παραινέσεσι μάλιστα.

Σοφιστικά δὲ ἐστίν, ἂ . . .

πόλεμον τῆς ἡμετέρας ἂν τις ἀμελείας θεῖη δικαίως, τὸ δὲ μήτε πάλαι τοῦτο πεπονθῆναι, καὶ ἡ ἐπεμβολή „πεφνημένα ἢ τέτινα ἡμῖν συμμαχίαν τοῦτων ἀντίρροπον, ἂν βουλώμεθα χρῆσθαι“, εἰθ' οὕτως ἀπέδωκε τὸ ἴσον κῶλον τῆ ἐξ ἀρχῆς „τῆς παρ' ἐκείνων εὐνοίας εὐεργετήμ' ἂν ἔγωγε θείην“. διακόπτει μὲν οὖν οὕτως κατ' ἐπεμβολήν. (Solche Schlußformeln sind II. μεθ. δειν. fremd) ἐναλλάττει δὲ . . . ἕμοιον τούτῳ κάκεινο τὸ „καὶ μηδὲν ἀληθὲς ἀπηγγεγκότα καὶ κεκωλυκότα ἔμοῦ τὸν δῆμον ἀκοῦσαι τἀληθῆ καὶ μηδὲν ὧν προσετάξατε ἡμῖς πεποιηκότα καὶ ἀνηλωκότα τοὺς χρόνους“· τὰ γὰρ παρισούοντα εἰ κατὰ τὸ τέλος εἶθ' ἔθηκεν, ἐκπρεπῶς μὲν ἂν ἐνεκαλλώπιστο αὐτῆ ὁ λόγος, πόρρω δὲ ἂν ἦν τοῦ πιθανοῦ, ὅσον εἰ οὕτως εἴπε·

„καὶ μηδὲν ἀληθὲς ἀπηγγεγκότα
καὶ τὸν δῆμον ἀκοῦσαι μου τἀληθῆ κεκωλυκότα
καὶ τοὺς χρόνους κατανηλωκότα“.
καὶ μηδὲν ὧν προσετάξατε πεποιηκότα“.

ἐφυγεν οὖν τὸ τοιοῦτον.

Der große Unterschied ist mit Händen zu greifen. II. μεθ. δειν. ist wie zum Auswendiglernen für Rhetorikschüler abgefaßt, II. ἰδ. gibt ein verhältnismäßig tiefdringendes, wissenschaftliches System. Damit ist der höchst einfache Stil in II. μεθ. δειν., der bedeutend verwickeltere in II. ἰδ. gegeben. In II. μεθ. δειν. fehlen insbesondere alle Digressionen sowie — der Zusammenhanglosigkeit der Kapitel entsprechend — alle Übergänge. All das ist in II. ἰδ. überaus häufig. Was die Übergänge betrifft, sehe man das Ende der Einzelabschnitte nach, z. B. II. ἰδ. 229, 7 f. Ἄλλ' ἐννοίας μὲν καὶ μεθόδους καθαρότητος ταύτας εὐρίσκομεν. Ἀέξιος δὲ . . . Die Digressionen werden ausnahmslos durch die üblichen Formeln des *reditus ad propositum* beendet, wie Ἄλλὰ νῦν ἐκεῖσε ἐπανιτέον; s. II. ἰδ. 220, 22; 231, 26; 276, 4; 280, 23 usw. Nirgend in II. μεθ. δειν. etwas Ähnliches. — Wie oft betont Herm. in II. ἰδ.: wir müssen der Reihe nach vorangehen, ἵνα μὴ συγχέηται ἡμῖν ὁ λόγος, 242, 1 f. usw. Allerdings sind auch in den Kapiteln von II. μεθ. δειν. die Gedanken klar disponiert, aber jene Selbstermahnungen fehlen.

Überhaupt enthält II. ἰδ. viel mehr Persönliches als II. μεθ. δειν. Sehr interessant — wenn auch übertrieben — ist, was Herm. II. ἰδ. 216, 17 ff. über seine Vorgänger sagt: οὐδὲ γὰρ

ἔστιν, ὅστις πρὸ ἡμῶν ὅσα ἐμὲ γινώσκειν εἰς τήνδε τὴν ἡμέραν ἀκριβῆς τι περὶ τούτων (ἰδεῶν) πραγματευσάμενος φαίνεται· ὅσοι δὲ καὶ ἤφρατο, τεταραγμένως καὶ λίαν ἀπιστοῦντες σφίσιν αὐτοῖς περὶ ὧν εἶπον εἰρήκασι, ὥστε αὐτοῖς συγκεχύσθαι τὰ πάντα. — Bescheidenheit ist auch sonst nicht seine Tugend. Kurz vor der eben zitierten Stelle sagt Herm. (216, 2 ff.): Οἶμαι γὰρ θαυμάσασθαι ἂν εἰκότως μᾶλλον τινὰς ἡμᾶς διὰ ταῦτα καὶ τὸ μέγιστον ἐπ' εὐκρινείᾳ ἢ τινος ἐπιτιμήσεως ἕνεκα τούτων ἀξίους νομῆιν, μόνον εἰ προσέχειν τοῖς ἐφεξῆς ἐθέλησκειν. Am Ende des Proömiums (217, 17 ff.) macht er sich Dem.' stolzes Wort zu eigen: Ἡ μὲν οὖν ὑπόσχεσις οὕτω μεγάλη, τὸ δὲ πρᾶγμα ἤδη τὸν ἔλεγχον κἀνταῦθα δώσει (vgl. die letzten Worte in II. ἰδ. — über II. μεθ. δειν.), κριτῆς δὲ ἡμῖν ὁ βουλόμενος ἔστω. Daß er sich seinem beabsichtigten Werke II. μεθ. δειν., obwohl es θεῖόν τι πρᾶγμά ἐστι καὶ οὐκ ἀνθρωπίνης δυνάμεως, gewachsen fühle, sagt er deutlich genug: Οὐ μὴν ἀλλ' ὅσον γε ἀνθρώπου φύσις ἐξαρκεῖν τοῖς τοιοῦτοις ἱκανή, καὶ ἡμᾶς ἐξαρκέσειν οἶομαι (379, 25 ff.).

Hermogenes' Polemik ist in II. ἰδ. lebhaft, in II. μεθ. δειν. viel zahmer. II. ἰδ. 248, 25 ff. gegen die Sophisten: Παράδειγμα τούτου (einer geschmacklosen Metapher) Δημοσθενικὸν μὲν οὐκ ἂν λάβοις, οὐδὲ γὰρ ἔστι· παρά δὲ τοῖς ὑποξύλοις τουτοῖσι σοφισταῖς πάμπολλα εὖροις ἂν τάφους τε γὰρ ἐμφύχους τοὺς γῦπας λέγουσιν, ὧν περ εἰσὶ μάλιστα ἀξιοί, καὶ ἄλλα τοιαῦτα ψυχρεῦνται πάμπολλα. II. ἰδ. 274, 6 ff. in einer polemischen Auseinandersetzung über die Eigenart der ἀκμή: Ἀλλὰ ταῦτα μὲν ἐστὶ σαφῆς λήρος· φανερά γὰρ ταῦτά γε καὶ τῇ αἰσθήσει ψιλῇ, ὡς... II. ἰδ. 285, 6 ff. gegen Demosthenesexegeten: Καὶ ὅλως μυρία ἐστὶ τούτου γε παρά τῃ ῥήτορι τὰ παραδείγματα, ἃ καὶ ἐξετάζοντες τινές, ὡς ἂν ἐξετάσαιεν αὐτοὶ τοὺς λόγους (des Demosth.), εἰρήκασι περιβολῆς εἶναι ἴδια. ἀλλ' ἡμεῖς τό γ' ἡμῖν δοκοῦν περὶ τούτων εἰρήκαμεν (Hinweis auf eigenen Demostheneskommentar). II. ἰδ. 311, 8 f. über Dionys von Halikarnass: ἵνα μὴ πάντῃ τῷ Διονυσίῳ, ὅς δοκεῖ περὶ λέξεώς τι πεπραγματεῦσθαι, ἀντιλέγωμεν. Besonders scharf II. ἰδ. 362, 25 ff. wieder gegen Demostheneserklärer: καὶ παρέσχε (ὁ ῥήτωρ) μυρία τοιαῦτα πρᾶγματα ζητοῦσι περὶ αὐτοῦ τοῖς ἱαλέμοις τούτοις, οἳ φασὶν ἐξηγηθεῖσθαι τὸν ῥήτορα καὶ δὴ καὶ βιβλία καταλιπεῖν ἐτόλμησαν τῶν εἰς αὐτὸν ἐξηγήσεων, ἃ καὶ νῦν ἐξελίττοντες οἱ πολλοὶ τῶν διδασκάλων οἴονται τινες εἶναι καὶ τοὺς συνόντας πείθουσιν, ὅμοιοι, φασίν, ὁμοίους. II. ἰδ. 377, 10 ff. gegen die scheinbare δεινότης der Sophisten: Φαίνεται δὲ λόγος δεινός οὐκ ὧν τοιοῦτος... ὁ τῶν σοφιστῶν, λέγω τῶν περὶ Πῶλον καὶ Γοργίαν καὶ Μένωνα, καὶ τῶν καθ' ἡμᾶς δὲ οὐκ ὀλίγων, ἵνα μὴ πάντων

λέγω. Vgl. auch 353, 26 ff. über Aristides. Dazu kommen die zahlreichen Stellen, wo Herm. in sachlicher, aber immer entschiedener Weise einzelne seiner Aufstellungen verteidigt: 215, 24 ff., 220, 7 ff., 231, 13 ff., 255, 12 ff. usw.

Diesen mit nicht geringem Selbstbewußtsein verbundenen Angriffen stelle man nun die zahme Polemik in II. μεθ. δειν. gegenüber: 421, 21 ff. Τὸ περιπλέκειν διαβάλλεται μὲν ὡς κακία τοῦ λέγειν, εἰ δὲ ἐν καιρῷ γίγνεται, ζηλωτὸν ἂν σχῆμα εὐρεθῆι. 428, 8 ff. gegen die Sophisten: Τὰ ἴσα σχήματα (vgl. S. 196) ποτὲ μὲν ἔστιν . . . ποτὲ δὲ σοφιστικά . . . σοφιστικά δὲ ἔστιν. ἂ νῦν μὲν ἐπαινεῖται, ὑπὸ δὲ τῶν παλαιῶν κωμωδεῖται, ἕσα αἰσχροῦς καὶ κενῶς κολακεύει τὴν ἀκοήν. Am schärfsten 429, 20 ff.: Οἱ γῦν ὄνται . . . οὐκ ἴσασι δέ, τί ἔστιν ὑπερβατόν. τὸ γὰρ ὑπερβατόν οὐ μόνον οὐκ ἔστι καλὸν σχῆμα, ἀλλὰ καὶ ἀναγκαῖον. 452, 16 ff.: Τοῖς μὲν πολλοῖς δοκεῖ πολλὰς ἐν τοῖς βιβλίοις ἀμφιβολίας γίνεσθαι ὑπὸ τῶν παλαιῶν· ἡμεῖς δὲ φαμέν, ἔτι οὐ δύναται ἐν τῷ παλαιῷ βιβλίῳ ἀμφιβολία εἶναι.

Obwohl es also auch der Schrift II. μεθ. δειν. an Tönen stolzen Selbstbewußtseins und gelegentlicher Polemik nicht gebricht, so erklingen sie doch in II. ἰδ. viel heftiger und vordringlicher.

Wird schon durch diese Gründe, die mehr formeller Art sind, der Glaube an den Hermogenischen Ursprung von II. μεθ. δειν. erschüttert, so noch viel mehr, wenn wir den Inhalt betrachten. Dies soll im nächsten Teile geschehen.

Feldkirch.

Dr. EMIL BÜRGI S. J.

MISZELLEN.

Herodot VII 208.

Xerxes' schickt einen berittenen Späher aus, um die griechische Aufstellung bei Thermopylai zu erkunden. Der kann seinen Auftrag in aller Ruhe ausführen, da die wachehaltenden Lakonen ihn ganz unbehelligt lassen: οὔτε γὰρ τις ἐδίωκε ἀλογίης τε ἐνεκύρησε πολλῆς. Die zitierten Worte enthalten einen sprachlichen Anstoß, ἐγκυρεῖν fordert den Dativ, vom gemeinen griechischen Sprachgebrauch weicht auch Herodot sonst nicht ab, bei dem das Wort öfter zu finden ist: II 82 ὁτέοισι ἐγκυρήσει. VII 218, 2 ἐνεκύρησαν στρατῶ, III 77 ἐνέκυρσαν τοῖσι τὰς ἀγγελίας ἐσφέρουσι, IV 125 ἐνέκυρσε ἀμφοτέρησι τῆσι μοίρησι. Demgemäß hat bereits Valkenaer an der oben zitierten Stelle ἐνεκύρησε in ἐκύρησε verändert, und so steht nun auch in Hude's Text zu lesen, fraglich, weil ἐνεκύρησε auch durch ein Suidaszitat s. v. ἀλογία geschützt wird. Ich möchte meinen, daß die Überlieferung zu halten, jedoch als ἀλογίης τε ἐνεκύρησε πολλῆς zu deuten ist, mit anderen Worten, wir stoßen auf ein Zeugnis für den ionischen *Dativus pluralis* auf ης. An pluralischem ἀλογία darf kein Anstoß genommen werden. Herodot braucht den Plural auch II 141: τὸν ἐν ἀλογίησι ἔχειν παραχρησάμενον τῶν μεγάλων Αἰγυπτίων ὡς οὐδὲν δεησόμενον αὐτῶν. Die Verwechslung von ης und ης mag alt sein, mag in die Zeit zurückreichen, wo : im Doppellaut ηι verstummte und ηι zu η wurde, d. h. schon in vorchristlicher Zeit könnte die ungewöhnliche Dativform dem Genitiv gewichen sein. Um so wertvoller scheint mir das Zeugnis für die Beurteilung von Herodots Dialekt zu sein.

Wien.

L. RADERMACHER.

Zur Wahl der Lebensgüter.

Radermacher hat d. Ztschr. XLVII (1929), 79 ff. die verschiedenen Formen behandelt, in denen man im Altertum vom Tausch der Lebenslose und Lebensgüter sprach. Eine wichtige Rolle spielt Platon, weil — wie später bei Horaz,

Tacitus, Maximus Tyrius — ein Gott dem Menschen freistellt zu wählen. Es war Radermacher entgangen, daß schon Helm (Lucian und Menipp 51 und 251 f.) das Thema kurz, aber mit z. T. ähnlichem Ergebnis behandelt hat.

Von seinem Material ist für die Frage der Gottheit als Anregerin oder Gewährerin des Tausches wichtig Lucian (Nekyom. 16), wo Tyche in dieser Funktion erscheint, vor allem aber der platonische Alkibiades I p. 105 A: εἴ τις σοι εἴποι θεῶν ὃ Ἀλκιβιάδῃ, πότερον βούλει ζῆν ἔχων ἢ νῦν ἔχεις, ἢ αὐτίκα τεθνάναι, εἴ μὴ σοι ἐξέσται μείζω κτήσασθαι; Helm hat, wie Radermacher, auf die berühmte Stelle der Politeia verwiesen, dagegen nicht auf die von Radermacher herangezogene Stelle im Symposion, wo Hephaistos den Wunsch freigibt. Bei Horaz Sat. I 1 ist es Juppiter selbst (v. 15 *si quis deus* allgemein, nachher v. 20 *Iuppiter*). Helm 251 betont die Zuständigkeit des Zeus bei der Verteilung der Berufe oder ihrem Tausch und weist ihn nebst Hermes als Helfer in kynisch-menippeischer Sphäre (und bei Euripides Syleus) nach.

Bedenkt man nun, wie sehr in der Fabel die Tierwelt das Analogon der Menschenwelt ist, wird man in den von Helm und Radermacher behandelten Motivkreis auch eine Babriusfabel einreihen dürfen, no. 201 Cr. Für einen Hausesel ist der Tausch seines „Berufes“, seines Lebensgutes, nicht wohl anders vorstellbar als im Tausch seines Herrn, der sein Leben bestimmt. So bittet denn das beim Gärtner geplagte und schlecht genährte Grautier Zeus um den Wechsel und Zeus schickt Hermes — also ganz „kynisch-menippeisch“ —, so daß der Esel zu einem Töpfer kommt. Aber auch da leidet er und ein neuer Tausch führt ihn zum Gerber. Hier muß er fürchten, der werde schließlich noch sein Fell gerben, und er erkennt schließlich: βέλτιον ἦν μοι παρὰ τοῖς προτέροις δεσπόταις μένειν. Im Gewande der Fabel haben wir somit die von Herodot (Radermacher 81) schon ausgesprochene Erkenntnis, daß doch jeder wieder sein ureignes Kreuz zurückwünscht, und haben die treffendste Illustration zu Maximus Tyrius: αὐθις οἱ αὐτοὶ ἐκεῖνοι ποθήσουσι μὲν τὰ πρότερα, ὄδυροῦνται δὲ τὰ παρόντα.

Radermacher (83) wies auf das Heraklitfragment hin: ὄνους σόρματ' ἂν ἐλέσθαι μᾶλλον ἢ χρυσόν, das die Relativität der Lebensgüter drastisch exemplifiziert. Dürfen wir sagen, mit Anklang an eine alte Tierfabel exemplifiziert? Denn Babrius wird nicht

der erste gewesen sein, der die so pessimistische wie wahre „Moral“ in Form einer Fabel den unzufriedenen Menschen vorhielt.

Für uns ist sie allerdings vor Babrius nicht bezeugt; aber schon die Ähnlichkeit mit dem „Eselsroman“¹⁾ gestattet, mindestens auf hellenistische Zeit zurückzuschließen. Entstehen konnte ein solcher Typus jedoch gewiß schon seit der Zeit, da sich der Mensch als Arbeitstier der Schwere seines Loses bewußt war und, soziale Stufen gegeneinander abwägend, Tauschwünsche aussprach. Zwischen Hesiod und dem frühen Kynismus wäre, scheint mir, Raum dafür. Radermacher wies auf die Welt des Märchens hin, auf die freigegebenen und erhörten, meist töricht schlimm bessernden Wünsche. Doch auch die Welt der Fabel darf da herangezogen werden, wo wir in die geistige Provinz der Sophisten, des Sokrates, des Platon kommen²⁾. Gerade der *λόγος* des Aristophanes im Symposion hat ein Gegenstück in der Fabelliteratur, freilich materiell anderer Art und an Geist auch nicht ebenbürtig. Aber Beachtung verdient doch die, soweit ich sehe, nirgends von den Platonerklärern beobachtete Tatsache, daß Phädrus IV 14 (15) und 15 (16) zwei aesopische *αἰοί* enthält, in denen in Form eines Dialoges der Greis Aesop ein *αἴτιον* vorträgt: 1. für die Entstehung einer Abart des Eros (*ορε morigerari*); 2. für die Entstehung der mann männlichen und weib weiblichen Liebe, also das Thema des Aristophanes behandelt und in der Sphäre des Götterschwanks löst. Es läßt sich aus Überlieferungen von Naturvölkern beweisen, daß das aetiologische Denken auch bei ihnen nach Entstehung und Besonderheiten des Geschlechtslebens gefragt und in der Form von Mythenmärchen Antworten gefunden hat, die manche Ähnlichkeit mit den antiken *αἰτια* aufweisen. Ich bin überzeugt, daß wir neben der von Ziegler, N. Jahrb. 1913, aufgestellten mythischen und primitiv-wissenschaftlichen Ahnenreihe der Aristophanesrede auch mit einer Aetiologie der *vita sexualis* in Form von *Aesopea* rechnen dürfen. Umsomehr, als im platonischen *λόγος* des Dichters der Vögel als Exemplum die entzweigesechnittene Scholle vorkommt und damit ein Märchen-

¹⁾ Werner, Hermes LIII (1918), 257 ff., hat allerlei Fabeln mit Apuleius, dem *Λούκιος ἡ ὄνος* (und damit den Metamorphosen des Lukios von Patrai) verglichen; diese ergiebigste war ihm entgangen.

²⁾ W. Schmid, Gr. Lit. I⁷ 677.

stoff, der sehr wohl auch ein Tierfabel-Thema gewesen sein kann³⁾.

Um nach der Abschweifung noch einmal zum „Tausch der Lebensgüter“ zurückzulenken: die Fabel, als volkstümliche Form von Sinndeutung des Lebens, ist neben der Form des Märchens ein geeignetes Mittel, um die Götterrolle bei der Wahl der Lebensgüter verstehen zu lassen. Das Babriusstück ist gerade für Zeus eine willkommene Ergänzung zu Horazens Satire, bzw. zu seiner kynisierenden Vorstufe.

Tübingen.

OTTO WEINREICH.

Zu Porphyrios Vita Pythagorae 27.

Porphyrios erzählt in seinem βίος Πυθαγόρου (27) von dem berühmten Weisen unter anderen folgende Wundergeschichte: Καύκασον δ'ἔφρασαν τὸν ποταμὸν σὺν πολλοῖς τῶν ἐταίρων διαβαίνοντά ποτε προσεῖπειν· καὶ ὁ ποταμὸς γεγωνὸν τι καὶ τρανὸν ἀπεφθέγγετο πάντων ἀκούοντων „χαῖρε Πυθαγόρα“. Schon Westermann¹⁾ nahm an dem Fluß Kaukasos Anstoß; tatsächlich findet sich in der antiken Überlieferung sonst nirgends ein Fluß dieses Namens²⁾. Auch in den Parallelberichten zu unserer Erzählung heißt der Fluß stets anders; nachstehend die Belege: Jamblich. *De vit. Pyth.* 28 (134): Νέσσον ποτὲ τὸν ποταμὸν σὺν πολλοῖς τῶν ἐταίρων διαβαίνων προσεῖπε τῇ φωνῇ, καὶ ὁ ποταμὸς γεγωνὸν τι καὶ τρανὸν ἀπεφθέγγετο πάντων ἀκούοντων „χαῖρε Πυθαγόρα“. Diog. Laert. VIII 11: καὶ ἔτι Νέσσος ὁ ποταμὸς διαβαίνοντα αὐτὸν προσαγορεύσαι πολὺς ἦν ὁ φάσκων. Aelian. V. H. II 26: λέγει δὲ ὁ αὐτὸς (Aristoteles) καὶ ἔτι ὑπὸ τοῦ Κόσα ποταμοῦ διαβαίνων προσερρήθη· καὶ πολλοὺς φησιν ἀκηκοέναι τὴν πρόσρησιν ταύτην. IV 17: ἀλλὰ καὶ ὑπὸ τοῦ Κόσα τοῦ ποταμοῦ διαβαίνων προσερρήθη, τοῦ ποταμοῦ εἰπόντος αὐτῷ: χαῖρε Πυθαγόρα. Danach hat Rose auch Apollon. *Hist. mir.* c. 6 hergestellt: καὶ ὑπὸ τοῦ Κόσα ποταμοῦ διαβαίνων σὺν ἄλλοις ἤκουσε φωνὴν μεγάλην ὑπὲρ ἀνθρώπων

³⁾ Ich bespreche diese volkstümliche Sexual-Aitia in einer im Manuskript abgeschlossenen Abhandlung über „Fabel, Aretalogie, Novelle“, die in den Sitz.-Ber. der Akad. Heidelberg, Jahrgang 1930/31 erscheint.

¹⁾ Ausgabe im Anhang zu Cobets Diog. Laert., Paris (Didot) 1878.

²⁾ Auch in dem Lehrgedicht des Periegeten Dionysios kann v. 1134, wie aus dem Kommentar des Eustathios zur Stelle und zu v. 1088 sowie aus Strabo XV 13 (p. 690 C.) klar hervorgeht, nur das Kaukasosgebirge gemeint sein.

„Πυθαγόρα χαιρε“ τοὺς δὲ παρόντας περιδεεῖς γενέσθαι, wo ὑπὸ τοῦ κατὰ Σάμιον ποταμοῦ überliefert ist³⁾.

Nach Diogenes und Iamblichos soll also der Nessos, nach Apollonios und Aelian der Kosas Pythagoras gegrüßt haben. Den Kaukasos nennt nur noch ein Zeuge und der ist von Porphyrios abhängig: Cyrill. *c. Julian.* III 87 (Migne *P. Gr.* LXXVI 633 A): Πορφύριος τοίνυν . . . τὸν Πυθαγόρου βίον ἐξηγούμενος ὡδὲ πη φησι · es folgt die Geschichte vom Schild des Euphorbos; dann fährt er fort: Καύκασον δὲ ἔφασαν τὸν ποταμὸν σὺν πολλοῖς τῶν ἐταίρων διαβαίνοντά ποτε προσειπεῖν, καὶ ὁ ποταμὸς γεγωνότερον ἀνεψθέγγετο πάντων ἀκουόντων · Χαῖρε, Πυθαγόρα.

Nun meinte Keller an der genannten Stelle, Νέσσος wie Καύκασος sei aus Κόσας verderbt und dieser Name in der gesamten Überlieferung einzusetzen. Dadurch gewännen wir für die Geschichte einen einheitlichen Schauplatz; auch paläographisch ist gegen den Vorschlag kaum etwas einzuwenden. Der latinische *Cosas* (Kosas) paßt ferner gut zu der Geschichte, die in den meisten oben zusammengestellten Berichten kurz, oft unmittelbar, vor oder nach der unseren steht: daß Pythagoras zur selben Stunde in Metapont und Tauromenion (nach Aelian und Apollonios in Metapont und Kroton) gesehen worden sei — eine Geschichte, die uns nach Unteritalien und Sizilien führt, während wir Pythagoras in Thrakien, wohin der Nessos weist, nach unserer sonstigen Überlieferung nicht suchen würden, von dem rätselhaften Kaukasos ganz zu schweigen. Und doch befriedigt die Lösung nicht. Soll aus einer ‚mechanischen‘ Korruptel der nicht allzu bekannte Name des thrakischen Flusses geworden sein⁴⁾? Und auch Καύκασον darf man kaum als unmittelbares Ergebnis eines ‚Verschreibens‘ ansehen; man müßte zumindest als Zwischenstufe etwa ein durch Dittographie entstandenes Κοκοσσαν annehmen. Daß der byzantinischen Schreibern unbekanntes Flußname Κόσας leicht verschrieben werden konnte, ist klar; aber

³⁾ Ich würde ὑπὸ τοῦ Κόσα τοῦ ποταμοῦ vorziehen: die Korruptel erklärt sich so besser und die Stelle paßt eher zu Ael. V. H. IV 17, die auch Keller, *Nat. rer. script.* I praef. p. XLIX vergleicht, als zu II 26.

⁴⁾ Daß der Nessos an zwei Stellen, bei Diog. Laert. und bei Iamblichos, genannt ist, bietet keine weitere Schwierigkeit; sie haben ihn wohl schon in ihrer Quelle gefunden. Daß beide in diesem Falle dieselbe Quelle benutzten, ergibt sich, glaube ich, daraus, daß der Bericht des Diogenes, ohne Zweifel ein Auszug aus einer ausgeführten Erzählung, deutliche Anklänge an Porph.-Iambl. aufweist.

darf man dem Schreiber die Dummheit zumuten, den bekannten Bergnamen Καύκασος auf einen Fluß zu übertragen? Gab es anderseits wirklich einen Fluß Καύκασος, so setzt die Konjekture beim Schreiber geographische Kenntnisse voraus, die auch nicht recht glaublich sind — es müßte denn ‚zufällig‘ dieser Kaukasos durch des Schreibers engere Heimat geflossen sein. Aus dem gleichen Grund ist auch Νέσσος als Schreiber-Konjekture unwahrscheinlich.

Diels (Hermes XXXIII [1898], S. 344 f.) wollte Νέσσος, Κόσας und Καύκασος als verderbt aus Κάσας erweisen — auf Grund von Bacchyl. X (XI) 105 ff., worin ihm der *Thesaurus l. l.* (*Onomast.* II 252) folgt. Diels stellt a. a. O. unsere Stellen mit dem Bacchylides-Zitat zusammen und erklärt dann: *Obtinuit igitur Perizonii opinio (cf. Philolog. IV 294) Casuentum Plinii III (11) intelligendum esse. nam Casam et Casuentum idem flumen esse patet.* Gewiß — doch ist auch der Kosas mit Kasas-Casuentus identisch? Weder bei Diels noch im *Thesaurus* ist die Stelle Strabo V 9 (p. 237 C.) berücksichtigt: εἰθ' ἐξῆς μὲν ἐπ' αὐτῆς τῆς Λατίνης εἰσὶν ἐπίσημοι κατοικίαι καὶ πόλεις Φερεντινον, Φρουσινών, παρ' ἣν ὁ Κόσας ῥεῖ ποταμός, ...⁵⁾ Wenn uns also ein Κόσας in Latium ausdrücklich bezeugt ist, so dürfen wir ihn doch wohl nicht mit dem lukanischen *Casuentus* ohneweiters gleichsetzen.

So bleibt nichts übrig, als verschiedene Überlieferung anzuerkennen. Eine erbauliche Geschichte von der Ehrfurcht, die das Element, bzw. der Flußgott dem θεῖος ἀνὴρ erwies, ist Wanderlegende; wie solche Kunde bald von dem, bald von jenem Menschen umgehen konnte, ebensoleicht konnte für einen und denselben Weisen bald der, bald jener Fluß zeugen. Jede Gegend mochte stolz sein, von einem Besuch des Pythagoras erzählen zu können, wie einst so manche Stadt Homers Geburtsort sein wollte — das können wir verstehen; und sind nicht andere Geschichten von Pythagoras ebenso verschieden lokalisiert, etwa der Bericht, er habe zum Beweis seiner göttlichen Herkunft seinen goldenen Schenkel entblößt⁶⁾? Vielleicht ist

⁵⁾ Vgl. Nissen, *Ital. Landeskunde* II 2 (1902) S. 647: „Der wichtigste Zufluß des Sacco hieß im Altertum wie jetzt Cosa“ — unter Hinweis auf Strabo.

⁶⁾ Iambl. 92 u. 140 hat sogar zwei verschiedene Fassungen kurz nacheinander; umso auffallender, als er an beiden Stellen vom Besuch des Abaris und dem Geschenk des Pfeiles spricht, aber nur an der ersteren

eine Stütze dafür die Tatsache, daß wohl nicht zufällig, wo der Kosas genannt ist, Aristoteles als Gewährsmann erscheint: bei Aelian und Apollonios, bei dem man *Κόσα* sicher mit Recht für *κατα σάμον* hergestellt hat⁷⁾. Ist uns so eine Tradition noch faßbar, so werden wir daneben andere, abweichende annehmen müssen: Diogenes scheint, schon der Stilisierung nach, einen anderen Bericht zu verwerten und für Iamblichos und Porphyrios wird hier Aristoteles nicht die Quelle gewesen sein.

Demnach lägen drei Überlieferungen vor⁸⁾: der Cosas in Latium, der Nessos in Thrakien und der seltsame Kaukasos. Latium als Schauplatz verstehen wir, den Nessos werden wir hinnehmen müssen, wenn auch weitere Zeugnisse für einen Aufenthalt des Pythagoras in Thrakien fehlen; was aber soll der Kaukasos? Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder die Stelle als Zeugnis für einen sonst unbekanntem Fluß Kaukasos zu betrachten — das wird man ungern tun — oder zu konjizieren. Dazu sei hier noch ein Versuch gemacht⁹⁾.

Halten wir an dem überlieferten *Καύκασον* fest, aber als Berg-, nicht als Flußnamen, so gilt es, einen Fluß zu suchen, der in diesem Zusammenhang genannt sein könnte. Es liegt nahe, an den ins Schwarze Meer mündenden Phasis zu denken und anzunehmen, daß früh, sicher vor Cyrill, im Archetypus unserer Handschriften eine Zeile ausfiel, worin stand, daß Pytha-

jene Geschichte damit in Verbindung bringt. Hier liegen offenkundig zwei Quellen vor; die eine wird nach den Parallelen bei Aelian und Apollonios an den genannten Stellen wohl Aristoteles (Nikomachos) sein.

⁷⁾ Dies zugleich ein Beispiel, wie der *librarius* konjizierte: zu wissen, daß Pythagoras aus Samos stammte, dazu war nicht viel Gelehrsamkeit nötig.

⁸⁾ Daß bei sonst wörtlicher Übereinstimmung Porphyrios *Καύκασος*, Iamblichos *Νέσος* hat, möchte ich auf eine Textvariante der Vorlage zurückführen, worüber unten ausführlicher zu sprechen sein wird.

⁹⁾ Hier muß die Konjektur von Arcerius (*Omiss. in vit. Pyth.* p. 52) genannt werden, der *Νέσσον* in *Νεαίθον*, *Καύκασον* in *Κάσων* ändern möchte: so gewannen wir zwei Flüsse, die nicht zu weit von einander entfernt sind, was die Wanderung der Geschichte sehr glaublich machte. Dazu kommt, daß am Kasas Metapont, am Neaithos Kroton liegt, die beiden Städte, an denen die benachbarte Geschichte von der Bilokation des Pythagoras in einem Teil unserer Überlieferung spielt. Doch spricht alles, was gegen Keller einzuwenden war, gegen Arcerius doppelt; hiezu kommt noch, daß bei zwei Autoren verschieden geändert wird; wenn man auf diesem Wege eine Lösung suchen will, befriedigt Keller doch eher.

goras einmal in der Gegend des Kaukasos weilte und vom Phasis begrüßt wurde. Der Schreiber konnte dann leicht von ΔΕΦΑΣΑΝ auf ein ΔΕΦΑΣΙΝ abirren, zumal wenn die Buchstabengruppen ungefähr übereinanderstanden. Danach versuche ich die Ergänzung: Καύκασον δ'ἔφασαν (παρελθόντα αὐτὸν ὅτε ἀπὸ τῶν μάγων ἀπήγειν οἴκαδε, Φάσιν) τὸν ποταμὸν σὺν πολλοῖς τῶν ἑταίρων διαβαίνοντα τότε¹⁰⁾ προσεῖπεν...

Daß Pythagoras bei den Magiern war, überliefert Porphyrios (6); daß man ihn längs des Kaukasos und über das Schwarze Meer heimkehren ließ, wäre denkbar. Freilich scheint dieser Aufenthalt in seine ‚Lehrjahre‘ zu fallen und dazu scheinen die πολλοὶ τῶν ἑταίρων nicht zu passen. Doch wann hört der Weise zu lernen auf? Und zieht nicht Apollonios von Tyana mit einer Schar erlesener Schüler, längst ein gefeierter Lehrer, zu den Gymnosophisten¹¹⁾? Freilich ist das nur eine Möglichkeit unter vielen; was wirklich in der von mir angenommenen Lücke gestanden haben mag, läßt sich mit Sicherheit nicht sagen; eine knappe Begründung der Variante Φάσιν muß es jedenfalls gewesen sein.

So möchte ich zusammenfassend sagen: Drei selbständige Überlieferungen liegen vor: Kosas (Aristoteles), Nessos (Diogenes-Iamblichos) und der Phasis, den ein Leser, vielleicht aus nur mündlicher Überlieferung, die er kannte, samt einem Zusatz der Art, wie ich ihn in meiner Ergänzung andeutete, in sein Exemplar eintrug, so daß eine Doppelüberlieferung jener Quelle entstand, die Iamblich und Porphyrios für die Geschichte benutzten. Durch Überspringen von δ'ἔφασαν auf -δε Φάσιν fiel eine Zeile aus, was dann die Änderung von τότε in ποτέ zur Folge hatte¹²⁾. Einwände gegen diese ‚Lösung‘ gibt es genug; die Schwierigkeiten sind eben groß und ein Versuch, sie zu lösen, bleibt problematisch.

Wien.

LUDWIG BIELER.

¹⁰⁾ Die leichte Änderung in ποτέ war nötig, sobald durch den Ausfall des ὅτε das τότε seine Beziehung verloren hatte.

¹¹⁾ Auch seine zunächst nur als Diener eingeführten Reisebegleiter auf dem Wege nach Indien sind doch im Verlaufe der Erzählung durchaus als ἑταῖροι im Sinne von Schülern gezeichnet.

¹²⁾ Das ποτέ bei Iamblichos wäre an sich kein Einwand, zumal es an ganz anderer Stelle steht; doch wird ein ποτέ im Urtext wohl gestanden haben: es gehörte zu dem, was der Zusatz verdrängte.

Bemerkungen zu vielgelesenen Stellen der Schullektüre.

I. In der lebensvollen Schilderung der Zerstörung von Alba (Livius I 29) heißt es: . . . *nec pavor, qualis captarum esse urbium solet, cum effractis portis stratisve ariete muris aut arce vi capta clamor hostilis et cursus per urbem armatorum omnia ferro flammaque miscet, sed silentium triste ac tacita maestitia ita defixit omnium animos, ut prae metu obliti, quid relinquerent, quid secum ferrent, . . . nunc in liminibus starent, nunc . . . domus suas . . . pervagarentur*. So weit, so gut. Nun kommen aber die Kommentare mit der Erklärung, z. B. M. Müller (1888): *silentium triste ac tacita maestitia* „finsteres Schweigen und stumme Betrübniß“ und Ausgaben, die nach *miscet* einen Strichpunkt setzen: „Es herrschte nicht Entsetzen, wie es bei Einnahme von Städten gewöhnlich ist, . . . sondern finsteres Schweigen und stumme Betrübniß hielt alle so in Bann, daß usw.“ Ist *silentium triste* und *tacita maestitia* nicht dasselbe? Und da soll noch durch *ac* das zweite Glied hervorgehoben sein? *Silentium ac maestitia* könnte ich mir vorstellen, da aber *triste* den zweiten Begriff vorausnimmt, *tacita* den ersten wiederholt, ist die identische Gleichung fertig. Wir brauchen aber nur richtig zu trennen: „Es herrschte kein Entsetzen . . .“, sondern trauriges Stillschweigen; und diese stumme Trauer hielt alle so in Bann usw.“ Zuerst wird also gesagt, daß merkwürdigerweise Stille herrschte, sodann, daß die Leute vor Schmerz weder ein- noch auswußten. Die Stille ist aber nicht etwa eine Folge von Gleichgültigkeit und der Schmerz äußerte sich nicht in lauten Klagen. Bei dieser Trennung des Gedankens kommt *ac* zu vollem Recht. Natürlich brauchte vor *ac* keine Interpunktion zu stehen, es empfiehlt sich aber doch, einen Strichpunkt zu setzen. Nach *miscet* ist der Strichpunkt m. E. falsch.

II. Ähnliches ist zu einer bekannten Homerstelle zu sagen, Odys. IX 261. Odysseus naht sich hilfesuchend dem Kyklopen:

259 ἡμεῖς τοι Τροίηθεν ἀποπλαγχθέντες Ἀχαιοὶ
παντοίοις ἀνέμοισιν ὑπὲρ μέγα λαίτμα θαλάσσης,
οἴκαδε ἴεμενοι, ἄλλην ὁδόν, ἄλλα κέλευθα
ἕλθομεν.

Dazu Ameis-Hentze¹² (1908): „ἄλλην ὁδόν im Gegensatz zu οἴκαδε, nachdrücklich aufgenommen in ἄλλα κέλευθα: einen anderen Weg, andere Bahnen“. An die Wiederholung ὁδός und

κέλευθα hat man sich bereits gewöhnt, liest sie pathetisch und erblickt schließlich darin eine dichterische Schönheit, im Grunde genommen liegt aber doch nur eine Tautologie vor; denn in der zum Vergleich herangezogenen Stelle Odys. IV 389 (Proteus) ὅς κέν τοι εἴπησιν ὁδὸν καὶ μέτρα κελεύθου liegt die Sache ganz anders: Proteus soll den Weg (ὁδόν) und dessen Länge (μέτρα κελεύθου) angeben. Man braucht nur den Beistrich nach ἴεμενοι wegzulassen und zu übersetzen: „. . . einen andern Weg der Heimat zueilend, kamen wir andere Bahnen“, d. i. wir hatten einen andern Weg vor, haben uns aber verirrt. Diese Ausdrucksweise entspricht ebenso der naiven Diktion Homers wie dem antiken Sprachgebrauch. Man vergleiche damit das bekannte *aliud loqui, aliud sentire* oder Xenoph. Anab. I 6, 9 ὁ μὲν ἀνὴρ τοιαῦτα μὲν πεποίηκε, τοιαῦτα δὲ λέγει. — Es gehört aber auch ὑπὲρ μέγα λάϊσμα θαλάσσης logisch zu ἴεμενοι, nicht zu ἀποπλαγχθέντες; denn Leute, die in Seenot gewesen sind, brauchen nicht erst zu betonen, daß sie „über den gewaltigen Abgrund des Meeres hin“ verschlagen wurden, auf ihm befinden sie sich auch bei vollkommen ruhiger Fahrt und spiegelglatter See. Das Mißgeschick konnte ihnen ja eben nur deshalb passieren, weil sie ihr Weg über des Meeres Abgrund führte. Ein Beistrich ist also nach ἀνέμοισιν, nicht nach θαλάσσης zu setzen. Es wäre demnach, zunächst wörtlich, zu übersetzen: „Von Troja her verschlagen durch mancherlei Winde, kamen wir Achäer, als wir über den gewaltigen Abgrund des Meeres einen anderen Weg heimwärts strebten, andere Bahnen“ oder etwas freier, um die an markanten Stellen des Verses stehenden Worte ἡμεῖς und Ἀχαιοί hervorzuheben und das doppelte ἄλλος unserer Sprachempfindung gemäß einzugliedern: „Wir sind Achäer; von Troja her . . . kamen wir, als wir unsern Weg über . . . zur Heimat nahmen, andere Bahnen.“ Logisch gehört wohl auch Τροίηθεν zu ἴεμενοι, seiner Stellung wegen aber darf es von ἀποπλαγχθέντες in der Übersetzung nicht getrennt werden.

Ich lasse nun einige Stellen folgen, bei denen es sich um die Erfassung einer Wortbedeutung handelt.

III. Livius erzählt (I 10), wie Romulus den König der Caeninenser tötet und dessen Waffenrüstung aufs Capitol bringen läßt, sie dort bei einer heiligen Eiche niederlegt (er errichtet ein *tropaeum*) und dem Iuppiter Feretrius einen Tempel gelobt (*simul cum dono designavit templo Iovis fines*). Dabei läßt ihn

Livius oder dessen Quelle folgendes sagen: *Iuppiter Feretri, . . . haec tibi victor Romulus rex regia arma fero templumque his regionibus, quas modo animo metatus sum, dedico, sedem opimis spoliis* usw.

Nach Weissenborn erklärt M. Müller das *designavit fines*: „Romulus teilt, wie später die Augurn, im Geiste den Himmel in vier Regionen und grenzt nach gewissen Regeln den viereckigen Platz für das *templum* auf der Erde ab“. Man begreift eigentlich nicht recht, warum hier der Himmel hereingezogen wird, und sucht dann für *his regionibus* vergeblich nach einer Erklärung. Golling (Schulkommentar 1904) erklärt es: „in dieser Lage“; M. A. Schmidt (1918) gibt zu *fines designare* die Bedeutung „die Grenzlinien für etwas abstecken“, verweist aber dann zu *his regionibus* auf einen Abschnitt des Anhangs, der über das Fehlen der Präposition *in* bei Ortsbestimmungen handelt. Ist der zuerst angeführte Hinweis auf die Augurendisziplin für unsere Stelle verwirrend, so ist die Annahme einer Ortsbestimmung m. E. falsch. *His regionibus* ist Qualitätsablativ und das Wort nach seiner Grundbedeutung „Richtung“ zu fassen. Also „Ich weihe dir einen Tempel (oder Tempelbezirk) von den Dimensionen, die ich mir eben im Geiste abgesteckt habe“. Dem Gelobenden kommt es darauf an, das Schenkungsobjekt der Länge und Breite nach genau zu fixieren, damit der Gott nicht am Ende mehr erwarte, als der Gelobende zu geben gewillt ist. Bei der Übertragung einer Realität wird ja auch die erste Frage des Rechtsanwaltes lauten, ob das Kauf- oder Schenkungsobjekt bestimmt abgegrenzt ist. Wir haben somit in der Äußerung des Romulus eine iuristisch einwandfreie Urkunde vor uns. Der Stifter nennt sich mit Namen und Titel, er nennt auch die Person, der die Stiftung zufließen soll. Sodann bezeichnet er das Objekt mit Angabe der Dimensionen, die allerdings vorläufig noch imaginär, dem Gott gegenüber, der die Gedanken der Menschen durchschaut, aber vollkommen ausreichend bestimmt sind. Endlich gibt er auch den Zweck der Stiftung an.

IV. Die beiden Vergleiche Verg. Aen. I 590 f. haben bisher hauptsächlich infolge mißverständlicher Auffassung des Wortes *circumdare* eine falsche Erklärung gefunden. V. 589 f. legt Venus ihrem Sohn Aeneas den Schimmer der Jugend in Haar, Gesichtsfarbe und Blick:

*ipsa decoram
caesariem nato genetrix lumenque iuventae
purpureum et laetos oculis adflarat honores.*

Daran reiht der Dichter die beiden der Werkstatt entnommenen Vergleiche:

*quale manus addunt ebori decus aut ubi flavo
argentum Pariusve lapis circumdatur auro.*

Brosin-Heitkamp (1911) bemerkt dazu: „Die Schönheit des Elfenbeins suchte man im Altertum durch Färbung mit Purpur zu erhöhen“. Das *ubi*, vor dem eigentlich ein Gedanke (*quale addunt decus...*) zu supponieren sei, könne man einfach mit „wie“ übersetzen. Zu *circumdatur* ist als Übersetzungshilfe angegeben: „gefaßt wird in...“. Demnach wäre also zu übersetzen: „Wie (geschickte) Hände dem Elfenbein Zier verleihen oder wie Silber oder der parische Stein in fahles Gold gefaßt wird“. Worin die dem Elfenbein verliehene Zier besteht, muß man sich hinzudenken. Der Erklärer gibt noch an: „Zwei verschiedene, aber eng verbundene Gleichnisse. Das erste bezieht sich auf das Weiß und Rot seiner (des Aeneas) Gesichtsfarbe, das zweite auf seine goldenen Locken“. Nun, und wo ist das dritte Gleichnis? Soll die „heitere Anmut des Blickes“ leer ausgehen? Schon das *aut* zeigt, daß wir zwei Gleichnisse für denselben Vorgang, d. i. für die Verjüngung, vor uns haben. Daß Elfenbein auch mit Purpur gefärbt wurde, wird erwähnt bei Homer II. IV 141 ff. in einem Vergleich mit Blut, das über die weiße Haut rinnt:

ὡς δ' ὅτε τις τ' ἐλέφαντα γυνή φοίνικι μίγῃ
Μηρονίς ἢ Κείριρα, παρήμιον ἔμμεναι ἵππων.
κεῖται δ' ἐν θαλάμῳ, πολέας τέ μιν ἠρήσαντο
ἵππηες φορέειν· βασιλῆι δὲ κεῖται ἄγαλμα,
ἀμφότερον κόσμος θ' ἵππῳ ἐλατῆρόι τε κῦδος·
τοιοῖ τοι, Μενέλαε, μίανθην αἵματι μηροί . . .

Man beachte beide Male das Verbum *μαίνειν*, ferner daß eine lydische oder karische Frau das Färben¹⁾ vornimmt. Das Färben von Elfenbein ist dadurch genugsam als barbarisch gekennzeichnet. Man lese dazu Verg. Aen. XII 67, die Stelle, wo das Erröten der Lavinia durch folgendes Gleichnis veranschaulicht wird:

¹⁾ Die Bemerkung bei Ameis-Hentze „Wie das Blut in Streifen herabrinnt, so ist auch das Elfenbein bemalt zu denken“ ist natürlich nicht am Platze.

*Indum sanguineo veluti violaverit ostro
si quis ebur . . .*

Das Verbum *violare* gebraucht Vergil nicht deshalb, weil derjenige, der einen Gegenstand färbt, ihm mit Gewalt eine andere Farbe aufzwingt (so Ladewig-Schaper), sondern weil eben Elfenbein zu färben barbarisch ist und der Dichter seine Vorlage wohl erfaßt hat. Freilich, in Dingen des Geschmacks steht der Römer seinem griechischen Vorbild weit nach: Dort wird Unschönes, die Befleckung der weißen Haut mit rinnendem Blut, mit Unschönem verglichen, Vergil aber scheut sich nicht, das liebliche Erröten des Mädchens mit einer barbarischen Sitte zu vergleichen.

Also mit dem Färben von Elfenbein ist es bei der hier zu behandelnden Stelle nichts. Auf etwas, das erst aus Mäonien und Karien hergeholt werden muß, kann der Leser nicht verfallen, wenn es mit keinem Wort angedeutet ist — *quale manus addunt ebori!*

Haben wir einmal festgestellt, daß zwei Gleichnisse für denselben Vorgang vorliegen, so ergibt sich die Lösung von selbst. Was ist das *decus* des Elfenbeins? Der Glanz, die Politur. Nun der andere Vergleich! Durch *aut* eingeleitet, muß er, wie schon gesagt, den ersten ablösen, also Ähnliches bringen. Das kann jetzt keine Goldfassung mehr sein, sondern nur Vergoldung. Das schlichtere Silber (*argentea proles auro deterior!*) wird nicht in Gold gefaßt und am allerwenigsten der grobkristallinische parische Marmor. Der Dichter kann bei seinen Gleichnissen, wenn sie treffend sein sollen, nur an statuarische Bildwerke denken. Der Sinn ist also: Wie geschickte Hände dem Elfenbein durch Polieren Glanz verleihen oder wie silberne Statuetten oder Statuen aus parischem Marmor vergoldet werden (ob ganz oder teilweise, wäre gleichgültig) und dadurch die Pracht erhöht wird, so wurde über Aeneas der Schimmer der Jugend ausgegossen. *Circumdare* muß ja nicht das bloß seitliche Umgeben bezeichnen, es kann auch ein vollständiges Umhüllen sein, besonders dann, wenn es nur eine Übersetzung des homerischen *περιχέεσθαι* ist. Der zweite Vergleich ist ja wieder direkt Homer entnommen (Odys. VI 232):

ὡς δ' ὅτε τις χρυσὸν περιχέεται ἀργύρῳ ἀνήρ
ἔθρις . . .

ὡς ἄρα τῷ (dem Odysseus die Athene) κατέχευε
χάριν κεφαλῇ τε καὶ ὤμοις.

Daß Homer an Vergoldung denkt — das Verfahren bestand damals nur in einem Belegen mit dünnen Goldplättchen — zeigt Odys. III 437, wo es sich um die Vergoldung der Hörner eines Opfertieres handelt (*χρυσόν . . . βοῶς κέρασιν περίχρυσον*). Vorher (V. 434) wird sogar das zum Aushämmern der Goldplättchen notwendige Werkzeug, Amboß, Hammer und Zange, genannt.

V. Im XII. Gesang der Aeneis wird geschildert, wie der troische Held, ohne die anderen Gegner zu beachten, dem Streitwagen des fliehenden Turnus folgt und Iuturna ihren gefährdeten Bruder dadurch zu retten sucht, daß sie selbst die Lenkung des Wagens übernimmt; 468 ff.:

Iuturna virago

*aurigam Turni media inter lora Metiscum
excutit et longe lapsum temone relinquit;
ipsa subit manibusque undantis flectit habenas
cuncta gerens, vocemque et corpus et arma Metisci.*

Media inter lora in V. 469 übersetzen Kommentare und Lexika „mitten im Fahren“. Iuturna wirft also den Metiscus in voller Fahrt vom Wagen herab. Brosin-Heitkamp führt auch als Parallelstelle an: *μεταξὺ ἡμιοχοῦντα* und übersetzt „während er eifrig die Zügel führt“. Es sei, meint er, dazu zu vergleichen XII 318 *media inter talia verba*. Die Erklärung ebensowohl wie die Heranziehung der Belegstelle ist verfehlt. *Inter lora* ist ganz gewöhnliche Ortsbestimmung, der Vorgang klar und deutlich: Auf einen antiken Streitwagen steigt man von rückwärts. Iuturna läuft also dem Wagen nach, packt den Metiscus von hinten und schleudert ihn nach vorn *media inter lora*, d. i. mitten ins Riemzeug; dabei springt sie selbst auf. Metiscus gleitet jetzt über die Deichsel hinab und kommt zwischen die Räder zu liegen, die über ihn hinwegsetzen, ohne ihn zu beschädigen. Das drücken die Worte aus: *temone lapsum longe relinquit*. Es ist selbstverständlich, daß die langen Zügelriemen mit ihrem Ende an die Wagenbrüstung angeknüpft waren; denn sie mußten vom Wagen aus erreichbar sein, wenn etwa der Lenker im Getümmel fiel. So kann denn auch Iuturna schnell die Zügel fassen, die sie anderen Falles erst zwischen den Pferden oder sonstwo hätte suchen müssen.

Similia zu Vergils Hirtengedichten. VII.
Ekloge IX.

1. *Quo te, Moeri, pedes? an quo via ducit, in urbem? Via ducit* an gleicher Versstelle Carm. epigr. 1310, 5 *qua te v. d. euntem*; Arator I 939 *cuius v. d. euntes*; Ven. Fort. II 16, 23 *gravior v. d. in altum (via ducat* Hor. Epist. I 18, 20). Im sapphischen Metrum Sen. Herc. 835 *ducit ad manes via qua remotos*. — Ferre für *ducere* bei Paul. Nol. XVIII 6 *qua fert via pervia paucis*. Zum Versausgang vgl. Sedul. I 79 *paucos quae ducit in urbem (via)* Ovid. Met. IV 437 *qua ducat ad urbem (iter)*.

2 ff. *O Lycida, vivi pervenimus, advena nostri, . . . ut possessor agelli Diceret: Haec mea sunt; veteres migrate coloni*. 2. *O Lycida* im Verseingang auch Calp. VI 17 (ὦ Λαγίδα Callim. Epigr. XIII 3). — Zum Versschluß vgl. Ovid. Met. VII 39 *ope. . . servabitur advena nostra*; XV 745 *delubris advena nostris*; Paul. Nol. XX 68 *advena nostris (sedibus)*. — 4. Vgl. den Hexameter des dritten Distichons auf Nero bei Sueton 39 *Roma domus fiet: Veios migrate, Quirites*; zum ersten Halbvers Pers. V 113 *haec mea sunt, teneo*; Martial III 1, 4 *illa vel haec mea sunt* (Iuv. XII 37 *fundite quae m. s.*) und zum zweiten Pallad. XIV 35 *quidquid veteres scripsere coloni*.

7 f. *qua se subducere colles Incipiunt mollique iugum demittere clivo*. Vgl. Georg. III 293 *Castaliam molli devertitur orbita clivo*; Curt. VIII 11, 6 *petra non . . . modicis ac mollibus clivis in sublime fastigium crescit*; Quintil. Inst. XII 10, 78 *quantum processeris, mollior clivus*; Hilarius De trinit. I 20 (Migne X 39 A) *arduum hoc intelligentiae iter clivo quasi molliore lenivimus*. Letztere Stelle gemahnt in ihrem sonstigen Kontexte, wie längst bemerkt worden ist, an die hübsche Schilderung des jüngeren Plinius Epist. V 6, 14 (*lenis* für *mollis* z. B. Colum. I 6 p. 42 Bip.).

11. *Audieras et fama fuit*. Vgl. Ovid. Am. I 8, 15 *suspikor et fama est*; Apul. Met. VIII 1 *idque sic erat et fama dicebat*.

14 f. *Quod nisi me quacumque novas incidere lites Ante sinistra cava monuisset ab ilice cornix. Quod nisi* als erster Daktylus auch Georg. I 155; Aetna 128 (*quod nisi* Sudhaus und Vollmer; *quod si* die Hss.; *quod ni* Jacob); Lucr. II 221; VI 568; 591; Hor. Sat. I 3, 85 (hier *quod* Relativum); Ovid. Remed. 245; Met. VII 350; Manil. I 827; II 67. — Plaut. Asin. 260 f. *picus et cornix ab laeva, corvos, parra ab dextera consuadent*.

17. *Heu, cadit in quemquam tantum scelus?* Vgl. Phaedr. Append. 8, 14 *nec cadere in illum credit tantam audaciam*; Sen. Dial. II 6, 2; Quintil. Inst. VII 2, 31.

19f. *quis humum florentibus herbis Spargeret aut viridi fontes induceret umbra?* Vgl. Prud. Cathem. XI 65f. *sparsisse tellurem reor rus omne densis floribus* und zum Schluß von 20 Claud. Mar. Vict. Aleth. III 545 *cum iam nox terris densas induceret umbras* (Wochenschr. 1918, Sp. 521 zu Eclog. V 40).

23. *Tityre, dum redeo (brevis est via), pasce capellas.* Vgl. Ven. Fort. Append. XXIII 28 p. 288 L. *Haec modo, dum redeo, breviter mandata relinquo.*

27 ff. *Vare, tuum nomen, superet modo Mantua nobis, Mantua vae¹⁾ miserae nimium vicina Cremonae, Cantantes sublime ferant ad sidera cycni.* 27 und 29. Lucan. VII 11 *attollique suum laetis ad sidera nomen (vocibus)*; Claud. XXVI (cons. Stil. III) 196 *nomenque ad sidera tollunt*; Ennod. Carm. II 12, 10 p. 123 V. *quod vincens aevum nomen ad astra ferat* (anders Iuvenec. I 495 *magnus erit magnique feret trans sidera nomen*; Sil. X 308 *misitque (mors) viri inter sidera nomen*). — 27. Vgl. zum ersten Hemistich Tibull. II 5, 57 *Roma, tuum nomen*; Ovid. Fast. I 603 *Magne, tuum nomen*; Anthol. Lat. 354, 14 *atque tuum nomen*; Optat. Porf. XI 12, p. 14 (Kluge) *inde tuum nomen*. — Für *superet modo* steht *modo supersit* Georg. III 10 *m. vita s.* — *modo* hinter einem Konjunktiv an gleicher Versstelle Tibull. I 2, 30 *reseret modo Delia postes*; Ovid. Her. II 101 *redeas modo serus amanti*. XVII 147 *fiat modo copia nandi*; Met. IV 702; XIV 13; Trist. IV 4, 47. — 27 f. Die Wiederholung des Namens *Mantua* ebenso Aen. X 200 f. *qui . . . dedit tibi Mantua nomen (Mantua dives avis . . .)*. Vgl. Anthol. Lat. 409, 3 f. (*Corduba*)²⁾. — 28. In Anfangs- und Schlußwort übereinstimmend Sil. VIII 592 *Mantua mittenda certavit pube Cremonae*. — *vae miserae* an gleicher Versstelle Ovid. Her. III 82 (Pentam.); XXI 169 (p. 153 Dilth.). *vae misero* Ovid. Ibis 203; Calp. III 51 (= Nemes. II 44); Eugen. Tolet. XIII 1 p. 242 V. (Catull. LXIV 196 *quas ego vae misera extremis etc.*); Calp. V 76 *a! miserum (corpus)* an gleicher Versstelle; ebenso Ovid. Her. III 61 *o! miseram*. — Stat. Theb. IX 357 *a miserae nimium*

¹⁾ Nach Baehrens zu Catull. LXIV 196 p. 413 ist *vae* durch ein Komma von *miserae* zu trennen.

²⁾ Vgl. G. Stauber, *De Lucio Annaeo Seneca philosopho epigrammatum auctore*, München 1920 (Würzburger Diss.) p. 29 f.

noscenda parenti. — Phocas Vit. Verg. 98 *proscripsit miserae florentia rura Cremonae.* — Avien. Descript. 418 *duris nimium vicina Britannis* (Sil. XIV 196 *nimium ardenti vicina Typhoeo*; Martial XIV 159, 1 *oppressae nimium vicina est fascia plumae*). Dafür aus metrischen Gründen Ovid. Ex Pont. IV 6, 45 *nobis nimium conterminus Hister*; Avien. Descript. 875 *Caucasus Hyrcanae nimium conterminus undae* (est); 1268 *armigeris nimium contermina Medis*³). — 29 Sil. VIII 593 f. *ad sidera cantu evecta Aonio.* — Aen. I 259 *sublimemque ferens ad sidera caeli*; (Quintil.) Declam. mai. VI 22 (p. 131, 4 ff. L.) *te quidem, iuvenis, . . . in ipsa astra sublimem pennata virtus feret* (vgl. A. Becker, Pseudo-Quintil. p. 27). — *sublime ferent* an gleicher Versstelle Consol. Liv. 341; *sublime ferens* Sil. XVII 248 (*sublime feruntur* schon Lucr. IV 131). — *ferent* (*ferens* Vollmer) *ad sidera* an gleicher Versstelle Gratt. Cyneg. 143; Calp. III 42 *solet ille meas ad sidera ferre camenas* (Optat. Porf. XII 14 p. 15 Kl. *tollunt in sidera dextra*).

30 ff. *Sic tua Cyrneas fugiant examina taxos, Sic cytiso pastae distendant ubera vaccae: Incipe, si quid habes.* Vgl. zur Anaphora von *sic* am Versanfang mit nachfolgendem oder vorangehendem Wunsch-, bzw. Aufforderungssatz bei anderer Gelegenheit zu Hor. Carm. I 3, 1 f. *sic tua* als erster Daktylus auch Martial. II 46, 3. Claud. Carm. min. L 5 (3); Anthol. Lat. 83, 1; 448, 1; 719 c, 72. — 32. Vgl. zum Versanfang Aen. IX 741 (Wochenschr. 1917, Sp. 869 f. zu Eclog. III 52 und 58).

33 ff. *me quoque dicunt Vatem pastores; set non ego credulus illis. Nam neque adhuc Vario videor nec dicere Cinna Digna, sed argutos inter strepere anser olores.* 33. *me quoque* seit Ovid als Versingang beliebt; vgl. Vollmer zu Stat. Silv. I 4, 77 S. 290 f. — 34. Vgl. zum Schlusse Alcim. Avit. IV 277 *numquam tu credulus illi.* — 35 f. Vgl. Coripp. Ioh. praef. 15 f. *Aeneam superat melior virtute Iohannes, sed non Vergilio carmina digna cano.* — 36. Vgl. Ven. Fort. praef. p. 2, 13 f. L. *apud quos nihil disparat aut stridor anseris aut canor oloris.*

37 f. *Id quidem ago et tacitus, Lycida, mecum ipse voluto, Si valeam meminisse; neque est ignobile carmen.* Vgl. zu 37 Augustin. Contra Acad. I 6, 18 (p. 17, 10 f. Knoell) *flagitantique insolenter, ut diceret quid secum ipse tacitus voveret* (Haeringen in der zu VI 28 angeführten Schrift p. 111); Rusticus Epist. ad Eucherium

³) *vicinus* und *conterminus* verbunden bei Augustin. Quaest. in Heptateuch. IV (Numeri) 46 (p. 354, 9 f. Zycha).

in Wotkes Eucherius p. 199, 2 *dum haec tacitus mecum revolve* und zum zweiten Teile von 38 Rutil. Namat. I 337 *non est ignobile flumen*. Aetna 75 *nobile carmen* als Versschluß (*ignobile gramen* Georg. IV 63).

40 ff. *Hic ver purpureum, varios hic flumina circum Fundit humus flores, hic candida populus antro Imminet et lentae texunt umbracula vites; Huc ades; insani feriant sine litora fluctus*. 40. Vgl. zum ersten Hemistich Georg. II 149 *hic ver adsiduum*. Oppian. Halieut. I 458 f. ἀλλ' ὀπότ' ἀνθεμβέσσαι ἐπὶ χθονὸς εἶαρος ὦρα: πορφύρεον γελάσωσιν; Orph. fragm. 238, 11 (Abel p. 251 = 248 a, 11 p. 265 Kern) σὸν μὲν ἔαρ λάμπει νέον ἀνθεσι πορφυρέοισι. Die beiden griechischen Stellen begünstigen die Auffassung, daß bei Vergil das Epitheton *purpureum* sich auf die Blumenpracht des Frühlings bezieht. Vgl. auch das 23. Gedicht d. Hs. 351 von St. Omer 2, 5 f. (K. Strecker, Die Gedichte Walters von Chatillon I [Berlin 1925] S. 39) *et ver fontem purpurat flore multipharo*.

41 f. Mit analoger Bildung des Schlusses des einen und des Anfangs des folgenden Verses Aen. I 419 f. *qui (collis) plurimus urbi imminet adversasque* etc.; Ovid. Met. IV 689 f. *immenso belua ponto imminet et* etc. (I 541 f.) — 42. Vgl. Hilaricus Genesis 105 ff. (Cypr. Gall. p. 235) *ecce etiam vitis... pampineas celsis texebat collibus umbras* und Wochenschr. 1917. Sp. 869 zu Eclog. III 38. — 43. Sil. XVII 435 *insanos Tyrio jureretis remige fluctus*; (Quintil.) Declam. mai. IX 12 p. 178 1 f. *insanos pertuli fluctus*; Zeno von Verona Tract. II 77 (Migne XI 527) *inter — maris fluctus insanos* (Ovid. Her. I 6 *insanis... aquis*; Anthol. Lat. 121, 3 *insani-ponti*; Martial. IV 63, 2 *insani-jreti*; Hor. Carm. III 4, 30 *insanientem-Bosporum*). — Claud. V (in Rufin. I) 527 *feriunt dum litora venti*. — Octavia 346 *feriunt fluctus ora loquentis*. — *litora fluctus* als Versschluß auch Georg. II 108; III 200; Aen. I 86; XII 366; Lucan. IX 309; Sil. II 545; Venant. Fort. XI 25, 15. *litora fluctu* Ovid. Her. XVIII 121 (*planguntur*); Avien. Arat. 419 (*pulsentur*); Descript. 180; 296; Claud. XXVIII (VI. cons. Hon.) 498. *litore fluctus* Val. Flacc. VIII 327; Sil. VII 259. — Ovid. Met. I 42 *pro ripis litora pulsant (flumina)*; vgl. Sil. I 588.

44 f. *Quid, quae te pura solum sub nocte canentem Audieram? numeros memini, si verba tenerem. Quid quae* als Versanfang auch Lucr. IV 209; Auson. Mos. 337. *Quid qui* Georg. I 111; Ovid.

Remed. 437 u. ö. *Quid quod* Ovid. Am. I 14, 5; II 8, 9; Her. VIII 27; Met. VI 475 u. ö. (die eigentlich prosaische Wendung hat auch der Lyriker Horaz nicht ganz vermieden; vgl. Carm. II 18, 23). — Arat. 765 *γαληγάτη ὑπὸ νυκτί*. — Aen. VI 268 *sola sub nocte per umbram*; Eclog. X 14 *sola sub rupe iacentem*; Aen. VII 16 *sera sub nocte rudentum (leonum)*. Es findet sich *sub nocte* an dieser Versstelle auch Aen. IV 527; VII 87; Ciris 523; Ovid. Met. VII 2 und sonst. — 45. Vgl. Ovid Met. XII 461 *vulnera non memini, numerum nomenque notavi*. Augustin. De cons. evang. I 7, 12 (p. 12, 16 f. Wehrich) von Sokrates *Aesopi fabulas pauculis versibus persecutus est, verba et numeros suos adhibens rebus alterius*.

49. *Duceret apricis in collibus uva colorem*. Vgl. Georg. II 522 *mittis in apricis coquitur vindemia saxis*; Manil. IV 737 *atque alias aliis fundentem collibus uvas*; Curt. X 3, 14 *omnia eundem ducunt colorem*; Sen. Nat. quaest. I 5, 6 *colorem, non imaginem ducunt (stillae)*; Epist. 71, 31 *lana quosdam colores semel ducit*; 108, 5; Herc. 347 f. *ducat e genere inclito novitas colorem nostra*; Quintil. Inst. X 1, 59 *multa magis quam multorum lectione . . . ducendus color (dafür trahere colorem z. B. Colum. II 21)*.

51 ff. *Omnia fert⁴⁾ aetas, animum quoque; saepe ego longos Cantando puerum memini me condere soles, Nunc oblita mihi tot carmina, vox quoque Moerim iam fugit ipsa*. 51. Vgl. zum ersten Hemistich Dracont. Laud. d. III 539 (daraus Anthol. Lat. 676, 11 *omnia dat, tollit minuitque volatile tempus*; Maximian. Eleg. I 109 *cuncta trahit secum vertitque volubile tempus*; II 23 f. *omnia secum tempus praeteriens . . . trahit*. — *animum quoque* an gleicher Versstelle Lucr. III 423; Iuv. XV 149 und — im größeren Archilochischen Metrum — Boet. Cons. V metr. 5 v. 14 (p. 139 P.); *animus quoque* Ovid. Ex Pont. I 4, 21. — 51 f. Vgl. Pers. V 41 *tecum etenim longos memini me condere soles*; Ovid. Trist. V 13, 27 f. *utque solebamus consumere longa loquendo tempora* (Lucr. III 1090 *quotvis vivendo condere saecula*, von Heinze S. 201 m. E. nicht zutreffend interpretiert); Iuvenc. II 323 *exorantque illic geminos expendere (= impendere) soles*. — *memini me* an gleicher Versstelle auch Georg. IV 125 und (mit

⁴⁾ Nach E. Lübeck, *Hieronimus quos noverit script.* p. 170 zitiert Hieronymus die Stelle zweimal mit der Lesart *omnia fert, aetas* (so Ribbeck auf Grund der Lesart des Palatinus *setas*; vgl. Ovid. Met. XV 233 f.), aber Hilberg (in seiner Ausgabe der Hieronymusbriefe) erwähnt diese Variante nicht.

folgendem Infinitiv) schon Enn. Ann. 15 V². — 53. Vgl. zum ersten Hemistich Paul. Nol. XVIII 261 *nunc oblite mei*; Venant. Fort. Vit. Mart. IV 699 *non oblita mihi*. — 53 f. Bei Ovid Ars II 450 *miseræ voxque colorque fugit*.

56. *Causando nostros in longum ducis amores*. An der schon von Jahn verglichenen Stelle des Lucrez I 398 *quamvis causando multa moreris* ist *multa* zu *moreris* (vgl. I. S. Reid, Harvard Studies XXII [1911], S. 7; Val. Flacc. IV 371 *ignotas iubet ire vias heu multa morantem*) zu ziehen, wofür auch der absolute Gebrauch von *causando* in dem Verse Vergils spricht (anders Ovid. Met. I 682 f.).

57. *Et nunc omne tibi stratum silet aequor; et omnes, Aspice, ventosi ceciderunt murmuris auræ*. Vgl. Anthol. Pal. X 1, 3 f. *σεσίγηκεν δὲ θάλασσα κύματα καὶ τρηχεῖ πνεύματι βρασσομένη* und speziell zu 57 Boet. Consol. phil. II 2 (p. 27, 24 P.) *ius est mari nunc strato aequore blandiri* (Aen. V 821; VIII 89; Hom. Od. γ 158 usw.). Val. Flacc. VII 542 *utque prius totum sileat mare*; Aen. I 164 *aequora tuta silent*; Sen. Phaedr. 954 *cur adhuc undae silent?* Avien. Or. mar. 170 f. *cetero ad stagni vicem petago silente*; (Ps. 106, 29 LXX *ἠσέγησαν τὰ κύματα αὐτῆς*, d. h. τῆς θαλάσσης).

64. *Cantantes licet usque (minus via laedit) eamus*. Vgl. zur Parenthese Hor. Sat. I 5, 6 *minus est gravis Appia tardis*.

66. *quod nunc instat agamus*. Vgl. Augustin. Epist. 104, 11 (II p. 590, 5 Goldb.) *quod semper instat, si placet, agamus*.

67. *Carmina tum melius, cum venerit ipse, canemus*. Vgl. zu Anfang und Schluß des Verses Calp. I 92 *Carmina quae nobis deus obtulit ipse canenda* (*carmina* als Eingangs-, *canuntur* als Schlußwort Ovid. I bis 85). — Claud. XXVI (Bell. Goth.) 461 *tollitur (clamor): ipse venit*.

München.

CARL WEYMAN.

Zur Erklärung von Tacitus' Germania.

Ich habe im Sommer 1926 eine deutsche Übersetzung der *Germania* des Tacitus ausgearbeitet, die für unsere Schulen ohne Lateinunterricht gedacht war, da ich die Überzeugung hatte und noch habe, daß unsere heranwachsende Jugend die Schule ohne Kenntnis dieses in seiner Art einzig dastehenden Dokumentes für die Frühzeit des deutschen Volkes nicht verlassene

dürfe. Mein Gedanke fand keinen Widerhall und so blieb die Übersetzung bisher ungedruckt. Die eben erschienene prächtige Ausgabe des Taciteischen Werkes von Wilhelm Reeb mit Beiträgen von A. Dopsch, H. Reis und R. Schumacher veranlaßte mich, meine Übersetzung an der Hand dieser neuesten Publikation über die *Germania* zu revidieren, wobei ich die Freude hatte, mich zu überzeugen, daß meine Auffassung und Erklärung im einzelnen durchaus Bestand hat. Nur an ganz wenigen Stellen bin ich durch die beigegebenen Exkurse veranlaßt worden, auf Grund der jüngsten, mir damals noch nicht bekannten Forschungsergebnisse an meiner Interpretation zu ändern. Auch meine ablehnende Haltung gegenüber der Einschätzung des Taciteischen Werkes in E. Nordens bekanntem Buche „Germanische Urgeschichte in Tacitus *Germania*“ hat sich inzwischen als berechtigt erwiesen. An einer Reihe von Stellen aber ist nach meiner Ansicht auch die neue, im ganzen vortreffliche Ausgabe noch nicht zur richtigen Erklärung vorgegangen; von diesen erlaube ich mir, hier einige zu besprechen und meine Auffassung der Beurteilung der Fachgenossen zu unterbreiten.

C. 6, 1 *hastas vel ipsorum vocabulo frameas gerunt angusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum habili, ut eodem telo, prout ratio poscit, vel comminus vel eminus pugnent.* Hier wird *habili*, wie bisher, soviel ich weiß, überall wieder mit „handlich“ übersetzt. Nun kann man zwar von handlichen Speißen reden, hier aber gehört *habili* zu *telo*. Darunter ist die Spitze von Eisen zu verstehen, in deren röhrenartigen Ansatz (vgl. Fig. 16 mit Abbildungen von Funden) der Schaft hineingesteckt ist. Von dieser Eisenspitze gibt Tac. eine genauere Beschreibung durch vier Adjektiva (*ferro*) *angusto, brevi, sed ita acri et ad usum habili*. Hier von sind die beiden ersten ohneweiters verständlich: die Spitze ist schmal und kurz; daran schließt er *sed ita acri*: aber so scharf *et ad usum habili*, daß sie den Speer zum Nah- und Fernkampf gleich gut verwenden können. Daß eine solche Waffe eine scharfe Spitze haben muß, ist ebenfalls ohneweiters einleuchtend. Sie muß aber auch am Speer festsitzen, der Schaft muß in die Spitze fest eingelassen sein; denn sonst lockert sie sich leicht und fliegt dann namentlich beim Wurf vom Schaft weg. Und das sagt Tacitus mit *et (ita) ad usum habili*, das hier also „haltbar“, „feststeckend“ bedeutet. Ich übersetze demnach:

„sie führen Speere mit schmaler und kurzer Eisenspitze, die aber so scharf und so haltbar beim Gebrauche ist, d. h. so fest sitzt, daß usw.“

C. 20, 2 *Dominum ac servum nullis educationis deliciis dignoscas: inter eadem pecora, in eadem humo degunt, donec aetas separet ingenuos, virtus agnoscat.* Bei *inter eadem pecora* denkt Dopsch an das Viehhüten (S. 158); das gleich folgende *in eadem humo* scheint es aber näher zu legen, daß Tac. nur Kleinrinder im Auge hat und die Situation ins Haus zu verlegen ist, wo das Kleinvieh wie heute noch bei den Bergbauern im oberösterreichischen Mühlviertel vielfach auch im Wohnraum geduldet wird. Denn dem Bauer ist das Vieh nicht nur sein Stolz, sondern geradezu seine Liebe (c. 5); jedem Stück gibt er einen Namen, bei dem er es ruft, auf den es auch hört, und er führt mit den Tieren, besonders den Ochsen beim Ackern und den Pferden förmliche Gespräche wie die homerischen Helden. Das Vieh ist dem Bauer so ans Herz gewachsen, daß der Verlust eines Stückes manchmal mehr betrauert, ja beweint wird, als der eines kleinen Kindes.

Ferner wird in der Anmerkung (*ingenuos*) *virtus agnoscat* mit „ihre Mannhaftigkeit sie als Freigeborene zur Anerkennung bringt“ übersetzt und an die Wehrhaftmachung (c. 13, 1) gedacht. Ich fasse die Worte allgemeiner: „ihre Stärke sie als Freigeborene erkennen läßt, bestätigt“. Denn Kraft und Stärke machen in erster Linie den freien Mann aus.

C. 21, 2 *proximam domum non invitati adeunt; nec interest: pari humanitate accipiuntur; notum ignotumque quantum ad ius hospitii nemo discernit.* Die Rede ist von der Gastfreundschaft. Kommt ein Fremder, so tischt man das Beste auf: geht der Vorrat aus, so begleitet der Wirt den Gast zur nächsten Siedlung, die sie uneingeladen betreten. Nun fährt der Schriftsteller fort: *nec interest*, was in der Anmerkung zur Stelle so übersetzt ist: „da macht man keinen Unterschied zwischen dem Volksgenossen und dem Fremden“; dieser Gedanke folgt aber doch später mit den Worten; *notum . . . discernit*. Es muß *nec interest* also etwas anderes besagen; voraus geht *non invitati (domum) adeunt*; darauf kann nur folgen: „Aber das macht nichts; wenn auch uneingeladen, werden sie mit der gleichen Freundlichkeit aufgenommen, wie wenn sie eingeladen wären.“ Nur so ergibt sich ein tadelloser Zusammenhang.

C. 26, 3 *nec enim cum ubertate et amplitudine soli labore contendunt, ut pomaria conserant et prata separent et hortos rigent: sola terrae seges imperatur.* Der letzte Satz wird in der Anmerkung so übersetzt: „nur der Ertrag des Saatfeldes wird (als Leistung) . . . auferlegt.“ *Seges* kann hier nur die „Saat“ heißen und der Gedanke ist: „Nur die Saat soll die Erde tragen“. Sie, die Bauern, wenden keine künstlichen Mittel zur Erhöhung des Ertrages an, wie Anlegung von Obstgärten, von abgesonderten Wiesengründen, Bewässerung u. ä., sondern sie sind zufrieden, wenn nur die Erde die Saat bringt.

C. 30, 1 *et Chattos suos saltus Hercynius prosequitur simul atque deponit.* Hier macht das *deponit* Schwierigkeiten. Manche verstehen es so: „Das herzynische Waldgebirge begleitet seine Chatten und setzt sie dann ab, d. h. begleitet sie bis zur Niederung“; so Stowasser im Lexikon „und läßt sie in die Ebene herabgelangen.“ Nun ist unter *Hercynius saltus* hier der nördliche Teil der mitteldeutschen Gebirgszüge (*Hercynia silva*) zu verstehen (Spessart, Rhön, Vogelsberg, Wesergebirge) — und von einer Niederung ist nirgends die Rede. Darum wendet sich die neue Ausgabe gegen diese Auffassung von *deponit*, wie ich glaube, mit Recht und will *deponere* mit „in Verwahrung geben (den weiterlaufenden Hügeln, die sich an den *Hercynius saltus* anschließen)“ übersetzen. Doch gehören auch diese zum Herzynischen Waldgebirge, also kann auch das nicht der Sinn von *deponit* sein. *Deponere* heißt in übertragener Bedeutung „verwahren“, „sichern“; z. B. Tac. Hist. I 13 *Poppaeam apud conscium libidinum (Othonem) deposuerat (Nero)*. Caes. B. c. III 78, 1 *ad saucios deponendos*; Caesar sagt auch *impedimenta citra Rhenum deponere; liberos, uxores in silvis deponere*. Und mit dieser Bedeutung erst kommt die Stelle ins richtige Licht: „Das Herzynische Waldgebirge geleitet seine Chatten (wie seine lieben Kinder) zugleich und bringt sie in Sicherheit, birgt sie;“ denn hier ist auch *simul et* nicht bloß, wie in der Anmerkung steht: „stärker als *et . . et*“, sondern Tacitus will betonen, daß „das Geleite, das das herzynische Waldgebirge seinen Chatten gibt, nicht das einzige ist, was es seinen Lieblingen tut, sondern damit zugleich einen weiteren Beweis seiner Liebe gibt: es birgt sie.“

C. 5, 1 *Terra etsi aliquanto specie differt, in universum tamen aut silvis horrida aut paludibus foeda . . .* Hier kann *specie* nicht

„in seinem Aussehen“ bedeuten, sondern im Gegensatz zu *in universum* nur „im Einzelnen“. Die Sallust-Stelle (Iug. 79, 3) *ager in medio harenosus, una specie* ist keine Stütze für die erstere Auffassung; denn dort bedeutet *una specie* „einförmig“. Bis hieher einstweilen!

Mürzzuschlag.

AUGUST SCHEINDLER †.

Den Wunsch des unermüdlichen, vortrefflichen Schulmannes, diese Ausführungen, falls sie den Beifall der Fachgenossen finden sollten, fortzusetzen, hat sein plötzlicher Tod unerfüllbar gemacht. Unserem geschätzten langjährigen Mitarbeiter werden wir ein ehrendes Andenken bewahren.

Die Schriftleitung.

Zu Petrons *Cena Trimalchionis*.

Das von Stephen Gaselee während des Weltkrieges veröffentlichte Apographon des Codex *H* (*Traguriensis*, einst in Trau, jetzt *Paris. Lat. 7989*¹⁾ bietet in der Einleitung Beiträge zur Geschichte und zur Kenntnis der paläographischen Besonderheiten dieser für den Text der *Cena* fast allein in Betracht kommenden Handschrift; der Hauptteil mit der phototypischen Wiedergabe der das Gastmahl enthaltenden Seiten 206—229 (cap. 26, 7 bis 78, 8) und deren Transkription²⁾ gibt erwünschte Aufschlüsse über die Lesarten des Codex und erweist sich dadurch trotz Büchellers sorgfältiger, aber selten gewordener *editio maior* (Bücheler¹⁾) für die Gestaltung strittiger Textstellen als sehr förderlich. Ich möchte auf Grund der Benützung des Apographons, das Heraeus für die sechste Auflage der *editio minor* Büchellers (1922) noch nicht einsehen konnte, im folgenden einige Stellen behandeln.

¹⁾ *Petronii codex Traguriensis. A collotype reproduction of that portion of Cod. Paris. 7989 commonly called The Codex Traguriensis which contains the Cena Trimalchionis of Petronius . . . With introduction and transcript by Stephen Gaselee. Cambridge, Univ. Press 1915.*

²⁾ Es haben sich trotz der vielen Abkürzungen des *H* verhältnismäßig nur wenige Versehen in die Transkription eingeschlichen; ich will gleich hier erwähnen, daß Gaselee 45, 10 *sibi quisquam peccat* überträgt, während im Texte des *H* richtig *sibi quisque peccat* steht; ferner 47, 9 *tertium non iam senem* statt *t. vero iam senem*; 47, 10 *quae inquit ex eis* für *quem inquit ex eis*; 48, 7 ist *offusissimis* verlesen statt *effusissimis* (*e* ebenso wie im vorhergehenden *est*) u. a. m.

Zuerst eine scheinbare Kleinigkeit. Cap. 26, 10 heißt es im Cod. H von Giton, dem Lieblingssklaven des Encolpius: *libentissime servile officium tuentem usque hoc iubemus in balneo sequi*, wobei der zwischen *tuentem* und *usque hoc* befindliche feine Vertikalstrich vom Korrektor für ein Komma gesetzt ist. Wegen des Sinnes kann aber das Partizipium von der folgenden Adverbialbestimmung m. E. nicht getrennt werden. Da die Wortstellung bei Petron, wie wir noch sehen werden, recht frei ist und hier auf dieser Bestimmung ein gewisser Ton liegt, wird man L. Friedländer, der vorschlug, *usque hoc*, das schon Bücheler¹ der Bedeutung nach richtig einem *huc usque* gleichsetzte, vor *libentissime* umzustellen, noch weniger zustimmen können. Daß mit dieser Zeitbestimmung die bisherige Dienstwilligkeit Gitons ausdrücklich hervorgehoben werden soll, geht aus der Bemerkung 91, 1 hervor: *Video Gitona cum linteis et strigilibus parieti applicitum tristem confusumque; scires non libenter servire*. Man wird daher auch nicht mit Heraeus, der in Büchelers *editio minor*⁶ zur Stelle anmerkt: *hoc mutilatum videtur (verba usque hoc ut notam scribae³) pensa indicantem delenda censet Her.*) an eine Verstümmelung des als ältere und volkstümliche Adverbialform bekannten *hoc* (f. *huc*) noch an eine aus der Vorlage übernommene Randbemerkung des vergleichenden Korrektors denken wollen, wie zum Beispiel *Ioviales*, der Verbesserer (*m.*³) des alten Terentztextes im Bembinus, nach R. Kauers Feststellung die größeren Abschnitte seiner Kollation mit der Paragraphos und gelegentlich mit *huc usque* bezeichnet hat. Ein anderes Beispiel für das Eindringen einer solchen angeblichen Korrekturglosse in den Text des H kenne ich nicht⁴).

Ferner begünstigt die Handschrift die seit Bücheler¹ angesetzte Lücke zwischen 27. 1 *Nos interim vestiti errare coepimus*

³) Gemeint ist wohl *librarii*. Paul Thomas, Mnem. IL 31 vertritt dieselbe Ansicht, die schon Bücheler-Heraeus⁵ ausgesprochen hatte.

⁴) Bücheler-Heraeus⁶ bemerkt in den *Supplementa* S. 283, daß seiner Ansicht nach in (Quintilians) Declam. IX 7 das vom Bamberg. allein gebotene *usque hoc* ein weiteres Beispiel hiefür sei; aber an der Stelle *Ubi primum lux rediit laxatumque est usque huc ita voci, Quid tu, inquam...* bietet der genannte älteste und beste Codex diese Lesart, die u. a. Lehnert in den Text gesetzt hat; sie scheint mir dem Sinne nach zu passen und, weil mitten im Satze stehend, kaum aus einem Vermerk, den der Vergleichende doch sonst nur ans Ende eines größeren Abschnittes oder wenigstens eines Satzes setzt, entstanden zu sein.

und *immo iocari magis* äußerlich in keiner Weise. Daß auch inhaltlich kein irgend ausreichender Grund zur Annahme eines Ausfalls vorhanden ist, den wieder W. Waters in seiner erklärenden Ausgabe (New York 1924) S. 58 befürworten will, habe ich in den Wiener Studien XXXII (1910), 320 ff. darzulegen gesucht.

27, 4 läßt sich aus unseren neueren Ausgaben, so der von Bücheler-Heraeus⁶, die *Cum has ergo miraremur lautitias, accurrat Menelaus et 'Hic est', inquit, 'apud quem cubitum ponetis, et quid(em) iam principium cenae videtis'* bieten, nicht ersehen, daß *H* das lebhaftere *miramur* und *cubitum ponetis* bezeugt. Doch war dies in Büchelers¹ Apparat richtig vermerkt. Was diese Lesungen anlangt, so scheint mir zunächst der Indikativ Präsens *miramur* (als wir also diese Feinheiten bewundern, bewundernd betrachten⁴) im temporalen *Cum*-Satz unanstößig (vgl. auch z. B. 4, 2; 89, v. 33 u. a.), daher die Konjekturen *miraremur* überflüssig. Bei der in unserem Codex nicht seltenen Verwechslung von *i* und *e* in unbetonten Silben wird man aber vielleicht zweifeln wollen, *ponetis* statt des naheliegenden Futurs *ponetis*, das Bücheler und die anderen Herausgeber nach Scheffer in den Text gesetzt haben, zu verteidigen. Doch ist bekanntlich in der volkstümlichen Ausdrucksweise das Präsens im futurischen Sinne (hier: ‚bei dem Ihr speist, zu dem Ihr speisen geht‘) nicht selten und die Verbindung mit dem unmittelbar folgenden erklärenden Sätzchen *et quid(em) iam principium cenae videtis* erleichtert diese Verwendung des Präsens. Mit Recht schließt sich Heraeus⁶ in den *Supplementa* der überlieferten Lesart *ponetis* an, die auch Immisch verteidigt, unter Hinweis auf 33, 1, wo das überlieferte *permittitis* ebenso zu halten ist wie 47, 3 *iam veterem pudorem sibi imponit* (mit *H* statt *imponet*). Dazu füge ich u. a.: 30, 3 *pridie Kalendas Ianuarias C. noster foras cenat*; 43, 6 *nunquam.. recte faciet, qui cito credit*⁵).

28, 5 ist *ad caput eius cum minimis symphoniacus tibiis accessit* in *H* und den vollständigeren Exzerpthandschriften (*L*) überliefert. Diese auch in den kritischen Apparaten verzeichnete Wortstellung haben seit Wehle alle Herausgeber zugunsten der gewöhnlichen Wortfolge *ad caput eius symphoniacus cum*

⁵) Vgl. auch H. Sjögren, Zum Gebrauch des Futurums im Altlateinischen 1906, S. 5 ff.; Schmalz-Hofmann, Syntax³ § 147.

* 89, v. 33 is *cum inversum* !

minimis tibiis accessit aufgegeben. Dabei hat man aber übersehen, daß die Folge *eius symphonicus cum minimis tibiis* minder euphonisch je zwei gleiche Wortausgänge nacheinander darbietet, was eben durch die Traiectio von *symphonicus* vermieden wird. Daß Petron nicht nur in der Phraseologie gleich den meisten Schriftstellern der silbernen Latinität dichterische Färbung seiner Sprache zeigt, kann eine genauere Beachtung seiner Ausdrucksweise und seiner Wortstellung, die bisher m. W. noch nicht genügend behandelt ist, dartun. Vgl. 28, 6 *in cuius poste libellus erat cum hac inscriptione fixus*; um von Fällen wie daselbst 8 *cerasino succinctus cingulo* oder 29, 9 *quas in medio picturas haberent* abzusehen, wäre nennenswert 49, 7 ‚plane‘, *inquam, hic debet servus esse nequissimus*; 54, 4 *bracchium domini contusum alba potius quam conchylata involverat lana*. Außer anderem gehört hierher auch 34, 8 *potantibus ergo et curatissime nobis lautitias mirantibus larvam argenteam attulit servus*, wo die Herausgeber nach Bücheler diese Wortfolge⁶⁾ des *H* in *potantibus ergo nobis* ändern und mit *L* *accuratissime* vorziehen. Aber es ist kein rechter Grund ersichtlich, weshalb die schwierigere und ungewöhnliche Wortstellung⁷⁾ in den besten Codex geraten wäre, wenn die üblichere und leichtere der jüngeren Handschriften ursprünglich gewesen wäre. Dazu trennt in *potantibus ergo et curatissime nobis lautitias mirantibus larvam argenteam attulit servus* das zweisilbige *nobis* die drei mehrsilbigen Wörter und steht nach dem Gesetz der wachsenden Glieder ἀπὸ κοινῶς im zweiten Kolon. *Accuratissime* des *L* dem weniger abgebrauchten und älteren Simplex *curatissime(-tus)*, das außer Cato auch Plinius Epist. I 1, 1; IX 13, 10 und Tac. Ann. I 13 verwenden, vorzuziehen, scheint mir gleichfalls unbegründet. Zweifelnd hat schon E. Thomas, Studien zur latein. und griech. Sprachgeschichte (Weidmann 1912), S. 20, Anm. 1 sich für die Lesung von *H* ausgesprochen. Vgl. auch unten zu 31, 11.

29, 3 ist *erat autem venalicium titulis pictum et ipse Trimalchio capillatus caduceum tenebat* die in *H* überlieferte Lesart. Für

⁶⁾ Ausdrücklich möchte ich feststellen, daß *nobis* in *H* nicht fehlt, sondern nach *curatissime* überliefert ist.

⁷⁾ Ähnliches bei Nepos, Livius, Velleius, Apuleius u. a. Daß die dichterische Wortstellung noch weit freier ist, kann aus Stellen wie Ter. Phorm. 505, 621, Ovid. Met. II 468 ff., 475 ff., 488 ff., 524 ersehen werden. Vgl. auch Ed. Norden, Verg. Aen. Buch VI, Anh. III und W. Kroll, Studien zum Verständnis der röm. Lit., Stuttgart 1924, S. 261 f.

aut der Handschrift (= *autem*) gab Bücheler¹ versehentlich im Apparat *aut* an, das übrigens *L* bietet, las aber im folgenden richtig *et* (7). Friedländer nahm jedoch irrig *aut* an Stelle von *et* als bezeugt an und entschied sich mit C. F. W. Müller, der hiefür viele Parallelen beibrachte, für die Änderung *ubi*, die an und für sich möglich wäre, aber bei diesem Stand der Überlieferung unnötig ist. Das nach *venaliciium* durch Haplographie ausgefallene *cum* hat schon Burmann richtig ergänzt.

Im nächsten Paragraphen lautet der Text in *H* deutlich so: *Hinc quemadmodum ratiocinari didicisset deinque dispensator factus esset, omnia diligenter curiosus pictor cum inscriptione reddiderat.* Auch Bücheler las richtig *deinque* *H* und gab weiter *deinde t, dein* *Lp* und ‚*alii codices*‘ *Heinsii* an. Betreffs der Lesung in *H* schwankt Friedländer, indem er unter Berufung auf Bücheler¹ im Apparat *deinque* oder *denique*⁸⁾ verzeichnet. Er setzt mit Bücheler und Heraeus *denique* in den Text und urteilt (S. 216 des Komm.): „Wenn *denique* richtig ist, hat der Epitomator hier wohl gekürzt.“ Nun ist aber, wie gesagt, in *H* sicher *dein(ue)* bezeugt und auch die übrige Überlieferung weist nach dieser Richtung. Zudem begünstigt der Sinn m. E. die Vulgata *denique* keineswegs. Denn mit der Stellung als Kassier ist Trimalchios Laufbahn durchaus nicht abgeschlossen gewesen, da er erst darauf freigelassen, Erbe seines Herrn, sodann Kaufmann und nach bösen Zwischenfällen ein steinreicher Mann, Guts- und Hausbesitzer, Geldgeber, *sevir Augustalis* und Decurio wird. Petron verwendet außer häufigem *deinde* die kürzere Form *dein* auch 79, 11, *denique* sonst nur 72, 1. Mit *deinque* fällt aber Friedländers Annahme einer Lücke infolge der Tätigkeit des vermeintlichen Epitomators der *Cena* hinweg. Was würde auch der Bericht über die früheren Sklavenstellungen Trimalchios und ihre Abbildungen dem Romanleser an Interessantem haben bringen können? Die Selbstbiographie Trimalchios (75, 10 ff.) ist jedenfalls viel wirkungsvoller und interessanter. Daß die Ansetzung von Lücken in unserem Petrontext zwar für die Exzerpthandschriften, nicht aber auch ohneweiters für den, wie das Apographon zeigen kann, fortlaufenden Text der *Cena* angenommen werden darf, habe ich in dem schon zitierten

⁸⁾ Dieses hatte nach Bücheler¹ Praef. p. XXXIV (nicht XXXIV) O. Keller, der nach Bücheler¹ *H* verglich, für möglich gehalten.

Aufsätze der „Wiener Studien“ auseinandergesetzt⁹⁾. Auffällig kann nur sein, daß der *Thesaurus linguae Latinae* in den Artikeln *deinde* und *denique* keine Belegstelle für *deinque* angibt und solche auch in den Spezialwörterbüchern sowie in *Hands Tours.* fehlen. Da neben dem viel häufigeren asyndetischen *dein* (gewöhnlich vor Konsonanten) oder *deinde* (oft vor Vokalen) auch die Verbindungen *et deinde* (Ter. Haut. 19; Eutrop VII 19; Amm. XV 3, 3 u. a.) und *ac deinde* (Sall. Hist. I 1; Vell. II 23, 3; 49, 4; 54, 1; Tac. Ann. XII 23 und sonst) sich finden, ja auch das minder wohlklingende *deincepsque* bei Liv. VI 29, 6 und XXVII 39, 6 (*ac deinceps* Sall. Jug. 19, 3 u. Tac. Ann. I 81, 1) bezeugt ist, läßt sich nicht einsehen, warum gerade *deinque* gar nicht gebraucht worden sein soll, und es liegt bei der in Minuskelhandschriften leichten Verwechselbarkeit von *deinque* und *denique* die Vermutung nahe, daß manche handschriftliche Stelle oder Variante für jene Form in unseren Ausgaben übersehen oder für diese gebucht worden ist. Ein sicheres Beispiel kann ich wenigstens aus Fronto *Princ. Hist.* zu S. 202/3 (Naber) beibringen, wo ich auf S. 266 des *Ambrosianus* lese *Reliquum erit, si venis, visitare (m! : bisitare von m², wie es scheint, in *festinare* verbessert), deinque (ue) desinere.*

31, 8 *Nam iam omnes discubuerant praeter unum Trimalchionem,* so *H*, während Bücheler, Heraeus u. a. mit den Exzerpthandschriften *Lpt ipsu(m)* vorziehen. Mir scheint der Gegensatz *omnes* für die Ursprünglichkeit von *unum* zu sprechen, also für die Betonung des Zahlenmäßigen. Die Verbindung von *omnes* und *unum* findet sich auch sonst bei Petron, so 50, 5 u. 6; 122, v. 170 und gegensätzlich heißt es 14, 3 *praeter unum dipondium . . . nihil ad manum erat.* Das bald (32, 1) folgende *ipse Trimalchio ad symphoniám allatus est* hebt die Persönlichkeit des Gastgebers und Hausherrn hier passend hervor.

31, 11 *Fuerunt et tomacata supra craticulam ferventia argentea posita et infra craticulam Syriaca pruna cum granis Punici mali.* Bücheler und mit ihm die folgenden Herausgeber außer Waters haben das in *H* und sonst überlieferte *supra* in *super* geändert, obwohl Petron *supra* mehrmals als Präposition mit dem

⁹⁾ Die Lücken, die seit Bücheler¹ in c. 31, 7 und 52, 7 angenommen werden, hält E. Thomas a. O. S. 72 und 87 für unnötig; auch Heraeus⁶ schließt sich ihm in den *Suppl.* 283f. mit Recht an.

Akkusativ verwendet, so 36, 7 *qui supra me accumbat*, 57, 1; 52, 9; 55, 3; 100, 6 u. noch an einigen anderen Stellen, an denen aber die Überlieferung oder die Textgestaltung mit *super* abwechselt. An unserer Stelle scheint mir der Gegensatz zu *infra craticulam* klar für die Überlieferung *supra* zu sprechen. Die Veränderung der verwickelteren Wortstellung *tomacula supra craticulam ferventia argenteam posita* in die gewöhnlichere, glatte *tomacula supra craticulam argenteam ferventia posita* stammt von Bücheler, berücksichtigt aber m. E. nicht die von Petron offenbar vermiedene kakophonische Aufeinanderfolge von Wörterpaaren mit gleichem Ausgange. Es ist zugleich ein neues Beispiel für die von uns schon zu 28, 5 besprochene Freiheit der Wortstellung bei Petron.

50, 4 *Quid est autem Corinthum, nisi quis Corinthum habeat?* so H, Bücheler¹, während Heraeus⁶ und die meisten anderen Herausgeber *habet* schreiben, dieser ohne eine Bemerkung im Apparate und in den *Supplementa*. Der Konjunktiv scheint mir auch, abgesehen von der ähnlichen Verbindung in § 2, deshalb nicht zu beanstünden, weil er die Unsicherheit der Erfüllung des Bedingungssatzes ausdrückt. Zudem enthält er eine Großtuerei seitens Trimalchios, als wenn *Corinthus* bloß ihm korinthische Bronzesachen lieferte oder er ihn als Sklaven besäße. Der Vorschlag Hirschfelds *nisi quod Corinthus habet* ist kühn, ohne einen stärker abweichenden Gedanken zu ergeben.

52, 11 ist in H überliefert *nam modo Fortunatam suam revertebatur, modo ad naturam*. Das bei Heraeus⁶ im Apparat stehende *et* nach *naturam* fehlt im Codex. Bücheler¹ schrieb im wesentlichen nach Heinsius *nam modo Fort. suam (verebatur), modo revertatur ad naturam*. Die von ihm zweifelnd vorgezogene Änderung *nam modo F. (verebatur), modo ad naturam suam revertatur* haben die weiteren Herausgeber, so Heraeus⁶ aufgenommen, der aber im ersten Gliede ein Wort wie *indignantem* vermißt. Das m. E. richtige *reverebatur* für *revertebatur* haben Scheffer, Reiske und Vliet vorgeschlagen; Reiske wollte allerdings noch *propendebat* oder *deftuebat* am Schlusse zusetzen. Die Kürze der Ausdrucksweise schrieb Bücheler wieder dem angeblichen Exzerptor zu, der auch im nächsten Satze (53, 1) *et* vor *plane interpellavit* interpoliert habe. Mir scheint aber *et* hier ganz passend zu sein: die Bemerkung, die Fortunata ihrem sauberen Herrn Gemahl, der ihre Art und ihren Einfluß (37, 4 *Trimalchionis toganta*

est; 76, 7 *Fortunata rem piam fecit*; vgl. 67, 2) wohl kannte, ins Ohr flüsterte, tat ihre Wirkung und vollends das Intermezzo der Verlesung des Tagesberichtes durch den *actuarius*. Die Knappheit und Prägnanz der Ausdrucksweise scheint mir sehr wirkungsvoll; nur würde ich die ohrenfällige Paronomasie und paläographisch leichtere Lesung *nam modo Fortunatam suam (reverebatur), revertebatur modo ad naturam* vorziehen, wozu *suam* zu ergänzen kaum nötig erscheint. Auch sonst steht *natura* bei Petronius ohne Possessivum. Die Inversion von *modo* und der Chiasmus der Glieder ist hier durch die Zusammenstellung der gleichen oder fast gleichen Wortformen veranlaßt; vgl. Ovid *Met.* V 483 *Et modo sol nimius, nimius modo corripit imber*; ähnlich VIII 881 f. *modo flector in anguem, Armenti modo dux vires in cornua sumo*; bei Sallust findet sich *modo — modo* achtmal in chiasmischer Stellung wie *B. Cat.* 15, 5 *citius modo, modo tardus ingressus*.

Andere Stellen will ich auf Grund der Publikation Gaselees weiterhin besprechen.

Wien.

EDMUND HAULER.

INDEX¹⁾.

(S. = Seite, A. = Anmerkung).

- Acta Andreae et Matthiae*, ihr Ursprung in Ägypten S. 108.
- Aetna* 638 ff. Textkritisches S. 187.
- ἀλογία* im Plur. bei Herodot S. 198.
- anima in naso stat*, Bedeutung S. 160 f.
- Anthologia Lat.* 494a, 7 (880, 7) und 494b, 31 (881, 31) Textkritisches S. 75 f.
- Anthologia Pal.* IX 92 S. 29.
- ἄπαξ, ἄλλο ἄπαξ* ein andermal, & δύο zweimal S. 108.
- Aphroditehymnus* V. 218 ff. S. 25 ff.
- Apokleten der Aetoler und die Apoklesia der Lokrer S. 141 ff.; Gesetz über die Neuaufteilung des Landes S. 142; *πρείρα* = *γερουσία* S. 143; Erläuterung von *πόλις* S. 144; *ἀποκλήσια* = Regierungsbehörde S. 145 f.; Schlüsse auf die Ätoler S. 146 f.
- argentarius* = *coactor* S. 53 f.
- ἄσπατος* Bedeutung S. 29 f.
- Auctor ad Herenn.* II 25, 39; III 5, 8; IV 18, 25 und 44, 57 Textkritisches S. 77 f.
- Augustus* als *custos, conservator* u. ä. S. 43 f.; *Caesar Augustus* und *Ζεὺς Σωτήρ* S. 56 ff.
- Aurelius Victor Caesar.* 39, 12 Textkritisches S. 76.
- Avienus Orbis Terrae* 1259 u. 1285, *Ora mar.* 101 Textkritisches S. 76.
- axis*, Erdachse S. 117 f.
- Babrius Fabel* Nr. 201 (Cr.) S. 199 f. böse Hand S. 169.
- Caesar Augustus* und *Ζεὺς Σωτήρ* S. 56 ff.
- Chiron* 545 und 550, *de* mit acc. S. 74.
- Cicero* *Epist. Fam.* VI 14, 2; IX 20, 2; XVI 8, 2 Textkritisches S. 77; *De nat. deor.* I 1, 24; II 145 S. 77 f.; *Phil.* V 51; XI 9; XII 23; XIV 13; *Tusc.* I 29 S. 78 f.
- CIL* VI² 12116 und IX 6203 S. 111 f.
- Claudianus De IV. cons. Hon.* 133 Textkritisches S. 79.
- coactores* S. 54 f.
- Cod. Iust.* II 18, 21 Textkritisches S. 73.
- conservare* = *σώζειν* S. 41; *conservator* = *σωτήρ* S. 39, 41, 46.
- Corippus Iohann.* III 271 Textkritisches S. 79.
- Culex* 187 Textkritisches S. 186.
- cura* = *munus* zu *Augustus' Zeit* S. 58.
- curatus, -e* bei *Petron* S. 224.
- cursitare* fehlt bei *Cicero*; *Auct. ad Her.* IV 3, 4 S. 77.
- custodire* = *σώζειν* S. 41.
- custos* = *σωτήρ* S. 40; bei *Horaz* S. 42 u. A.; *c. maximus* (*Ἐρμῆς*) *σωτήρ μέγιστος* S. 52.
- Cyprian* nicht der Verfasser des *carmen De resurrectione mortuorum* S. 82 ff.
- Ps.-Cyprian De mont.* 3, p. 107, 14 S. 74.
- Dativ plur. auf *ης* bei *Herodot* S. 198.
- de* mit acc. bei *Chiron* S. 74.

¹⁾ Anfertigt von Professor Josef Reisch.

- delinque* bei Petron und Fronto
S. 225 f.
- Dianium* (Denia), nicht *Emporiae*
Kriegshafen des Sertorius S. 125 ff.
- Digesten XVII 1, 44 (Basilica XIV 1,
44) S. 72 f.
- Empedocleum, frgm. 134 (Diels)
Textkritisches S. 3 ff.
- Ennius Ann. 110 (Vahlen) S. 48.
Epist. pontif. 1056, 151 S. 74.
Ἐρμαιοὶ S. 52.
- Florus, *Verg. or. an poeta*(in.) Text-
kritisches S. 79.
- frons*, geometrischer Fachausdruck
S. 70.
- Fronto p. 88, 22 (N.) S. 79 f.; p. 202/3
delinque S. 226; p. 207, 4 S. 80;
p. 237, 22 S. 80; p. 185 ungewollte
Veröffentlichung, zu p. 185 (N.)
S. 119 f.
- Germania* s. Tacitus.
- Granius Licinianus Textkritisches
17, 3; 19, 1; 21, 1; 21, 8; 33, 9;
34, 9 S. 80 f.
- Helpis Zon CIL VI² 12116 Ἡ. ζών
S. 112.
- Hermogenes' Παρὶ μεθόδου δαιμόνητος
echt? S. 187 f.; Stilarten S. 188 ff.;
Unterschied zwischen Π. μεθ. ζών.
und Π. ζών S. 192 ff.
- Herodot VII 208, ion. Dat. plur. auf
γῆς S. 198.
- Hexen s. Werwolf.
- Hippokrates II. ἀρχαίης ἐγχευῆς c. 4
S. 120 f. Textkritisches S. 121.
- Horaz Vermittler der griechischen
Sotervorstellung S. 39 ff.; Sat.
I 4, 116 u. I 6, 81 ff. S. 43, 49 ff.;
Stellung zu Epikur S. 50; seine
Frömmigkeit, Merkur sein Schutz-
geist S. 50 f.; s. Vater aus der
tribus Horatia S. 53; Mitglied des
collegium Mercurialium S. 53; *uir*
Mercurialis S. 55; Carm. I 12, 49 ff.
S. 56 ff.
- Ἰακώβ Cumanus? S. 113.
- Iovis* Nominativform S. 46.
- Iuppiter conservator* auf Münzen S. 46;
I. *custos* S. 44; *Liberator* S. 45;
optimus maximus = Ζεὺς σοφίης
S. 45, 47, 57; Darstellung auf dem
Xantener Weihestein S. 60 f.
- Jupitersäule in Mainz S. 60.
- καίνοσθι Konstruktion S. 4.
- Κάβρασος Fluß? S. 201 ff.
- Lebensgüter, zur Wahl S. 198 ff.; die
Gottheit als Initiative des Tau-
sches S. 199; Fabel (Babrius 201
Cr.) das Analogon der *Menachon-*
welt S. 199; Ähnlichkeit mit dem
Eselsroman S. 200.
- Liebeslegie römische, Wahrheit u.
Dichtung darin S. 61 ff.; *Lesbia*,
Corinna, *Cynthia* S. 64 f.; *Sulpicia*,
Lygdamus S. 65 f.; *Delia* S. 68.
- Livius XXV 23, 12; XXXVI 32, 12
Lexikalisches u. Kritisches S. 70.
- Lucanus Phars. IX 239 Textkritisches
S. 81.
- Manilius Astron. I 214, I 790; III 112
Textkritisches S. 81.
- Martial IX 67 S. 113 ff.
- Martianus Capella I 29 u. II 120 Text-
kritisches S. 82.
- Memmiorum familia* p. 98 ff.
- Mercuriales viri* S. 52, 55.
- Merkur Schutzgott des Horaz S. 50 f.
- Mutian. Chrysost. hom. 81, 4, p. 435,
Z. 22 S. 74 f.
- Nepotiani Excerpta e Val. Max.* I 2, 3
Textkritisches S. 182.
- Panegyrici VI (VII) 3 Textkritisches
S. 182.
- Panopeus S. 110; P.-Panoptes S. 111.
- Petron, Reproduktion des *codex H*
S. 221 ff.; Sat. c. 26, 10 S. 222; 27,
1 u. 4 S. 222 f.; 28, 5 S. 223 f.;
28, 3 u. 4 S. 224 f.; 31, 8 u. 11

- S. 226 f.; 34, 8 S. 224; 50, 4; 52, 11 u. 53, 1 S. 227 f.; c. 61, 5—62, 14; 63, 1—64, 1 Werwolf S. 149 ff.; 112, 7 *nec di sinant* S. 119; Lücken in der *Cena*? S. 222 ff.; freie Wortstellung S. 222 ff., 226 f.; Euphonie S. 224, 227; Knappheit und Prägnanz des Ausdrucks S. 227 f.; vgl. *deinque*, Praesens, *supra*.
- Phaeaken - Zeusvolk - Poseidonvolk S. 108 f.
- Phaedrus IV 14 u. 15 enthält zwei aesopische *ἀνὰ* S. 200.
- Plinius Nat. hist. XXVIII 231 Kritisches S. 72.
- Porphyrus *Vita Pyth.* 27 S. 201 f.; *Καόνιστος* Flußname? S. 205.
- praecones* S. 54.
- Praesens für Futurum bei Petron S. 223.
- Praeteritum und Praesens bei Xenophon S. 12 ff.
- πρετῆρα* = *ῥεπουσία* s. Apokleten.
- Ps.-Cyprian De mont, 3, p. 107, 14 S. 74.
- Publius Syrus J 23 Meyer (252 Wölfl.), D 24 M. (146 W.) Textkritisches S. 182.
- quaeritare* Auct. ad Her. IV 6, 9 S. 77.
- Quintilian X 1 128 f. über Seneca S. 178; Declam. IX 7 S. 222 A. 3.
- redemptor* = *σωτήρ* S. 39.
- Rhadamanthys S. 109.
- Rutilius Namatianus I 187 u. 227 Textkritisches S. 183.
- Sallust *Hist.* III 6 (M.) S. 122 ff.; Interpretation und Textkritik S. 123 ff. — Iug. 52, 2 Textkritisches S. 183.
- salvator* = *σωτήρ* S. 39.
- Scheria-Kreta-Euboia S. 109 f.
- Scriptores hist.* Aug. IV 8, 12; XII 12, 7; XVII 13, 4—5; XXIV 30, 26; XXIX 7, 4 Textkritisches S. 183.
- Seneca Epist. 42, 4; 68, 3 S. 183 f.; 90, 20 Kritisches S. 71; 92, 6—7; 34—35 S. 184; Natur. Quaest. II 24, 3; 31, 1; III 30, 3; 30, 7 S. 184 f.; zu seinem literarischen Nachlaß S. 178 ff.; was sind *dialogi*? S. 178 f.; Epist. S. 182.
- Serm. Arrian. frgm. I 7, p. 611^B S. 74.
- siccare* Konstruktion S. 72.
- Sophokles ÖR. 798—813 Bericht über die Ermordung des Laios, Kritik und Erklärung S. 131 ff.
- strigae* Hexen S. 168 ff.; = *avidae volucres* S. 171 f.; Etymologie des Wortes S. 172 A.
- Superlativ statt Komparativ bei Hippokrates S. 120 f.; Textkritisches S. 121.
- supra* und *super* bei Petron S. 226 f.
- σωτήρ* bei den Römern, Skizzen zu Horaz S. 38 ff.; = *salvator* S. 39, 47 f.; = *redemptor*, *servator*, *adiutor*, *conservator* S. 39 u. 41; bei Cicero = *custos*, *conservator* S. 40 ff.; *soter* von Tacitus verschmäht S. 45; bei Horaz S. 49 ff.; Caesar Augustus S. 56 ff.; *τὸ ἑρπύρον τῷ σωτήρι* S. 57.
- Tacitus' *Germania* zur Erklärung 5, 1 S. 214; 6, 1 S. 212; 20, 2; 21, 2 S. 213; 26, 13; 30, 1 S. 214.
- tela ae* Webstuhl S. 71.
- Tertullian nicht Verfasser des *carmen De resurrectione mort.* S. 87 f.
- Tithonos Lichtgott S. 25 ff.; seine Verwandlung S. 27 ff.; Sage ätiologisch S. 32 f.; T. bei Homer S. 35; Motiv des unvollständigen Wunsches S. 36 f.; Bestimmung der Verwandlungsgeschichte S. 38.
- Tityos und Rhadamanthys S. 108 ff.; T. und Euboia S. 110.
- Valerius Flaccus *Argon.* VII 559 ff., Erklärung und Übersetzung S. 116 ff.

- Valerius Maximus I 8 Ext. 2 u. III 4, 2; VI 5 Ext. 1 Textkritisches S. 185 f.
- Velleius II 30, 6; II 114, 3; II 118, 3 Textkritisches S. 186.
- Vergil, *Similia* zu den Hirtengedichten, Ekloge IX. S. 206 ff.; V. 1, 2 ff., 7 f., 11, 14 f. S. 206; V. 17, 19 f., 23, 27 ff. S. 207; V. 30 ff., 33 ff., 37 f. S. 208; V. 40 ff., 41 f., 44 f. S. 209; V. 49, 51 ff. S. 210; V. 56, 57, 64, 66, 67 S. 211.
- Vergiliana Appendix*, *Culex* 187 Textkritisches S. 186; *Aetna* 638 ff. S. 187.
- Verwandlungen im Epos S. 27 f.
- Virgil. gramm.* Epist. 3 (p. 134, 34 H.) S. 75.
- Volkstribunen, ihre religiös-politische Sonderstellung S. 59.
- Werwolf und Hexen bei Petron S. 149 ff.; Verwandlung S. 158 u. Rückverwandlung S. 163 f.; Einfluß böser Mächte S. 164 f.; Hexengeschichte bei Petron S. 165 f.; Hexen unsichtbar S. 166 f.; hörbar S. 168; Zusammentreffen gefährlich S. 168 f., grausam S. 169 ff.; Bedeutung des Strohs S. 175 f.
- Wortstellung, freie bei Petron S. 222 ff., 226 f.
- Xenophon, Sprachgebrauch S. 11 ff.; Anab. I 4, 11 u. 5, 5 S. 12; I 5, 9 S. 15; I 10, 12 u. a. S. 15 ff.; als Ethnograph S. 19 ff.; Memoirenschriftsteller S. 22; Anab. V 3, 8—13 S. 22 f.; die Anab. vor 386/7 angesetzt S. 24; Anwendung des Praeteritums S. 12 ff.
- Ζεὺς σωτήρ = *Iuppiter custos u. conservator* S. 45; u. Caesar Augustus S. 56 ff.
- Zikaden als Spielzeug S. 31 f. u. A.

BUCHHANDLUNG
**OSKAR
HÖFELS**

WIEN, I., WALFISCHGASSE 14.

Sondergebiete:
Klassische Philologie und Archäologie.



Neuerscheinungen:

Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich.

Von Prof. M. Rostovtzeff. Übersetzt von Dr. L. Wickert. 788 Seiten mit 217 Abbildungen im Text und auf Tafeln. In 6 Lieferungen zu je RM 4.40. In 2 Leinenbänden gebunden RM 30.—.

Alexander der Große.

Von Geheimrat Prof. Dr. U. Wilckens. 326 Seiten. Geheftet RM 10.80. Leinenband RM 12.80. (Neben Alexanders Taten wird auch sein Innenleben in vielfach neuer Beleuchtung gezeichnet. Vor allem ist das Werden und Wachsen der Persönlichkeit Alexanders und das Können und Reifen der Ideen, die nacheinander in ihm erwachsen sind, zur Darstellung gebracht.)

Strack, Paul L.: Untersuchungen zur römischen Reichsprägung des zweiten Jahrhunderts.

Teil I: Die Reichsprägung zur Zeit des Trajan. 308 Seiten, 10 Tafeln. RM 40.—.

Jelusich Mirko: Caesar.

Der große Caesar-Roman. 504 Seiten. Leinen RM 9.—. (Als reines Kunstwerk genommen, vielleicht der beste Roman, der in den letzten fünf Jahren geschrieben worden ist, hoch erhaben über alle Modebücher.)

Gelegenheitskäufe:

Burckhardt, J.: Griechische Kulturgeschichte.

4 Bände, vollständige Ausgabe, statt RM 36.—, RM 20.—.

Georges: Ausführliches lateinisches Handwörterbuch.

I. Teil: Latein-deutsch. 8. Aufl. 1912. II. Teil: Deutsch-latein. 7. Aufl. 1882. 4 Bände, Halbleder, statt RM 87.— nur RM 65.—.

Heberdey: Altattische Poroskulptur.

Text- und Tafelband RM 70.—. (Seit Jahren vergriffen.)

Paulys Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft.

Neue Bearbeitung begonnen von Prof. Dr. Wissowa. I. Reihe, Band 1—13. II. Reihe, Band 1a—2a und Suppl. Band 1—4 in Halbleder (statt RM 1210.—) nur RM 800.—.

Seeck: Geschichte des Unterganges der antiken Welt.

6 Textbände mit 6 Anmerkungsbänden, statt des früheren Ladenpreises von RM 105.—, für RM 54.—.

X fg

Inhaltsverzeichnis

zu den

WIENER STUDIEN

Band XLVIII, Heft II.

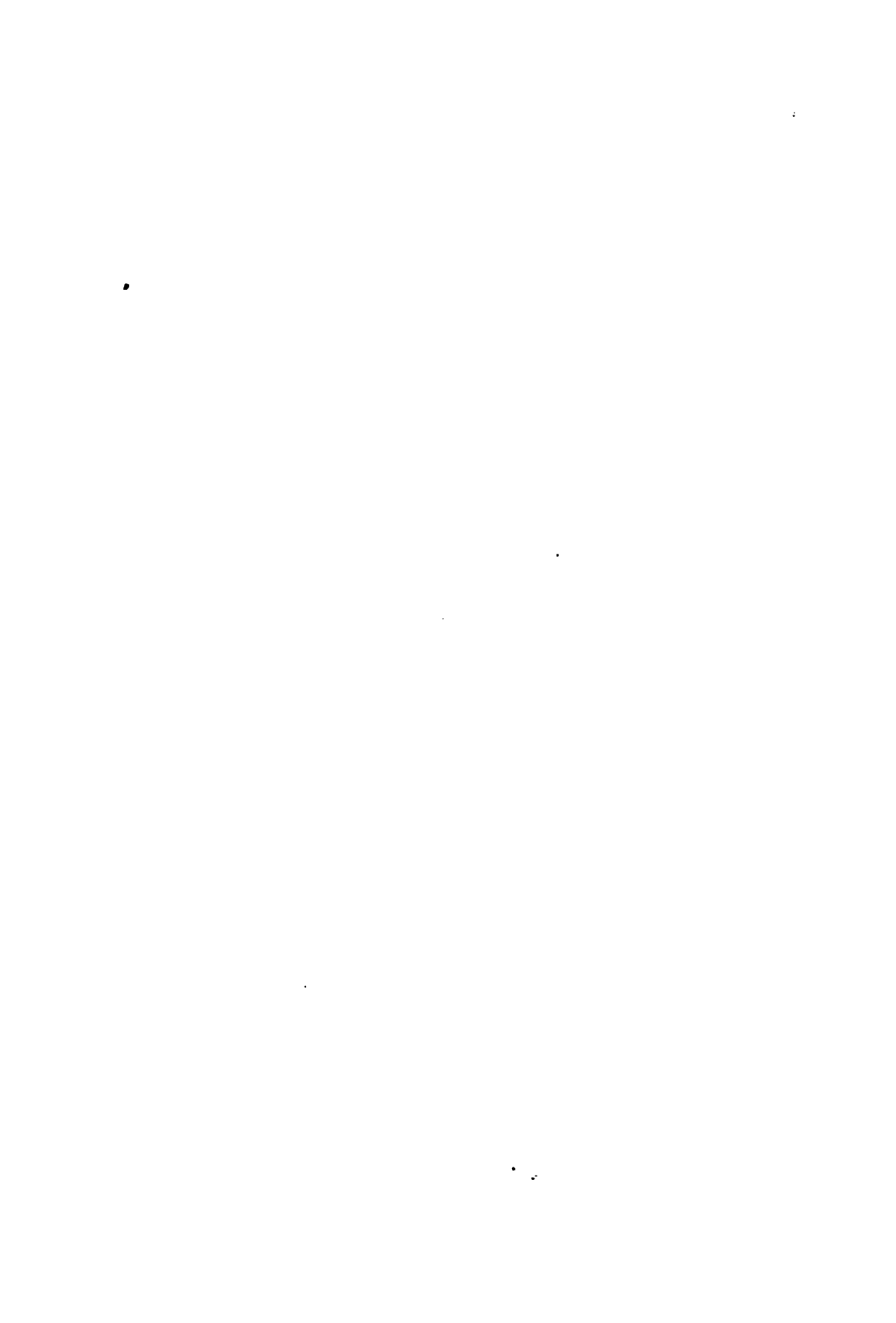
Abhandlungen:

Josef Mesk, Der Bericht über die Ermordung des Laios bei Sophokles (Ö. R. 798—813)	131
W. Schwahn, Die Apokleten der Ätoler und die Apoklesia der Lokrer	141
Mauriz Schuster, Der Werwolf und die Hexen. Zwei Schauermärchen bei Petronius	149
Alfred Kappelmacher, Zum literarischen Nachlaß Senecas	178
Fritz Walter, Zu lateinischen Schriftstellern. II.	182
Emil Bürgi, Ist die dem Hermogenes zugeschriebene Schrift Πιστ μεθόδου θεινότητος echt? I.	187

Miszellen:

Ludwig Radermacher, Herodot VII 208	198
Otto Weinreich, Zur Wahl der Lebensgüter	198
Ludwig Bieler, Zu Porphyrios <i>Vita Pythagorae</i> 27	201
Alexander Gaheis, Bemerkungen zu vielgelesenen Stellen der Schul- lektüre	206
Carl Weyman, <i>Similia</i> zu Vergils Hirtengedichten (VII.) Ekloge IX.	212
August Scheindler, Zur Erklärung von Tacitus' <i>Germania</i>	217
Edmund Hauler, Zu Petrons <i>Cena Trimalchionis</i>	221
Index	229





1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100